
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

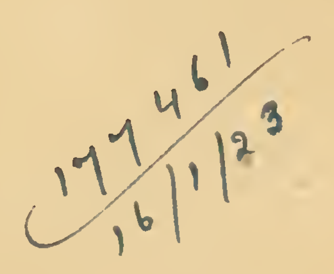
BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

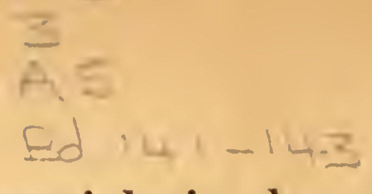
ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



75. JAHRGANG, 141. BAND
DER NEUEN SERIE 41. BAND



BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1921



Inhalts-Verzeichnis des 141. Bandes
der neuen Serie 41. Bandes

Abhandlungen

Seite

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Neuere Sprachen

Skandinavisch

Deutsch

Englisch

Romanisch

Französisch

Provenzalisch

Italienisch

Spanisch

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.[1]

(Fortsetzung.)

XX. Gerstenbergs Briefe an den Grafen Schimmelmann, im Besitz des Reichsarchivs in Kopenhagen und des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M.

1. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener und verehrungswürdiger Graf,

Da wohl Niemand die edle Emilie[2] gekannt hat, (von allem, was sie in dieser Welt, selbst unter dem besten Theile ihres Geschlechts, auszeichnete, ist nun hier nichts als ihr schöner verewigter Name übrig geblieben), der nicht lebhaft begriffe, was Ew. Excellenz durch ihren frühen Hintritt aus dieser Vergänglichkeit verlohren haben: so darf auch ich wohl sagen, daß ich den ganzen Umfang dieses großen und unerwarteten Verlustes mit innigster Theilnehmung empfunden habe. In der That hätten meine eignen häuslichen Leiden, mit denen es Gott gefallen hat, mich seit einiger Zeit in vollem Maaße zu prüfen, keinen bittereren Zusatz erhalten können, als die Vorstellung, daß sie, die Einzige, nicht mehr ist, die Ew. Excellenz für so viele Verdienste eines geschäftvollen und wohlthätigen Lebens schon diesseits des Himmels belohnen konnte. Wie gegenwärtig ist sie mir itzt, da ich dieß schreibe, mit jedem unnachahmlichen Reize ihres holdseligen Lächelns! mit jedem unnennbaren Zuge ihres grundgütigen Charakters! Ich glaube sie vor mir zu sehen in dem lichthellen Gewande eines Engels, ihren himmlischen Blick unverwandt geheftet auf den, der noch vor wenig Wochen das höchste Gut ihres irdischen Lebens war: als wollte sie sagen — Trauere nicht, du Geliebtester unter den Menschen! auch hier wird die Seligkeit deiner Emilie durch die Gewißheit erhöht, ewig und unwandelbar dein zu seyn. Kein Zustand weder im Himmel noch auf Erden kann Bande auflösen, die für alle Ewigkeit gebunden wurden. Und wäre ich bereits heute ein Cherub auf der letzten Stufe göttlicher Herrlichkeit, so würde ich doch ewig nicht aufhören können, Deine Vermählte zu seyn.

O möchte diese Hand und diese hellen Locken
   Dir sichtbar seyn: ich trocknete
Mit dieser Hand, mit diesen goldnen Locken
   Die Thränen, die Du weinst.
Ich schreite jeden Tag, der dich dem Himmel nähert,
   Dein ganzes Leben, um dich her.
Auch dieß ist Lohn des früh errungnen Zieles:
   Und nenne dich vor Gott.

---

[1] Allgemein verweise ich auf den inzwischen erschienenen ersten Band meiner Biographie Gerstenbergs (Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung).
[2] Schimmelmanns Gattin, Charitas Emilie v. Buchwald.

Ich habe lange bey mir angestanden, verehrungswürdiger Graf, ob ich mir anmaaßen könnte, ein Wort der Beruhigung oder des Trostes an Ew. Excellenz unter solchen Umständen zu schreiben, da ich nur mein eignes Herz zu fragen brauche, ob es auch wohl sonst noch ein anderes Beruhigungsmittel gebe, als Ergebung in den göttlichen Willen. Ich habe mich enthalten, meine Empfindungen bey freudigen Veranlassungen zu äußern, und glaubte, es gezieme mir um so viel mehr, auch bey Veranlassungen so trauriger Art zu schweigen. Da inzwischen mein unschätzbarer Freund, Herr Graf Stolberg, mich durch die Versicherung ermunterte, daß Ew. Excellenz den Charakter meines Herzens insbesondere auch in dem Verhältnisse eines Ehemannes desjenigen Grades der Achtung würdigen, der dem Ausdrucke wahrer und ungefärbter Mitempfindung bey den großen Prüfungen der göttlichen Vorsehung allein einen Werth geben kann: so habe ich es dennoch gewagt, wenigstens diejenigen Gründe zu erwähnen, denen ich es zutraue, daß sie auf mich selbst noch einige Wirkung in einem Falle thun könnten, den ich mir sonst nicht anders als mit Schrecken und Entsetzen zu denken weis. Ich schließe mit den eifrigsten Wünschen, daß Gott jede Kraft seiner allbelebenden Gnade herablassen möge, Ew. Excellenz noch ferner und bis in das späteste Alter zu dem wichtigen Berufe zu stärken, zu welchem er Sie zur Wohlfahrt eines wachsenden Staates und zum Muster der Menschlichkeit ausgewählt hat, und ich beharre mit der größten dankvollsten Ehrerbietung lebenslang

Ew. Excellenz ganz unterthäniger Diener

Lübeck den 7ten März 1780. H. W. v. Gerstenberg.

2. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Deputirter, Ritter p.

Nie hat ein Brief mich in eine so außerordentliche Lage gesetzt, als der, den ich von Ew. Excellenz zu erhalten die Gnade hatte. Gott im Himmel! es war ein herrlicher, ein väterlicher herzvoller Brief! ein Brief voll Edelmuths und Herablassung! ich hätte ihn augenblicklich beantworten sollen. — Aber der Inhalt war für die ganze Zukunft meines Lebens unendlich wichtig; es galt Entscheidung. Ew. Excellenz verweisen mich zugleich auf Boiens Ankunft, von dem ich die näheren mündlichen Erläuterungen erwarten sollte; und Boie, der sich mit der freundschaftlichsten Theilnehmung in ein weitläuftiges Detail meiner näheren und entfernteren Bedürfnisse, meiner itzigen und meiner künftigen Ausgaben einließ, glaubte auch seinerseits wieder andre Erläuterungen einziehen zu müssen, die er mir schriftlich mittheilen wollte. In dieser Suspension sind nun meine Angelegenheiten geblieben, bis die große Nachricht von Resignationen im Staate einlief, die mich sehr wahrscheinlich weiter als jemals vom Ziele entfernt hat. Gott allein weiß, was mir noch bevorsteht! Es ist denn nun freylich, wie auch Boie mir vor 14 Tagen schrieb, der Zeitpunkt nicht, Ew. Excellenz mit den Klagen eines Unglücklichen zu belästigen (ach die ganze Erde ist des Elends voll!) Nur dieß Einzige, verehrungswürdiger Graf, erlauben Sie mir itzt zu bitten, daß der Abzug von meiner Gage, den Sr. Excellenz der Herr Graf von Moltke, auf den Anfang des bevorstehenden Jahres angesetzt hatte, noch einige Zeit aufgeschoben werden möge. Das Finanz-Collegium muß befriedigt werden, ich begreife es ganz; alle meine Gläubiger müssen es,

sollen es; es ist ja der erste Wunsch aller meiner Wünsche, und ich wäre weniger elend, wenn er, dieser erste große Wunsch, nicht längst an der Ruhe meines Herzens nagte. Aber höchst notwendig ist und bleibts mir, daß Abzug und Ressource mit einander in Verbindung bleiben, wie Ew. Excellenz mir selbst den Plan an die Hand gegeben haben. Was für Ressourcen hätte ich wohl itzt? Alles, alles ist dicke Finsterniß um mich her, und der Quell, der mich laben soll, lispelt mir nirgend durch die undurchdringliche Nacht.

Es ist mein tägliches und stündliches Gebet zu Gott, daß er Ew. Excellenz und jedes edle Herz, dessen der Staat bedarf, zur Wohlfahrt des Einzelnen wie des Ganzen lange lange bewahren wolle. Ich kann aus dieser Fülle meiner Seele, die mich drängt, nichts hinzusetzen, als daß ich nie aufhören werde, mit jeder Verehrung zu seyn

Ew. Excellenz ganz unterthäniger Diener

Lübeck den 21ten Decemb(er) 1780. H. W. v. Gerstenberg.

3. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Commerz-Minister, Ritter p.

Ewr. Excellenz Stillschweigen hatte mich freylich sehr gebeugt: aber ich konnte nicht zweifeln, ich glaubte bis auf den letzten Augenblick; und ich danke dir, o mein Gott, du Vater aller, du, dessen gewaltige Hand tief in den Staub erniedrigt, aber mächtig wieder emporrichtet, o Gott, ich danke dir, daß auch dieser Glaube nicht unbelohnt geblieben ist!

Ich kann mir nun, auf einige Monate wenigstens, einen Schimmer von Seelenruhe versprechen: recht hell und lauter wird meine Sonne doch schwerlich je wieder scheinen; es ist irgendwo schon zu trübe.

Insbesondere, gnädiger Graf, dank ich Ewr. Excellenz für die Art, mit der Sie mir ausgeholfen haben; sie zeigt Achtung für mein Unglück an, wie sie nur großen Seelen eigen ist, und giebt mir einige Hoffnung für die Zukunft. Ich lege, dero Befehle gemäß, die Assignation auf meine Consulatgage mit dankbarem Herzen hiebey an; was ich darinn unbestimmt gelassen habe, kann und muß von Ewr. Excellenz allein nur bestimmt werden.

Ew. Excellenz erinnern mich an Ihr wahrhaftig edles Schreiben vom 12. Aug. 1780, und scheinen mir einen gelinden Vorwurf zu machen, daß ich dero mir damals gegebenen und mit des Grafen von Bernstorf Excellenz concendierten Vorschlägen nicht gefolgt bin. Gnädiger Graf, ich habe Ihre Güte, Ihre Herablassung, tief in dem Innersten meines Herzens gefühlt, glaube es mehr als einmal gesagt zu haben, und wiederhole es hier vor Gott, er soll mir unvergeßlich seyn, dieser herrliche, menschenfreundliche Brief. Allein er gründete sich auf eine Voraussetzung, die sich weder in meiner damaligen noch itzigen Verfassung fand; er setzte voraus, daß eine Einschränkung meiner Oekonomie noch möglich wäre. Ich habe es aber der Überzeugung aller meiner hiesigen Gläubiger von der wirklich äußersten Einschränkung, unter der ich lebe, ganz allein zuzuschreiben, daß sie bis itzt noch Nachsicht mit mir gehabt haben; und es wäre eine vorgespiegelte Aufopferung, deren ich unfähig bin, gewesen, wenn ich an eine Seite, um mir Ewr. Excellenz gute Meynung zu erhalten, 600 Th. von meiner Gage hingegeben hätte, die ich, da weder Boie, noch ein Verleger sie mir mit Zuverlässigkeit versprechen konnte, nicht anders als durch die grausamsten

Palliatif-Mittel von einer andern Seite wieder herbeyzuschaffen gewußt hätte. Wie so was an der Wurzel des Lebens nagt, fühl ich, der ich mein eignes Leben für nichts, aber ein gewisses andres desto mehr achte, mehr als ich ausdrücken kann. Wollte Gott! es gäbe noch irgend in mir oder außer mir eine sichre Hülfsquelle! längst hätte ich den besten Theil meines Unterhalts mit Freuden dahin gegeben.

Etwas will ich inzwischen diesen Winter versuchen: vielleicht erfahre ich dann gewisser, ob noch diesseits des Grabes — nicht Glückseligkeit, die mir nicht beschieden war, sondern nur Beruhigung für meine vielgeliebten mich Übrlebenden zu finden sey.

Ich bin ewig mit der wärmsten Erkenntlichkeit und der innigsten Verehrung

Ewr. Hochgräfl(ichen) Excellenz ganz unterthäniger

Lübeck 28ten Oktober 1782. Gerstenberg.

4.[1] (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Commerz-Minister, Ritter p.

Sechs Monathe sind nun seit dem Verkauf meiner Bedienung verflossen, und Ehre, Pflicht, und Gewissen fordern mich auf, die Ungeduld meiner noch übrigen Gläubiger, die zum Theil schon aufs höchste gestiegen ist, nicht noch länger zu ermüden. Für mich selbst, für die fernweitige Wohlfahrt meiner zahlreichen Familie habe ich in aller dieser Zeit nur die Überzeugung gewonnen, daß ich auf jede Ressource Verzicht thun müsse, die außer dem kleinen Capital liegt, das mir nach Abzug meiner Schulden noch übrig bleibt, und für welches ich meine bisherige Einnahme von 1500 Th. aufgeopfert habe. Ob ich gleich selbst nie aus eigner Wahl daran gedacht habe, den Weg des Verkaufs einzuschlagen, sondern mich in diesem ganzen Handel blos einer höheren Verfügung unterwarf: so weiß ich doch gar wohl, daß ich von nun an für die Veränderung der Grundsätze werde büßen müssen, die seitdem über den Punkt des Chargen-Verkaufs entstanden ist; und mit eben dieser Veränderung verschwindet auch meine Hoffnung auf jede andre Art der Unterstützung, deren ich sonst vielleicht wohl als ein in Gnaden entlassener Königl Bedienter gewürdigt worden wäre, wenigstens in so fern ich die Umstände meines Abgangs mit denen so vieler Anderer vergleiche, die zum Theil ihre Demission wirklich ertrotzt, und doch ansehnliche Pensionen und Gnaden-Versprechungen davon getragen haben. Ich kann mich also von diesem Augenblick an als einen Menschen betrachten, der, wiewohl etwas spät, eine völlig neue Laufbahn betritt, und sich seinen notdürftigen Unterhalt in der Welt aus eigenen Kräften, so weit diese reichen, zu verschaffen hat. Meine Absicht, gnädiger Graf, ist nach Eutin zu ziehen, und da mit einigen meiner Freunde einen Plan zu entwerfen, wie ich mir zu dem Belauf meiner wenigen Zinsen noch nebenher noch etwas erwerben könne. Weil aber dergleichen Entwürfe durch viele nicht vorzusehende menschliche Zufälle, Krankheiten, Hindernisse, vermehrte Ausgaben p. auf eine ungewisse Rechnung hinauslaufen, und der wirkliche Erfolg, ehe alles ins gehörige Gleis kommt, von Zeit, Umständen, und Erfahrung abhängt:

[1] Am Kopf des Briefes findet sich von Schimmelmanns Hand die Bem.: 'Eingegangen am 4ten Juni, beantw. d. 5ten — daß man das Geld nicht zur Disposition habe, folglich ihm nicht damit helfen.'

so ist es der Vorsicht gemäß, mich wider die Gefahren eines augenscheinlichen Minus wenigstens gleich in dem ersten Jahre einigermaßen gesichert zu wünschen; und ich weiß diese nothwendige Rücksicht mit der eben so dringenden, mich meiner Schulden zu entledigen, nur durch folgende Mittel zu vereinbaren, welches ich Ewr. Hochgräflichen Excellenz in unterthänigster Zuversicht auf dero fortdauernde gnädige Gesinnung hier vorzulegen mir die Freyheit nehme.

Nach den ersten 3000 Th., die ich auf die gesamte Masse meiner Schulden abgetragen habe, stehen itzt noch 17000 Th. bey der Landschaft Süder-Dithmarschen, die mir von nächstbevorstehenden Kieler-Umschlag[1] an, zu 4 P.C. gerechnet, 680 Th. eintragen, wozu noch die Pension meines Nachfolgers von 100 Th. hinzu kommt, so daß nach Michaelis dieses Jahres, als dem Termin, da die mir noch vorbehaltene Gage aufhört, zu meiner ganzen Subsistenz bis zum Kieler Umschlag 1786, also für 1½ Jahre (wenn ich das erste Quartal dieses Jahres, für welches das Königl[iche] Finanz-Collegium meine Gage zurückbehalten hat, mit dazu schlage), 780 Th. haben würde, wofern ich nicht von eben diesem Capital gleich itzt schon eine Summe von wenigstens 4000 Th. abziehen müßte, um theils noch einen Rest meiner Schulden zu tilgen, theils meine erste Einrichtung zu machen, und allerley Unkosten zu bestreiten, die bey jeder Veränderung eines langen Aufenthaltes vorfallen: bleiben also nach Abzug dieser 4000 Th. meine ganze Einnahme auf 1½ Jahre nur noch 620 Th. Ich zweifle sehr, ob ich in Eutin jährlich mit 900 Th. werde auskommen können: folglich verfiele ich von den 1350 Th., die dieß für 1½ Jahre beträgt, gleich in einen Rückstand von 730 Th., die ich von dem Überreste meines Capitals, nämlich 13000 Th., ersetzen müßte. In dem zweyten Jahre 1786 ginge es mir wahrscheinlich nicht viel besser, da ich nun schon den Hauptstuhl um 730 Th. gemindert hätte, und doch schwerlich gleich in dem ersten Jahre, mit dem sich die Wirkung meiner Industrie anheben sollte, auf neue Zuflüsse sonderlichen Betracht nehmen dürfte.

Mir schaudert vor einer solchen Berechnung; und ich will lieber gleich auf das Mittel kommen, wodurch dem Übel meiner Meynung nach wenigstens auf die ersten beyden Jahre vorgebaut werden könnte. Dieß Mittel biethen mir meine müßig liegenden Obligationen der Landschaft Süder-Dithmarschen dar, sobald ich Gelegenheit fände, einen Theil derselben gegen das Anlehn jener Summe der 4000 Th. unter leidlichen Bedingungen auf Hypothek auszusetzen. Ich nehme an, daß mein Creditor den Werth von 6000 Th. in diesen Obligationen für die baare Anleihe der 4000 Th. empfinge, und sich dagegen in zwey Jahren gefallen ließe, die Zinsen stehen zu lassen, für die er in dem Überschusse der 6000 Th. hinlängliche Sicherheit hätte. Alsdann liefe meine jährliche Einnahme von 780 Th. während dieser zwey Jahre ungehindert und unverkürzt fort, ich legte einen Theil des aufgenommenen Geldes für das Minus in dem ersten Jahre zurück, und wendete die Zwischenzeit dazu an, um mir die Zinsen von den 4000 Th. fürs künftige entbehrlich zu machen, und also nach Verlauf zweyer Jahre meine Obligationen wieder einzulösen.

Der Etatsrath Traut, dieser wohlgesinnte und thätige Freund, der die Forderungen meiner Hauptgläubiger in Kopenhagen auf sich genommen hatte, hielte Anfangs dafür, daß ich meine sämtlichen Schulden, wo möglich, so lange zinsenfrey stehen lassen möchte, bis ich auf andre Art versorgt

[1] Die Kieler Messe.

seyn würde. Da ich das aber nicht möglich zu machen, und durch Umstände, die Ewr. Hochgräfl. Excellenz noch erinnerlich seyn werden, mich in der mir etwa vorher gemachten Hoffnung bestärkt fand, daß ich mich einer baldigen Beförderung zu getrösten haben dürfte, aus beiderley Grund also mit der Bezahlung meiner Schulden sofort den Anfang machte, und 3000 Th. auf einmal abtrug: so veränderte das, wider alle vernünftige Erwartung, die Gesinnung der vorerwähnten Kopenhagener Gläubiger, daß Traut plötzlich mit meinen dortigen Schulden ins Gedränge kam, und mir einen Termin nach dem andern, immer nur von 14 Tagen setzte, wie er mir denn eben einen solchen 14tägigen Termin noch mit der vorletzten Post aufs neue gesetzt hat.

Ewr. Hochgräfl Excellenz sind also wirklich der einzige meiner Gläubiger (denn daß ich Hochdieselben persönlich dafür erkennen müsse, lehrt mich das Stillschweigen des General-Commerz-Collegii über die ehemals gethanen Vorschüsse, welches ich sonst nicht zu erklären wußte), der bisher eine auf Billigkeit und Umstände gegründete Nachsicht mit mir gehabt hat; und eben dieß bringt mich auf die Gedanken, daß ein so wahrhaftig edelgesinnter hoher Gönner sich wohl auch entschließen möchte, die oben gedachte auf 6—7 oder mehrere 1000 Th. zu bestimmende Hypothek in landschaftlichen Obligationen von mir anzunehmen, und auf der einen Seite die eignen Forderungen dadurch zu sichern, auf der andern aber mir durch die bedürftige Summe der 4000 Th. ein leichtes Mittel an die Hand zu geben, wie ich Traut außer Verlegenheit setzen, und zugleich meine nothwendigen Ausgaben p. zu meiner vorhabenden Einrichtung bestreiten könne. Sollte Ew. Hochgräfl. Excellenz nun noch diese letzte Gnade für mich haben wollen, die mir so äußerst wichtig und unentbehrlich ist, und die ich sonst von Niemandem zu erlangen weiß: so würden von gedachtem Darlehn 2000 Th. an Herrn Etatsrath Traut gleich zur Stelle ausbezahlt werden können, und die übrigen 2000 Th. würde ich mir hier zu bevorstehendem Johannis, da ich von hier ziehen muß, weil meinem Hauswirthe auf diesen Termin aufgekündigt ist, in klingender Münze unterthänigst erbitten. Eben dieser nahe Termin aber dringt mir den angelegentlichsten ehrfurchtvollsten Wunsch ab, daß Ew. Hochgräfl Excellenz mich dieserhalb mit einer baldmöglichsten gnädigen Antwort zu erfreuen geruhen, und überhaupt mein gegenwärtiges Anliegen, das augenscheinlich durch die allertriftigsten Bewegungsgründe veranlaßt ist, mit Dero gewöhnlichen menschenfreundlichen Gesinnungen beurtheilen wollen. Die Beylage ergiebt übrigens das Formular der hienächst auf weiteren hohen Befehl originaliter einzusendenden Obligationen, nebst der, auf Verlangen per ad Notarium zu fidinidirenden, Clausel in der Jessenschen Obligation, durch welche mir das Eigenthum über jene landschaftlichen Verschreibungen übertragen und eingeräumt worden.

In sehnsuchtvollen Erwartung einer gnädig genehmigenden Antwort habe ich die Ehre, mit der tiefsten unverbrüchlichsten Veneration lebenslang zu beharren

Ewr. Hochgräfl Excellenz ganz unterthäniger Diener

Lübeck den 31ten May 1784. H. W. v. Gerstenberg.

Sollte ein ungünstiges Schicksal mich wider alles Verhoffen eine Fehlbitte thun lassen, so wäre mir doch gar zu viel daran gelegen, zeitig genug davon unterrichtet zu werden; ich schmeichle mir aber, daß es Ewr. Excellenz edlem Herzen unmöglich seyn wird, das Glück eines alten treuen Dieners nicht vollenden zu wollen, für den Sie bisher so viele Gnade gehabt haben.

Beilage zu Nr. 4.

I.

Abschrift einer per vim contractus mir zugehörigen Obligation der Landschaft Süderdithmarschen, der die übrigen, mutatis, mutandis, bis auf die Summe von 20000 Th. völlig gleichlauten.

N. 14. (Stempelbogen) Sechzehn Rthl

Wir Endesbenannte, Königl Etatsrath und Landvoigt, Kammer-Rath, Commerz-Rath und Kirchspielvoigte, als Gerichtspersonen und Landespfennigmeister, wie auch Landes- und kirchspiels Gevollmächtigte und andre mit untergeschriebene Eingesessene des Süderntheils Dithmarschen Uhrkunden und bekennen hiermit und in Kraft dieses, für Uns, unsere Erben und Nachkommen, im Namen und von wegen angeregter Landschaft, daß wir den hochwohlgebohrenen Herrn Mathias Reinhold von Jessen, Ihro Königl Majestät zu Dännmark, Norwegen p. hochbetrauten Etatsrath und Landschreiber in Süder-Dithmarschen, und dessen Erben, wohier, wissentlicher, und wolgeständiger Schuld, schuldig und pflichtig seyn = Viertausend Reichsthalern, welche wir von demselben in guter grober couranten Münze, auf einem Brete baar empfangen, und in der Landschaft scheinbaren Nutzen hinwiederum verwendet haben, derohalben wir aus der Exception: non numratae vel in rem nostram non versae pecuniae, ausdrücklich begeben. Gereden, loben, und verpflichten uns demnach hiemit für uns, unsere Erben und Nachkommen, im Namen und von Wegen obberegter Landschaft, wohlbemeldeten Herrn Gläubigern, dessen Erben, oder dieses Briefs getreuen Inhabern, obbemeldetes Capital der viertausend Reichsthaler, grob Courant, alle Jahr, und jedes Jahr besonders, so lange dasselbe bey uns unabgelöset stehen bleibt, in Octavis Trium Regum mit Vier pro Centum zu verzinsen, und welche Zinsen, gegen des Herrn Gläubigers, oder dieses Briefs getreuen Einfahrers, Quitung, zu bezahlen, auch damit solchergestalt ein Octavis Trium Regum des Eintausendsiebenhundertundsechsten Jahres den Anfang zu machen. Da aber obbesagtes Capital länger zinsbar stehen zu lassen, einem oder andern Theile nicht beliebt, soll dasselbe dem andern ein halb Jahr vorher die Loskündigung schriftlich oder mündlich zu thun berechtigt seyn, und wenn solches geschehen, so sollen und wollen wir und unser mit beschriebener, in deren nächst darauf folgenden Octavis Trium Regum, das Capital, zusamt allen verfallenen Zinsen und verursachten Kosten, in einer unzertheilten Summe, in empfangener Münze wiederum zu bezahlen verpflichtet, Herr Gläubiger auch nicht gehalten seyn, einige Portionlies Solution an Land, Vieh, Waaren und dergleichen anzunehmen. Damit nun der Herr Creditor, und dessen mitbeschriebenes, angeregtes Capital sowohl, wie auch der verschriebenen Zinsen, und über Verhoffen verursachten Kosten und Schadens desto besser gesichert seyn mögen: Als versehen und verpfänden denenselben wir hiemit unsere und unserer mitbeschriebenen eigne, auch erstgemeldeter Landschaft gesammte Eingesessenen, sämtliche Beweg- und unbewegliche, itzige und künftig überkommende Haabe und Güter, keine davon ausbeschieden, dergestalt, daß Sie, auf den Fall der nicht erfolgten beschriebenen Zahlung, daraus dieselbe zu suchen, und zu nehmen berechtigt seyn mögen. Dawider uns und unsere mitbeschriebenen nicht schützen noch befreyen sollen einige Exceptiones oder Ausflüchte, geistlich oder weltlich Gebot oder Verbot, kein Statutem Provinciale, kein widriger Landesgebrauch, und was der-

gleichen mehr schon ersonnen oder künftig noch denen Debitoribus zu gute mag ersonnen werden, viel weniger die Regula: genzelen remendationem non valere, nisi praecessit pecialis, maßen diesen allen, absonderlich der Exception, rei non sic, sed aliter gestae, und übrigen allen, wie die Namen haben mögen, kraft dieses wohlwissentlich uns begeben. Alles ohne List und Gefährde. Zur Urkunde haben Wir diese Verschreibung mit eignen Händen, anstatt und von wegen der Landschaft untergeschrieben, und mit unsern Pettschaften versiegelt. So geschehen Melldorf in Octavis Trium Regum des Eintausend Siebenhundert Neun und Fünfzigsten Jahres

(L S) Eggers (L. S) Claus Lienau
(L S) Thießen pp H. Karstens pp
[in allem 32 Namen].

II.

Aus den Obligationen des p. t. Herrn Residenten von Jessen und dessen Frau Mutter d. d. 11. und 15. Febr. 1784

Besonders aber wollen wir sieben von der Süderdithmarschen Landschaft ausgestellten und mir, der Etatsräthin Anna Christina Hedewig von Jessen, geb von Rheder, zuständige Pfand-Verschrbg. als:

1)	d. d. Oct. trium regum	1759	auf 4000 Th. grob Cour.
2)		1760	500 Th.
3)		1762	600 Th.
4)		1765	900 Th.
5)		1766	2000 Th.
6)		1774	1500 Th.
7)		1775	500 Th.

und die mithin zusammen zehntausend Reichsthaler betragen, hiermit plenoite dominii originaliter cediret und in des Herrn Verkäufers Händen überliefert haben, um sich daraus semper tamen salvo iure variandi nach Willkühr bezahlt zu machen, gleich wie uns dann von dieser unserer Schuldverschreibung nichts als die wirkliche baare klingende Bezahlung des völligen Capitals, der Zinsen und eventuellen Unkosten befreyen soll.

5. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Rath, Staats-Minister, Ritter p

So fest ich darauf gerechnet hatte, gnädiger Graf, den ganzen Belauf des von Ewr. Hochgräflichen Excellenz mir angediehenen Vorschusses im dießjährigen Kieler-Umschlage auf einmal abtragen zu können, so schwer, ja unmöglich wird es mir, mich dieser Verpflichtung nach der Strenge und nach ihrem völligen Umfange zu entledigen. Wie unendlich schmerzhaft es mir seyn müsse, besonders unter den itzigen Umständen, auch nur den entferntesten Anschein wider mich zu haben, als ob ich entweder so unbedachtsam, oder so unordentlich in meinen wichtigsten Angelegenheiten, seyn könnte, die Nachsicht Ewr. Excellenz im eigentlichsten Verstande zu misbrauchen, läßt sich besser denken, als sagen. Die bloße Furcht, mich einem solchen Verdachte auszusetzen, müßte mir schon die Feder lähmen, wenn es allein auf die Frage ankäme, ob ich nicht mein Möglichstes thun sollte, das Ganze lieber, als die Hälfte, von dem Belauf meiner geringen Kieler-Ressource abzunehmen. Ich sehe aber, gnädiger Graf, eine ungeheure Menge von theils

unvermeidlichen theils nöthigen Ausgaben vor mir, daß ich kaum bis Johannis, geschweige bis künftigen Umschlag, auszureichen weiß. Meine beiden ältesten Söhne sollte ich nothwendig auf die Universität schicken; und wenn ich so glücklich wäre, die Haderslebener Bedienung zu erhalten, so würde und müßte das auch noch zu Ostern geschehen. Meine beiden ältesten Töchter sollte ich dieses Jahr nothwendig zur Confirmation gehen lassen. Die Ausgaben häufen sich, drängen sich von allen Seiten, und noch nirgends sehe ich einen Strahl des Lichts, wo ich sie nur für die unentbehrlichsten Bedürfnisse hernehmen soll. Meine Hoffnungen auf eine baldige Beförderung werden mit jedem Tage, mit jeder neuen Nachricht von den großen Veränderungen um uns herum, schwächer, unsichrer. Ach gnädiger Graf! meine Lage ist entsetzlich!

Nach langem Kampfe, wozu ich mich entschließen sollte, sehe ich mich doch noch gedrungen, Ewr. Hochgräflichen Excellenz gnädige Genehmigung zu erbitten, daß ich von meiner Schuld für dießmal nur etwa die Hälfte mit 300 Th. abtragen dürfe, und, wenn mir dieß zugestanden würde, unterthänigst anzufragen, ob ich die 300 Th. hier in Hamburg ausbezahlen, oder in dänischen Banknoten nach Kopenhagen absenden solle? In Bereitschaft stehen sie schon seit dem Ablaufe des vorigen Monaths. Nicht die wirkliche Ablieferung derselben, sondern die beschämende Vorstellung, meine Verpflichtung nur zur Hälfte, oder vielmehr nicht einmal zur Hälfte, zu erfüllen, ist mir schwer geworden, und hat mein gegenwärtiges Schreiben verzögert.

Mit der tiefsten Veneration ersterbe ich

Ewr. Hochgräflichen Excellenz p ganz unterthäniger Diener

Altona den 18ten Febr. 1791. H. W. v. Gerstenberg.

6. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimerath,
Staats-Minister, Ritter p

Ewr. Hochgräflichen Excellenz gnädiger Verfügung zufolge habe ich die Summe von 300 Th. Schlesw. Holst. Courant in klingender Münze, und zwar in Species-Thalerstücken, an den Herrn Bank-Direktor Gebauer unterm 5ten dieses abgeliefert, wovon derselbe vermuthlich mit der heutigen Post den Empfang einzuberichten nicht ermangeln wird. Meine Rührung, gnädiger Graf, über den ausnehmenden Grad von innerer Herzensgüte und wahrer Hoheit der Seele, den der übrige Theil dero gnädigen Schreibens ausdrückt, ist unbeschreiblich. Ich glaube der Zukunft mit größerer Beruhigung, als jemals, entgegensehen zu dürfen, wenn es meinen Söhnen gelingen sollte, sich der hohen Protektion würdig zu machen, die Ew. Hochgräfliche Excellenz nicht allein persönlich mir selbst, sondern auch diesen Jünglingen für ihre herannahenden reiferen Jahre, durch solche Beweise einer mehr als gewöhnlichen Herablassung und Theilnehmung zu versichern die Gnade haben. Da Ostern schon zu nahe herangerückt, und meine Aussicht auf die Haderslebner- oder eine andre Stelle noch zu unbestimmt ist, als daß ich mir schon einen Plan auf drey Jahre hinaus für die Studien meiner Söhne zu machen getraute, so werden sie dieß Jahr schwerlich nach Kiel kommen, und sich desto angelegener seyn lassen, ihre Zeit hier noch gut anzuwenden. Sollte ich unterdessen so glücklich seyn, eine Bedienung mit einer verhältnißmäßigeren Einnahme, als meine gegenwärtige ist, zu erhalten, wie Ew. Excellenz mir durch die gnädigen Versicherungen, welche Hochdieselben mir theils von den Ge-

sinnungen Dero eignen hohen Wohlwollens, theils von Seiten Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Bernstorf, zu geben geruhen, die erfreuliche Hoffnung dazu machen: wie unerwarteter Weise hätte dann die göttliche Vorsehung den Weg vor ihnen her gebahnt, und wie leicht und muthig würden sie in jene neue Laufbahn ihres bürgerlichen Lebens hineintreten!

Mit der tiefsten und dankvollsten Verehrung ersterbe ich

Ewr. Hochgräflichen Excellenz p ganz unterthäniger Diener

Altona den 8ten März 1791. H. W. v. Gerstenberg.

7. (Frankfurt.)

Gnädiger Graf,

Ew. Exzellenz haben die Gnade gehabt, mir mündlich zu erlauben, daß ich mich über die Ursachen, die mich nöthigen, um eine Zulage aus der Lotto-Casse anzusuchen, schriftlich näher erklären dürfte. Ich glaube durch die That bewiesen zu haben, daß ich nicht gerne sollicitire. Ich habe in den theuersten Jahren, die wir erlebt haben, mich — fast möchte ich sagen ohne Beyspiel — enthalten, Ewr. Excellenz mit Bitten um Zulage beschwerlich zu fallen, weil mir immer noch das Mittel übrig blieb, meine wenigen dringenden Bedürfnisse in eben dem Verhältnisse einzuschränken, wie die Pretia rerum stiegen, ob sie gleich, wie ich als allgemein anerkannt voraussetzen darf, seit 10 Jahren in dieser Gegend weit über das Duplum gestiegen sind. Mit den 500 Th., die ich aus der Lotto- und den 200 Th., die ich aus der Pensions-Casse genieße, wäre mir dieß freylich nicht möglich gewesen: ich hatte aber noch eine Reßource in dem Künstler-Talente meiner Ehegattinn, die mit einer Hamburgischen Cattunfabrik schon vor meiner Heirath unter Contract stand, ihr die Zeichnungen zu liefern, wodurch nach meiner ehelichen Verbindung mit ihr meine Einnahme um 100 Th. vermehrt ward. Durch die Rivalität der Engländer ist aber itzt dieser Nahrungszweig dergestalt für die Stadt Hamburg in Abnahme gerathen, daß der Eigenthümer der gedachten Fabrik schon beschlossen hatte, sie ganz eingehen zu lassen, als ihn vor einiger Zeit ein plötzlicher Tod der traurigen Vollziehung dieses Entschlusses überhob. Was er indessen nicht persönlich gethan hat, das haben seine Erben ausgeführt. Die Fabrik ist eingegangen, und ich sehe mich seitdem auf meine eigne jährliche Einnahme von 700 Th. zurückgesetzt, mit der ich kaum ein halbes, geschweige ein ganzes Jahr auskommen kann. Fühlte ich mich nicht schon zu alt, gnädiger Graf, um wieder als Schriftsteller aufzutreten, so würde ich durch meine Feder zu ersetzen suchen, was der Pinsel meiner Frau nicht mehr herbeyschaffen kann. Ich muß aber leider schon lange in die Antwort einstimmen, die der alte Theokrit Jemanden gab, der sich über sein schriftstellerisches Verstummen wunderte: was ich itzt schreiben möchte, das kann ich nicht mehr, und was ich noch schreiben könnte, das mag ich nicht. Der Mann, der dieß sagte, mochte etwa den Sechzigen nahe seyn, und war ein Grieche. Ich, der ich seit einiger Zeit nur zu fühlbar erinnert werde, daß ich mich den Siebzigen nähere, bin kein Grieche, finde keine Geldquellen in dem, was ich ehemals war, und hoffte noch vor kurzem, in Ermangelung derselben, meine letzte Ruhestätte erreichen zu können, ohne meine hohen Gönner mit einer Meiner Sollicitationen belästigen zu dürfen. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Aus dem, was ich oben von meiner bisherigen Einnahme von 1400 Th., und von der Nothwendigkeit, worinn ich mich befand, mir bey dieser, an

sich nicht unbeträchtlichen, Einnahme alle bloß conventionellen Bedürfnisse abzuschneiden, erwähnte, werden Ew. Excellenz Höchstselbst ermessen, daß ich meine Wünsche auf die äußerste Gränze des nothdürftigen Auskommens beschränke, wenn ich nur um eine Zulage von 500 Th. ansuche. Dürfte ich mir die Absicht erlauben, den kurzen Rest meiner Tage nicht bloß kärglich, sondern auch einigermaßen ruhig und heiter zu verleben, und wüßte ich, daß ich durch die Äußerung einer solchen Absicht mir nicht schaden würde: so möchte ich — ich gestehe es, gnädiger Graf — mit meinen Wünschen gern, auch nur um ein weniges, mich über diese äußerste Gränze hinaus versteigen. Mein Vorerster,[1] der Conferenzrath von Aspern, hat, so viel ich weiß, nie weniger als 1000 Th. aus der Lotto-Casse gehabt, und stand noch außerdem in dem lucrativen Posten eines Altonaischen Stadt-Kämmerers. Allein ich bin weit entfernt, die Regel meiner Glückseligkeit in solchen Vergleichungen zu suchen, und überlasse mich und mein Schicksal ganz der mir längst bewährten theilnehmenden Gesinnung eines großen Staats-Ministers, der, wie ich gar wohl weiß, und mich gern bescheide, bey der Bewilligung von Zulagen und Gratificationen in dem mehr oder weniger beschränkten Vermögen des Staates einen ganz anderen Maaßstab der Wohlthätigkeit, als in seinem eigenen edlen und gefühlvollen Herzen findet. Da ich aber bis dahin nur von meinem itzigen Gehalte leben muß, und also in Gefahr bin Schulden zu machen, wenn mir nicht bald geholfen wird: so wage ich es, auch noch diesen Umstand, in Beziehung auf die baldmöglichste Datierung der Zulage — denn daß auf mein nothgedrungenes Gesuch um die Zulage selbst keine Rücksicht sollte genommen werden, darf und mag ich mir nicht einmal denken — so respect- als vertrauensvoll zu berühren.

Ich schließe mit der Wiederholung von etwas, wovon der erhabene Menschenfreund, an den ich dieß Gesuch richte, längst überzeugt seyn muß, daß Niemand eine Wohlthat von diesem Belang tiefer, inniger, und dankbarer empfinden könne, als

Ewr. Hochgräfl Excellenz ganz unterthäniger

Altona d 30st Okt. 1804. H. W. v. Gerstenberg.

8. (Kopenhagen.)

Gnädiger Graf!

Ewr. Hochgräflichen Excellenz nahm ich mir zu Anfange dieses Winters unterthänigst die Freyheit, mein nothgedrungenes Gesuch um eine Zulage, nach der mir deßfalls mündlich auf Wandsbek gewordenen gnädigen Erlaubniß, schriftlich zu wiederholen. Die Hauptmomente dieses Gesuchs bestanden in einer Darstellung des mich betroffenen Verlustes meiner halben jährlichen Einnahme, und der Unmöglichkeit, bey meinem hohen Alter diesen Verlust, oder auch nur einen geringen Theil desselben, durch meine eignen Kräfte zu ersetzen.

Ich fühle die Unschicklichkeit, einen großen für das höhere Wohl des Ganzen unabläßig beschäftigten Staatsminister mit beständig erneuerten Sollicitationen über einen und denselben Gegenstand zu bestürmen, die doch weiter nichts sagen können, als was schon gesagt ist, zu sehr, als daß ich meine Ungeduld, nur irgend einen Ausweg aus meinem itzigen Labyrinth geöffnet zu sehen, das Übergewicht über dieses Pflichtgefühl der Bescheiden-

[1] Vorgänger.

heit hätte verstatten können; zumal da jene Edlen auf Wandsbek, die an meinem Schicksale einen so unverkennbaren Antheil nehmen, gerade in der bisher noch verschobenen Beantwortung meines Gesuchs einen Grund zu entdecken glaubten, mich über den Erfolg desselben zu beruhigen. Gleichwohl darf ich mir doch die Möglichkeit nicht verhehlen, daß meine Privat-Angelegenheit, so wichtig sie auch mir selbst ist, doch unter der Menge neuer Einrichtungen, durch die sich Ew. Hochgräfliche Excellenz in der gegenwärtigen Epoche, so wie in jeder vorhergegangenen, um den Staat verdient machen, auch bey dem erklärtesten Triebe des Wohlwollens sich der Aufmerksamkeit und dem Andenken des erhabenen Menschenfreunds, an den jenes Gesuch gerichtet war, habe entziehen können. Und selbst auf den Fall, daß ich mir hierunter eine ganz unnöthige Besorgniß machte: wird diese große und schöne Seele mir nicht gern den Versuch verzeihen, einen günstigen Augenblick zu treffen, wo durch den Federstrich eines einzigen Fiat dem unruhigen schmerzvollen Herzen einer von innen und von außen bedrängten Familie ein sehnlich erwünschtes Ende gemacht würde? einer Familie, die sich nur noch durch die einzige Hoffnung aufrecht erhält, daß eine Zulage von 300 Th., um die ein alter 70jähriger Mann, der nach dem natürlichen Verlaufe des menschlichen Lebens, dem Staate auch damit nicht lange zur Last fallen kann, sich nun zum letztenmale anzusuchen genöthigt sieht, keine unübersteiglichen Hindernisse finden werde? Ach, um des Himmels willen, gnädiger Graf, — wenn ich dem Schrecken, mit dem mich die bloße Vorstellung von solcher Möglichkeit ergreift, diesen starken Ausbruch erlauben darf — um des Himmels willen, gnädiger Graf! keine abschlägige Antwort! Die Folgen einer Einbuße von 700 Th. sind mir schon in diesem halben Jahre so äußerst nachtheilig gewesen, daß mir der Gedanke, meine letzten Tage in einer Geldnoth, wie diese war, und es mit jedem Tage in immer steigenden Verhältnisse werden muß, beschließen zu sollen, die härteste Strafe scheint, deren selbst ein durchaus nichtswürdiger Mensch sich schuldig erkennen könnte.

Ich wage es, mich auf die in meinem vorigen unterthänigsten Schreiben weiter detaillirten Umstände, welche die erwähnte Einbuße, für mich und die Meinigen herbeigeführt haben, ehrfurchtsvoll zu beziehen, und einer gnädigen Erhörung meiner so flehentlichen und wahrlich nothgedrungenen Bitte mit derjenigen tiefen Devotion entgegen zu sehen, mit der ich ersterbe

Ewr. Hochgräflichen Excellenz ganz unterthäniger Diener

Altona den 22ten Febr. 1805. H. W. v. Gerstenberg.

9. (Frankfurt.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimer-Staats-Finanz- und Commerz-Minister,

Nicht ohne die äußerste Besorgniß, Ewr. Excellenz mir so sehr bewährte gnädige Gesinnung durch abermaliges Sollicitiren zu mißbrauchen, sehe ich mich genöthigt, das einzige Mittel das mir übrig bleibt, zu ergreifen, und meine Zuflucht zu der Autorität des großen Staatsministers zu nehmen, die es allein in ihrer Macht hat, der mir angediehenen königl Gnade in der Beybehaltung meiner bisherigen Einnahme von 700 Th. ihren abgezielten Effect zu verschaffen. Es ist hier leider! mit dem Mißcredit des S.H. Papiergeldes, besonders der kleineren Sorten, die man von der Stadt-Cämmerey empfängt, so weit gekommen, daß ich in Gefahr bin, mit diesem Papiergelde noch vor

meiner natürlichen Auflösung Hungers zu sterben; wenn jene mir allergnädigst beybehaltene 700 Th. auf eine Casse angewiesen werden, die mir statt dessen lauter Zettel auszahlt, welche im täglichen Verkehr, ich darf nicht einmal sagen einen sehr schwankenden, sondern überhaupt gar keinen Cours haben, weil Niemand, der es irgend vermeiden kann, sich damit belasten will. Nur die Lotto-Casse ist im Stande, da sie die Einsätze unter 5 Th. in Scheidemünze von den Collecteurs erhebt, die auf sie angewiesenen Auszahlungen baar, nämlich ebenfalls in Scheidemünze, zu leisten; und nur von ihr kann ich also auch nach wie vor den effektiven Belauf der mir bewilligten 700 Th. erhalten, wenn Ew. Excellenz die einzige Gnade für mich haben wollen, die Verfügung zu treffen, daß ich dieses Geld quartaliter wie bisher hier in loco bey gedachter Lotto-Casse erhalten kann. Die General-Lotto-direction ist, wie ich aus ihrem eignen Munde weiß, so weit entfernt, mir diese gerechte Erleichterung meiner nothdürftigen Subsistenz zu mißgönnen, daß es ihr vielmehr nahe gehen würde, wenn ein so bejahrter Emeritus, wie ich es bey der Altonaischen Zahlen-Lotterie in dem hohen Alter von 76 Jahren nun durch die Gnade Gottes geworden bin, an eine Casse verwiesen werden sollte, von der er nichts als Verlust, und in diesem Verluste nichts als Jammer zu erwarten hätte. Ich bitte flehentlich, geben Ew. Excellenz mir doch noch diesen, mit so gar keiner Schwierigkeit verbundenen, für mich und die Meinigen aber höchst wichtigen und nie genug zu verehrenden Beweis Ihrer Teilnahme an dem Schicksale des alten Gerstenbergs, damit ich, unter den übrigen schönen Erinnerungen, die ich der Gnade Ewr. Excellenz verdanke, auch diese mir noch zu allerletzt gewährte mit mir ins Grab nehmen könne! —

Ich ersterbe in den Empfindungen der tiefsten Veneration

Ewr. Exzellenz ganz unterthäniger Diener

Altona d 25st Aug. 1812 H. W. v. Gerstenberg.

10. (Kopenhagen.)

Hochgebohrener Graf, Höchstzuverehrender Herr Geheimerath und Commerz-Minister,

In der dringenden Verlegenheit, worinn ich mich befinden würde, wenn ich an den mir allergnädigst beygelegten, so eben zu meinem kärglichsten Unterhalte hinreichenden 700 Th. noch etwas verlieren sollte, nahm ich mir vor einiger Zeit die Freyheit, an Ew. Excellenz mein unterthäniges Ansuchen gelangen zu lassen, daß mir diese 700 Th. wenn es irgend thunlich wäre, aus der hiesigen Lotto-Casse ausgezahlt werden möchten. Da aber bei dem itzt abgelaufenen Quartals-Termine der Stadt-Cämmerier Olde mir meine wenige Pension von 200 Th. in sogenannten blauen Zetteln zugesandt, und mich zugleich benachrichtigt hat, daß die Anweisung auf die übrigen 500 Th. wohl schwerlich vor Neujahr eintreffen würde, so fühle ich das Traurige meiner Lage doppelt — leider schreibe ich diesen Brief auf dem Krankenstuhle nach einem vorhergegangenen gefährlichen Bein- oder vielmehr Flechsenbruche — daß ich mich genöthigt sehe, Ew. Excellenz mit dieser Geld-Angelegenheit abermals behelligen zu müssen. Ich brauche wohl in keinen weitschweifigen Detail einzugehen, um zu beweisen, daß es mir schlechterdings unmöglich sey, mit 150 Th. — und selbst von diesen 50 Th. was bleibt mir übrig, wenn ich den Verlust auf die blauen Zettel, die mir die Stadt-Cämmerey unbegreiflicher Weise aufdringt, und die Stadt-Opera, die an die nämliche Cämmerey alle in Silber abgetragen werden müssen, nebst

den übrigen Abgaben davon abrechne? — bis Neujahr auszukommen; mithin hängt meine ganze Subsistenz davon ab, daß mir die mir allergnädigst bewilligte Pension von 700 Th. quartaliter, und nicht erst zu Neujahr ausgezahlt werden. Indem ich nun hierüber einer gnädigen Resolution mit ehrerbietigem Vertrauen entgegen sehen darf, wage ich unter der Voraussetzung, daß es mit der Anweisung auf die gedachten 500 Th. vielleicht noch res integra sey, meine vorige unterthänige Bitte zu wiederholen, daß mir wenigstens diese 500 Th., wenn auch nicht das Ganze der 700 Th., von der Lotto-Casse ausbezahlt werden möge, welches mir auf jeden Fall, selbst wenn die Lotto-Casse in der Folge genöthigt sein sollte, ihre Zahlungen gleichfalls in Papier-Gelde zu leisten, verschiedener häuslicher Verhältnisse wegen zur nicht geringen Erleichterung gereichen würde, wenn anders unter solchen Umständen noch von Erleichterung die Rede seyn darf.

Ich habe die Ehre, mit der tiefsten Veneration zu beharren

Ewr. Excellenz ganz unterthäniger Diener

Altona den 6ten Oct. 1812. H. W. v. Gerstenberg.

XXI. Briefe Gerstenbergs an Voß.[1]

1.

Altona 2 May 1794.

Liebster Voß, ich bin Ihnen, mehr als ich sagen kann, für das ganz vortreffliche Geschenk Ihrer Mythologischen Briefe verbunden. Was ich mir immer als das Studium Ihres Homer dachte, hat, wie ich nun sehe, so ausnehmend ich mir es auch dachte, den außerordentlichen Umfang, den hohen Werth, den in seiner Art ganz einzigen Gehalt desselben bey weitem nicht erreicht. So wie Sie hat, meines Wissens, noch nie ein Leser, Ausleger, Übersetzer seinen Homer gelesen. Ich wundre mich gar nicht, daß Ihnen das Heynische seichte und eitle Gewäsche die peinlichsten Empfindungen gemacht hat. Ein Halbseher, dem es gelingt, digitis monstrari et dicier: Hic est![2] blos weil Niemand da ist, der auch etwas sähe, muß für den, der ihn so, wie Sie, übersieht, ein unerträglich windigter Patron sein. Wenn Heyne noch Menschenverstand hat, und sich zu schämen im Stande ist, so muß er einsehen, daß er, Ihnen gegenüber, wie ein Gorgias oder Protagoras neben Sokrates hingestellt erscheine.

Alles Lesen — ich bin itzt mehr als jemals davon überzeugt — ist eine Art von Seelen-Hermeneutik, die diesen vielumfassenden Namen nur halb verdient, so lange der Leser den Horizont verkennt, unter dem sein Autor geschrieben hat, und den er sich nur durch eigne Intuition vergegenwärtigen kann. Man muß, wie Sie, begriffen haben, daß keine menschliche Phantasie ihren Gesichtskreis anticipire, sondern vielmehr mit den Bedürfnissen und Erfahrungen des Zeitalters in einem sehr genauen Verhältnisse stehe. Ehe die Künste der bildenden Hand mit dem, was der Verstand hinzuthut, erfunden waren, mußten die Gestalten der Götter und Heroen, ihre Zwecke

---

[1] Im Besitz der Gymnasialbibliothek zu Eutin.

[2] Schluß eines Hexameters, Persius satira 1, 28; dicier archaisch = dici. Auffällig die persönliche Konstruktion des Persius. Persius ist Nachahmer des Horaz; der Vers, als Einwand eines Anhängers philiströser Auffassung des Dichterberufs, ironisch.

und Mittel, sich der Einbildung des Dichters mit demjenigen Schematismus darstellen, den diese aus sich allein hervorbringen konnte. Das Schreiten der Götter über Luft, Meer, Land mußte immer ein Schreiten bleiben: denn wo sollten die Flügel herkommen, wenn vom Schreiten die Rede ist? Eben das, daß sie in der Folge auch in der Poesie zum Vorschein kamen, deutet, wie Sie entscheidend gezeigt haben, auf einen Ursprung, welcher der Poesie fremd ist; und eben das, daß Homer seine Götter Luftschritte ohne Flügel machen läßt, beweist unwidersprechlich, daß die Künste der bildenden Hand in ihrer nachherigen Vollendung ihm glücklicher Weise noch fremd waren. So auch die Homerische Erdkunde. So seltsam es auch auf den ersten Anblick scheint, daß Homer etwas von Scylla und Charybdis gehört haben, und gleichwohl Thrinakien[1] an der Gränze des Oceans mit den Kimmeriern und Aethiopen in gleicher Entfernung und Lage denken sollte, so begreiflich wird es doch, wenn man sich mit Ihnen einen festen Standpunkt macht, aus dem Homer seine Welt überschauen mußte.

Ehe wir unsern Horizont überall noch dem wirklichen Gesichtskreise der Alten abändern und abgränzen lernen, werden wir sie nie mit dem wahren Interesse lesen, mit dem Voß sie gelesen hat, und Lessing sie zu lesen suchte. Wie sehr wünschte ich, daß Sie Jedermann so lebendig davon überzeugen könnten, als mich die Lesung Ihrer Myth. Briefe davon überzeugt hat!

Aber daran, so weit ich die Bedürfnisse und die Superviliosität unserer heutigen Lesewelt kenne, verzweifle ich vor die Hand noch ganz. Ihr Stil ist zu attisch, zu gearbeitet, als daß er dem schlüpfrichen verwöhnten Gaumen des großen Haufens nicht trocken vorkommen sollte. Mica salis ist den Leuten heutiges Tages zu wenig: es muß scheffelweise ausgeschüttet werden.

Sohn der Natur! wie glücklich müssen Sie sich in Ihrem freundlichen Garten, an den Ufern Ihres beneidenswürdigen Eutiner-Sees, in dem Kreise Ihrer herrlichen guten Gattinn und Kinder fühlen, bey dieser schönen Jahreszeit fühlen! Werde ich nie den sehnlichen Wunsch meiner Seele erfüllen, meinen Voß noch einmal in diesem Paradiese zu umarmen? Wie wenig habe ich Ihren lehrreichen Umgang zu nutzen gewußt! wie viele Stunden meines Lebens habe ich selbst in Eutin verlohren, wo ich noch Ruhe und Heiterkeit hatte, um mit Nutzen zu lesen! Doch diese Saite muß ich ja nicht berühren — —

Ich sehe, daß es nun doch der Dichter Nonnus, und nicht der Nonnius de piscium, den ich Henslern geschenkt habe, war, den Sie letzthin von mir verlangten. Nur begreife ich nicht, wie Sie jenen Nonnus bey Henslern gesehen haben können, da ihn H., so viel ich mich erinnere, nie von mir geliehen hatte, und ich selbst kein andres Exemplar vom Nonnus besaß, als was ich meinen Söhnen, und Fritz der Gymnasien-Bibliothek hingab.

Leben Sie wohl, mein theuerster Voß, und lieben Sie stets

Ihren Gerstenberg.

2.

Undatiert.[2]

Da ich noch ein ViertheIstündchen übrig habe, so kann ich mich nicht erwehren, über Wolfs Briefe ein wenig mit meinem Voß zu kosen. Vielleicht läßt mein Voß sich gefallen, mir gelegentlich einmal etwas umständ-

[1] Die sagenhafte Insel, auf der die Rinder des Helios weiden (11. Buch der Odyssee, Vers 107 ff.). Meist, wie auch G. es tut, auf Sizilien gedeutet.
[2] Wolfs Werk erschien 1795, also vermutlich auch dieser Brief.

licher über eine Streitfrage zu schreiben, die mir so verwickelt, als je eine andre zu seyn scheint.

Die Frage ist, so viel ich davon verstehe:

Läßt es sich denken, daß ein Gedicht von 24 Büchern, in dem eine so tief durchdachte und bis auf die geringsten Kleinigkeiten durchgeführte Einheit herrscht, wie in der Ilias und in der Odyssee, durch Rhapsoden zusammengeflickt, und durch Grammatiker zu einem solchen Ganzen aufgestutzt werden konnte?

Hierauf antwortete Wolf:

Es läßt sich allerdings denken. Denn es ist ganz gewiß, daß Macpherson mit seinem Ossian etwas ähnliches unternommen hat.

Da erwidert man aber:

Mitnichten. Macpherson hat keineswegs aus seinem Ossian ein solches Ganzes gemacht, wie die Ilias und die Odyssee ist. Bey ihm ist das Flickwerk aus biblischen Sprüchen und aus gälischen Sagen und Liedern noch immer sichtbar. Aber wer kann sich rühmen, in der Ilias nur einen Schimmer von einer Nath zu zeigen, wo das Mannigfaltige ganz verschiedener Dicht- und Denkarten zu der Einheit eines vollendeten Ganzen zusammengefügt wäre?

Das kann ich, antwortet Wolf. Ich will euch nicht eine, sondern viele dergleichen Näthe zeigen, die ganz offenbar eine Zusammenstückelung mehrerer Hände, sogar aus ganz verschiedenen Zeitaltern, verrathen. Und wie? Gesteht ihr nicht selbst, daß die homerischen Hymnen bloß ihrer in einzelnen Worten abweichenden Diction wegen, die auf andre Zeiten und Sitten hindeutet, unmöglich von Homer seyn können, ob ihr gleich einräumt, daß übrigens der Geist, der über der Ilias, der Odyssee, dem Hymnus an den delischen Apollo, an Aphrodite, an Hermes schwebt, so durchaus der nämliche sey, daß Niemand darauf verfallen würde, ihnen verschiedene Verfasser unterzulegen, wenn diese Verschiedenheit der Diction nicht zuerst darauf aufmerksam gemacht hätte.

Mit eben den Grund, sagen Andre, ließe sich nur beweisen, daß Luthers Bibelübersetzung nicht von Luther seyn könne, weil die neuen Ausgaben ganz andre Ausdrücke und Sprachwendungen haben, als die von Luther besorgten. Was du als einen Beweis für die Mehrheit der Verfasser ansiehst, beweist weiter nichts, als daß mehrere Abschreiber, Kritiker, Sprachreiniger u. s. w. dabey geschäftig waren. In den Hymnen und in den beiden Epopöen herrscht eine ganz andre Art der Einheit, als in irgend einigen andern Produkten des nachahmenden Geistes pp

Ich bitte Sie, liebster Voß, helfen Sie mir zurechte. Ich gestehe es, ich bin hier ganz im Dunkeln.

3.

Altona 20 Jun(i) 1800.

Nie hat mir eine schlechte Witterung bey gesundem Leibe so unangenehme Empfindungen gemacht, als die in diesem unseligen Jun. Monath, von dem ich mir so viele Freude versprach! In beständiger Unruhe, ob die geschwächte Gesundheit meines Voß ihr wohl in dem Grade würde widerstehen können, daß der Reiseplan auf Hamburg und Meldorf nicht ganz dadurch vereitelt würde, erlosch mir mit jedem Tage ein Fünkchen Hoffnung nach dem andern, den lieben Freund und seine edle Ernestine noch in diesem Monathe hier in Altona zu umarmen. Eine Besorgniß ist nun durch Ihren gestrigen Brief,

mein innigst geliebter Voß, glücklich gehoben: Sie sind gesund; das ist die Hauptsache. Aber wie schwer wird es mir, all die schönen Luftschlösser wieder einzureißen, die ich mir für die so sehnlich herbeygewünschten 8 Tage Ihres hiesigen Aufenthaltes erträumt hatte! Das Andenken an die vielen glücklichen Tage, die ich ehemals mit meinem Voß verlebt hatte, war nach meiner itzigen Rückkunft von Eutin so lebendig in meiner Seele geworden, daß ich nur mit Ungeduld daran denken kann, mich auf unser Wiedersehen so ganz vergeblich gefreut zu haben. Gewiß, mein theuerster Freund, wie sehr ich auch Ihre Entschlüsse ehre, so kann ich mich doch kaum enthalten, über den letzten Entschuldigungsgrund, den Sie mir anführen, ein wenig zu murren. Soll ein Mann wie Voß nicht das Recht haben, auf einer Reise, die er seiner Gesundheit, seiner Aufheiterung wegen unternimmt, seine Besuche nach seinem eignen Gutdünken einzurichten? Wie oft habe ich mir nicht müssen gefallen lassen, daß meine Lübeckschen Freunde sich 8, 14 Tage und länger in Hamburg aufgehalten haben, ohne mich ein einzigesmal zu besuchen? War ich befugt, sie darüber zur Rechenschaft zu ziehen? Habe ich mich selbst nicht in Hundert ähnlichen Fällen über die Meynungen Anderer hinweggesetzt? Wird durch bloße Besuche irgend ein Verhältniß in der Welt anders, als es sonst war? Und dann würde Kl.[1] der ja wohl wissen muß, was schriftlich unter Ihnen beiden vorgefallen ist, nicht vielleicht recht wohl damit zufrieden gewesen seyn, wenn Sie ihm und sich selbst eine mündliche nähere Erörterung erspart hätten? Was übrigens die Abendschmäuse betrifft, so wissen Sie besser, als ich es Ihnen sagen kann, wie ein Mann von Grundsätzen, der dafür bekannt ist, zumal wenn seine unschätzbare Gesundheit dabey in Betrachtung kommt, sich gegen dergleichen Zudringlichkeiten zur Wehre setzt. Zu geschweigen, daß Ihre wirklichen Freunde in Hamburg sie sich gegen Sie gewiß nicht einmal erlauben würden.

Die Witterung fängt gerade itzt, da ich dieses schreibe, an wieder günstig zu werden. Auf einer Reise, die man seiner Gesundheit wegen macht, hat ein kleiner Umweg bey heiterer Sonne allemal Vorzüge vor dem besten Richtwege, und Zerstreuungen gehören ohnehin mit in Ihren Reiseplan. Lassen Sie sich erbitten, lieber guter Voß, die Sache noch einmal mit Ihrer Ernestine zu überlegen, und wenn es irgend möglich ist, so lassen Sie meine so warmen Hoffnungen, Sie auf einige Tage auch unter meinem Dache zu genießen, nicht zu Schanden werden. Meine Sophie vereinigt ihre Bitten mit den meinigen: Sie haben ja beide uns beide lieb.

Ihre Anmerkungen zum Theokrit, da ich nicht wissen kann, ob Sie ihrer bis dahin entbehren können, schicke ich Ihnen inzwischen gleich, und, weil ich einmal beym Einpacken bin, und der Brief doch mit der fahrenden Post geht, auch die drey griechischen Bücher nebst Wolfs Briefen an Heyne zurück. Aus allen habe ich viel gelernt, was mir neu und wichtig war: vorzüglich aus Ihren Anmerkungen und aus Ihren Lesarten und Conjekturen zur Hymne an die Ceres. Hammerich[2] ist noch mit Auspacken beschäftigt, möchte auch wohl so bald nicht damit fertig werden. Mit der lebhaftesten Dankbarkeit sehe ich daher auch Ihrem Virgil vom Landbau entgegen: Niemand macht so reichhaltige Geschenke, als Voß. O daß der Gedanke, mit Ihnen den Rest meiner Tage zu verleben, etwas mehr als ein schöner Traum

[1] Klopstock. [2] Altonaischer Buchhändler und Verleger Gerstenbergs.

wäre! Wie geizig wollte ich diesen Rest auskaufen, dessen Werth mir immer mehr einleuchtet, je weniger ich zu verlieren habe!

Die beiden Guzman behalte ich mit Ihrer Erlaubniß bis zu einer andren Gelegenheit zurück. Ich habe noch keine Zeit erübrigen können, sie zu lesen. So viel ich aber beym vorläufigen Durchblättern bemerkt habe, möchte der Gewinn auch nicht einmal von Erheblichkeit seyn, wenigstens der nicht, der sich von der Übersetzung machen läßt. Es ist doch eine eigne Sache mit den franz. Übersetzern: diese Menschenclasse ist in ihrem Geschmack so ekel, daß er kein Original aus ihren Händen entschlüpfen läßt, ohne es mit ihrem eignen Unrathe zu besudlen.

Warum haben Sie mir nichts von Ihren eignen Idyllen gesagt, die Sie mir zur Michaelis-Messe versprechen? Ich bin sehr unzufrieden mit mir selbst, daß ich die kostbare Zeit, die ich bey Ihnen zubrachte, so wenig genutzt habe. Von den Gedichten Ihrer Ernestine, die, wie mir meine Sophie sagt, so voll der schönsten mütterlichen Empfindungen sind, habe ich nur ein einziges gelesen. Sie können sich aber kaum vorstellen, mein bester Voß, wie wild mir da alles durch Kopf und Herz schwärmte, wie ganz sonderbar mir von dem Augenblicke an zu Muthe war, da ich den lieben Eutiner-Boden, Ihre Zimmer, Ihren Garten pp wieder betrat.

Tausend Grüße an die gastfreundlichen Jacobis, an denen ich weiter nichts zu tadeln habe, als daß man bey ihnen nicht schlafen kann. Auch an die Herren Vandebourg und Villers,[1] wenn Sie den letzteren etwa vor Ihrer Abreise sehen. Ganz Ihr G.

4.

Altona 24 Dcbr 1812.

Liebster Voß,

Wenn Sie etwa zuweilen in den Zeitungen den Artikel von Kopenhagen lesen, so werden Sie gleich auf den ersten Anblick des hiebey angeschlossenen gedruckten Laufzettels errathen, was Ihren alten Freund bewegt, Sie nach einem langen mehrjährigen Stillschweigen mit einer Angelegenheit dieser Art bis nach Heidelberg zu verfolgen. Lange, sehr lange — Sie selbst werden es mir bezeugen — habe ich mich gesträubt, meine, fast schon in meiner eignen Erinnerung verschollenen, Papiere noch einmal, und zwar zum letztenmale, mit dem Vorsatze durchzublättern, um, wo möglich, etwas daraus zusammenzusetzen, was unter dem Titel: Sämtliche Werke, oder einem ähnlichen, mit einigem Anstand vor dem Publico erscheinen kann. Man hat aber in Kopenhagen, wie ich Ihnen gleich umständlicher erzählen werde, Mittel gefunden, mich dazu zu zwingen, freylich nicht direct in der Absicht, meinen schriftstellerischen Entschluß zu beschleunigen — so beschlüssig ist man in Kopenhagen nicht — aber doch indirect. Das einzige Gute, was ich vor der Hand diesem, mir sonst wahrlich höchst mißfälligen, Zwangsmittel zu verdanken habe, ist, daß es mir die Gelegentheit verschafft, wieder an meinen herrlichen Voß zu schreiben, und sein Andenken an mich nicht etwa bloß aufzufrischen, sondern mit einer Art von Zudringlichkeit, die ich mir nur bey einem Freunde wie Voß erlauben konnte, in Thätigkeit zu setzen. Wie sehr werde ich Ursache haben selbst dieser Zudringlichkeit mich zu erfreuen, wenn sie mir das sehnlich erwünschte Vergnügen bewirkt, einen Brief von der Hand dieses Vielgeliebten zu lesen, der mich auch seinerseits seiner un-

[1] Charles de Villers; s. meine Biographie.

verminderten Liebe und Freundschaft und Bereitwilligkeit mir nützlich zu seyn versichert.

Um mich Ihnen also über das Zwangsmittel, dessen ich vorher erwähnte, näher zu erklären, fange ich mit der Nachricht an, daß ich, da ich mich doch nun schon meinem achtzigsten Jahre nähere, — das 77ste habe ich schon zurückgelegt, — für nöthig hielt, zu Anfang dieses Sommers um meinen Abschied anzuhalten; der König hatte nichts dawider; und um mir einen Beweis seiner Zufriedenheit mit meinem 50jährigen Dienste zu geben, that er etwas (oder vielmehr, wie sie gleich sehen werden, schien es zu thun), was seit vielen Jahren hier im Lande fast unerhört ist: er sicherte mir in meinem Abschied zugleich ausdrücklich die Beybehaltung meiner bisherigen vollen Einnahme zu. So weit gut. Einige Posttage nachher aber — wer hätte sich so was träumen lassen? — ward mir von der Finanz-Casse bey Übersendung des Abschieds zugleich angezeigt, daß Sr. M. allergnädigst geruht hätten, der Resolution eigenhändig hinzuzufügen, daß mir meine Pension in sogenannten Repräsentationen ausgezahlt werden sollten. Die Repräsentationen sind eine Anweisung auf die Schatzkammer, den Werth in baarem Gelde zu zahlen. Recht gut auch das. Unglücklicher Weise hatte aber der Cours, der über alles Papiergeld mit unbeschränkter Machtvollkommenheit gebietet, wie der König wohl wußte, diesen Werth bis auf den vierten Theil herabgesetzt, d. h. die Schatzkammer bezahlte mir dieser königlichen Verfügung zufolge für 100 Th. nur 25 Th. Stellen Sie sich, liebster Voß, mein Erstaunen, meinen Schrecken, meine Verlegenheit vor. Ich, der ich meine letzten Tage mit der Aussicht auf ein ruhiges, und wenigstens von dieser Seite ungetrübtes, Alter zu beschließen hoffte, finde mich nun auf einmal in wirkliche Nahrungssorgen versetzt, in Nahrungssorgen, wie ich sie kaum in der traurigsten Periode meines Lebens gekannt hatte. Es war also durchaus und unumgänglich nothwendig, daß ich auf eine andre Hülfsquelle bedacht sein mußte, die mir, bis etwa das allgemeine Elend mit einer besseren Lage der Dinge wechselt, den Verlust an dem Papiergeld ersetzen könnte. Da ich nun in der Geschwindigkeit keine näheren ausfindig zu machen hoffte, so habe ich mich in mich selbst eingehüllt, und trete noch einmal als Autor auf.

Was ich damit sagen will, werden Sie aus der Ankündigung[1] ersehen. Nur über das abgezielte Mittel, und ob ich mir nach Ihrer reifern Einsicht etwas davon versprechen könne, muß ich noch einige Worte hinzusetzen. Der gute Hammerich geht von der Voraussetzung aus, daß es ihm gelinge, sich 1000 Subscribenten zu verschaffen, was zwar in dieser Zeit der allgemeinsten Geldnoth, und bey der itzigen Beschaffenheit der deutschen Litteratur kaum zu erwarten ist. Es soll ihm aber auch nur zur Basis dienen um seine Anerbietungen darauf zu gründen. Für jedes Hundert dieser Subscribenten bezahlt er mir 200 Th.; und wenn sich 600 Subscribenten eingefunden haben, so fängt er an zu drucken. Sind ihrer aber nur 400, so entlasse ich ihn seiner Verpflichtung und suche mir einen Verleger zu verschaffen, bey dem ich meinen vorher erwähnten Endzweck besser erreichen kann.

Nun bitte ich Sie, Bester, mir zu sagen, was Sie über jene Voraussetzung der 1000 Subscribenten, und über die davon abhängige Ausführbarkeit des

[1] Nicht erhalten, doch wohl identisch mit der im dritten Bande von Friedrich Schlegels 'Deutschem Museum' abgedruckten (Wien 1813, S. 546 ff.).

ganzen Planes denken. Ihr Urtheil soll in dieser Angelegenheit über meine ferneren Entschließungen entscheiden.

Um Ihnen aber doch einigermaßen einen Begriff zu machen, was ich unter den angekündigten Zusätzen verstehe, lege ich hier eine Art von Einleitung zu den Idyllen aus den Hesperischen Gärten, von denen wir wohl eher mit einander gesprochen haben, und ein paar Beyträge zu meinen Tändeleyen bey,[1] mit denen ich eben itzt tändle, und so wie sie mir vor ein paar Tagen frisch aus der Feder geflossen sind. Ob es meinem 80jährigen Alter gezieme, mich gerade so zu beschäftigen, muß ich meinerseits dahin gestellt seyn lassen. Sie werden mir am besten sagen, was Sie davon denken.

Empfehlen Sie mich und meine gute Sophie Ihrer lieben Ernestine. Sie wird das traurige Schicksal der vortrefflichen Mad. Sieveking,[2] bey der wir uns noch zuletzt so glücklich fühlten, wohl längst schon wissen. Eine wärmere Freundinn kann Ihre würdige Frau schwerlich haben, als sie an ihr und der nicht weniger unglücklichen Mad. Pauli besitzt. Ich habe davon selbst, weil mir das damals, besonders an der letzteren, nicht so recht einleuchten wollte, eine fast zu vorwitzige Erfahrung gemacht. Schreiben Sie mir doch, wie Sie alle in Heidelberg leben, unter andern auch von ihren Söhnen, in denen Sie, wie ich von dem jungen Eckstein[3] höre, so glücklich sind.

Ich umarme Sie, lieber Voß, ganz Ihr Gerstenberg.

In dem Gedichtchen: Der Paradiesvogel wird es Ihnen mit Recht anstößig seyn, daß Theanor die Wörter Amor und Venus braucht, da er doch ein Grieche war. Ich glaube aber, da die Tändeleyen mehr für Leserinnen, als für sachkundige Leser geschrieben sind, mich hierinn nach dem Bedürfnisse Jener bequemen zu müssen, und habe mich darüber in einer Anmerkung zu Anfange des Ganzen zu entschuldigen gesucht. Inzwischen wünschte ich doch auch darüber Ihre Meynung zu wissen, ehe daran gedruckt wird.[4]

den 26sten Jan. 1813.

Der Abdruck meiner Ankündigung hat sich von einem Tage zum andern verzögert, bis ich ihn Ihnen nun endlich übersenden kann. Während der Zeit ist jedoch glücklicher Weise eine Veränderung in unsern Finanzen vorgegangen, die mir die volle Auszahlung meiner Pension für die Zukunft sichert. Dagegen verliere ich wieder an einer andern Seite, da der König die Altonaische Deposito-Casse aufhebt, worinn ich ein nicht ganz unbedeutendes Capital liegen hatte, das ich nun nicht aufkündigen kann, und wofür ich überdem nur die Hälfte der bisherigen Zinsen erhalte.

[Am Fuß der ersten Seite findet sich die Bemerkung]:

Den baldigen Empfang dieses Briefes mit den Beylagen, wenn ich bitten darf! Es ist mir bey der itzigen Einrichtung der benachbarten Posten viel daran gelegen.

---

[1] S. Anmerkung auf voriger Seite. [2] S. meine Biographie S. 180.

[3] Ferdinand v. Eckstein, siehe Biographie S. 184.

[4] Voß an G.: 5. XII. 1814: 'Amor, Venus, Grazien? Unbedenklich; wie in Geßners deutschen, nur mit griechischer Farbe, geschilderten Hirtenszenen. In den Hexametern finde ich nur Kleinigkeiten, die von meiner Theorie abweichen. Aber warum soll Gerstenberg nicht seinen eigenen Gang gehen, zumal da meine Theorie noch bei weitem nicht von andern ... als richtig erkannt wird?'

5.

Altona 13 Dcbr 1814.

Den empfindlichen Kummer über Ihr unerklärbares zweyjähriges Stillschweigen, mein theurer unvergeßlicher Voß, konnte mir nur ein Brief, wie Ihr letzter vom 5ten d. J.[1] war, versüßen. Ich nenne Ihr Stillschweigen unerklärbar, weil ich von Hammerich die wiederholte Versicherung erhalten hatte, daß mein Brief mit den Beylagen richtig und ohne Zeitverlust bey Ihnen angelangt wäre, und ich auch von Eckstein, der selbst in Heidelberg gewesen war, lauter beruhigende Nachrichten von Ihrer Gesundheit und von Ihrer äußeren Lage bekommen hatte. Ihr lieber Brief löst mir nun das ganze Räthsel zu meiner völligen Beruhigung auf, und ich freue mich, die unveränderliche Gesinnung eines meiner ältesten, verehrtesten, und geliebtesten Freunde in jeder Zeile desselben zu erkennen. Was Sie verhindert haben kann, in diesen beiden erstaunlichen Jahren an andre Gegenstände zu denken, erfahre ich ja ganz an mir selbst, da ich sogar die bereits angekündigte Ausgabe meiner gesammelten Schriften habe schuldig bleiben müssen. Wohl uns, daß wir den letzten Akt des großen Drama erlebt haben, und wieder über Litteratur und eigne Geistesarbeiten wie ehemals an einander schreiben können.

Und doch, hätte das Schicksal nicht gerade diese zweifelvollen Jahre über uns verhängt, wer weiß, ob wir unsern Briefwechsel, wenigstens über etwas, das ich Ihnen von mir hätte schreiben können, sobald erneuert hätten? Ich hatte von der Schwierigkeit, eine lesbare Ausgabe meines buntscheckigen Geschreibsels zu veranstalten, eine so abschreckende Vorstellung, daß selbst die Hoffnung, das Deficit, das der König in meiner Einnahme hervorgebracht hatte, auf diese Art zu ergänzen, mich nicht dazu vermocht haben würde, wenn nicht mein Freund Gähler hier in Altona mich halb mit Gewalt dazu gezwungen hätte; wie Sie aus den beiden Briefen an ihn, die ich meiner Sammlung vordrucken lasse, umständlich ersehen werden.

Was ich Ihnen vor zwey Jahren darüber schrieb, betraf eigentlich nur den zweyten Theil, von dem ich Ihnen einige Pröbchen zu Ihrer freundschaftlichen Beurtheilung übersandte. Von dem ersten Bande, der nun zu Johannis herauskommt, und der gleich voran meine Minona enthält, konnte ich Ihnen damals wenig oder gar nichts sagen, weil ich selbst noch nicht wußte, was sich daraus machen ließe. Gern möchte ich mich noch itzt auch über diese Minona bey Ihnen Raths erholen, wenn es nicht zu spät wäre, etwas Wesentliches darinn zu verändern. Sie werden sich über die neue Gestalt verwundern, die ich sowohl dem Gange der Handlung als den Charakteren der spielenden Personen gegeben habe. So wie das Stück nun ist, darf ich es wohl selbst eine Oper von einer ganz neuen Art nennen; und wenn sich ein Componist fände, der allen den vielseitigen Anforderungen Genüge leistete, die ich darinn an seine Talente mache, so würde ich für das, was der Zuhörer noch außerdem zu hören bekäme, und was ihm eben nicht in jeder Oper zu Ohren kommt, ziemlich unbewegt seyn.

Ihren Tadel[2] meiner mythologischen Namen-Verwechselungen hatte ich also richtig vorausgesehen. Sie haben ganz Recht. Aber etwas glaube ich doch auch zu meiner Vertheidigung sagen zu können. Wären die römischen Benennungen Amor, Venus, Grazien p dem Eindrucke nachtheilig, den Geß-

---

[1] Erhalten. [2] Voß hatte das gar nicht getadelt!

ner in seinen Idyllen auf die Phantasie seiner Leser machen wollte, wie hätte Herder in seinen Fragmenten sich überwinden können, diese Geßnerschen Idyllen den Theokritischen an die Seite zu setzen? und würde nicht Lessingen schon bey der bloßen Überschrift meiner Grazien die Ungereimtheit seiner Lobeserhebungen aufgefallen seyn, da er in den mir so schmeichelhaften Ausruf: o die Griechen! die Griechen! ausbrach? Der Zweck verändert den Gegenstand der Beurtheilung. Wenn ich mich je selbst, bey der Lesung der bessern Gedichte dieser Art in allen Sprachen, wahr und treu beobachtet habe, so konnte ich mich nie der Täuschung erwehren, daß ich mir irgend ein wirkliches griechisches Original dabey dachte, was ein freyer Übersetzer mehr oder weniger keck modernisiert hätte. Ich verzieh dem Übersetzer diese poetische Licenz um desto williger, je angenehmer ich mich bei seiner Täuschung gefühlt hatte. Laß ich mir doch gefallen, daß sogar Apulejus in seiner griechischen Liebesgeschichte der Psyche das eben so griechische Nomen proprium Eros durch Cupido übersetzt! Seitdem uns Ihre mythologischen Briefe, mein edler Voß, und noch mehr Ihre unerreichbaren Beyspiele gelehrt haben, bey dieser willkührlichen Täuschung unserer Phantasie etwas behutsamer, als ehemals, zu seyn, ist auch mir in meinem jugendlichen Getändel manches nicht recht, was ich itzt gern anders hätte: aber ist sowas eine Unternehmung für einen 80jährigen Autor? Ich werde schon froh seyn müssen, wenn ich nur den gröbsten Mißgriffen abhelfen kann.

Lieber Voß! sind es wirklich nur Kleinigkeiten, was Sie an meinen Hexametern auszusetzen finden? Ich bitte Sie, zeigen Sie mir diese Kleinigkeiten ja etwas näher. Eben weil es Kleinigkeiten sind, kann ich nur hoffen, sie zu verbessern. An Gelehrigkeit fehlt es mir gewiß nicht. Niemand kann von der Richtigkeit Ihrer Prosodie und von der Vortrefflichkeit Ihres Versbaus überzeugter seyn, als ich.

Eine Übersetzung des Aristophanes?[1] mit allen seinen attischen Zierlichkeiten? allen? allen? Himmel! was sagen Sie mir da! Und eine neue, abermals revidierte, Ausgabe Ihres Homer mit Kupfern? O Voß! welchen köstlichen Genuß bereiten Sie mir für diesen ersten nahbevorstehenden Sommer unsers schriftstellerischen Wiedererwachens!

Und welch ein Vollgenuß auch für Sie selbst, wenn Sie neben diesen wohlgerathenen Kindern Ihres Geistes auch Ihre nicht weniger wohlgerathenen leiblichen Kinder um sich her versammelt sehen! Sowohl in der letzteren Beziehung wenigstens, wird es mir dießmal nicht werden. Nur einen von meinen Söhnen kann ich hoffen, von Zeit zu Zeit bey mir zu sehen, meinen Wilhelm, und dieß Vergnügen ist mir doch schon in diesem abgelaufenen Herbste zu Theil geworden, da er die Erlaubniß erhielt, nach seinen ehrenvoll zurückgelegten beiden Feldzügen 12 ganze Wochen lang bey mir auf seinen Lorbeern auszuruhen. Etwas zum Andenken hat er aus seinen Feldzügen doch davon getragen, etwas, worüber wir itzt beide gelacht haben, etwas, worüber Yorick sich halb todt gekitzelt hätte: kurz, einen Schuß in the groine, genau wie Onkel Toby, nur daß es glücklicher Weise ein Streifschuß, und die Kugel schon matt war.

Ich bin übrigens Gottlob! bey meinem hohen Alter gesund, wie man es so nah am Grabe nur selten ist; wer mich seit 20 Jahren nicht gesehen hat, findet mich fast unverändert; meine Haare sind noch nicht einmal grau;

[1] Die Voß in 14 Monaten geliefert hatte.

und was dieser mir selbst unerwarteten Fortdauer meiner Lebenskraft ihren besten Werth giebt, ich habe ein zufriedenes Herz. Viel trägt freylich dazu bey mein sehr glücklicher Ehestand, und meine schöne ländliche Wohnung. Ich wohne mitten in einem Garten, der nicht nur die Hälfte größer ist, als der, wo wir uns zuletzt sprachen, einen geräumigen Ententeich mit einem stattlichen Springbrunnen und einer Brücke gerad vor dem Eingange meines Hauses hat, mir vortreffliches Obst von allen Sorten (auch Pfirsiche, nur keine Weintrauben), und sogar aus diesem Obste einen Wein, der mir beynah wie Jacobischer Mallaga schmeckt, das ganze Jahr hindurch liefert, mir von Morgen bis Abend neun Monathe lang einen reinlichen wohlthätigen Spatziergang gewährt, und mir sogar, wenn es mir so gemüthlich ist, aus einem artigen Lusthäuschen einen Blick auf das Getümmel der Gasse darbiethet. Wahrlich, ich hätte sehr Unrecht, ungeachtet der, auch schon nun überstandenen, Leiden einiger Kriegsjahre, über mein Schicksal zu murren.

Wie ich sehe, sind Sie in Ihrer paradiesischen Pfalz doch auch nicht so ganz leer ausgegangen. Der Verlust eines Sparpfennigs von 4600 Th. muß keine Kleinigkeit seyn. Der Congreß wird viel zu thun haben, wenn er unsere verschiedenen Lagen nur einigermaßen wieder so herstellt, wie sie gewesen sind.

Ich danke Ihnen sehr, mein theurer Freund, für Ihre ansehnliche Subscribenten-Liste. 25 Subscribenten in dem einzigen Heidelberg! So viele wird vielleicht das ganze Königreich Dänemark nicht aufzuweisen haben. Im Ganzen rechne ich doch auf keinen großen Ertrag für Hammerich. Ich bin dem Publicum schon zu lange abgestorben; und was ich in meinen früheren Jahren schrieb, ist seitdem durch Werke von einem ganz andren, und zum Theil weit bessern, Geschmack verdrängt worden. Wie könnt' ich mir das wohl verhelen? und was hülf's mir?

Kann man sich etwas ärgerlicheres denken? Sie, der Sie mit einem einzigen türkischen Pfeifenkopfe so haushälterisch umzugehen wissen, daß Sie nach Verlauf, ich weiß nicht wie vielen, Jahren noch itzt zu meinem Andenken daraus rauchen, müssen mich vergebens um einen andern bitten! Mit den beiden letzten, die ich noch hatte, thut sich mein ehrlicher Rodriguez, ein spanischer Soldat, der bey mir einen ganzen Sommer hindurch, und zwar in dem vorerwähnten Lusthäuschen, in Quartier lag, itzt vermuthlich in Estremadura gütlich. Ich selbst rauche schon längst, da der Artikel der türkischen Köpfe, bey der allgemeinen Handelssperre seit vielen Jahren hier in Altona und Hamburg zwar ausgegangen ist, nur aus Meißnischem Porcellan. Was mich tröstet, ist, daß der unsterbliche Justus uns wieder mit rauchbarem Tabak versieht.

Meinen hochachtungsvollen Gruß dem Herrn Professor J. H. Voß, der seinem vollen Namen so viele Ehre macht. Meine Frau empfiehlt sich nebst mir dem Andenken ihrer Ernestine. Erhalten Sie mir, lieber Guter, Ihre Freundschaft. Ich bin stets und unwandelbar Ihr Gerstenberg.

(Schluß folgt.)

Hamburg. Albert Malte Wagner.

Kleine Studien zu Gottfried Keller.

1. Gottfried Kellers Zitate.

Die folgende kleine Studie will ich nicht mit langen prinzipiellen Erörterungen darüber einleiten, was eigentlich ein Zitat ist und wie Zitate zu bewerten sind, obwohl darüber mancherlei zu sagen wäre. Nur wenige kurze Andeutungen genügen hier, ehe wir zur Sache kommen. Zwischen dem wissenschaftlichen Zitat, das belegen und beweisen will, und dem Stimmungszitat, das stimmen, färben, gefühlsmäßig beleuchten möchte, ist ein strenger Unterschied, formell wie inhaltlich. Jenem hat Michael Bernays eine seiner geistreichen Abhandlungen gewidmet ('Zur Lehre von den Zitaten und Noten', Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 4, 253, zuerst erschienen 1892 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung); um dieses, das auch alle sogenannten geflügelten Worte in sich faßt, hat Büchmann in seinem bekannten, zuerst 1864 hervorgetretenen Buche sich große Verdienste erworben. Bei beiden kann der an sich vernünftige Gebrauch bis zur vollen Inhaltslosigkeit und Äußerlichkeit schematisiert werden: dann bekommen wir auf der einen Seite den pseudowissenschaftlichen Anstrich so vieler Abhandlungen, die ohne ein Dutzend 'vgl. ...' auf jeder Seite nicht glauben auskommen zu können, auf der andern den sinnlosen Massenverbrauch geflügelter Worte, wie wir ihn täglich und stündlich im gewöhnlichen Alltagsleben bei vielen Menschen beobachten können. Die Meister, die mit Sparsamkeit, Geist, Geschmack und Witz zitieren, werden naturgemäß auf beiden Gebieten selten sein. Man kann etwa vier verschiedene Gruppen oder Arten von Zitaten unterscheiden, wenn wir einmal das wissenschaftliche Zitat und seine Formen hier ganz beiseite lassen und uns auf das Stimmungszitat, trete es nun in geschriebener oder gesprochener Form auf, beschränken: jede dieser einzelnen Gruppen entfernt sich mehr von dem abstrakten Ideal des Zitats, bei jeder verschwimmt der Begriff mehr und geht schließlich nahezu ganz verloren. 1. Zitate mit korrekter Quellenangabe. Dahin gehören bei Keller z. B. die Motti, die er den einzelnen seiner sieben Legenden vorangestellt hat, oder auch die in sein Trauerspiel 'Therese' verwebten Bibelstellen aus dem Hohenlied und dem Prediger Salomo (vgl. Preitz, Gottfried Kellers dramatische Bestrebungen S. 115) und die Stelle aus der Exodus 35, 10 bis 19 in der Predigt des Pfarrers von Schwanau im 'Verlorenen Lachen' (Gesammelte Werke 5, 300). 2. Zitate mit falscher Quellenangabe. Bei Keller kommen solche nicht vor. Ein hübsches Beispiel fand ich in meiner jüngsten Lektüre, in Kreuzhages

Leipzig 1916 erschienener Biographie des Komponisten Hermann Goetz (S. 138): dessen Frau berichtet, daß er ihr in seiner Sterbestunde 'einen alten Kirchenvers, der ihm durch den Sinn ging', in das Taschenbuch geschrieben habe ('Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht: mit Gott im Himmel hadre nicht!'); dieser 'alte Kirchenvers' ist von einem sehr unheiligen Liederdichter, nämlich aus der Schlußstrophe von Bürgers Lenore. 3. Zitate ohne Quellenangabe, der bei weitem häufigste Fall. Hierher gehört es unter andern auch, wenn Keller in Briefen an die Geschwister Exner seine Schwester Regula mehrfach als die 'Sorrentinerin' oder die 'Schwester von Sorrent' bezeichnet (Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher 3, 84. 122. 299), womit er auf Tassos Vision von seinem Besuch bei seiner Schwester Cornelia in Sorrent in Goethes Drama (5, 4) anspielt; vielleicht war der Scherz, die Dichterschwester so zu nennen, ursprünglich von Exners ausgegangen, und Keller zitierte selbst nur aus zweiter Hand. Endlich 4. Unbewußte Zitate, bei denen dem Zitierenden nicht nur mehr oder weniger unbekannt ist, wen er zitiert, sondern oft auch, daß er überhaupt sich eines Zitats bedient. Beispiele sind in der Konversation unserer Gebildeten Legion: wer denkt, wenn er die Wendung gebraucht 'Und ward nicht mehr gesehen', an Goethes 'Fischer' (daß sie im allerletzten Grunde biblisch ist und Goethe sie der Genesis 5, 24 entnommen hat, bemerkt Hehn im Goethejahrbuch 8, 190 unter gleichzeitigem Hinweis auf Schillers Braut von Messina Vers 717), wer bei dem fast sprichwörtlichen 'roten Faden', der von dem englischen Marinetauwerk hergenommen ist, an die Wahlverwandtschaften 2, 2 (Genaueres bei Büchmann, Geflügelte Worte[23] S. 168)? Den letzteren nennt daher der Philologe Zumpt in einem Briefe an Lobeck mit vollem Recht einen 'Goethischen roten Faden' (Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs S. 99). Aus Keller führe ich die Briefstelle 'Kann auch ich kecklich ausrufen daß mir nichts Menschliches fremd sei' (Ermatinger 3, 217) an, bei der es ihm sicherlich nicht bewußt war, daß er einen berühmten Vers aus Terenzens *Heautontimorumenos* zitierte, zumal er den römischen Komiker wahrscheinlich gar nicht kannte.

Direkt über Zitate ausgesprochen hat sich Keller nur äußerst selten, aber die paar Stellen, die ich mir aus seinen Briefen notiert habe, sind charakteristisch und verdienen hier noch angeführt zu werden. Bei Gelegenheit eines Dramas von Mathilde Wesendonck, das ihm zur Durchsicht und Begutachtung übergeben war, schreibt er an diese (Ermatinger 3, 25): 'In dem "Bischoftum für ein Schiff" wird jeder trotz der geschichtlichen Berechtigung eine Reminiszenz an das "Königreich für ein Pferd" [Shakespeare. Richard III. 5, 4] erblicken. Es ist aber eine der ersten Pflichten

konfidentieller Beurteilung, auf Reminiszenzen dieser Art aufmerksam zu machen, weil es sonst nachher die öffentliche Kritik tut. Gewiegtere Schriftsteller beseitigen sogar solche Stellen sofort freiwillig, auch wenn sie das, was als nachgeahmt erscheint, nicht einmal gekannt haben, nur um den Schein des Nachsagens zu vermeiden.' Daß Keller für die Korrektheit von Zitaten ein empfindliches Gefühl hatte, zeigt der Umstand, daß er Rodenberg für ein richtiges Goethezitat aus 'Jägers Abendlied' gegenüber einem von Scherr beharrlich falsch zitierten aus dem Epilog zur Glocke eigens lobt (ebenda 3, 403) und an einer Schrift von Schott die 'bis auf die Zitate ungewohnte Sachlichkeit' rühmend hervorhebt (ebenda 3, 526).

Die folgende Musterung von Kellers Zitaten beginnt mit der antiken Literatur, geht dann zu den neueren ausländischen Literaturen über und schließt mit der deutschen, die das meiste zu dem gesammelten Material beigetragen hat.

Aus der Antike habe ich nur zwei Zitate gefunden, von denen das erste zudem die wirkliche Lektüre des Quellenschriftstellers nicht einmal bezeugen kann, da es dem Schatze der allgemein und häufig zitierten geflügelten Worte angehört. Am Schluß der 19. Romanze der älteren Fassung des 'Apothekers von Chamounix' (Euphorion erstes Ergänzungsheft S. 175; Brunner, Studien und Beiträge zu Kellers Lyrik S. 391) lesen wir: 'Denn das best' ist nicht das Wasser, wie einst Pindar hat behauptet'; um diesen Anfangsgedanken der ersten olympischen Ode zu zitieren, brauchte man schon damals kein Wort Griechisch zu können und Pindar nie in der Hand gehabt zu haben. Neben dies pseudogriechische Zitat tritt ein pseudolateinisches. In dem wichtigen, für Lindaus 'Gegenwart' verfaßten autobiographischen Aufsatz finden sich (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 11) bei Gelegenheit des modernen Industrialismus und der Dekadenz fünf Verse aus Juvenal deutsch zitiert, die Verse 48—52 der siebenten Satire. Auch in einem wenig späteren Briefe wird der Name des Satirikers genannt (Ermatinger 3, 264), aus dem ein preisendes Zitat auch in Kellers Ehrendoktordiplom erklungen war (ebenda 3, 21 Anm.).

Die englische Literatur wird nur durch den einzigen Shakespeare vertreten, über den uns der Dichter seine innerste Meinung mit tiefen Worten in 'Pankraz dem Schmoller' (Gesammelte Werke 4, 47) enthüllt. Von seinen Werken müssen ihm die Dramen von Heinrich IV. und seinem Sohn ganz besonders lieb gewesen sein, denn alle Shakespearezitate mit Ausnahme eines einzigen sind aus ihnen entnommen: die 'ergötzlichen Dialoge' des Percyschen Paares aus Heinrich IV. 1, 2, 3 zieht ein Brief an Marie Melos (Ermatinger 3, 440) heran; im Grünen Heinrich 4, 9

(Gesammelte Werke 3, 142) werden Bardolphs Diebsstreiche in England und Frankreich aus Heinrich V. 3, 2 und 6 im ersten Gespräch zwischen Heinrich und Dortchen Schönfund zitiert, die sich dadurch als schlagfertige Shakespearekennerin erweist, im Fragment 'Die Roten' (Preitz S. 120) des Pagen schnöde Bemerkung über Bardolphs rotes Gesicht und das Gitter aus Heinrich IV. 2, 2. 2. Ein Zeitungsartikel aus dem Züricher Intelligenzblatt (Kriesi, Gottfried Keller als Politiker S. 263) gibt eine längere Stelle aus Julius Caesar 1, 2 mit den bekannten Worten über Cassius' Hagerkeit wieder; zwei ironische Schlußverse sind von Keller hinzugedichtet.

Auch aus der französischen Literatur sind nur zwei Zitate entnommen. Das schöne Gedicht 'Rosenglaube' (Gesammelte Werke 9, 186) mit seiner tröstlichen Philosophie trägt im ältesten Druck (Brunner S. 272) ein Zitat als Motto: 'So lange eine Rose zu denken vermag, ist noch nie ein Gärtner gestorben. Fontenelle'; es ist der Gedanke, der, leise in der Form geglättet, den Refrain der drei Strophen des Gedichtes bildet. Das Wort findet sich in Fontenelles berühmtester Schrift, den für die Popularisierung der Grundgedanken der cartesianischen Philosophie so bedeutungsvollen '*Entretiens sur la pluralité des mondes*'. Hier wird in der fünften Abendunterhaltung die Anschauung der Alten, daß die Himmelskörper von Natur unveränderlich seien, weil man sie noch nie sich habe verändern sehen, durch folgende Erwägungen ad absurdum geführt (*Œuvres* 2, 168 in der Ausgabe von 1758): '*Si les roses qui ne durent qu'un jour faisoient des histoires et se laissoient des mémoires les unes aux autres, les premières auroient fait le portrait de leur jardinier d'une certaine façon et de plus de quinze mille âges de roses; les autres qui l'auroient encore laissé à celles qui les devoient suivre, n'y auroient rien changé. Sur cela elles diroient: Nous avons toujours vu le même jardinier; de mémoire de rose on n'a vu que lui; il a toujours été fait comme il est: assurément il ne meurt point comme nous, il ne change seulement pas.*' Voltaires bekannter 'Trumpf' von dem Gott, der erfunden werden müßte, wenn es ihn nicht gäbe (*Epitre à l'auteur du nouveau livre des trois imposteurs* Vers 22) wird im Grünen Heinrich (Gesammelte Werke 3, 20) zitiert; auf ein andres Wort Voltaires, dessen Herkunft ich genauer nicht nachweisen kann, spielt ein Brief an Baumgartner (Ermatinger 2, 278) an.

Aus der spanischen Literatur begegnet nur einzig Cervantes, dessen Don Quixote, allerdings in der mißlungenen Bearbeitung Florians, seit der Kindheit Kellers Lieblingsbuch war (Ermatinger 1, 29). Noch in späteren Jahren pflegte er gern daraus in seiner originellen Art zu erzählen, so die Geschichte von

den sich allmählich auflösenden Quarkkäsen im Helm, den sich der Ritter nichtsahnend aufgesetzt hat (ebenda I, 527; Don Quixote 2, 17). Im Martin Salander 15 (Gesammelte Werke 8, 246) muß Louis Wohlwend seinen Bildungsmangel damit kennzeichnen, daß er von der Hochzeit des Camacho (Don Quixote 2, 20) nichts weiß.

Wir wenden uns schließlich zur deutschen Literatur. Aus deren älteren Bereichen sind die Belege spärlich. Daß Keller auch dem Mittelhochdeutschen, wenn auch nicht intensiv, nahe getreten ist, war wohl Jakob Baechtolds Einfluß zu verdanken, und er konnte ebenso wie seinerzeit Bodmer und Breitinger aus dem altertümlichen Lautstand seiner Züricher Mundart, der demjenigen der alemannisch getönten Dichtersprache der höfischen Zeit so ähnlich ist, sich das Verständnis dieser Dichtungen wesentlich erleichtern. Der kleine humoristische Brief an Baechtold in mittelhochdeutscher Prosa (Ermatinger 3, 151) allerdings wimmelt von Fehlern, wie sie kaum ein germanistischer Anfänger machen dürfte und würde. Mit einem mittelhochdeutschen Zitat aus Bonerius' Edelstein (22, 35) hat sich Keller unter den Sprüchen der Mitarbeiter zum hundertsten Heft von Lindaus 'Nord und Süd' verewigt (Baechtold, Gottfried-Keller-Bibliographie S. 32): er hat also wohl die Fabelsammlung in Beneckes Ausgabe (Berlin 1816) durchlaufen, die sich durch das angehängte Wörterbuch empfahl und in der die beiden Zeilen außerdem gesperrt gedruckt sind. In der autobiographischen Skizze von 1876 werden (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 7. 8) zwei Strophen aus alten Volksliedern zitiert, die die verschiedene Achtung des Schreiberberufs im ausgehenden Mittelalter beleuchten sollen, eine positive und eine negative: sie finden sich in zwei unmittelbar hintereinander stehenden Liedern in Uhlands Sammlung Nr. 263 Strophe 3 und Nr. 264 (S. 687. 688), deren Kenntnis für Keller auch durch den ersten Gotthelfaufsatz neben der des Wunderhorns bezeugt wird (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 115). Auf die Zitate aus Angelus Silesius im Schlußband des Grünen Heinrich (Gesammelte Werke 3, 204. 207; Cherubinischer Wandersmann 1, 10. 8. 9. 14. 15. 7. 12. 13. 47. 3, 90) und auf das Zitat aus Lessings Logau (6, 48), auf das das 'Sinngedicht' aufgebaut ist, braucht nur hingewiesen zu werden.

Den Löwenanteil an den Zitaten Kellers nehmen Goethes Schriften für sich in Anspruch, was nichts weniger als verwunderlich ist, wenn man sich der begeisterten Stelle im Grünen Heinrich 3, 1 (Gesammelte Werke 2, 11; in der ersten Fassung 2, 3 Ermatinger) erinnert, wo dieser den überwältigenden Eindruck schildert, den 'die goldenen Früchte des achtzigjährigen

Lebens', dieser 'Himmel' voll 'ganzer Sternbilder in ihren schönen Stellungen zueinander' auf ihn machen; vgl. auch das Sonett 'Goethepedanten' von 1845 (Gesammelte Werke 9, 120). Aus Goethes lyrischen Gedichten werden zitiert (im allgemeinen vgl. über Goethes Lyrik auch ebenda 7, 86): Beherzigung Vers 10 und 12 (Ermatinger 2, 325; da Keller die Verse als 'Spruch' zitiert, war ihm wohl ihre Herkunft aus Goethes Gedicht augenblicklich nicht gegenwärtig); Auf dem See Vers 17—20 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 230); Geistesgruß Vers 1 bis 4 (Ermatinger 3, 116); Harfenspieler Vers 1 (ebenda 3, 519); Ritter Kurts Brautfahrt Vers 39. 40 (Grüner Heinrich 1, 301 Ermatinger; auch diese Verse werden als 'Spruch' zitiert und waren daher dem Dichter nicht als Goethische gegenwärtig; aber auch Ermatinger in den Anmerkungen hat die Herkunft sowenig bemerkt wie Beyel, Zum Stil des Grünen Heinrich S. 46); Schatzgräber Vers 1 (Ermatinger 2, 416) und 39 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 69); Römische Elegien Vers 108. 109 dem Sinne, nicht dem Wortlaut nach zweimal (Gesammelte Werke 10, 215; Ermatinger 2, 458); endlich Lilis Park (ebenda 3, 505). Daß im Schlußkapitel des 'Sinngedichts' (Gesammelte Werke 7, 327) eine volkstümlich zersungene Gestalt des Gedichts 'Mit einem gemalten Band' gegeben wird, hat Erich Schmidt (Charakteristiken[2] 2, 195) zum Ausgangspunkt einer lehrreichen Betrachtung ähnlicher apokrypher Bildungen gemacht. In die Schilderung des Künstlerfestes im alten Grünen Heinrich 3, 6 (2, 151 Ermatinger) hat Keller bei Gelegenheit Hans Sachsens eine Reihe längerer Zitate aus 'Hans Sachsens poetischer Sendung' (Vers 60 bis 64. 71. 72. 77. 78. 107. 108. 127—132. 146—154. 169—172. 177. 178) eingefügt, und zwar mit den Lesarten der älteren Fassung im Merkur von 1776 (64 'kollert!', 72 'möcht' statt 'mögt' und 'sein'n', 108 'Affen-Sprüngen', 129 'anzuschau'n', 130 'Wie'n' und 'Frau'n', 149 'Sitzt's' statt 'Sitzt', 151 'ihr'n', 152 'gar' statt 'sehr', 170 'Müh' er' statt 'Mühe', 171 'runde' statt 'liebe', 172 'Lebenstäg'' statt 'Lebenstag''). Wenn Ermatinger diesen letzteren, bei oberflächlichster Betrachtung deutlichen Umstand bemerkt hätte, würde er nicht die wahrhaft ungeheuerliche Behauptung aufgestellt haben, die auf Vers 78 folgenden zwei Verse

'Sie ist rumfet, strumpfet, bucklet und krumb,
aber eben ehrwürdig darumb'

seien 'kein Zitat aus Goethes Gedicht' (2, 547), womit er Keller die Frechheit zutraut, er könne zwischen die Goetheschen Verse zwei Verse eigener Mache oder sonstiger unbekannter Herkunft eingeschmuggelt haben: die beiden Verse finden sich wörtlich so im Merkur hinter Vers 78 und wurden von Goethe seit der Göschenschen Ausgabe der Schriften aus dem Texte gestrichen.

Aus dem ersten Teil des Faust, dessen Verse 'jeden Deutschen, sobald er einen davon hört, elektrisieren' (Gesammelte Werke 1, 112), werden zitiert oder angespielt; aus dem Vorspiel auf dem Theater Vers 97 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 34) und 220. 221 (ebenda S. 124); aus der Osterspaziergangsszene Vers 903 und 933. 934 (Gesammelte Werke 5, 299), 911 (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 231) und 941. 942 (Ermatinger 3, 400); aus der Szene im Studierzimmer Vers 1740 (Brunner S. 302); aus der Hexenküche Vers 2392 (Ermatinger 3, 500); aus den Gretchenszenen Vers 2802—4 (ebenda 2, 405, 3519. 3520; ebenda 3, 240) und 3587—89 (Kriesi S. 265). Aus Iphigenie findet sich Vers 11. 12 zitiert (Gesammelte Werke 5, 301), aus Tasso Vers 930—32 (Kriesi S. 245) und der vielzitierte Vers 969 (Ermatinger 2, 409). Goethes Motto zum zweiten Teil von 'Dichtung und Wahrheit' zitiert Keller in einem Briefe (ebenda 3, 71), eine Anekdote von dem uralten Gouverneur von Messina aus der Italienischen Reise (Werke 31, 208) in einem andern (Ermatinger 3, 425). Daß der Dichter auch den Briefwechsel Goethes mit Schiller gut gekannt hat, beweisen zwei Anspielungen: wie Goethe (Briefe 10, 357) seinen Wilhelm Meister mit einem 'Strickstrumpf, der bei langsamer Arbeit schmutzig wird', vergleicht, so Keller seinen Grünen Heinrich während der Umarbeitung (Ermatinger 2, 346. 357); Goethe nennt (Briefe 10, 265. 269) Jean Pauls 'Hesperus' und später auch (ebenda 12, 372) seinen eigenen Faust einen 'Tragelaphen', ebenso Keller seinen Roman und ein andermal Spittelers 'Prometheus und Epimetheus' (Ermatinger 3, 348. 401). Endlich ist auch ein französisches Zitat bei Keller sicher aus Goethe abzuleiten: 'Es ist doch ein wahres Wort ... wenigstens für die ideale Liebe, jenes geflügelte: *L'amour est le vrai recommenceur*' im Martin Salander 15 (Gesammelte Werke 8, 267); dieses Wort der Frau von Sévigné hat sich Goethe in seinen Maximen und Reflexionen Nr. 305 (Hecker) notiert (vgl. Varnhagens Aufsatz darüber in seinen Vermischten Schriften[3] 2, 348).

Schiller, der Sänger des Schweizer Freiheitskampfs, stand Keller wie allen seinen Volksgenossen nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch sehr nahe: das beweist die herrliche Charakteristik im Grünen Heinrich 4, 3 (Gesammelte Werke 3, 42), in der ersten Fassung 4, 4 (2, 300 Ermatinger), die ursprünglich den Abgesang des 'Apothekers von Chamounix' bildenden Verse zum großen Schillerfest von 1859 (Gesammelte Werke 10, 153) und der Aufsatz 'Am Mythenstein' (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 34). Von den vielen geflügelten Worten, die aus ihm lebendig sind, finden sich auch bei Keller gebraucht der Eingangsvers des Räuberlieds (Ermatinger 2, 250), der des Don

Carlos (Baechtold, Gottfried Kellers Leben 1, 428) und das Wort von den Pappenheimern (Ermatinger 2, 404; Wallensteins Tod Vers 1871). Ferner zitiert Keller aus den Gedichten: Kindesmörderin Vers 1, 111 und 115 (Ermatinger 2, 112), Erwartung Vers 46 (Gesammelte Werke 6, 264), Worte des Glaubens Vers 7. 8 (Kriesi S. 245) und 11. 12 (Gesammelte Werke 5, 300), Gang nach dem Eisenhammer Vers 199. 200 (Ermatinger 2, 423; vgl. auch S. 442), Handschuh Vers 13—15 (Baechtold 1, 450); aus den Dramen finde ich nur Tell Vers 1514 (Gesammelte Werke 8, 208).

Die übrigen Zitate aus deutschen Dichtern ordne ich nach deren Namen alphabetisch: zu besonderen Bemerkungen geben sie nirgends Veranlassung. Bürger: Lenore Vers 201. 202 (Baechtold 1, 447). Geibel: Lieder als Intermezzo 29, 1 (Ermatinger 2, 453). Grün: Kolibri Vers 36 (ebenda 2, 414). Ida Hahn-Hahn: Stelle nicht aufgefunden (Gesammelte Werke 10, 190). Heine: Heimkehr 37, 11. 12 (Ermatinger 3, 160); Atta Troll 8, 73 (ebenda 2, 412). Klopstock: Züricher See Vers 52, der vielzitierte 'Schweiß der Edeln' (Grüner Heinrich 2, 272 Ermatinger). Körner: Lützows wilde verwegene Jagd Titel (Brunner S. 291); Männer und Buben Vers 1 (ebenda S. 317). Kotzebue: Lorenz Kindlein im 'Armen Poeten' Theater 28, 216 (Ermatinger 2, 311). Platen: Ghaselen 60, 10 (Gesammelte Werke 10, 199). Prutz: Politische Wochenstube 1 (Ermatinger 2, 418). Rückert: Selbstschau Vers 1—6 und 15. 16 in den Gesammelten Gedichten 1, 5 und Die sterbende Blume Strophe 10 und 3 ebenda 1, 21. 19 (Gesammelte Werke 5, 300. 301).[1] Wagner: Lohengrin 2, 3 (Ermatinger 3, 110).

Für drei Zitate habe ich den Ursprungsort nicht feststellen können: für die Stelle eines 'neueren Schriftstellers' über den Jesuitismus und die Welt im alten Grünen Heinrich 4, 3 (2, 285 Ermatinger), die in die Schule Pascals weist; für die Spottverse, die der 15. Romanze des 'Apothekers von Chamounix' als Randbemerkung beigefügt sind (Euphorion erstes Ergänzungsheft S. 164):

'Kein Deutscher ist so schlimm daran,
Er hat noch seinen Eckermann;
Und wo ein Faust zum Teufel fährt,
Fühlt sich das Wagnertum verklärt.'

---

[1] Das häufige Zitieren von Dichtern ohne Quellenangabe ist eine Eigentümlichkeit der Predigten Heinrich Langs, von dem es der Pfarrer von Schwanau überkommen hat (vgl. Ermatinger 1, 505. 519): Goethe z. B. erscheint dort als 'der Dichter', 'jener Dichterfürst der neueren Zeit', 'jener große Dichter' usw. Keller läßt seinen Pfarrer offenbar rein zufällig nach der Ausgabe von Rückerts Gedichten von 1836 greifen und aus den ersten anderthalb Bogen sich wahllos blätternd seine Zitate zusammenlesen.

und für die Worte 'Die Zeit ist hin, da Bertha spann' (Baechtold 1, 428), über die Seiler in der Zeitschrift für deutsche Philologie 45, 244 zu vergleichen ist.

Den Schluß meiner Zusammenstellung bilde ein Selbstzitat Kellers, dessen Feststellung mir erst nach langem Suchen zufällig gelungen ist. In der Novelle 'Regine' im 'Sinngedicht' 8 findet sich der Satz (Gesammelte Werke 7, 100): 'Indessen glaubte ich mehr als einmal während des Tages das Phänomen bemerkt zu haben, daß eine gewisse innere Unruhe und Unzufriedenheit durch alle Lustigkeit ging, wie ein heimlicher Lufthauch im welkenden Laube zittert und raschelt oder wie es im Liede von einer Gesellschaft von Männern und Frauen heißt, die in einer Lustgondel auf stillem Wasser fahren:

Die Herzen schlagen unruhvoll,
Kein Auge blickt, wohin es soll!

und die einzige Regine schien die ruhigste Person von allen zu sein.' Nachdem ich in den verschiedensten Dichtern des 19. Jahrhunderts die Stelle vergeblich gesucht hatte, wandte ich mich, da das Wort 'unruhvoll' ja wohl nicht allzu geläufig ist, an Karl Euling, den Bearbeiter des U im Deutschen Wörterbuch, mit einer Anfrage, die dieser an die Göttinger Zentralsammelstelle weitergab, von wo ich aber nach einiger Zeit den negativen Bescheid bekam, daß man die Stelle weder in dem bereits verzettelten Material habe noch bei eigenem Suchen habe auffinden können. Schon hatte ich die Hoffnung auf Erfolg gänzlich aufgegeben, als ich das Zitat zufällig fand, und zwar — bei Keller selbst. Baechtold hat folgenden nicht ausgeführten Gedichtplan veröffentlicht (2, 542): 'Seefahrt. Ein von Frauen und Männern angefülltes Schiff fährt auf abendlichem spiegelglattem See. Alle sind leidenschaftlich erregt, aber die Neigungen kreuzen sich unglücklich und mißverstanden.

Es droht kein Sturm, kein Felsenriff.
Und doch sind sie so unruhvoll;
Die Herzen schlagen wild und toll,
Die Saiten tönen lang erregt,
Es sagt's das Lied und sagt's doch nicht usf.

Nur der am Steuer sitzt, ein halberwachsener Schifferknabe, ist ruhig, fröhlich und unschuldig.' Die Identität beider Stellen unterliegt keinem Zweifel: das zitierte 'Lied' ist vom Verfasser des 'Sinngedichts' selbst.

2. Zu Gottfried Kellers Sprache.

Man ist ja leider aus vielen Beispielen gewöhnt, daß in literarhistorischen Arbeiten und Untersuchungen über Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts sich eine bejammernswerte Hilflosig-

keit und eine haarsträubende Unwissenheit überall da einstellt, wo die Rede auf grammatische und sprachgeschichtliche Fragen kommt, ein redender Beweis dafür, daß der heute vielfach praktisch so beliebte und theoretisch verteidigte Schnitt zwischen älterer und neuerer deutscher Sprach- und Literaturgeschichte nicht ungestraft ausgeführt werden kann und stets zum Schaden der Sache ausschlägt, um die es sich handelt. Auch Paul Brunner hat sich nicht überwinden können, uns in seinem vielfach so förderlichen und trefflichen Buche über Kellers Lyrik (Zürich 1907) mit einem Kapitel 'Grammatisch-syntaktische Verbesserungen' (S. 135) aufzuwarten, in dem nach den guten einleitenden Bemerkungen über des Dichters Autodidaktentum und die Entwicklung seiner Kenntnis der hochdeutschen Schriftsprache leider recht schlimme Dinge zu lesen stehen, wie man sie keinem angehenden germanistischen Seminarmitglied hingehen lassen würde: das schlimmste ist wohl (S. 137), daß 'forcht' ein 'aus metrischer Verlegenheit' gebildetes starkes Präteritum zu dem schwachen Verbum 'fürchten' sein soll! Teilweise im Anschluß an seine Erörterungen teile ich im folgenden einige sprachliche Bemerkungen zu Kellers Gedichten mit, die ich alphabetisch nach den besprochenen Worten und grammatischen Kategorien ordne.

Ablaut. Auf dem Gebiete des verbalen Ablauts ist höchst sonderbar die Optativform 'geböre' von 'gebären', die in einer in den Neueren Gedichten von 1851 gedruckten, später ausgeschiedenen Ghasele (Brunner S. 401) im Reim auf 'höre : Chöre : gehöre : schwöre' sich findet. Das der vierten Ablautsreihe angehörende Wort ist hier offenbar von der Analogie der zweiten angezogen worden: nach dem Vorbild von 'gefroren, fröre; verloren, verlöre; erkoren, erköre' entstand so zu 'geboren' die Form 'geböre'. — Nach der Analogie von 'sinken, trinken' geht das schwache 'winken' in die starke Flexion über und bildet ein Partizip 'gewunken', das wir heute nur mit komischer Klangfarbe brauchen können. Keller braucht es auch im pathetischen Stil, so in den wunderschönen und charakteristischen, leider in die spätere Gedichtsammlung nicht aufgenommenen Terzinen an Freiligrath (Brunner S. 423) und in einem erst bei Baechtold (1, 433) gedruckten Jugendgedicht.

'Anschicksmann' = 'Werber, Agitator, Vermittler' (fehlt in den Wörterbüchern von Grimm, Heyne, Paul und Weigand) findet sich Gesammelte Werke 8, 201. 233. 9, 252 und Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 259. Das Wort ist schweizerisch (vgl. Schweizerisches Idiotikon 4, 278).

'Bord' von Gewässern, schriftsprachlich nicht üblich, steht Gesammelte Schriften 6, 34. 409. 9, 64. 10, 100 und Brunner S. 404. Wie die erste der angeführten Stellen klar und eindeutig ausweist,

hat das Wort bei Keller neutrales Geschlecht, wofür ich bei Grimm 2, 239 nur einen Beleg aus Wieland finde. Daß das Wort im Zürcherischen geläufig ist, beweist die Vorliebe, die Geßner dafür hat (Sämtliche Schriften 1, 79. 2, 54. 73. 76. 81. 83); vgl. auch Zagajewski, Albrecht von Hallers Dichtersprache S. 123 und Schweizerisches Idiotikon 4, 1628.

'Dämlich', das sich Gesammelte Werke 7, 49. 10, 177 und Brunner S. 380 findet, dürfte sich der Dichter in Berlin angeeignet haben, wo es in der gewöhnlichen Umgangssprache floriert.

'Dämmer' steht Gesammelte Werke 10, 203 und Brunner S. 225 (hier hat es Keller später beseitigt, aber wohl nicht des Wortes selbst, sondern des fehlerhaften Daktylus wegen in dem sonst streng die Einsilbigkeit der Senkungen wahrenden Gedicht). Brunner (S. 138) nimmt daran als 'unserm Sprachgebrauch fremd' Anstoß: aber 'Dämmer' hat stets als poetische Nebenform für 'Dämmerung' gegolten, und Keller konnte es z. B. im Faust (Vers 395) und in Tiecks Novellen lesen.

'Ferg, Ferge' findet sich Gesammelte Werke 9, 15. 147. 174 und Brunner S. 403. Das Wort, im frühen Neuhochdeutsch veraltend, ist dann durch die altdeutsche Literatur, besonders das Nibelungenlied (aus ihm notiert es sich z. B. Goethe, Werke 42, 2, 437), und deren Nachahmung bei Dichtern wie Uhland wieder in unsre höhere Dichtersprache eingeführt worden. Im Schweizer Dialekt lebt es nicht mehr.

'Flattern' braucht Keller vom Licht in der ersten Fassung eines Jugendgedichts (Brunner S. 193), hat es aber dann in der letzten Ausgabe durch 'flackern' ersetzt. Dieser Umstand legt die Auffassung nahe, daß auch in dem Verse aus dem Gedicht 'Sonnenaufgang' (Gesammelte Werke 9, 32): 'Flattre, du rosige Wölkleinschar' rosig glänzende und nicht etwa in dem Naturbilde ganz fremd und ungehörig wirkende, sich rasch bewegende Wolken gemeint sind. Wenige Belege für den Gebrauch gibt Grimm 3, 1732: ich füge noch Wielands Übersetzung des Sommernachtstraums 3, 2 (Gesammelte Schriften 2, 1, 46, wo durch Druckfehler 'flakernd' steht) hinzu.

'Fluh, Flühe', ein speziell schweizerisches Wort (vgl. Schweizerisches Idiotikon 1, 1184), das schon bei Ulrich von Zazikhoven und Bonerius vorkommt (Mhd. Wörterbuch 3, 355 a), findet sich Gesammelte Werke 9, 47. 221 und Brunner S. 371. 372; ebenso das Kompositum 'Nagelfluh', überall später beseitigt, Grüner Heinrich 1, 6 Ermatinger, Brunner S. 203 und in der erst durch Freys Faksimileausgabe bekannt gewordenen ersten Fassung des ersten der 'Rheinbilder' (Gesammelte Werke 9, 177).

'Flunkern' = 'glitzern, flimmern' steht Gesammelte Werke 5,

74. 9, 63 und Brunner S. 400. Grimm 3, 1851 bringt nur einen Beleg aus Voß.

Fremdworte. Bei einer ganzen Anzahl von Fremdworten, die Keller in seinen lyrischen Gedichten verwendet, kann man die merkwürdige Beobachtung machen, daß er sie zunächst mit falscher Betonung gebraucht hat, die sich deutlich aus der metrischen Messung der betreffenden Verse ergibt, und sich dann bei Herstellung des Druckmanuskripts für die letzte Gedichtsammlung vielfach zu Besserungen genötigt sah, die dann änderten oder die richtige Betonung herstellten. Das Material ist folgendes:

'Das füllte mich mit Ärger, denn im ganzen war der *chápeau* gut' (Brunner S. 298), später: 'Das füllte mich mit Ärger, der *chapéau* war doch im ganzen gut' (Gesammelte Werke 10, 14);

'Fanátismus als Feldprofoß' (Brunner S. 291), später: 'Den (Der) Fanatísmus als (ist) Profoß' (ebenda; Gesammelte Werke 9, 282); 'Fanátismus' vielleicht nach Analogie von 'Fanátiker, fanátisch';

'Über die marmórnen Wangen' (Brunner S. 232), später: 'Über deine weißen Wangen' (ebenda); 'Marmórnen Säulen zeigt' (ebenda S. 402);

'Der Martýrer blass Gebein' (Gesammelte Werke 9, 16), dagegen: 'Darin ein Freiheitsmärtrer ruht' (ebenda 9, 61);

'In den Staub mit dem Popánz' (Gesammelte Werke 9, 277);

'Die *ultima ratió*' (Brunner S. 277), später: 'Die *rátio ultima*' (Gesammelte Werke 9, 202);

'Mir ist ein Ríval aufgewacht' (Brunner S. 229), später: 'Mir ist ein Nebenbuhl' erwacht' (ebenda; diese Korrektur stammt von Follen, der sie in die durch Frey als Faksimile herausgegebene Handschrift des Dichters eingezeichnet hat; vgl. Frey, Gottfried Kellers Frühlyrik S. 30), endlich: 'Es scheint mir ein Rivál erwacht' (Gesammelte Werke 9, 91);

'Auf den Weiden der Saone' (dreisilbig; Brunner S. 391), später: 'Auf der Saone grünen Weiden' (zweisilbig; Gesammelte Werke 10, 227);

'Mit tiefblauem Licht' (Brunner S. 208), später: 'Mit äth'rischem Licht' (Gesammelte Werke 9, 56; hier ist erst bei der letzten Revision ein falsch betontes Fremdwort in den Text hineingekommen); der Dichter hat das Wort offenbar nie gehört, sondern nur gelesen und dann nach der Analogie von 'Äther' betont.

Die bei dem letzten Wort gegebene Erklärung, daß Keller die Worte nur durch das Auge, nicht aber durch das Ohr bekannt geworden sind, wird auch bei einigen andern, wie 'Fanatismus, marmorn, Martyrer, *ratio*, Saone', die einzig annehmbare bleiben;

in Fällen wie '*chapeau*' und 'Rival' könnte germanische Zurückziehung des Akzents vorliegen, auf die er dann verzichtet hätte. Ich kenne keine ähnlichen Erscheinungen bei irgendeinem andern deutschen Dichter.

'Geländer', heute nur im Sinne einer Brustwehr oder Einfriedigung an Treppen, Brücken, Galerien usw. gebräuchlich, braucht Keller einmal im Sinne von 'Gelände' (Brunner S. 190): 'Siehe, wie lebend'ge Fahnen flattern dort am Berggeländer Kinder, bunte Lenzgewänder'; in der letzten Gedichtsammlung ist die Stelle geändert (Gesammelte Werke 9, 15): 'Und wie ferne Kirchenfahnen flattert's von der Burg Geländern bunt von seidnen Lenzgewändern', so daß man nun mit Brustwehren versehene Galerien einer Burg sich vorstellen muß. Grimm 4, 1, 2858 bringt zwei frühnhd. Belege für diesen Gebrauch bei: daß er im Zürcherischen geläufig war, beweist wieder Geßner (Sämtliche Schriften 1, 137. 140. 174. 175); vgl. auch Schweizerisches Idiotikon 3, 1307. 'Gelände' in dem gewöhnlichen Sinne erscheint in einer neuhinzugekommenen Versgruppe Gesammelte Werke 9, 93.

'Handlich', ein Schweizer Idiotismus (vgl. Schweizerisches Idiotikon 2, 1404), den auch Schiller (Tell Vers 2258) aus Tschudis Chronik aufnahm, findet sich Gesammelte Werke 6, 308. 7, 366, Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 37. 156. 355 und Brunner S. 382.

'Hellebarde' kennt der Dichter in zwei verschiedenen Formen: 'Hellebarte' steht Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 258 und Brunner S. 294. 431, 'Halmbarte' Gesammelte Werke 1, 361. 9, 255. 285. 10, 133. Zur Geschichte und Verbreitung der Formen vgl. Grimm 4, 2, 969.

'Kraken', der Name jenes grausigen Wasserungetüms, das ursprünglich in Freiligraths 'Meerfabel' beheimatet und von dort her durch Keller in seine Versgefilde verpflanzt ist, steht Gesammelte Werke 10, 212 und Brunner S. 231, und zwar an der letztgenannten Stelle nicht nur in der durch Frey faksimilierten Handschrift, sondern, wie mir Herr Gagliardi aus Zürich mitteilt, auch in dem Manuskriptband von 1845, aus dem Brunner 'Krabben' abgedruckt hat; damit erübrigt sich Freys Bemerkung (S. 42): 'Er wußte wohl selbst nicht recht, was er sich darunter vorstellen und was er mit dem Worte anfangen sollte.'

'Minne' und seine Ableitungen verwendet Keller nur in der Lyrik: 'Minne' Gesammelte Werke 9, 211. 10, 51. 59 und Brunner S. 234; 'Minnelohn' Gesammelte Werke 9, 156; 'Minnesang' ebenda 9, 97; 'minnen' ebenda 9, 33. 233. 10, 52; 'minnig' Brunner S. 193.

Optativ. Ich möchte auf einen mundartlich beschränkten Gebrauch des umschriebenen Optativ praeteriti hinweisen, den ich

bisher nur bei oberdeutschen, d. h. alemannischen und bairisch-österreichischen Schriftstellern gelesen oder bei Angehörigen dieser Sprachgebiete mündlich gehört habe und wo nach meinem und wohl allgemeinem mittel- und norddeutschen Sprachgefühl unbedingt der echte statt des umschriebenen Optativs gefordert ist. Aus Keller habe ich mir zahlreiche Belege notiert: 'Meine Mutter ... tat so, als ob sie essen würde' (Gesammelte Werke 1, 44); 'daß es beinahe klang, wie wenn einer in Flageolettönen auf der Geige spielen würde' (ebenda 2, 258); 'daß sie einige Worte veränderte oder hinzusetzte, als ob eine Frau an einen Mann schreiben würde' (ebenda 5, 117); 'Für einen jungen Krieger ... betete er fast etwas zu gern und zu laut und mit zu feierlichem Gesichte, wie wenn er sich selbst wohlgefällig belauschen würde' (ebenda 6, 388); 'und stellte sich, als ob er erst jetzt nach und nach seinen Besucher erkennen würde' (ebenda 8, 49); 'Sie ... rieb sich die Hände, als ob es sie frösteln würde' (ebenda 8, 104): 'Sie ließen sich gar nicht mehr bei uns sehen, wie wenn sie das Elternhaus geflissentlich fliehen würden' (ebenda 8, 276); 'Mir ist, ich geh' im grünen Tale, als würde mich ein Liebchen küssen' (ebenda 9, 265); 'Es ist mir zumute, als ob lange Jahre des Leidens und des Kampfes zwischen gestern und heute lägen und wie wenn ich aus einem Grabgewölbe an die Sonne treten würde' (Nachgelassene Schriften und Dichtungen S. 322; in diesem und dem vorigen Beispiel echter und umschriebener Optativ in derselben Periode nebeneinander); Kellers Mutter an den Dichter (Ermatinger 1, 334): 'Man könnte daraus schließen, als würdest Du dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten.' Bei dem Kellerforscher Brunner finde ich zwei Beispiele: 'Bald erscheint die Zusammensetzung mit her, bald mit hin, ohne daß es gelingen würde, eine bestimmte Ordnung darin zu erkennen' (S. 140); 'Viele Varianten des Sammelbandes sind syntaktische Verbesserungen im einzelnen, ohne daß sich gemeinsame Gesichtspunkte für die Art der Korrektur ergeben würden' (S. 141). Eine weitere Beleggruppe entnehme ich den Erzählungen der Marie von Ebner-Eschenbach: 'So schüchtern kam's heraus, als ob sie kaum hoffen würde auf die Erfüllung ihrer Bitte' (Gesammelte Schriften 4, 198); 'Mir hat manchmal geschienen, als ob er so wenig Gewissen hätte und die Reue so wenig kennen würde wie ein Tier' (ebenda 7, 207; wieder echter Optativ und Umschreibung nebeneinander): 'Dem ist jetzt, als ob er einen lieben Toten ins Bahrtuch hüllen würde' (ebenda 8, 121): 'Mir war's, als ob ich dich auf einer großen Reise wüßte und in deinem Zimmer auf deine Rückkehr warten würde' (ebenda 9, 182; wie im vorvorigen Beispiel beide Ausdrucksmöglichkeiten nebeneinander).

Der einzige nicht oberdeutsche Schriftsteller, bei dem ich einen Beleg kenne, ist der Hamburger Hauptpastor Goeze (Streitschriften gegen Lessing S. 36 Schmidt): 'Da sie den vermeinten Gärtner, der ihr eben die Frage gleich nachher tat, auch gleich geradezu in Verdacht nahm, daß er den vermißten Leichnam weggebracht haben würde'. Durchweg handelt es sich, wie man sieht, um Irrealfälle, die mit 'als ob', 'wie wenn' oder 'ohne daß' eingeleitet sind. Soviel ich sehe, ist auf diese Erscheinung in der grammatischen Literatur bisher nirgends geachtet worden.

'Plan' steht, fast immer im Reim, in den Gedichten Gesammelte Werke 9, 52. 10, 59 und Brunner S. 266. 404. 436 ('Himmelsplan'), in Prosa nur Baechtold 1, 422.

Präfixe. 'Anglühen' intransitiv = 'zu glühen anfangen' findet sich Gesammelte Werke 5, 213 und Brunner S. 359, wie es scheint, nach dem Vorbild Jean Pauls, aus dem Grimm 1, 355 drei Belege anführt; das Partizip 'angeglüht' im Sinne von 'leicht angetrunken' steht Gesammelte Werke 1, 366. Für das Nebeneinander von 'ver-' und 'zer-' an zwei Stellen der Gedichte hätte Brunner (S. 137) auf die einleuchtende Erklärung hinweisen sollen, die Behaghel in seiner Rede über Schriftsprache und Mundart S. 13 dafür gegeben hat.

'Reuen'. Keller hatte in der Feueridylle 3, 8, 1 ursprünglich geschrieben: 'Nur eins reut mich', wie das von Frey faksimilierte Manuskript ausweist: Follen änderte das in 'Eins tut mir leid' und schrieb mit Recht an den Rand 'Provinzialism' (vgl. Frey S. 33 und Schweizerisches Idiotikon 6, 1883). Diese Korrektur trug der Dichter dann auch in seinen Manuskriptband von 1845 ein (Brunner S. 259) und nahm Follens Lesart in den gedruckten Text auf (Gesammelte Werke 9, 154).

'Risch', das im oberdeutschen Sprachgebiet von Haus aus nicht heimisch ist (vgl. Grimm 8, 1039 und Schweizerisches Idiotikon 6, 1463), verwendet Keller, offenbar als Reminiszenz aus der Lektüre, Gesammelte Werke 10, 107 im Reim.

'Schank' = 'Schenke' Gesammelte Werke 10, 105 und Brunner S. 252. 421 soll nach Brunner (S. 138) 'eine Originalbildung von Keller' sein: vgl. über das frühnhd. belegte und im letzten Jahrhundert als Archaismus erneuerte Wort Grimm 8, 2160.

'Schlotter' = 'Zittern' Brunner S. 427 ist spezifisch schweizerisch; vgl. Grimm 9, 785.

Substantivflexion. Auf diesem Gebiete sind auffällig: starker Dativ 'Hirt' Gesammelte Werke 9, 46. 10, 15 (vgl. den starken Akkusativ bei Schiller, Der Abend Vers 46 und Grimm 4, 2, 1572); Femininum Singularis 'die Linne' (Gesammelte Werke 10, 51 (sonst nirgends belegt); Nominativ Singularis 'die Sonnen'

ebenda 9, 34, durch den Reim auf 'gesponnen' gesichert (vgl. Grimm 10, 1, 1592).

'Trollen' wird eigenartig gebraucht in der ersten Fassung des 'Grußes der Sonne', wo es in der Eingangsstrophe heißt (Brunner S. 197): 'Grüne Knospen trollen tausendfach hervor'; die spätere Besserung 'rollen' (Gesammelte Werke 9, 33) ist eine ganz entschiedene Verschlechterung. Das geläufige Reflexivum 'sich trollen' hat der Dichter öfter (ebenda 9, 125. 135. 10, 50. 76); wie schon Brunner (S. 142) bemerkt, ist 'trollen' mundartlich.

'Überschnappen' = 'sterben', von einem Hasen gesagt, steht Brunner S. 211, später geändert in 'ausschnappen' (Gesammelte Werke 9, 63).

'Unentwegt'. Dieser demokratische Modeausdruck des vergangenen Jahrhunderts ist ursprünglich Schweizer Herkunft (vgl. Grimm 11, 3, 473). Bei Keller findet er sich Gesammelte Werke 4, 240. 6, 314. 324. 332. 10, 70 und Brunner S. 279. 307 (die beiden letzten Stellen später geändert Gesammelte Werke 9, 212. 10, 30).

Verbalflexion. Der von Brunner (S. 137) notierten und schulmeisterlich-unwissenschaftlich besprochenen Kontamination der Präsensformen des transitiven und intransitiven 'schwellen' vergleicht sich der ähnliche Vorgang bei 'quellen' Gesammelte Werke 9, 128, wo Keller nicht wie bei jener geändert hat (vgl. Grimm 7, 2345).

'Verhirschen' = 'mit Hirschhörnern versehen, in einen Hirsch verwandeln', von Aktäon gesagt, Brunner S. 429 hat Keller einem Gedicht Heines (Atta Troll 19, 23) und dieser wohl Bürger (Bellin 6, 2) entlehnt.

'Vor' im Sinne der Konjunktion 'bevor' steht Gesammelte Werke 10, 126 (fehlt in den Wörterbüchern von Heyne, Paul und Weigand). Ich kenne keinen zweiten literarischen Beleg, wohl aber einen schwäbischen Kollegen, der es mündlich wie schriftlich beständig braucht, offenbar ohne sich der Unüblichkeit irgend bewußt zu sein.

Korrekturnote. Seit der vorstehende Aufsatz an die Redaktion abgeliefert war, ist der Briefwechsel Kellers mit Heyse durch Kalbeck veröffentlicht worden (Braunschweig 1919), und ich benutze die Gelegenheit, die häufigen dort vorkommenden Zitate als Ergänzung meiner obigen Studie hier noch zusammenzustellen. Außer Shakespeares 'Bereit sein ist alles' (S. 256: Hamlet 5, 2) entstammen sie sämtlich der deutschen Literatur. Ulrich von Huttens berühmtes 'Obwohl mein fromme Mutter weint, da ich die Sach hätt gfangen an ... Ich habs gewagt' (aus dem gereimten Vorwort zur Übersetzung seiner lateinischen Gespräche:

Strauß, Ulrich von Hutten 2, 121) wird dreimal (S. 296. 314. 406 mit origineller Variante 'Mein fromme Mutter weint im Grab') zitiert. 'Die Bitterniß, es wie der selige Lessing auch einmal so gut haben zu wollen wie andre Leute' (S. 199) zitiert Lessings monumentalen Schmerzbrief an Eschenburg nach dem frühen Tode seines Sohnes (Sämtliche Schriften 18, 259). Der Löwenanteil entfällt auch hier wieder auf Goethe: Lilis Park (vgl. oben) wird S. 414 zitiert; ferner aus dem ersten Teil des Faust Vers 941. 942 (vgl. oben) zweimal in scherzhafter Umformung (S. 197. 268), Vers 3519. 3520 (S. 125; vgl. oben) und Vers 4572 (S. 237). Ein Zitat aus Tasso (Vers 389) in einem Briefe Heyses (S. 180): 'wenn ich merken sollte, daß gute Freunde nur sehr schonend seiner sich zu erfreuen vermögen' hat Keller nicht erkannt, wenn er in seiner Antwort (S. 182) 'schonende Freude' einen 'ingeniösen Ausdruck' nennt, den er offenbar für Heysisch hält. Auf den Briefwechsel Goethes mit Schiller spielen außer dem auch hier begegnenden 'Tragelaphen' (S. 320. 406; vgl. oben) an 'Bin darnach verlangend, wie Schiller in seinen Briefen sich ausdrückte' (S. 238, ähnlich S. 383; die Wendung ist nicht Schiller individuell, sondern auch Goethe und andern Schriftstellern des 18. Jahrhunderts eigen, wie Grimm 12, 717 beweist) und die 'Sperlingskritik', deren Quelle Keller selber genau angibt (Schillers Briefe 5, 457). Drei Zitate sind aus Schillerschen Dichtungen hergeholt: Don Carlos Vers 3141. 3142 (S. 385), Die Zerstörung Trojas Vers 3. 4 (S. 320), Wilhelm Tell Vers 2792 (S. 301). Wilhelm Buschs bekannte Stelle vom rauchenden Frosch finden wir S. 303.

Daß der 'Krabbe' (vgl. oben) auch Heyse geläufig war, ersehen wir aus folgender Stelle eines Briefs an Keller (S. 306): 'Dem braven Sindbad, als er merkte, daß das Eiland, an dem er gelandet, ein tückischer Krabbe war, kann nicht trübseliger zumute gewesen sein.' Oder ist das Wort auch hier verlesen für 'Krake'? Grimm hat wohl für letzteres Belege, aber nicht für ersteres.

Jena. Albert Leitzmann.

Hl

Das Gebet in Shakespeares Tragödien.

Der da ein Meister war an Gestaltungskraft, der das heiße Lallen der Liebeslust wiederzugeben wußte wie auch das kalte Planen des Ehrgeizes, das scharfsichtige Schachspiel der Politik wie die blinde Raserei des Hasses — Shakespeare —, der nahm seine Menschen und stellte ihre Seele vor Gott. Jede Hülle fiel vor dem Angesichte des Ewigen. Menschliches und Allzumenschliches ward schonungslos offenbar. Staunend stehen wir vor dieser Fülle seelischer Erregungen, die widergespiegelt werden in der Erhebung des leidenden Helden zu Gott. Alle Wirren des Lebens, alle Laster der Leidenschaft tönen mit, alles Erhebende und Zermalmende klingt wider aus der Zwiesprache des Geschöpfes mit dem Schöpfer. Von den Jugendwerken bis zu den Meisterstücken, von der Selbstzerstörung Romeos bis zur Vernichtung eines Weltreiches in Antonius und Cleopatra, mit einziger Ausnahme von Coriolanus, nimmt das Gebet eine bedeutende Stelle in Shakespeares Tragödien ein.

I. Wer betet in Shakespeares Tragödien? Des Dichters Schöpferkraft führt uns die verschiedenartigsten Vertreter der Menschheit vor Augen. Seine Darstellungsmöglichkeiten sind so vielfältig wie die Natur selbst. Er hält das Gebet geeignet für die reine Ophelia[1] (Ham. III, 1. 139; IV, 5. 199), Cordelia (Lear IV, 7. 92), Imogen (Cymb. II, 2. 12; III, 2. 29; IV. 2. 303) und Desdemona (Oth. II, 1. 195; III, 4. 163; IV, 2. 135; V, 2. 34) wie auch für Cleopatra (Ant. I, 3. 99), Lady Macbeth (I, 5. 41) und Julia (Rom. III, 5. 54. 57), und er zwingt einen Jago und Othello (Oth. III, 3. 447), einen Romeo (Rom. I, 4. 112) und einen Hamlet (Ham I, 2. 130; 4. 39) in die Knie, ja sogar den Verbrecherkönig im Hamlet (Ham. III, 3. 69). Titus (I, 1. 150) und Timon (III, 6. 79; IV, 1. 1; 3. 23. 177. 502), Brutus (Caes. II, 1. 303; IV, 3. 80) und Posthumus (Cymb. I, 1. 115; V. 1. 31; 4. 10), auch Cymbeline (III, 5. 52) halten Zwiesprache mit den Göttern, und der unglückliche Lear entlastet seine Seele im Gebet (I, 4. 296; I, 5. 50; II, 4. 193. 276; III, 2. 1). All diese tragischen Gestalten wandeln oft in der Dunkelheit des Zweifels und der Verzweiflung, und wenn ihre Kraft nicht mehr ausreicht, suchen sie Hilfe von oben — oder von unten!

Doch welche Schar drängt sich um diese Hauptpersonen? Es sind die Nebenpersonen, die Shakespeare den Helden zur Seite gestellt hat, keine Schattenbilder ohne Eigenleben, sondern auch Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Nicht

[1] Die Zitate sind gegeben nach der Everyman-Edition.

so überragend wie ihre Führer und Herren, zuweilen ihr schwaches Abbild, zuweilen ihr schroffer Gegensatz, immer aber so gestaltet, daß sie einen wirkungsvollen Hintergrund für den eigentlichen Hauptcharakter bilden. Auch sie alle wenden sich im Gebet an eine höhere Macht. Da ist der Spottvogel Thersites (Troil. II, 3. 1), der treue Bruder Marcus (Tit. IV, 1. 66; 123), der liebenswürdige Cassio! (Oth. II, 1. 77). Da drängen sich Apemantus (Tim. I, 2. 63), Flaminius (Tim. III, 1. 53), Alcibiades (Tim. III, 5. 114), Flavius (Tim. IV, 3. 464), Banquo (Macb. II, 1. 123), der alte Mann (Macb. II, 4. 40) und Enobarbus (Ant. IV, 9. 12). Charmian erscheint (Ant. I, 2. 64) und Gloucester (Lear III, 7. 92; IV, 6. 34; 9. 220), Pisanio (Cymb. III, 5. 165), Guiderus (Cymb. IV, 2. 276) und Belarius (V, 5. 350). Ja, wir hören sogar das Gebet der Geister von den verstorbenen Eltern und Brüdern des Posthumus (Cymb. V, 4. 87).

II. Was wird erbeten? Verschieden wie die Charaktere und die Lage, in der sie sich befinden, ist auch der Inhalt ihrer Gebete. Segen und Fluch, Verzeihung und Rache, Erhaltung und Zerstörung, Hilfe und Tod werden mit gleicher Inbrunst vom Himmel erfleht. Hier entringt sich gepreßten Lippen nur ein kurzer Schrei der Seelenqual, dort hören wir lange Ergüsse, welche die Höllengeister zu dunklen Taten herbeirufen.

Um des Himmels Segen fleht Bruder Laurence, als er dem jungen Romeo alles Gute wünscht (Rom. II, 6. 1), und Brutus, da er seines edlen Weibes wert sein möchte (Caes. II, 1. 303). Mit frommem Segenswunsch scheidet der alte Mann von Macduff und Ros[illegible] (Macb. II, 4. 40). Gloucester bereut seine Ungerechtigkei[illegible] gegenüber und gibt ihm seinen väterlichen Segen (Lear III, [illegible] IV, 6. 34). Cassius grüßt fröhlich seine Herrin (Oth. II, [illegible]) mit einem Wort des Segens. Desdemona betet für ihres Gatten Glück (Oth. II, 1. 195), Posthumus für seines Weibes Wohl (Cymb. I, 1. 115). Imogen hat nur den einen Wunsch, gute Nachricht von ihrem Gemahl zu erhalten (Cymb. III, 2. 29), Pisanio betet um das glückliche Entkommen seiner Herrin (Cymb. III, 5. 165), Belarius segnet des Königs Söhne beim Abschied (Cymb. V, 5. 350).

Hilfe soll der Himmel senden in Tagen der Trübsal oder in Augenblicken banger Entscheidung. Des Schicksals Schläge haben Timon fast vollständig zerschmettert, da beschwört sein Bruder Marcus die Götter, ihnen beizustehen (Tit. IV, 1. 66). Jung-Romeo dagegen wendet sich schon gleich zu Anfang seiner Laufbahn zu den Himmlischen und erbittet ihr gnädiges Geleit (Rom. I, 4. 112). Timon ist schließlich so weit, daß er nur an sich denkt und für sich Hilfe erfleht gegen den Hunger (Tim. IV, 3. 23. 117. 464), während Lennox die Leiden eines ganzen Landes

im Gebet vor Gott bringt. Wie entsetzt ist Hamlet bei der Geistererscheinung seines Vaters (Ham. I, 4. 39), wie unglücklich Ophelia bei Hamlets anscheinendem Wahnsinn (Ham. III, 1. 138)! Innere Gewissensqual entringt den Lippen des Königs den Verzweiflungsschrei nach Engelbeistand (Ham. III, 3. 69), äußeres Elend veranlaßt Lear, geistige Umnachtung zu fürchten (Lear I, 5. 50) und seinen Töchtern zu fluchen (Lear II, 4. 164). In das Kindesherz Cordelias und in Gloucesters Vaterherz schauen wir, wenn wir das Gebet kindlicher Treue und väterlicher Liebe lesen (Lear IV, 7. 726 u. 6. 40). Der teuflische Jago schrickt nicht zurück, einen Gebetsseufzer in schlechtester Absicht hervorzustoßen. Um Othellos Eifersucht zu schüren, flüstert er betend: 'Good Heaven, the souls of all my tribe defend from jealousy!' (Oth. III, 3. 175). Den gleichen Wunsch hegt Desdemona für ihren Gatten, aber hier aus lauterstem Herzen. Eines treuen Dieners Sorge um seine Herrin erfleht der Himmlischen Hilfe (Cymb. III, 5. 165), und toten Eltern läßt das Schicksal ihres Sohnes im Grabe keine Ruhe, Hilfe heischend heben sie die Hände zum höchsten Herrscher empor (Cymb. V, 4. 87).

Vergebung für seine Untreue ist des reuigen Enobarbus letzter Wunsch, bevor er sich selbst vom Leben scheidet (Ant. IV, 9. 12), auch Gloucester betet zu den gütigen Göttern, ihm sein Verhalten gegen Edgar zu verzeihen (Lear III, 7. 92). Jagos Anrufung der Gottheit ist nur leere Phrase (Oth. III, 3. 373), dagegen ist es Desdemona heiliger Ernst, wenn ihre reine Seele des Himmels Verzeihung erfleht für anderer Leute Sünden.

Gnade erbittet Banquo als Schutz gegen seine schwarzen Gedanken (Macb. II, 1. 7) und Desdemona in der Todesangst ihres letzten Stündleins (Oth. V, 2. 34—57). Ophelias Lippen entschlüpft das Gebet: 'God ha' mercy on his soul and of all Christian souls, I pray God!' (Ham. IV, 5. 199), als ihr armes Herz gebrochen und ihr armes Hirn verwirrt ist.

Ergreifend klingt Imogens Beten um Schutz und Beistand, als sie neben dem toten Gatten erwacht und des Himmels Mitleid zu erregen sucht (Cymb. IV, 2. 203). Herr, gib ihm die ewige Ruhe! Diesen letzten Wunsch gibt man geliebten Entschlafenen mit ins Grab. Es ist das letzte, was Titus für seine toten Söhne tun kann (Tit. I, 1. 150), es ist auch der Abschiedsgruß für Imogen, den Guiderius und Arviragius ihr weihen (Cymb. IV. 2. 276). Dem Lebenden dagegen wünscht Cleopatra Erfolg in einem tatenreichen Dasein des Ruhmes und Glückes.

Doch auch Kraft brauchen die Lebenden, teils um sich hindurchzukämpfen zum Thron, sei es auch durch blutigen Mord wie Lady Macbeth (Macb. I, 5. 41), teils, um sich nach freiwilligem Thronverzicht zu rächen an undankbaren Töchtern (Lear II,

4. 274), hier, um mutig zu sterben wie Posthumus (Cymb. V, 1. 31), dort, um ein verhaßtes Leben weiterzuführen wie Hamlet (I, 2. 130). Ja, auch dazu gehört Kraft, fortan der Menschheit zu mißtrauen, was Apemantus beabsichtigt (Tim. I, 2. 63). Der Tod ist denen ein erwünschter Genosse, die alles eingebüßt haben, was das Leben lebenswert machte. Kann man es Gloucester verdenken, wenn er nach dem Verlust des Augenlichtes und des Sohnes den Tod herbeiruft? (Lear IV, 6. 220). Kann man es nicht Posthumas nachfühlen, daß er zu sterben wünscht, nachdem, wie er glaubt, Imogen auf seinen Befehl getötet wurde? (Cymb. V, 4. 10). Zum Fluch wird das Gebet in dem Augenblick ungebändigter Wut. So flucht Thersites dem Lager der Griechen (Troil. II, 3. 1), und der Grimm des Flaminius über das Betragen von Timons Freunden entlädt sich in derselben Weise (Tim. III, 1. 53). Bei Alcibiades bewirkt die Enttäuschung (Tim. III, 5. 114), bei Lear die Undankbarkeit der eigenen Kinder eine gewaltsame Entfesselung der Leidenschaft in der Form des Fluches (Lear I, 4. 296). Jagos verabscheuenswürdiger Verrat legt seinen aufgebrachten Weibe den Fluch auf die Lippen (Oth. V, 2. 155).

Bis zum vollständigen Vernichtungswillen werden Shakespeares Menschen getrieben, und auch diesen erkennen wir im Spiegel des Gebetes. Was soll Timon in seiner melancholischen, zynischen Weise weiter wünschen, als daß nach der Zerstörung seines eigenen Glückes nun auch ein allgemeiner Zusammenbruch erfolgen möchte? (Tim. IV, 1. 1). In der Streitszene ruft Brutus Vernichtung seiner selbst vom Himmel herab (Caes. IV, 3. 79), Lear dagegen erfleht in seinem freudlosen, gramvollen Alter eine Aufhebung aller Naturgesetze (Lear III, 2. 1).

Der Wunsch nach Rache beseelt Marcus, der tief erregt ist durch seines Bruders nie endende Unglücksfälle (Tit. IV, 1. 123). Als Macduff die Nachricht vom Tode seiner Familie überbracht wird, ist ein glühender Racheschwur seine einzige Antwort, der Wunsch, sich an dem Urheber dieses teuflischen Massenmordes rächen zu können, sein einziges Gebet. Der schwarze Undank seiner Töchter nagt an Lear (II, 4. 193), die vermutete Untreue seines Weibes bringt Othello zum heißen Begehren nach Rache (Oth. III, 3. 447).

III. Wann führt Shakespeare das Gebet ein? Seine Stellung ist nicht bedeutungslos, sondern wechselt je nach der Wirkung, die dadurch erzielt werden soll.

Am Anfang eines Aufzuges oder eines Auftrittes finden wir häufig ein Gebet. Hier hat es nur einführenden Charakter und gewährt uns einen Einblick in die Stimmung des Redenden, so wenn Thersites vor dem Zelt des Achilles durch sein Fluchen

seine schlechte Laune offenbart (Troil. II, 3. 1—40), oder wenn Bruder Laurence die kirchliche Einsegnung von Romeo und Juliet durch ein kurzes Gebet einleitet (Rom. II, 6. 1). In Cymbeline eröffnet Posthumus den V. Aufzug mit einem Monolog, in den Gebetsausdrücke eingeflochten sind.

Weit wirkungsvoller ist das Gebet am Schluß des Auftritts. Da bezeichnet es meistens leidenschaftliche Erregung oder kennzeichnet einen Fortschritt in der Entwicklung der Handlung. Nach heftigem Rachegebet verlassen Marcus (Tit. IV, 1. 66) und Flaminius (Tim. III, 1. 53) die Bühne auf dem Höhepunkt ihrer Entrüstung. Mit furchtbarer Verwünschung endet Alcibiades den 5. Auftritt des III. Aufzuges in Timon (Tim. III, 5. 114). Doch haben wir zuweilen auch ein Abebben der Bewegung und den Ausblick auf die Zukunft. So wenn der 2. Aufzug von Macbeth geschlossen wird durch den frommen Wunsch des Alten Mannes:

'God's benison go with you and with those
That would make good of bad and friends of foes.' (Macb. II, 4. 40).

Am Ende des 3. Aufzuges fleht Lennox die heiligen Engel an, sein Vaterland zu segnen (Macb. III, 6. 44), den gleichen Wunsch hegt Pisanio für Imogen (Cymb. III, 5. 165).

In der Exposition schlägt das Gebet das Leitmotiv des ganzen Dramas an. Das können wir nachweisen am Begräbnisgebet des Titus. Er wünscht seinen Kindern Ruhe, entfernt von den Wechselfällen des Lebens, wo kein Verrat lauert, kein Neid wühlt, und zählt dabei all das auf, was sein eigenes Dasein bald so äußerst elend macht (Tit. I, 1. 150). Romeo erbittet Gottes Beistand, da sein Geist mit trüben Ahnungen erfüllt ist (Rom. I, 4. 112). Selbst des Apemantus Gebet schließt das Thema der ganzen Tragödie in sich: 'Grant, I may never prove so fond, To trust — — my friends if I should need 'em' (Tim. I, 2. 63). Lady Macbeths Anrufung der Geister ist besonders interessant, da sie zeigt, wie sie ihre ganze Willenskraft nur auf eins richtet: auf die königliche Krone (Macb. I, 5. 41). Als Hamlet über seiner Mutter Betragen nachdenkt, spricht er das große Wort gelassen aus: 'It is not, nor it cannot, come to good!' (Ham. I, 2. 130). Darin bestärkt ihn das Erscheinen seines ermordeten Vaters (Ham. I, 4. 39). Cassios Begrüßung der Desdemona (Oth. II, 1. 77) und Desdemonas eigenes Gebet erstrecken sich auf den Wunsch des Wachstums ihrer ehelichen Liebe (Oth. II, 1. 95). Wie tragische Ironie wirkt das auf den Hörer. Cleopatras Abschied von Antonius (Ant. I, 3. 99), Posthumus Lebewohl seiner Gattin gegenüber sind durchklungen von der Ahnung des Kommenden (Cymb. I, 1. 115).

Die Schürzung des Knotens wird oft durch Anrufung der

Götter betont. Jedoch hat dies Gebet meist retardierenden Charakter und dient nicht zur Weiterführung der Handlung. Dies wird ersehen aus der Streitszene zwischen Brutus und Cassius (Caes. IV, 3. 282), Banquos Kampf gegen seine eigenen Gedanken (Macb. II, 1. 7), Macduffs Racheschwur (Macb. IV, 3. 230), des Königs vergeblichen Versuch, zu beten (Ham. III, 3. 69), Ophelias Klage über Hamlets Wahnsinn (Ham. III, 1. 139. 147). Überall steht das Gebet am Grenzpunkt des Dramas, wo die steigende Handlung durch den Beginn der Verwicklung unsere gespannte Aufmerksamkeit erregt. Hierher gehört auch Cornelias Gebet für ihren Vater (Lear IV, 7. 14. 26) und Jagos Verhalten gegen Othello in der Verdächtigungsszene (Oth. III, 3. 175. 373. 447). Meisterhaft versteht es Jago, die Eifersucht des Mohren zu wecken, zu fesseln und zu steigern.

Vor der Katastrophe dient das Gebet dazu, die Tragik zu vertiefen. Dabei müssen wir den Begriff Katastrophe in doppeltem Sinne betrachten, einmal als Schlußpunkt des ganzen Dramas, dann aber auch als Wendepunkt in dem Leben des einzelnen, der zu frühzeitigem Tode führt. Wir erleben Cressidas Verzweiflung darüber, daß sie Troilus zu verlassen hat (Troil. IV, 2. 165). Ehe Timon seine Freunde verjagt, spricht er das berühmte Tischgebet (Tim. III, 6. 79). Im Banne des Wahns erbittet Ophelia des Himmels Gnade (Ham. IV, 5. 199). Lear fleht um Geduld für sein grenzenloses Elend (II, 4. 274), bald aber wütet er sinnlos in der Einsamkeit der sturmgepeitschten Heide (III, 2. 1). Desdemona betet in holdseligem Erbarmen für den Verleumder (Oth. IV, 2. 131) und in zitterndem Zagen um himmlische Gnade für sich selbst (Oth. V, 2. 34. 76). In Antonius und Cleopatra vernehmen wir das letzte Gebet des Enobarbus vor seinem Selbstmord (Ant. IV, 9. 12), in Cymbeline die letzten Gebetsworte des Posthumus vor der Hinrichtung (Cymb. V, 4. 10). Nach der Katastrophe werden Ausdrücke der Klage oder der Wut gen Himmel gesandt. Marcus beschwört die Götter, ihn den Schurken finden zu lassen, der sich an Virginia vergangen hat (Tit. IV. 1. 66). Timon wütet nach seiner Verbannung gegen Athen (Tim. IV, 1. 1) und jammert nach einigen Wurzeln, um seinen Hunger zu stillen (IV, 3. 23. 177), und nach einem einzigen ehrlichen Menschen (IV, 3. 464). Gloucester begehrt des Himmels Gerechtigkeit (IV, 1. 69), versucht Selbstmord (6. 34) und bereut dann diesen vergeblichen Versuch (6. 220). Wie ist Emilia zornentflammt über ihren verleumderischen Gatten! (Oth. V, 2. 155). Wie innig beklagt Imogen den vermutlichen Tod ihres Gemahls! (Cymb. IV, 2. 303).

IV. Warum führt Shakespeare das Gebet ein? Mannigfache Gründe, auf den verschiedensten Gebieten liegend,

bewogen ihn dazu. Er hat es nicht nur in den Tragödien angewandt, auch alle Geschichtsdramen außer H 4 A weisen es auf, ja selbst einige Komödien. Bald ist es der Dichter, der unsere Spannung erregen oder steigern will durch das feierliche Anrufen höherer Mächte, bald beabsichtigt der Künstler, dadurch einer Stimmungsszene erhöhte Anschaulichkeit zu verleihen. Der Ethiker möchte unsere Begeisterung für das Gute, unseren Abscheu vor dem Bösen wecken; der Schauspieler unterstreicht dadurch die Deutung oder Entwicklung eines Charakters. Schließlich blickt auch noch der Praktiker durch, der Szenen miteinander verknüpfen muß und vereinzelt seine eigene Ansicht zum Ausdruck bringt.

Ästhetische Gründe sind also zunächst maßgebend. Wer wird nicht in Spannung versetzt, wenn Marcus Lavinia zeigen will, wie sie ohne Hände schreiben kann, vorher aber die Götter feierlichst anruft:

'Apollo, Pallas, Jove or Mercury
Inspire me, that I may treason find!' (Tim. IV, 1. 66).

Nicht nur die Tischgäste, sondern auch die Zuschauer werden durch Timons langes Tischgebet vor dem Mahl in Erwartung gehalten, zumal der sarkastische, hohnvolle Ton des Gebetes auf etwas Außerordentliches schließen läßt (Tim. III, 6. 335).

Gloucester ist bereit, sein Leben zu enden. Aber ehe er den Vorsatz ausführt, kniet er nieder und macht uns mit seiner Absicht bekannt. Diese lange Verzögerung erhöht die Wirkung der Tat, wenn sie dann endlich vollbracht wird (Lear IV, 6. 635).

Mit gespanntem Interesse verfolgen wir den Gang der Handlung, wenn Othello die schwarze Rache anruft und niederkniend feierlich sein Wort verpflichtet, nicht seinen Sinn zu ändern; wenn Jago, in derselben Art und Weise, sich auf den Knien dem Othello weiht (Oth. III, 3. 702).

Imogen erhält einen Brief von ihrem verbannten Gatten. Anstatt ihn sofort zu lesen, ergeht sie sich in Erwägungen, was er enthalten könnte, und betet zu den Göttern um recht gute Nachricht:

'You good gods,
Let what is here contain'd relish of love,
Of my lord's health, of his content, yet most
That we two are asunder; let that grieve him.
Good news, gods! (Cymb. III, 2. 29).

Dieses retardierende Moment macht uns um so neugieriger, den wirklichen Briefinhalt kennenzulernen.

Die Einführung der Stimmungsszene ist ein anderes Mittel, um die Aufmerksamkeit des Hörers zu gewinnen. Diese Art Szenen haben keine direkte Verknüpfung mit der Handlung, liegen anderseits natürlich nicht ganz außerhalb der Hauptidee.

Sie nehmen zuweilen die Stelle des antiken Chores ein, indem sie die verschiedenen Situationen und Stimmungen widerspiegeln. Auch hierin findet das Tragische und das Schöne, das Abstoßende und das Erhabene den passenden Ausdruck in einem ernsten, schlichten Gebetswort oder in gesteigerter religiöser Ekstase. Der Zuschauer der Shakespeare-Zeit war ja viel abhängiger vom Wort als wir, da die Bühnentechnik nichts ahnte von unserer raffinierten Ausstattung. Heutzutage hören wir den rollenden Donner und den strömenden Regen, wir sehen den zuckenden Blitz auf der Bühne, das Heulen des Windes geht uns durch Mark und Bein. Aber in Shakespeares Zeit konnte das Toben der Elemente nur durch das Wort geschildert werden, das übrige war der Phantasie des Zuschauers überlassen. Sicherlich aber hatte jeder einzelne eine klare Vorstellung von dem furchtbarsten Unwetter, wenn Lear in die beschwörenden Worte ausbrach:

'Blow, winds, and crack your cheeks! rage! blow!
You cataracts and hurricanoes, spout
Till you have drenched our steeples, drown'd the cocks!
You sulphurous and thought-executing fires,
Vaunt couriers to oak-cleaving thunderbolts,
Singe my white head! And thou, all-shaking thunder.
Smite flat the thick rotundity o' the world! —
Rumble thy bellyful! Spit, fire! spout, rain.'

Es ist eine Szene von großartiger Wildheit, die uns der Dichter hier vorführt. Von dem dramatischen Hintergrund von Nacht und Sturm heben sich die erregten Wogen menschlicher Empörung ab. Es ist kein gewöhnliches Unwetter, das über die einsame Heide dort rast; 'it is a night of bleak winds sorely ruffling, of curling waters swelling above the main.' All das aber harmoniert mit dem Wirbelwind menschlicher Leidenschaften, der nur dadurch ungehemmt dahinrast, daß er dem Aufruhr der Elemente Trotz bietet und sie zu noch wahnsinnigerer Wut anspornt. Die gezeichneten Situationen sind so scharf umrissen, daß uns kein einziges Bild entgeht und alles sich unverlierbar einprägt (Lear III, 2. 1). Es ist an sich eine ergreifende Szene, wenn Titus mit den beiden lebenden Söhnen auf der Bühne erscheint, und der Sarg mit den beiden im Kriege gefallenen Söhnen wird herbeigetragen. Aber der Höhepunkt ist in dem Augenblick erreicht, in dem der Sarg ins Grab gesenkt wird, und der Vater seinen Kindern ein letztes Lebewohl widmet mit dem ruhigen Gleichmut des antiken Römers, der in den schönen Zeilen zum Ausdruck kommt, die beginnen: 'In peace and honour rest you here, my sons!' ... (Tit. I, 1. 150).

Eine vorhergehende Bankettszene gestaltet den Auftritt im 'Timon' vor den Mauern von Athen noch packender. Dort sahen wir Timon, umgeben von Senatoren, Freunden, Dienern, hier fin-

den wir ihn, verlassen von aller Welt. Bei seinem Festmahl lauschten wir süßer Musik, jetzt vernehmen wir entsetzt die fürchterlichen Verwünschungen jener selben Stadt, die ihn einst verwöhnte (Tim. IV, 1. 337). 'Wälder und Höhle nahe der Seeküste' sind der nächste Ort, wo wir Timon wiederfinden, arm, einsam, elend. Er durchwühlt den Erdboden und wimmert verzweifelnd: 'Roots, you dear heavens! ... one poor root!' (Tim. IV, 3. 23. 117).

Der Auftritt zwischen Hamlet und Ophelia wird pathetischer durch Ophelias kurze Stoßseufzer: 'O help him, you sweet heavens! — O heavenly powers, restore him!' Gebrochenen Herzens spricht sie diese aufrichtigen Wünsche in demselben Augenblick aus, da Hamlet sie mit ausgesuchter Grausamkeit beleidigt und verletzt hat (Ham. III, 1. 139).

Eine entgegengesetzte Seite des Lebens enthüllt sich uns, wenn wir der Unterhaltung beiwohnen, die Charmian und Iras mit dem Wahrsager führen. Ihr spöttisches Gebet gibt uns einen klaren Begriff von der leichtfertigen Lebensart, die am Hofe der bezaubernden Königin herrscht (Ant. I, 2. 64).

Nach Cäsars Feldlager führt uns der Dichter in klarer Mondscheinnacht. Schildwachen sind auf ihrem Posten und brechen das Schweigen der Nacht durch ihre Flüsterworte. Ein Krieger tritt auf und ruft zum heiligen Mond. Enobarbus ist es, den Gewissensqual nicht schlafen läßt, und der deshalb den ewigen Schlummer sucht. Er bereut seine Untreue gegen Antonius, erfleht Vergebung und stirbt mit seines Herrn Namen auf den Lippen. Zuerst halten ihn die Soldaten für eingeschlafen, bald aber erkennen sie 'so bad a prayer as his was never yet for sleep.' Die Hand des Todes rührte ihn an (Ant. IV, 9. 6).

Eine andere Abschiedsszene ist dargestellt in der Gartenszene zwischen Posthumus und Imogen. Ein grausames Schicksal zwingt sie zur Trennung. Sie wechseln Erinnerungszeichen aus. Imogen deutet eine Ehe des Posthumus mit einem anderen Weibe an. Er aber weist diesen Gedanken mit dem Gelübde ab:

'You gentle gods, give me but this I have
And sear up my embracements from a next
With bonds of death.' (Cymb. I, 1. 115).

Im zweiten Aufzug sehen wir in der friedvollen Abendszene 'Imogen in bed, reading, a Lady attending' ein rührendes Stimmungsbild, dessen Reiz erhöht wird durch Imogens schlichtes, kindliches Abendgebetchen:

'To your protection I commend me, gods!
From fairies and the tempters of the night
Guard me, beseech ye!' (Cymb. II, 2. 12).

Hochpoetisch ist auch die Begräbnisszene mit den lyrischen Sän-

gen. Blumen streut man auf Imogens Blumengesicht, und ihre Brüder beenden die Feierlichkeit durch eine Abschiedsstrophe, deren einzelne Zeilen sie abwechselnd singen (Cymb. IV, 2. 276). Die letzte Stimmungsszene der Tragödien, die durch das Gebet besonders gehoben wird, ist die, in der wir den schlafenden Posthumus umgeben sehen von den Erscheinungen seiner verstorbenen Angehörigen, die für ihn ihre Gebete zu Jupiter emporsenden.

Ethische Gründe kommen hinzu als Ursache für die Gebetsverwendung im Drama. Des Hörers Anteilnahme soll geweckt werden. Glänzend löst Shakespeare diese Aufgabe. Er erregt unser Mitleid, und dadurch erreicht das Drama erst seine volle tragische Wirkung. Unser Herz fühlt mit dem alten Titus am Grabe seiner jungen, hoffnungsvollen Söhne (Tit. I, 1. 150), es wird schmerzvoll bewegt durch Hamlets tiefes Stöhnen zu Gott (Ham. I, 2. 129), es kann nicht umhin, heftiger zu schlagen bei Lears Verzweiflungsschrei: 'I would not be mad!' (Lear I, 5. 50). Cordelia erregt unser Mitleid durch ihr schluchzendes Gebet für ihren Vater (Lear IV, 7. 14. 26), Desdemonas sanfte Unterwerfung unter den gewaltsamen Tod und ihr Gebet um Erbarmen ruft allerreinste Sympathie in uns hervor mit diesem armen, unschuldigen Opferlamm (Oth. V, 2. 34. 37). Imogens Sehnsucht nach dem Gatten, ihre herzbewegliche, jammervolle Klage um ihn wird wieder und wieder tiefgerührte Hörer finden. Es ist unmöglich, gleichgültig zu bleiben bei Kassandras trostlosem Aufschrei (Troil. II, 2. 101) oder bei ihrem herzzerreißenden Abschied von Hektor (Troil. V, 3. 81). Dann sieh Romeo und Juliet im frischen Liebesglück ihrer jungen Ehe! Kann ihnen ein härteres Los zufallen, als sich jetzt voneinander losreißen zu müssen? Kannst du da gefühllos bleiben, wenn du weißt, diese Trennung steht unter dem dunklen Schatten banger Ahnungen? (Rom. III, 5. 54). Weilt nicht all dein Wünschen, Hoffen, Bangen, Sorgen bei diesen jugendschönen Menschenkindern?

Anderseits versteht es Shakespeare gleicherweise, unseren Abscheu zu erregen bei Timons entsetzlichem Fluch gegen seine Vaterstadt (Tim. IV, 1. 337) oder Lears unnatürlicher Maßlosigkeit (Lear I, 4. 297; II, 4. 164). Ruft Lady Macbeth die Geister an 'to unsex her and to fill her from crown to toe with direst cruelty', so erzittern wir vor dieser unweiblichen Roheit (Macb. I, 5. 40). Ähnlich wirkt die unvergleichlich gebaute Verdächtigungsszene im Othello, die in grandioser Steigerung von den harmlosesten Fragen zum gemeinsamen Racheschwur des Verleumders und des Betörten führt (Oth. III, 3. 447).

Künstlerische Absichten führten Shakespeare dazu, durch das Gebet die Charakterentwicklung anzudeuten. Die Charaktere in Shakespeares Stücken werden nicht durch abstrakte Abhandlun-

gen oder Beschreibungen vor unser Auge gestellt, sondern in voller Wirklichkeit erblicken wir sie, durch ihr eigenes Wort, durch ihre eigene Tat scharf gezeichnet. Es sind Selbstporträte, aber wir bewundern nicht nur ihre Außenseite, wir schauen ihnen ins Herz. Shakespeare ist nicht damit zufrieden, uns zu zeigen, was sie taten, sondern er enthüllt ihre innersten Beweggründe, warum sie es taten, und das häufig genug durch das Gebet.

Wenn uns von Thersites nur das Gebet überliefert wäre, es genügte vollkommen, um uns seine menschenfeindliche Weltanschauung zu offenbaren, seinen beißenden Witz, seine scharfe Ironie, den böswilligen, neidischen, boshaften Grundzug seines Wesens (Troil. II, 3. 1).

Cressidas Klage zeigt ihre heftige Neigung zu Troilus und ihre feste Absicht, ihm treu zu bleiben. Diese leidenschaftlichen Beteuerungen verstärken den Eindruck ihrer flatterhaften Unbeständigkeit, wenn sie ihn später so schnell vergißt und mit gleichem Feuer einem anderen Manne ihre Liebe weiht (Troil. IV, 2. 105).

Aus Titus' Totengebet spricht der starre Römer, der ohne Seufzer seine Söhne dem Staatswohl opfert, der klar und hart das Leben beurteilt und scharfsichtig die üblen Zeichen der Zeit erkennt (Tit. I, 1. 150).

Romeos kurzer Wunsch: 'He, that has the steerage of my course Direct my sail!' spiegelt uns das Bild eines leidenschaftslosen, frommen, melancholischen Jünglings wider. Wie bald beobachten wir im Gang des Dramas die Entwicklung dieses Charakters! Wie schnell nimmt er sein Schicksal selbst in die Hand und hat's nach eigenem Willen zu Ende dann gebracht: Here will I set up my everlasting rest! Die Entwicklung Timons von einem freigebigen, freundlichen, glücklichen Herrn zu einem fluchenden Menschenhasser, der an nichts Gutes im Menschen glaubt, haßerfüllt seiner eigenen Vaterstadt gedenkt und am liebsten die Naturgesetze umstürzen möchte, wird dargelegt in der langen, inbrünstigen Anrufung der Götter vor den Mauern Athens. Das Erscheinen seines treuen Dieners wandelt seine gefährliche Stimmung etwas zur Milde, er stellt die Bitte um Verzeihung für seine allgemeine, ausnahmslose Verdammung des Bestehenden in den Vordergrund. So erkennen wir wenigstens einen Versuch zur Selbstbeherrschung (Tim. IV, 1. 1; 3. 102).

Nur Wille, nicht Weib, das ist der Eindruck, den die Geisteranrufung der Lady Macbeth hervorruft. Ihre ganze Natur ist auf ein Ziel gerichtet. So gewaltig wirkt diese Einstellung ihres ganzen Ichs auf eine Tat, daß sie schon vollendet sieht, was kaum geplant ist. Alles, was von außen auf sie eindringt, wird auf diesen einen Zweck gedeutet: die krächzenden Rabenstimmen

künden ihr nur den verhängnisvollen Eintritt Ducans unter ihres Schlosses Zinnen an. Böse Geister ruft sie an um Hilfe. Sie sollen ihr beistehen, Gewissen und Weiblichkeit abzulegen. Hüllenlos steht sie vor uns in ihrer eisernen Selbstbeherrschung, ihrer starken Zielstrebigkeit, ihrer gewissenlosen Rücksichtslosigkeit. Ihre Wünsche zeigen uns ihrer innersten Seele Triebfeder: verbrecherischen Ehrgeiz (Macb. I, 5. 41). Der regt sich auch leise in Banquo. Er aber wünscht, im Schlaf und Wachen ein reines Herz zu haben und scheut sich selbst vor der Gedankensünde:

> 'merciful powers,
> Restrain in me the cursed thoughts that nature
> Gives way to in repose!' (Macb. II, 1. 7).

Zu diesen Tatmenschen bildet Hamlet einen schroffen Gegensatz. Schon sein erster Monolog beginnt mit einem Gebet, das seinem Charakter entspricht: Weltschmerz, Todessehnsucht, nur in Schranken gehalten durch religiöse Bedenken, erfüllt ihn. Dem toten Vater trauert er nach, von der lebenden Mutter wendet er sich schaudernd ab, da ihre übereilte zweite Ehe sein Zartgefühl empfindlich verletzt (Ham. I, 2. 130). Auch der König charakterisiert sich selbst durch seine Betrachtung über das Gebet und deutet die Wandlung an, die er durchgemacht hat. Ist das noch der selbstzufriedene, hartherzige, lächelnde Schurke? Schuldbewußtsein schüttelt ihn, zwingt ihn zum Schuldbekenntnis, bringt ihn an den Rand der Verzweiflung, und läßt ihn himmlischen Beistand erflehen. Seine steifen Knie beugen sich, sein zerschlagenes Herz bebt in Furcht und Hoffnung (Ham. III, 3. 69).

Lears Reizbarkeit, Rachsucht, Raserei — alles wird scharf beleuchtet durch sein Flehen zu der Natur, seiner Tochter Goneril Kinder zu versagen. Luft und Licht, Nacht und Nebel werden angerufen, ihr Schaden zuzufügen. Sein ganzes tiefgekränktes Selbst spricht aus dieser furchtbaren Beschwörung (Lear I, 4. 296; II, 4. 164. 193).

In Cordelias Gebetsworten ist dagegen ein wundervoller Charakter voll Selbstverleugnung, frauenhaftem Vergeben, kindlicher Liebe, inniger Frömmigkeit enthüllt. Ihr reines Herz strömt über in den zartesten Tönen der Sorge und Liebe. Ihr Vater hat ihr schmachvolles Unrecht zugefügt — sie ist von tiefstem Mitgefühl erfüllt für sein herbes Geschick. Ihrer Schwestern unehrerbietiges Betragen wird von ihr aufs heftigste beklagt (Lear IV, 7. 14. 26). Wie ein holder Engel schreitet sie über die Erde.

Doch auch erschreckende Abgründe des Menschenherzens werden offenbar im Gebet. Jagos niedrige Heuchelei benutzt das heilige Gebet zu unheiligem Zweck. Mit seinen berechnenden, halb hingeworfenen Bemerkungen, seinen hämischen, heimlichen

Andeutungen, seinen schlauen Wiederholungen könnte er den friedlichsten Menschen zur Wut bringen. Kein Wunder, daß er den heißblütigen Othello zum Verderben hinreißt, zum feierlichen Racheschwur, zur verbrecherischen Tat (Oth. III, 3. 175. 373). Diesen Mächten der Finsternis ist Desdemonas Lichtgestalt nicht gewachsen. Hören wir ihr Gebet, so sehen wir ihr ins Herz, das ausgefüllt ist von alles verzeihender Liebe zu ihrem Gatten und zu ihrem Feinde Jago; was sonst noch darin lebt an wahrhaft christlicher Ergebung und Tugend, das gehört ihrem Gott, auf dessen Gnade sie baut.

Technische Gründe, die eine Anrufung der Götter erwünscht sein ließen, können nur aus der damaligen Bühne verstanden werden. Bis 1599 bestand keine Akteinteilung. Pausenlos wurde durchgespielt. Durch ein Gebet war die Möglichkeit gegeben, einen Menschen auf der Bühne zu belassen, während die geringe szenische Veränderung oder auch ein Kostümwechsel vorgenommen wurde. Außerdem konnte dadurch eine zuweilen nötige Erklärung eingeflochten werden, die das Verständnis des folgenden Auftritts erleichterte. In dem Sinne der Zeitgewinnung ist eingeführt das Gebet des Marcus in Tit. IV, 1. 66, des Alcibiades in Tim. III, 3. 114, des Lennox in Macb. III, 6. 45 und des Posthumus in Cymb. V, 1. 31.

Imogens Verzweiflung beim angenommenen Tode ihres Gatten (Cymb. IV, 2. 302) oder das Gebet der Geister für Posthumus erläutert die Vergangenheit oder Zukunft und klärt dadurch die Lage.

Im Gebet haben wir auch den so seltenen Fall, daß Shakespeare seine eigene Meinung zum Ausdruck bringt. Er ist so überaus unpersönlich, daß es ein sehr gewagter Versuch ist, Shakespeare, den Mann seiner Zeit, in seinem Werk zu finden. Verschiedene unternahmen es, diese Aufgabe zu lösen, die Ergebnisse waren aber nicht sehr ermutigend. Der eine wies aus Shakespeares Worten nach, daß er ein frommer Katholik und ein Charakter von hohem sittlichem Wert war, der andere belegte klar seinen Atheismus und seine gemeine Lebensauffassung. Nur bei zwei Gebeten möchte ich den Ausdruck seiner persönlichen Ansicht zeigen. Im Timon beginnt Flaminius seine Anrufung der Götter:

'O you gods!
Is yond despised and ruinous man my lord?'

und fährt fort:

What viler thing upon the earth than friends
Who can bring noblest minds to basest ends!

Hier klingt das von Shakespeare besonders in den Sonetten so oft behandelte Freundschaftsthema an. Timon entstand ungefähr in

derselben Zeit, so daß wohl ein Klang persönlichen Interesses mit hineingekommen sein mag (Tim. IV, 3. 464). Im Lear ist Gloucesters Unterhaltung mit dem Narren fast etwas zu hochgehend angelegt, so daß man da wohl zu dem Schluß kommen könnte, es ist der Dichter, der da spricht:

'Heavens, deal so still!
Let the superfluous and lust-dieted man,
That slaves your ordinance, that will not see
Because he does not feel, feel your power quickly;
So distribution should undo excess
And each man have enough.' (Lear IV, 1. 69.)

V. Wodurch wirkt das Gebet so gewaltig?

Äußerst zahlreich sind die Mittel, welche dem Dichter zur Verfügung standen, um den Eindruck des Gebetes zu vertiefen. Das Gebet als Monolog lenkt die ungeteilte Aufmerksamkeit des Hörers auf sich. Was ist natürlicher als eine laute Zwiesprache, wenn die betende Seele sich mit ihrem Gott allein fühlt! Shakespeare, der große Psycholog, macht deshalb von diesem Mittel Gebrauch in den Stimmungsmonologen des Thersites (Troil. II, 3. 1—40), Marcus (Tit. IV, 1. 123—129), Timon (IV, 1. 1—41; 3. 22—44; 175—196), Hamlet (I, 2. 129. 159) und des Königs in Hamlet (III, 3. 35—72). Leidenschaftlich erregte Personen offenbaren hierin in machtvoller Eindringlichkeit ihres Herzens geheimstes Weh. Der Entschließungsmonolog macht uns mit den Willensentschlüssen des Alcibiades (Tim. III, 5. 104) und der Lady Macbeth (Macb. I, 5. 39) äußerst wirkungsvoll bekannt.

Die Wirkung des Gebetes wird auch dadurch erhöht, daß es in eine Sterbeszene verlegt wird. Ist der Tod dann gar noch ein gewaltsamer und frühzeitiger, so gewinnen selbst so schlichte Stoßseufzer wie Desdemonas Gebet um des Himmels Barmherzigkeit (Oth. V, 2. 34. 67) oder des Enobarbus letzter Wunsch um Vergebung eine erschütternde Verinnerlichung.

Die eindrucksvolle Umgebung, welche oft den Rahmen für das Gebet bildet, offenbart so recht Shakespeares künstlerische Ader. Die einsame Terrasse, die tiefe Dunkelheit, die nächtliche Stille nach dem Verklingen der Trompeten, die Geistererscheinung, jetzt hier, jetzt dorthin gleitend, das alles ist die ausgesucht wirkungsvolle Einleitung zu Hamlets entsetztem Aufschrei: 'Angels and ministers of grace, defend us!' (Ham. I, 4. 39).

Imogens Verzweiflung leuchtet jedem ein, der miterlebt, wie sie im offenen Grabe erwacht, mit Blumen bedeckt, und neben sich den blutenden Rumpf ihres vermeintlichen Gemahls erkennt. Kaltes Grausen durchbebt uns und ihr Gebet.

Schließlich führt Shakespeare an einer Stelle übernatürliche Wesen ein, um das Gebet wirksamer und geheimnisvoller zu ge-

stalten. Ein ganzer Reigen Verstorbener in spukhafter Geistergestalt läßt seine unheimlichen Stimmen an Posthumus' Lager ertönen. Wie aber vertieft sich der Eindruck noch, als plötzlich der angerufene höchste Gott in Person erscheint und zu antworten geruht auf die flehenden Bitten!

Neben diesen äußerlichen Situationsmitteln, die des Zuschauers Einbildungskraft und Auge beschäftigen, stehen dem Dichter noch die poetischen Stilmittel zur Verfügung, die das Ohr des Hörers gefangennehmen. Versbau und Sprache der Gebete ist den Anforderungen der dramatischen Kunst angepaßt. So erzielt Shakespeare große Wirkungen durch die Anwendung des Gegensatzes in der Ausdrucksweise. Die äußerst schlichte Sprache des Gebetes wirkt doppelt wohltuend, wenn sie neben aufgeregter Rede steht. In dieser Art steht Gloucesters einfaches Gebet neben Edgars närrischem Geplapper (Lear IV, 1. 69). Imogens Abendgebet, gesprochen mit der anmutigen Schlichtheit der Unschuld, hebt sich vorteilhaft ab von Jachimos langem Getöne, womit er sein schlechtes Gewissen zu betäuben sucht (Cymb. II, 2. 902). Dann wieder bietet Imogens gemäßigtes, ruhiges Gebet vor Eröffnung des Briefes einen angenehmen Gegensatz zu dem vorhergehenden Monolog des Pisanio, der nur aus wilden Ausrufen und Fragen besteht (Cymb. III, 2. 30).

Der Ausruf ist seinerseits auch für eine ganze Reihe von Gebeten, ja, wohl für alle angewandt; denn schließlich ist jede Anrufung der Götter in diese Form gekleidet, jeder lebhafte Wunsch so ausgedrückt. Aus der großen Zahl weisen wir nur kurz auf die auffallendsten Stellen hin. Zahlreiche Ausrufe gestalten das Gebet des Thersites vor dem Zelt des Achilles lebhafter (Troil. II, 3. 1). Cressidas Gebet beginnt mit dem betonten Gelübde:

> 'O you gods divine!
> Make Cressid's name the very crown of falsehood,
> If ever she leave Troilus.'

Marcus ruft vier Gottheiten an, ihn mit ihrem Geist zu erfüllen (Tit. IV, 1. 66), und beendet den Auftritt mit dem Racheschrei:

> 'Revenge, ye heavens, for old Andronicus!' (Tit. IV, 1. 129).

Flaminius' Gebet besteht nur aus entrüsteten Ausrufen (Tim. III, 1. 53), und Alcibiades beginnt in gleicher Weise (Tim. III, 5. 114). Das treffendste Beispiel für wirkungsreichen Nachdruck durch Anwendung des Ausrufs gibt Timons lange Fluchfolge. In 40 Zeilen prasseln 21 Ausrufe auf den Hörer hernieder (Tim. IV, 1. 1), und sein späterer Schrei nach Wurzeln und einem ehrlichen Menschen zeigt noch die heftige Erregung seines Geistes (Tim. IV. 3. 23. 177. 502). Ihm zur Seite steht Lear als typi-

sches Beispiel für die höchste Ekstase, ausgedrückt durch aufeinanderfolgende oder eingestreute Ausrufe (Lear I, 4. 296; II, 4. 164. 192. 274; III, 2. 1). Emilias Zorn über die Niedertracht des Gatten (Oth. V, 2. 222), Cleopatras Abschied von ihrem Geliebten (Ant. I, 3. 99), des Posthumus Gattentreue (Cymb. I, 1. 115), Cymbelines Furcht vor Unglück (III, 5. 52), Pisanios Treue gegen seine Herrin (Cymb. III, 5. 165) und des Guiderius und Arviragus Trauer um die Tote sind durch soviel Ausrufe als Sätze ausgedrückt. Findet Flaminius seinen Herrn (Tim. IV, 3. 464), unterhält sich Brutus mit Portia (Caes. V, 1. 303), erwartet Lady Macbeth den Gemahl (Macb. I, 5. 41), schwört Macduff Rache (Macb. IV, 3. 230), beklagt Hamlet seiner Mutter zweite Ehe (Ham. I, 4. 39) oder versucht der König zu beten (Ham. III, 3. 69) — in den verschiedensten Situationen verstärken die verschiedenen Personen die Macht ihres Gebetes durch Ausrufe.

Rhetorische Fragen sind dabei oft eingestreut. Ihre Plötzlichkeit gestaltet die Gebetsform lebhafter und natürlicher. In Titus (IV, 1. 123) und Timon (III, 1. 157/8; 5. 110—112; IV, 3. 15. 25/6. 30. 465/6), in Hamlet (I, 2. 143), Othello (III, 3. 374) und Cymbeline (V, 4. 11. 13. 77—80) sind sie vorhanden.

Die Wiederholung einzelner Worte oder Sätze verleiht dem Gebet einen rhythmischen Schwung und bewirkt dadurch eine Steigerung seiner Wirkung. Diesen Eindruck erhalten wir durch Cressidas leidenschaftlich betontes:

'I know no touch of sanguinity,
No kin, no love, no blood, no soul . . .' (Troil. IV, 2. 102).

Titus' letztes Gebet für seine Söhne beginnt und endet mit dem feierlichen Gruß: 'In peace and honour rest you here, my sons!' Wie die gemessenen Klänge eines Trauermarsches wirkt diese Wiederholung (Tit. I, 1. 150. 156).

Wie weit Shakespeare in der Verwendung dieses Stilmittels ging, zeigt das Gebet des Marcus. Um die Rachevorstellung zu verstärken, endet er eine Zeile mit dem Wort als Verb und beginnt die nächste mit dem gleichen Wort als Substantiv:

'But yet so just that he will not revenge.
Revenge, ye heavens, for old Andronicus!' (Tit. IV, 1. 128/9).

In zwei Zeilen braucht Lear dreimal das Wort 'mad':

'O, let me not be mad, not mad, sweet heavens!
Keep me in temper: I would not be mad!' (Lear I ,5. 50/1).

Diese gewaltige Wiederholung entspricht vollständig Lears Seelenzustand und läßt uns ahnen, daß er nicht weit vom Wahnsinn entfernt ist. Auch in der folgenden Stelle ist die einfache Wiederholung des Wortes 'weep' äußerst eindrucksvoll:

'You think I'll weep;
No, I'll not weep:
I have full cause of weeping; but this heart
Shall break into a hundred thousand flaws,
Or ere I'll weep.' Lear II. 4. 285—289.)

Voraus geht das Gebet um Geduld: 'You heavens, give me that patience, patience I need!' (274).

Jago verstärkt eine gut gespielte Entrüstung durch eine doppelte Wiederholung: 'O monstruous world! take note, take note, o world!' Desdemona stammelt ihre Todesangst in fast gleichem Ausdruck:

'Then heaven have mercy on me!'
Then Lord have mercy on me!' (Oth. V, 2. 34. 67).

Vergleiche bereichern die Anschaulichkeit der Rede mit Gott. Romeo vergleicht sein Leben mit einer Schiffsreise, wenn er fleht:

'He, that has the steerage of my course
Direct my sail!' (Rom. I, 4. 112. 113.)

In seinem Tischgebet vergleicht Apemantus etwas, dem man nicht trauen kann, mit dem Manneseid, den Dirnentränen, dem schlafenden Hund, dem Wärter und dem Freund. Unsägliche Bitterkeit, Menschen- und Weltverachtung kommt darin zum Ausdruck (Tim. I, 2. 63—70) wie auch in Timons Behauptung:

'The unkindest beast more kinder than mankind.' (Tim. IV, 1. 36.)

Hamlet betrachtet diese beste aller Welten als

'an unweeded garden,
That grows to seed; things rank and gross in nature
Possess it merely.' (Ham. I, 2. 135—137.)

Er zieht eine Parallele zwischen dem verstorbenen König und Hyperion, dem lebenden König und einem Satyr, seiner Mutter und Niobe (140. 149). Lear bezeichnet ein undankbares Kind als Schlange, Tränen als die Waffe des Weibes oder auch als Wassertropfen (Lear I, 4. 310. 311; II, 4. 280).

Othello stellt in durchgeführtem Vergleich das Pontische Meer neben seine Blutgedanken (Oth. III, 3. 453—460).

Desdemona setzt die Eifersucht einem Ungeheuer gleich (Oth. III, 4. 163). Imogen erfleht vom Himmel 'as small a drop of pity as a wren's eye' (Cymb. IV, 2. 304. 305). Belarius preist seine Söhne als Sterne, des Himmels Segen ist Tau für ihn (Cymb. V, 5. 350. 352).

Personifikation ist das nächste rhetorische Mittel, das Shakespeare im Gebet anwendet, um es recht wirkungsvoll zu gestalten. Friar Laurence läßt den Himmel lächeln und Sorgen schelten (Rom. II, 6. 1. 2). In überwältigender Weise häuft Lady Macbeth die Personifikationen in der schaurigen Beschwörung:

'Come, thick night,
And pall thee in the dunnest smoke of hell,
That my keen knife see not the wound it makes,
Nor heaven peep through the blanket of the dark
To cry: "Hold, hold"!' (Macb. I, 5. 51—55.)

Lears Beseelung der Naturmächte, die ein Gewitter begleiten, ist schon zitiert in seiner bildhaften Eindringlichkeit (Lear III, 2. 1. 5. 14). Cordelia stellt gute Mächte als hilfreiche Geister dar in dem Wunsch:

'Restoration hang
Thy medecine on my lips.'

So offenbart uns jede neue Vertiefung in Shakespeare sein einzigartiges Genie, wenn wir an ihn herantreten, wie es Moulton rät: 'Sympathy is the great interpreter: secrets of beauty will unfold themselves to the sunshine of sympathy, while they will wrap themselves all the closer against the tempest of sceptical questionings.'

Cottbus. Gertrud Jahrmann.

Das Weihnachtsfest in England vor und bei Dickens.

Der Ursprung des englischen Weihnachtsfestes mit seinen zahlreichen volkstümlichen Gebräuchen ist in Dunkel gehüllt.

A. Tille (*Gesch. d. deutschen Weihnacht,* 1893, und *Yule and Xmas,* 1899, G. Bilfinger, *Untersuch. über die Zeitrechnung der alten Germanen,* 1899 (1901) und E. **Mogk** (*Mythologie Pauls Gr.*[2] III, 391 ff.; 1900) bestreiten das Bestehen eines germanischen Wintersonnwendfestes. Tille nimmt germanische Feste des Winteranfangs an — dieser war zugleich Jahresanfang — die im Martins- und Nikolaustage fortgelebt hätten (D. W.) und setzt die Entstehung des altnordischen Julfestes erst in das 9. Jahrh. (Y 218). Bilfinger betrachtet die Nachrichten von einem alten germanischen Julfest als eine unberechtigte Zurückversetzung eines christlichen Gebrauches in heidnische Vorzeit (II, 125). Als dritter sieht Mogk (391) im Julfest das höchste Fest der alten Germanen und erklärt es als ein Totenfest, 'das zu einer Zeit gefeiert wurde, wo die ganze Natur ausgestorben zu sein schien, wo die Winde ärger heulten als je, wo die Geister nach dem Volksglauben los waren und allüberall ihr Wesen trieben'.

Das Wort '*Jul*' ist unbekannter Herkunft. Zuerst finden wir es als Monatsnamen: got. *jiuleis* = Julmonat, *fruma jiuleis* = November; aisl. *ýler* = Julmonat. Altnordisch *jōl* (n. pl.) bedeutet Julfest und seit Hakon dem Guten (940—60) Weihnachten. Ags. *ȝeōla, iūla* = Dezember (auch *sē ǽrra ȝeōla*; *sē æftera ȝeōla* = Januar). In Alfreds Gesetzen (888) bezeichnet *ȝehhol* noch die heilige Zeit um Weihnachten. Erst vom 11. Jh. ab wird *ȝeōl* (*ȝiūl, iūl, eoh*[*h*]*ol*) zur Bezeichnung des Weihnachtstages, wahrscheinlich unter skandinavischem Einfluß (vgl. Y 147 und **Miles**, '*Xm in ritual and tradition*' 25).

Mit den Missionaren Ende des 6. Jh.s kam das 354 in Rom entstandene christliche Weihnachtsfest nach England (Usener, *Das Weihnachtsfest,* 281).

Die älteste Bezeichnung für den 25. Dezember in den ags. Annalen ist *midwinter*, erst für das Jahr 827 heißt es *on middes wintres mæsse niht.* Der Name *Christes mæssa* erscheint zuerst 1038: '*to Cristes mæssan on Stephanes mæsse dæg* (*Saxon Chronicle,* Laud Ms.), wird aber erst am Ende des Jh.s häufiger. *ȝeōl* kommt in der Bedeutung Weihnachtstag erst Ende des 11. Jh.s auf (Y 158 ff.).

Der bekannte Brief Gregors d. Gr. an den Abt Mellitus in Britannien lehrt, daß die Kirche zunächst bemüht war, altes Heiden-

tum umzudeuten und mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen (Y. 123). Anderseits erkennen wir auch aus Verboten und Erlassen der Kirche das Eindringen heidnischer Elemente in die Weihnachtsfeier. Es sind namentlich Fastengebote, Verordnungen gegen Vermummen, Neujahrsaberglauben, Geschenkegeben, Schlemmerei usw. Capitula des Bischofs Martin v. Braga, verboten auch das Schmücken der Häuser (vgl. Miles 169, Y 125, Chambers, *Med. Stage*, II, 290 ff.). Die Reste alten Heidentums im Weihnachtsfeste, die sich zum Teil bis in die neueste Zeit erhalten haben, entstammen hauptsächlich der römischen Januarkalendenfeier und den Saturnalien, die kurz vor den Kalenden gefeiert wurden, wie Bilfinger (II, 40 ff.) nachweist. Schmausgelage, Tanz, Gesang, Festbettel, Aberglaube verschiedener Art, Schmücken der Häuser mit grünen Pflanzen, Anzünden von festlichen Lichtern, Maskenumzüge, Narrenfest und Bohnenkönig sind alle schon im alten Kalendenfest zu Hause und finden sich als Weihnachtsgebräuche wieder. Dazu kam als christliche Sitte Freigebigkeit gegen Arme, Nachsicht gegen die Dienerschaft, Gerichts- und Schulferien.

Die weite Ausdehnung des Kalendenfestes spiegelt sich in der Erhaltung des Wortes *calendae* in verschiedenen Sprachen (Miles 24). In Britannien hat es sich behauptet im wallis. *Calenig* = *Christmas-box* und im gäl. *Callüinn* = Neujahrsnacht.

Das Wort hängt auch mit politischen und periodischen Dingen zusammen. Von 800 an, vom Tage der Kaiserkrönung Karls des Großen, erscheint Weihnachten als Tag für Staatszeremonien. Für das Jahr 1065 berichtet Florence von Worcester († 1108), daß der englische König zum ersten Male zu Weihnachten Hof gehalten habe (Y 160 ff.). Der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer ließ sich am Weihnachtstage des Jahres 1066 zu Westminster zum englischen König krönen. 1085 wurde Weihnachten bürgerlicher Jahresanfang an Stelle des 1. Januar (Y 159 Anm. 3), und von diesem Jahre an verzeichnet die Laud-Hs. der Chronik regelmäßig, wo der König Weihnachten feierte (Y 161).

Auch das Wort *nativitedh* für Weihnachten und *noel*, eigentlich = Neujahr, kommt nach England — zuerst 1102 (vgl. Y 159, Anm. 4).

Durch das Rittertum wurde es am Hofe der normännischen Könige Brauch, Weihnachten durch prächtige Festlichkeiten mit Schauspielen und Aufzügen zu feiern. Die Haushaltbücher der englischen Könige aus dem 12. Jahrh. geben uns die erste Kunde von diesen Hoffesten (Hervey, *Book of Xmas*, 56 f.).

Bei den höfischen Festen läßt sich eine ständige Entwicklung zu größerem Glanze verfolgen, die nur durch den Bürgerkrieg der beiden Rosen ernstlich unterbrochen wurde (BX 55 ff.). Unter den prachtliebenden Tudors gelangte das Fest zu hoher Blüte.

Mit großem Kostenaufwande wurden glänzende *court-revels* inszeniert. Ähnliche offizielle Feiern fanden in den *Inns of Court*, an den Universitäten und bei den städtischen Behörden statt (BX 65 ff.). Nach kurzem Rückgang während des Alters der Königin Elisabeth — ein beredtes Zeugnis dafür liefert Nashs Spiel '*Summers last Will and Testament*' (1600) — erhob sich das Weihnachtsfest unter Jakob I. und besonders unter Karl I. noch einmal zu alter Herrlichkeit.

Mit Karls I. Unglück aber begannen auch schwere Zeiten für *Father Christmas.* Die Puritaner mit ihrem Fanatismus gegen jede Art fröhlichen Lebensgenusses bekämpften auch die heiteren Feste des englischen Volkes, besonders das Weihnachtsfest (Y 166 f.). Am 3. Juli 1647 verbot das Parlament alle Kirchenfeste (NQ VII, 2, 504). Auf den 25. Dezember '*commonly called Christmas-day*' wurde Markt angesetzt. Die Läden sollten geöffnet sein. Das Parlament trat zusammen. Weihnachtsgottesdienst sowie jede Art Feier wurde bei Strafe verboten.[1]

Dieser gewaltsame Eingriff in die durch ihr Alter geheiligten Gewohnheiten des Volkes rief heftigen Widerstand hervor. Es kam selbst zu öffentlichen Tumulten, bei denen der Pöbel die Läden zertrümmerte, die am Festtag offen waren (BY 123). Im Jahre 1647 erschien folgender Protest gegen das puritanische Regime: '*A Declaration of many Thousands of the City of Canterbury, provokt by the Mayor's violent Proceedings against those who desired to continue the Celebration of the Feast of Christ's Nativity, 1500 years and upwards maintained in the Church*' (NQ X, 6, 485).

Mit der Restauration der Stuarts kehrte Weihnachten wieder zurück und wurde von seinen Freunden mit Jubel begrüßt (NQ III, 2, 481). Diese Stimmung spiegelt sich deutlich wieder in der Ballade jener Zeit '*Old Christmas Returned*' usw. (*Pepys. Collection* I, 474; gedr. bei Jamieson, Pop. Ballads, 1806, II, 278 und Sandys, Xmas Carols 53.) Der Glanz und die Pracht früherer Zeiten aber waren für immer dahin. Der puritanische Geist hatte zu weite Kreise ergriffen. Die offiziellen Feiern hörten auf.

Die Zeit der Aufklärung konnte einem Feste, an das sich so viel Aberglaube knüpfte, auch nicht günstig sein. So ist denn ein allmählicher Rückgang des Weihnachtsfestes zu bemerken, den selbst die Zeit Sir Walter Scotts, die Romantik, mit ihrer Liebe für alten Brauch und ererbte Sitte nicht aufhalten konnte.

Der Verfall des Festes wurde sehr gefördert durch die sozialen Veränderungen, die sich in England im Anfang des 19. Jh.s vollzogen. Die Umwandlung aus einem Agrar- zu einem Industrie-

---

[1] *Common's journal,* Friday, December 24, 1652; NQ VII, 12, 126; BX 122.

und Handelsstaat hatte eine starke Verminderung der Landwirtschaft und das gewaltige Anwachsen der Städte zur Folge. Während der Bauer zum Fabrikarbeiter wurde, verlegten auch die Adligen ihren Wohnsitz immer mehr nach der Stadt. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauern, das die Grundlage der ländlichen Weihnachtsfeier gebildet hatte, hörte auf und hatte in der Stadt, wo sich Arbeitgeber und Angestellter fremd gegenüberstanden, keine Parallele.

Ein neuer Feind erwuchs Weihnachten in der Nützlichkeitsrichtung der Philosophie, die in der lustigen Feier nichts als eine törichte, überlebte Sitte sah. Gegen sie wandte sich 1836 Thomas K. Hervey in seinem Buche über Weihnachten. In Herveys Gefolge trat Dickens für das Weihnachtsfest ein, und seinen volkstümlichen, überall gelesenen Schriften gelang es, das verschwindende Fest in England wieder zu beleben. '*Dickens saved Christmas*' sagt Chesterton (*Appreciations and Criticisms of the Works of Ch. D.* S. 145), und auch Miles gibt D. einen bedeutenden Anteil an der Erhaltung des Festes (S. 359).

Die verschiedenen Entwicklungsphasen der Weihnachtsfeier in England finden in der englischen Literatur ihr getreues Spiegelbild.

Von den großen Hoffesten zur Weihnachtszeit im Mittelalter und der Sitte, dabei reichlich zu schmausen und zu zechen, berichten mittelalterliche Romanzen (vgl. 'Richard Cœur de Lion' v. 1783 ff., ed. Brunner, Wien 1913, S. 173). Für die spätere Zeit berichtet Holinshed eingehend von den '*Mummeries*' und Maskenaufzügen, den Banketten, dem '*Lord of Misrule*' usw. bei den königlichen Weihnachtsfeiern (*Chronicles*, ed. 1808, 1. Aufl. 1577, III, 558, 613, 1032). Wie die Londoner Bürger in den Jahren 1377 und 1400 ihren Herrscher mit einer '*mummery*' und durch Darbringung von Geschenken ehrten, erzählt Stow im '*Survey of London*' (1598; ed. Morley S. 123). Er spricht weiter von der Sitte des '*Lord of Misrule*', den üblichen Weihnachtsvergnügen (Verkleiden, Kartenspiel usw.) und dem Schmücken der Häuser und Kirchen. Dem Anfang des 17. Jh.s entstammt der Bericht '*The Xmas Prince*' von außergewöhnlich prachtvollen Veranstaltungen, die 1607 in Oxford stattfanden: Auftragen des Eberkopfes, Aufzüge, Theater (vgl. Sandys, **Xmas** Carols XXXV).

Tritt aus diesen Berichten das Spiegelbild des englischen Weihnachtsfestes in augenfälligen und groben Konturen hervor, wenn auch teilweise nur skizzenhaft unvollständig, so erscheint es in den Weihnachtsliedern des 14.—16. Jh.s zunächst weit undeutlicher. Bei genauerer Prüfung aber zeigen sich gerade hier ausgezeichnete, ins Detail gehende Feinheiten, die für die Vervollständigung des Gesamtbildes ungewöhnlich wertvolles Material bieten.

Abgesehen von der ags. Dichtung 'Christ I.' oder 'Christi An-

kunft auf Erden', einer hauptsächlich auf der lateinischen Weihnachtsliturgie Gregors des Großen beruhenden Sammlung von Hymnen, Gebeten und einem Dialog (vgl. Pauls Grdr.[2], Brandl, Ae. Literatur, S. 1036) sind die ältesten Lieder lateinisch und innerhalb der mittelalterlichen Christenheit völlig international. Den Inhalt bilden hauptsächlich Lob auf Gottvater und die Dreieinigkeit, Begebenheiten aus dem Alten Testament, das Geheimnis der Menschwerdung, Szenen vor und nach der Geburt des Erlösers und mitunter der Hinweis auf Christi Tod. Die allen gemeinsame Quelle bildet die lateinische Liturgie (vgl. **Löpelmann**, 'Weihnachtslied der Franzosen und der übrigen romanischen Völker'; Diss. Berlin 1903. S. 20 ff.; Miles 31 ff.).

Schon in den lateinischen Kantionen ist weltlicher Einschlag zu verzeichnen: Tanz, Eselsfest, Bakelspiel, Freude über die Weihnachtsferien (in den Vagantenliedern) und Weihnachtsschmaus (vgl. Löpelm. 39 ff.).

Das älteste Lied in der Volkssprache, das nachweislich in England entstand, ist ein anglo-normannisches Bettellied des 13. Jh.s: 'Seignors, or entendez à nus ...' (Ms. Reg. 16 E, VIII fol. 130; gedr. schon bei Brand, 'Popular antiquities' I, 481 und oft; Paul Meyer, 'Recueil d'anciens textes', Paris 1874, II, 382); die beiden Schlußverse enthalten in den ags. Worten *wesseyl* (= wæs hæl) und *drincheyl* die Aufforderung zu einem kräftigen Trunke.

Zur anglo-normannischen 'Noël'-Literatur des 13. Jh.s gehören ferner eine Parodie auf die lateinische Hymne: 'Laetabundis exultet fidelis chorus'; ein Trinklied (Gaston Paris, Romania XXI, 260); ein Mariengedicht; ein Glückwunsch- und Segensgedicht; die Übersetzung einer lateinischen Hymne und noch ein paar religiöse Lieder bis zum ersten Druck, 1515 (vgl. Löpelm. 45 ff.).

Von den Weihnachtsliedern vorwiegend geistlichen Inhalts, die wir in englischer Sprache besitzen, ist wohl das älteste 'This endur nyȝt', zuletzt gedruckt in Brandl-Zippels 'Me. Sprachproben' S. 114. Von späteren seien zunächst erwähnt die nach ihrem Verfasser, dem blinden Kaplan John Audelay in Shropshire, genannten 'Audelay carols', 1426—29 (Ms. Douce 302, Bodl. L.; gedr. von Chambers & Sidgwick in Mod. Lang. Rev. V, 473 ff., VI, 68 ff.). Es sind 25 kurze Lieder religiösen Inhalts, zum Teil mit lateinischen Worten und Versen versetzt. Ihr Inhalt — zumeist eine Verherrlichung der Feste von der Geburt Christi an bis zum Epiphaniastage, nur vereinzelt ein Lob auf die Jungfrau Maria — und das einleitende Verspaar:

I pray you, sirus, boothe moore and lase,
Sing these caroles in Christemas ...

lassen ihren Weihnachtscharakter unzweifelhaft erscheinen. Die Form (am häufigsten Schweifreimstrophe auf einen Reim mit cauda

und Refrain) ist sangbar und weist auf französische Tanzlieder, 'chansons de carole' des 12. Jh.s (vgl. Chambers & Sidgwick, Early English lyrics 290 ff., Mod. Lang. Rev. V, 475).

Aus dem späteren 15. Jh. und dem Anfang des 16. sind mehrere Carol-Handschriften erhalten: Ms. Sloane 2593, um 30—40 Jahre jünger als Audelay (Arch. f. n. Spr. 109, 33), Ms. Harley 541, aus der Zeit Heinrichs VII., ca 1500 (Arch. 107, 53), Ms. Add. 5665, aus der Zeit Heinrichs VIII. (Arch. 106, 262) und Rich. Hill's Ms., Balliol 354, ca. 1536 (EETS, Extra Series, CI) usw.

Der älteste Druck einer Xmas-carol-Sammlung stammt von Wynkyn de Worde, 1521. Davon ist aber nur ein Blatt in der Bodleiana erhalten (Neudr. Anglia XII, 587 ff.; vgl. Anglia XII, 585). Groß ist die Zahl der nun folgenden Drucke von carol-Sammlungen: zwischen 1546—1562 erscheint ein black-letter-Druck von Rychard Kele. Das Exemplar ist nicht mehr vorhanden (vgl. EEL 312); Proben enthält Bliss, 'Bibliographical Miscellanies', Oxford 1813 (vgl. EEL 314) und Xm Cs (vgl. Xm Cs CXXIX). 1562 veröffentlichen John Tysdale und Rowlande Hall eine neue Sammlung; weitere folgen 1563 (von Thomas Becon), 1569 (von Christopher Payne), 1580 (von John Alder) 1587 (von Mose Powell), 1597 ('Ane compendioos booke of godly and spirituall songs', Edinburgh; Neudruck 1801), 1630 (von William Slatyr), 1642 (von Frances Coules) usw., letztere wie auch einige der genannten in der Bodl. L. (vgl. Hazlitt's 'Handbook' und 'Bibliograph. Coll.', auch Xm Cs CXXVIII ff. und Sandys, 'Xmastide,' 208 f.).

Die überwiegende Mehrzahl der so erhaltenen Weihnachtslieder ist religiöser Natur, allerdings meist im Tone fröhlicher Feststimmung. Ursprünglich hatte gerade das umgekehrte Verhältnis bestanden. Noch bis an die Grenze des 15. Jh.s weisen die 'carols' inhaltlich und namentlich in ihrer metrischen Struktur starke Ähnlichkeit mit den französischen 'caroles' des 12. Jh.s auf, sind also zumeist rein weltlichen Charakters. Erst allmählich tritt das religiöse Element in Erscheinung, dann aber bald so stark, daß die religiösen Lieder im Vordergrunde stehen und die weltlichen verdrängen (vgl. EEL 290, 293).

Charakteristische Beispiele für die zahlreichen religiösen Lieder, wie man sie zur Weihnachtszeit und auch bei anderen großen Kirchenfesten in der Kirche oder vom Minstrel hörte, bietet Ms. Oxf. Bodl. Engl. Poet. e. I. (2. Hälfte des 15. Jh.s), gedr. Percy Soc. XXIII, in den Liedern:

Now ys wele and all thyng aryȝht,
And Chryst ys come as a trew knyȝht ...
(A. a. O. Nr. VII),

Wold god that men myȝt sene
Hertys whan thei bene ...
(Ib. Nr. VIII),

Thys endris nyȝht
I saw a syȝth,
A stare as bryȝt as day ...
(Nr. X, nach Ms. Edinb., Advocates' Library auch EETS, ES. CI, S. 175; Brandl u. Zippel, Me. Sprach- u. Lesebuch, S. 114.)

A Ferly thyng it is to mene,
That a mayd a child have borne ...
(Percy Soc. XXIII, Nr. XI),

Lullay, my chyld, wepe no more,
Slepe and be now styll ...
(A. a. O. Nr. XIV).

Da die religiösen Lieder hinsichtlich besonderer Weihnachtssitten und -gebräuche so gut wie belanglos sind, wendet sich unsere Untersuchung der in dieser Beziehung ungleich interessanteren, wenn auch geringer vertretenen Gattung der weltlichen Lieder zu. Inhaltlich lassen sich mehrere Gruppen unterscheiden. Zu den ältesten Liedern zählen Streitgedichte zwischen Stechpalme und Efeu: Hier kämpfen die Pflanzen als Symbole der beiden Geschlechter um den Vorrang. Die Partien der Stechpalme wurden von jungen Männern, die des Efeus von Mädchen gesungen. Die Gattung knüpft sich an die schon bei den Juden geübte Sitte, zum Laubhüttenfest Häuser und Kirchen mit frischem Grün zu schmücken (vgl. Xmt. 11) und scheint aus irgendeiner Art Naturanbetung hervorgegangen zu sein (vgl. Rickert, 'Ancient English Xmas carols', Lo. 1910, S. 301 f.). Hauptbeispiele sind die drei Lieder der Hs. Engl. Poet. e. I., ca. 1460—80 (Percy Soc. XXIIIa, Nr. 40, 69, 70; vgl. EEL 306). In den beiden ersten Liedern 'Holvyr and Heyvy mad a gret party ...' (a. a. O. Nr. 40) und 'Her comenys holly, that is so gent ...' (Nr. 69) deuten volkstümliche Sprache, flickversähnliche Wiederholungen und rhythmische Unebenheiten auf Abfassung und gesanglichen Vortrag in Laienkreisen. Im dritten Lied 'The most worthye she is in towne ...' (a. a. O. Nr. 70) verraten kunstvollere Reimtechnik und der lateinische Refrain 'veni coronaberis' die lateinkundige Geistlichkeit. Aus dem frühen 16. Jh. stammt das Lied 'Holy berith beris, beris rede ynowgh ...', ebenfalls volkstümlicher Art (Ms. Balliol 354; gedr. in EETS, ES CI, Nr. 99). Diese Gattung hat sich noch bis in das späte 17. Jh. hinein erhalten, wie Stevensons Bemerkung in seinen 'Twelve months' (1661) lehrt: '*Great is the contention of Holly and Ivy, whether master or dame wears the breeches*' (Hone, Every Day Book I, 804).

Die zweite Gruppe bilden *Wassail songs,* Trink- und Bettellieder, die unzweifelhaft ältesten 'noëls' (vgl. EEL 293). Ihnen sind wir schon im Anglonormannischen des 13. Jh.s begegnet. Das eingangs erwähnte älteste Lied 'Seignors, or entendez à nus ...' verrät den Minstrel vor der Gesellschaft des adligen Schloßherrn.

In der Sitte des Festbettels haben die 'wassail-songs' fortgelebt (vgl. Chambers '*Med. stage*' I, 253). Beispiele dieser Art bieten Herricks Lied 'The Wassail' ('*Hesperides*' 1648; ed. Morley, Lo. 1884, S. 139) — es wünscht den Bauern ein gedeihliches Jahr und droht den Geizigen — und die bei Sandys gedruckten Texte 'The Wassaile' und 'A carol for a wassel-bowl' (Xm Cs 44, 50); hier ziehen die Bettelnden mit einer *wassail-bowl* von Haus zu Haus und tauschen ihre Glückwünsche gegen Geschenke und gute Bewirtung ein (vgl. Brand, '*Popul. antiquities*' I, 1).

Ungleich umfangreicher ist die Gruppe der Schmauslieder, unter denen die besonders charakteristischen Eberkopflieder ebenfalls hohen Alters sind. Sie gehen auf den heiligen Eber des Freyr zurück, können aber auch das Nachleben eines römisch-heidnischen Opferritus sein, der viele Parallelen hat (vgl. Med. stage I, 257).

Einige Lieder erzählen das Töten des Ebers, so z. B. das aus dem 15. Jh. stammende:

Tydynges I bring ȝow for to tell,
What me in wyld forest befell ...
(Percy Soc. XXIII a, Nr. 20; auch bei Rickert 256.)

Das Lied führt uns in eine aristokratische weltliche Gesellschaft, die zum Weihnachtsschmause geladen ist. Der Hausherr oder ein von ihm Beauftragter singt das Lied, während der Eberkopf auf die Tafel gesetzt wird, und betont, daß die gefährliche Eberjagd nur unternommen wurde, um den Gästen durch die Beute einen fröhlichen Tag zu bereiten. Das Lied schließt mit einer Aufforderung zum Essen und zu allgemeiner Fröhlichkeit.

Das Fehlen lateinischer Wörter und kunstvoller Reimtechnik sowie jeglicher Anspielung auf biblische Personen oder Begebenheiten beweist, daß eine geistliche Gesellschaft nicht in Frage kommt.

Das Lied enthält entgegen den meisten übrigen Vertretern dieser Gattung keinen direkten Hinweis auf den Vortrag durch einen Sänger. Dennoch ist seine Sangbarkeit nicht zu bezweifeln, denn die dreizeiligen Strophen mit je vier Hebungen, dazu cauda mit zwei Hebungen, weisen in der Zahl der Senkungen so starke Schwankungen auf, daß nur der gesangliche Vortrag den Ausgleich zu harmonischem Rhythmus ermöglicht.

Andere Lieder begleiten das Auftragen des Eberkopfes in feierlichem Aufzuge, eine Sitte, die sich noch in Queen's College (Oxford) erhalten hat (vgl. Med. stage I, 257). Ein Beispiel dieser Art bietet die Porkington Hs. (15. Jh.) mit dem Liede:

The boris hede in hond I bryng,
With garlond gay in potoryng,
I pray yow all with me to syng
with hay!
(Percy Soc. IV c, Nr. 2).

Hier ist nicht der Hausherr der Sänger, sondern der Träger des Eberkopfes, und vielleicht seine Begleiter. Die Aufforderung zum Singen erfüllen alle Festteilnehmer, indem sie in den Refrain einstimmen. Die Festgesellschaft besteht aus 'lordys, knyȝttes, and skyers, persons, prystes, and wycars', also aus Mitgliedern des hohen Adels und geladenen Vertretern der Geistlichkeit. Lehnwörter wie 'pottage', 'cappons', 'reysons' u. a. lassen normannischen Einfluß erkennen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Liede aus Ms. Add. 5665 (Zeit Heinrichs VIII.):

The borys hede, that we bryng here,
Betokeneth a prince withowte pere ...
(Percy Soc. IVc, Nr. 31.)

Dieses verrät durch den Refrain 'nowell' vielleicht normannischen Einfluß; aber die merkwürdige Parallele zwischen dem Eber und dem Heiland scheint eher auf eine geistliche Gesellschaft zu weisen. Sicherlich haben wir es mit einer solchen zu tun in dem von Wynkyn de Worde 1521 zuerst gedruckten Lied: 'The bores heed in hand bring I ...' (Percy Soc. IVc, Nr. 18), dessen lateinischer Refrain 'caput apri defero ...' schwerlich auf weltliche Hörer schließen läßt.

Ebenfalls in geistliche, zum mindesten aber lateinkundige Kreise führt das mit dem gleichen Refrain schließende Lied:

The boar's head in hand bear I,
Bedeck'd with bays and rosemary ...
(Rickert 259.)

Schmauslieder allgemeiner Art klingen bei Herrick an. Eins handelt vom Anzünden des '*Xmas log*', sowie von dem Zubereiten der '*mince-pies*' und des '*plum pudding*' ('Hesperides', S. 204 '*Ceremonies for Xmas*'), ein anderes von dem Bewachen der 'mince-pies' vor Dieben (a. a. O. 205 'Xmas Eve').

Andere führen uns wie die obenerwähnten Eberkopflieder öfters in Adelshäuser. Sie fordern zu fröhlicher Geselligkeit auf und ziehen zur Anhörung gern religiöse Tagesereignisse heran, z. B.:

Make we merry, bothe more and lasse,
For now ys the tyme of Crystymas ...
(EETS, ES CI, Nr. 27, Ms. Balliol 354; s. o. S. 8.)

Ferner das Lied: 'Lyft up your hartis and be glad ...' (EETS CI, Nr. 28), dessen letzte Strophe auf den gastlichen Hausherrn als gegenwärtig anspielt:

The gudman of this place in fere,
You to be mery, he prayth you here.

Ähnliche Anspielungen enthalten das Abschiedslied des Father Xmas (EETS, ES CI, Nr. 31), sowie 'Profate, welcume ...' (Arch. 106, 274 und Percy Soc. IVc, Nr. 32). Die beiden letztgenannten Lieder verraten normannischen Einfluß; jenes durch Lehnwörter wie 'denere'

(-dinner), dieses durch französische Beigaben wie z. B. 'Bevez bien par tutte la company'.

Solchen Aufforderungen zu geselliger Fröhlichkeit zeigt sich auch die Geistlichkeit nicht abhold. In ihre Kreise führen uns zwei Lieder des Ms. Sloane 2593 aus der Zeit Heinrichs VI.: 'Wolcume be thu, hevene kyng ...' (Percy Soc. IVc, Nr. 3) und 'Blyssid be that mayde Mary' (a. a. O. Nr. 4). Im ersten Liede bilden ungewöhnlich zahlreiche Hinweise auf die Heiligen, namentlich Stephanus, Johannes und Thomas, im zweiten — normannischer Einfluß: 'nowel'! — die lateinische cauda, z. B. 'non ex virili semine', das Kriterium.

Was ergibt sich aus den bisher untersuchten 'carols'? Die 'carols' des 14.—16. Jh.s sind sangbar; wo ein direkter Hinweis auf ihre Sangbarkeit fehlt, läßt diese sich aus der Metrik erweisen. Mögen diese Lieder aus dem Munde des Minstrels, des Hausherrn oder des Eberkopfträgers erklingen, stets ist ihr Grundton trotz aller Fröhlichkeit der weihevollen Feststimmung angepaßt. Der in Lehnwörtern fast ausnahmslos erkennbare normannische Einfluß selbst in Liedern der Geistlichkeit (vgl. '*The borys hede* ...' oben S. 67 und '*Blyssid be that mayde Mary* ...') beweist, daß diese Lieder vom Adel ins Volk drangen, nicht umgekehrt, und daß sie nicht auf den Einfluß des kirchlichen Spiels zurückzuführen sind. Landschaftlich ergibt sich, daß diese 'carols' nicht in Schottland, sondern nur in den südlichen Ländern Englands zu Hause waren, d. h. auf die Gegend der Normanneneinwanderung beschränkt blieben.

Mit dem Ausgang des 16. Jh.s und dem Anfang des 17. tritt ein bedeutsamer Wandel ein. Inhaltlich ist das Zurücktreten religiöser Elemente zu beachten, in formaler Hinsicht das Einsetzen des für das 17. Jh. charakteristischen Bänkelsängertons, der fortan ausschließlich fortlebt.

Auf religiöse Elemente ist verzichtet in Nich. Bretons 'Carols' (1577, 'From a Flourish upon Fancy,' gedr. in Bullen, 'Lyrics from Elizabethan romances,' 1890): da wird nur an Essen, Spiel und Tanz gedacht. Ähnlich in Withers 'Xmas carol' (Juvenilia 1622; gedr. bei Rickert 226 ff.), in dem der Bänkelsang zum Durchbruch kommt. Das Lied ist auf den Ton übersprudelnder Freude gestimmt und gibt ein Gesamtbild des weltlichen Festes: alles ist festlich geschmückt, die Schornsteine rauchen vom *Christmas block*; Feststimmung hat alle ergriffen, namentlich die Jugend und die Dienerschaft; selbst die Geizigen, von denen es im Eingang heißt '*Rank misers now do sparing shun* ...', werden verschwenderisch; auch die Armen, von guten Bauern bewirtet, können mitfeiern; Gastfreundschaft wird gepflegt; die Nachbarn kommen zum Schlachtfest, und man erfreut sich an Musik, Tanz, Spielen und Vermummen.

Ein Zeugnis besonders realer Art ist in der Ballade '*Christmas Lamentation for the Losse of his acquaintance, showing how he is forst to leave the country and to come to London*' (Anfang des 17. Jh.s, Blackletter, *Roxb. Ball.* I, 154) erhalten: hier klagt Christmas über die Geizigen und die Mode des Landadels, Weihnachten in London zu feiern.

Die Puritanerzeit macht sich bemerkbar in der eindringlichen Aufforderung zur Weihnachtsfrömmigkeit, in Anspielungen auf Geizige und in dem nachdrücklichen Plädieren für die Armen. So wird z. B. in dem Lied '*All you that are good fellows*' (1642, Rickert 242) betont '*This is no miser's feast*'. Besonders agressiven Ton gegen die Geizigen schlägt eine Ballade aus der *Pepysian Collection* an (I, 474; Zeit Karls II.; *NQ* III, 2, 481 ff.): '*Old Xmas returned or, Hospitality Revived; being a Looking-glass for rich Misers ...*' (*Xm Cs* 53). Die letzte Strophe verwünscht sie, wenn sie sich nicht von Xmas bekehren lassen:

Then let all curmudgeons, who dote on their wealth
And value their treasure much more than their health,
Go hang themselves up, if they will be so kind.
Old Christmas with them but small wellcome shall find.

Daneben wird aber das Lob von *joyfulness, good cheer* und *Xmas ale* in allen Tönen weitergesungen, fast noch eifriger als in der vorhergehenden Zeit, wo die Existenz des Festes nicht bedroht war.

Der Freude über das Ende des Puritanerregiments, der Fanatics, verleiht das Trinklied '*The Merry Boys of Xmas*' lebhaften Ausdruck (*Roxb. Ball.* V, 82; ca. 1681).

Solche Lieder wurden jetzt nicht mehr nur von den Gästen, sondern auch von den Untergebenen des Hauses gesungen, wie die häufige Erwähnung von '*masters*' und '*dame*' beweisen, z. B. '*Heavon bless my dame*' (1642; Rickert 234) und '*And for my master I will pray with all that of his household are*' (1661; Rickert 236).

Als im 18. Jh. das Interesse für Weihnachtsgebräuche nachließ, trat auch das Weihnachtslied zurück. Nur auf dem Lande lebten noch Carols als Volkslieder fort. Sandys hat 1833 eine Sammlung von solchen Weihnachtsliedern zusammengestellt, die noch im Westen Englands gesungen wurden (Xm Cs, Teil II, 61 ff.).

In London hörte man fast nur noch von Straßensängern '*God rest you merry, gentlemen*'. Weihnachtslieder wurden als *Broadsides* von Hausierern verkauft. Hone stellt in seinen '*Ancient Mysteries*' fünfzig Titel solcher Carols zusammen. Sandys bezeugt 1833: '*Indeed many carols are yet printed in London for the chapman, or dealers in cheap literature; and I have some scores of halfpenny and penny carols of this description published chiefly by Pitts of St. Andrew's Street, Seven Dials; Catnach, Monmouth Court, Monmouth Street; and Batchelor, Long Lane,*

Smithfield, who are large venders of ballads and single, or broadside pieces' (Xm Cs S. CXXV).

Entsprechend nehmen die Anspielungen auf Gastlichkeit ab. In dem Liede '*For St. John the Baptist*' heißt es nach Beendigung des religiösen Teils: '*Now kindly for my pretty song Good Butler draw some beer*' (Xm Cs 130); dazu ein Wunsch nach fröhlichem Verlauf der Feier. Merkwürdig verbirgt sich jetzt die weltliche Freude hinter frommen Eingängen; '*The Saviour of all People*' (Xm Cs 115) handelt fast nur noch von weltlichen Vergnügen. '*Tomorrow shall be my dancing day*' (Xm Cs 110) erzählt die Lebensgeschichte Christi in Form eines Tanzliedes.

Ganz nahe an die Zeit von Dickens kommen wir heran, wenn Hervey in seinem BX (213 ff.) die '*carol-sheets*' erwähnt. Wie Forster berichtet, studierte D. im Jahre 1841 gründlich die Balladen von Seven Dials und sang selbst nicht wenige dieser '*wonderful productions*' (Fo II, 34).

Eine Literaturgruppe für sich sind die religiösen Weihnachtsspiele des 14. und 16. Jh.s, die aus dem Weihnachtsgottesdienst hervorgegangen waren; desgleichen die weltlichen Weihnachtsstücke der Elisabeth- und Stuartzeit, von denen hier nur Ben Jonsons ‚*Masque of Christmas*' genannt sei. Das Spiel wurde 1616 vor Jakob I. aufgeführt: Xmas — '*attired in a round hose, long stockings, a close doublet, a high crowned hat with a broach, a long thin beard, a truncheon, little ruffles, white shoes, his scarffes and garters tyed crosse, and his drum beaten before him*' — begehrt Einlaß, beteuert, ein guter Protestant zu sein, obwohl er aus '*Pope's-head alley*' komme, und kündigt an, daß er eine Maske vorführen will. Von Kupido geführt, treten seine zehn Kinder auf: Misrule, Carol, Minced-pie usw. Später erscheint Venus als '*a deaf tire-woman*' und verlangt, dem Spiele ihres Sohnes zusehen zu dürfen. Gesang und Tanz der allegorischen Figuren vervollständigen die Aufführung.

Eine Gattung Streitprosa über Weihnachten wurde durch die Versuche der Puritaner, das Fest abzuschaffen, ins Leben gerufen. Es erschienen eine Menge von Streitschriften für und wider. Die Puritaner stellten die Beobachtung des Weihnachtsfestes als heidnischen und teuflischen Gebrauch hin. Hezekiah Woodward faßt die Vorwürfe seiner Partei in dem Titel seiner 1655/6 veröffentlichten Schrift zusammen '*Christmas Day; taking to heart the heathen's Feasting Day in honour to Saturn, their Idol God. The Papist's Massing Day. The Prophane Man's Ranting Day. The Superstitious Man's Idol Day. The Multitude's Idle Day. Whereon, because they can do Nothing, they do worse than Nothing*' (NQ VII, 2, 504).

Die Verteidiger des Weihnachtsfestes, unter denen besonders

Edward Fisher ('Feast of feasts,' 1649/50, vgl. NQ X, 2, 505) zu nennen ist, suchten es dagegen aus dem ständigen Gebrauch der Kirche, den Wunderzeugnissen, den Kirchenvätern und den Äußerungen berühmter und moderner Geistlichen zu rechtfertigen. Mehrere dieser Pamphlete gegen die Puritaner sind durch ihre allegorischen Einkleidungen interessant. Sie führen Xmas in Person ein: 'The arraignment, conviction, and imprisoning of Xmas on St. Thomas day last, and how he broke out of prison ... with a hue and cry after Xmas ...' (BX 124) läßt ihn einsperren und wieder entkommen; John Taylors Pamphlete '*Complaint of Xmas*' (1646) und '*Xmas in and out*' (1652), letzteres auch bekannt unter dem Titel '*The vindication of Xmas*' (1653; vgl. NQ IV, 2, 597) legen ihm Klagen über die Geizigen in den Mund; Josiah Kings '*Examination and trial of old Father Xmas together with his clearing the jury* ...' (1655; *Collection of Anthony Wood,* Oxf. Nr. 100a; vgl. Jamieson, *Pop. Ball.* II, 282) — hier ist Father Xmas zum ersten Male als Bezeichnung des personifizierten Festes verwendet! — stellt ihn vor Gericht, und Laurence Prices '*Make room for Xmas all that you love him* ...' (1657, NQ IV, 2, 549) erzählt, wie schlecht es ihm neuerdings bei den Geizigen in England ergeht. Dabei werden die Puritaner mehrfach als Geizhälse hingestellt, während die Armen als die besonderen Schützlinge des alten Herrn Xmas erscheinen (vgl. Withers 'Xmas carol', die Balladen 'Xmas Lamentation' und 'Old Xmas returned', John Taylors Pamphlet 'Xmas in and out' und Laur. Prices 'Make room for Xmas' oben S. 68, 69, 71).

Unterhaltungsprosa für Weihnachten findet sich bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s in Mathew Stevensons 'Twelve months' (1661), einer Art *Year book,* das die den einzelnen Jahreszeiten eigentümlichen Beschäftigungen und Vergnügungen illustrieren sollte (vgl. Hazlitt's '*Handbook*' 578, I, 406 und Allibone's '*Dictionary*'). Uns ist nur die von Irving ohne Nennung Stevensons in dem Essay 'The stage coach' zitierte Stelle zugänglich, die auch in Hones EDB (I, 804) erscheint. Stevenson spricht von den großen Vorräten an Geflügel, Pflaumen, Gewürz, Zucker usw., die zur Festzeit vertilgt werden. Man muß für Musik zu Gesang und Tanz sorgen, während die alten Leute beim Feuer sitzen. Das Landmädchen läßt die Hälfte ihres Einkaufs liegen und muß noch einmal geschickt werden, wenn sie vergißt, ein Spiel Karten für Weihnachten zu kaufen usw. Im 18. Jh. tritt die Unterhaltungsliteratur stärker in Erscheinung. Da erzählt im 'Spectator' (Nr. 269) Sir Roger de Coverley von den Vergnügen des letzten Weihnachtsfestes auf seinem Landsitze. Hierher gehört auch das Schriftchen 'Round about our coal-fire', das der anonyme Autor dem Mr. Lun, d. h. Mr. Rich, dem Begründer der englischen Pantomine gewidmet

hat (ca. 1734; Neudruck: Vellum-Parchment Shilling Series Nr. 4 'Xmas Entertainments'). Vorausgegangen war in gewisser Beziehung Laur. Prices oben (S. 71) genanntes Pamphlet 'Make room for Xmas ...' das sich 'a delightful new book, full of merry jests, rare inventions, pretty conceits, Xmas carols, pleasant tales, and witty verses' nannte. Aber 'Round about our coal-fire' hat nichts mehr mit den Feinden des Weihnachtsfestes zu tun. Es erzählt von den zur Festzeit üblichen Belustigungen (Spielen, Tanzen, Küssen, Geschichtenerzählen) und bedauert das Verschwinden der alten Gastfreundschaft: '*there was once upon a time hospitality in the land*'. Es beschäftigt sich mit dem Volksaberglauben, der den Unterhaltungsstoff für die Abende der Weihnachtszeit lieferte, und erzählt das Zaubermärchen '*The Story of Jack Spriggins and the enchanted Bean*', das erste Beispiel einer Weihnachtsgeschichte. In diesem Zusammenhang verdient auch '*The Connoisseur*' (1754), Nr. 48, Erwähnung, der von den verschiedenen Arten berichtet, nach denen in England Weihnachten gefeiert wird, und MacKenzies '*Man of Feeling*' (1771; cp. XXXIV).

Antiquarische Studie über Weihnachten wird aus tendenziösen Gründen begonnen. Das erste bedeutendere Werk dieser Art ist Bournes '*Antiquitates Vulgares*' (1724). Nach dem allgemeinen Erwachen des Interesses für mittelalterliche Dinge infolge '*Percy's Reliques*' (1765) fand es Nachfolger in Chattertons Aufsatz '*Antiquity of Christmas Games*' (Works 1803, ed. Southey); ferner in Brands '*Popular Antiquities*' (1777), Jos. Strutts '*Sports and Pastimes of the People of England*' (1801) und Drakes '*Shakespeare and his Times*' (1817). Drake berichtet von den alten Weihnachtssitten (I, 123 ff.). Er schöpft aus Douces '*Illustrations of Shakespeare and ancient Manners*', Bournes '*Antiquities*', Stows '*Survey of London*' und zitiert die Dichter Tusser, Herrick und Scott. Seine Quellen übernimmt er zum großen Teil wörtlich.

Auch in Zeitschriften erschienen Beiträge, die sich mit den verschiedenen Weihnachtsbräuchen befassen. Schon 1811 berichtet das *Gentleman's Magazine* (Part. I, 423/4; vgl. Gentleman's Mag. Library) über Weihnachtsgebräuche in Yorkshire; ein gutes Jahrzehnt später veröffentlicht die gleiche Zeitschrift zwei Artikel: '*Christmas Festivals*' (1824; II, 587—90) und '*Christmas Festivities in Holmesdale in Surrey* (1827; II, 483—86) ähnlichen Inhalts.

Scott — im '*Marmion*' (1806) — und Irving — im 'Sketchbook' (1819) — bekundeten Interesse für das Weihnachtsfest und verwandten es zu künstlerischer Darstellung. Scott schildert ein mittelalterliches Weihnachtsfest auf einem englischen Ritterschloß: Glockengeläut, Christmesse; Bewirtung der Vasallen, Hörigen

und Knechte im Saale des Barons; Tanz und Spiel, woran sich Adlige und Gemeine in gleicher Weise beteiligen. Irving hat die gesamte vorausgehende Weihnachtsliteratur studiert und das Büchlein '*Round about our Coal-Fire*' als Hauptquelle für sein '*Sketchbook*' benutzt (zitiert in Sketchbook, ed. Tauchnitz, S. 198).

In diesem unternimmt er es, ein englisches Weihnachtsfest seiner Zeit künstlerisch darzustellen. Der Schauplatz der Handlung ist der abgelegene Landsitz eines sehr konservativen Edelmanns in Yorkshire, der sich bemüht, die alten Sitten unverändert zu bewahren. Im einzelnen schildert Irving:

A. *The Stage Coach*: 1. die Reise in der winterlichen Landschaft und durch die Dörfer, die sich zum Empfang des Festes rüsten. In den Häusern lodern freundliche Feuer, die Leute sind fröhlicher Stimmung. Die Fenster der Wohnungen und die Herbergen sind mit grünen Pflanzen geschmückt. 2. Die Heimkehr der Schulkinder — ihr Jubel, ihre Pläne und Erwartungen, während sie unter besonderer Obhut des Kutschers dem Elternhause zusteuern. 3. Den Weihnachtsmarkt: da werden Riesenvorräte von Geflügel, Obst usw. verkauft. Die Käufer sind in festlicher Erregung (diese Stelle aus Stevenson, 'Twelve Months'; vgl. oben S. 71).

B. Das Fest im Schloß des Squire: I. *Christmas Eve*: 1. *Revelry* in der '*Servant's Hall*' mit den beliebten Spielen '*hoodman blind*', '*shoe — the — wild — mare*' usw.; '*Jule clog*', '*Christmas candle*' und der Mistelzweig, unter dem man die Mädchen küssen darf, werden nicht vergessen. 2. Die Feier der Adelsfamilie: a) des Spiels der Kinder wird nur kurz gedacht. b) Möglichst vollzählige Versammlung aller Familienmitglieder. c) Abendessen mit den obligaten Gerichten *mince-pies* und *frumenty*. d) Gesellschaftsvergnügen: *Carols*; Vortrag eines alten Harfners; Tanz, an dem der alte Squire selbst lebhaft teilnimmt; Unterhaltung, Scherze und Liebelei der jüngeren Mitglieder der Familie. II. *Christmas Day*: 1. Morgenandacht im Schloß; Kirchgang, Festpredigt. 2. Dank der Bauern für die Wohltätigkeit des Squire. 3. Mummerei der Bauernjungen. III. *The Christmas Dinner*: 1. Das Essen; Auftragen des '*boar's head*' — '*wassail-bowl*'. 2. Nach Tisch: Blindekuhspielen — Master Simon 'mogelt'; er verfolgt ein junges ausgelassenes Mädchen, auf das er es abgesehen hat, über die Stühle und in alle Ecken; Gespenstergeschichten; Maskenaufzug, zu dem die Garderobe des Squire herhalten muß, und Tanz.

Neben Scott und Irving verwenden Leigh Hunt, Miss Mitford und Christopher North (Wilson) das Weihnachtsfest zu künstlerischer Darstellung.

So schildert Leigh Hunt in seinem 1820 im '*Indicator*' veröffentlichten Essay '*Holiday Children*' (bei Hone, EDB I, 804)

die Heimkehr der Schüler unter Hurra und Hörnerklang und die Ferienfreuden der Kinder: Spielzeug, Besuch von Museen und Gemäldegalerien, Theater und Pantomime, Blindekuh-, Pfänderspiele usw. Selbst der kleine Armenschüler, der mit blaugefrorenem Gesicht von Haus zu Haus wandert und schüchtern seine Schreibkunststücke zeigt, genießt jetzt eine kurze Zeit der Fröhlichkeit, da er ein paar Pennies sein eigen nennen darf.

Der 1825 im *New Monthly Magazine* erschienene Essay '*Keeping Christmas*' desselben Autors (vgl. Monkhouse, 'Bibliography by J. P. Anderson' S. VII) bietet die kurze Darstellung einer Weihnachtsfeier im Dorfe: Weihnachtsgottesdienst; der Geistliche predigt mildtätiges Christentum. Die Familienangehörigen versammeln sich. Man delektiert sich an *mince-pies*, Pudding usw.; die Mädchen werden unterm Mistelzweig geküßt. Spiele, Tänze, Lieder; Erinnerungen und Hoffnungen des Weihnachtsfestes.

In ländlichem Milieu spielt auch Miss Mitfords Erzählung '*A Christmas Party*' (*Our Village* I, 485 ff., ed. Geo. Bell & Sons, 1901). Eine Gesellschaft feiert Weihnachten in einem Dorfwirtshause. Bis in die späte Nacht hinein wird getrunken, Karten gespielt, gesungen und vor allem getanzt. Der Geiger Timothy, ein alter Veteran, ist unermüdlich; er fiedelt fast ebensogut betrunken wie nüchtern.

Christopher North läßt in seinen '*Christmas Dreams*' (*Blackwood's Mag.* 1827; vgl. *Poole's Index.* Gesammelt in '*The Recreations of Christopher North*', 1842) am heiligen Abend im Traume eine Reihe früher verlebter Weihnachtsfeiern an seinem Geist vorüberziehen: Weihnachten im Elternhause — das Spiel der Kinder, Gesellschaftsspiele, die Geliebte mit ihrem hellen Gesang, die so früh sterben sollte. Es folgen andere, frohe Weihnachtsfeste in verschiedenen Freundes- und Familienkreisen. Dann aber hörten diese Zusammenkünfte auf. Er erinnert sich der Weihnachtsfeste in Oxford und in der Gebirgslandschaft Windermere. Nun aber sitzt er allein in seinem Zimmer und denkt an Weihnachten in der Stadt, auf dem Lande und auf den Schiffen draußen im Meere.

Offenbar unter Irvings Einfluß entstanden ist das uns unzugängliche Werk '*A Fireside Book, or, an account of Christmas spent at Old Court*' von E. Robinson (1830; *Cat. of Brit. Mus.*). Hone bemerkt darüber: '*In "A Fireside Book" there is a lively description of "Christmas spent at Old Court", the seat of a country gentleman, with specimens of old stories and story telling. It is ... full of amenity and kind feeling, with snatches of gentle poetry ...*' (YB 64).

Speziell mit der Geschichte des Weihnachtsfestes beschäftigt sich Hone in seinem '*Ancient Mysteries*' (1823) und namentlich EDB (1828) sowie im YB (1832). Auf Hones Forschungen fußt

Sandys, der die Entwicklung des Weihnachtsfestes in der Einleitung seiner Xm Cs skizziert; ferner Hervey in seinem BX (1836), der eine Wiederbelebung des Weihnachtsfestes als ein gutes Mittel im Dienste der sozialen Reformbewegung hinstellt. Das Weihnachtsfest soll sein '*an antidote to the cold and selfish spirit, which is tainting the life blood and freezing the pulses of society*' (BX 21). Er wendet sich gegen die Nützlichkeitsrichtung in der Philosophie, die das Aussterben alter Sitten begünstigt: '*they who would have no man enjoy without being able to give a reason for the enjoyment which is in him, are robbing life or half its beauty and some of its virtue*' (S. 20). An einer späteren Stelle heißt es: '*we love all which tends to call man back from the solitary and chilling pursuit of his own separate and selfish views into the warmth of a common sympathy and the bands of common brotherhood*' (S. 23).

Die wichtigsten Begebenheiten, die Herveys Schilderungen und R. Seymours Illustrationen behandeln, sind 1. die Heimkehr der Schüler; dazu ein Bild: zwei mit Knaben besetzte Kutschen auf der Landstraße; die Kinder sind in ausgelassener Stimmung (S. 163). 2. Die Verproviantierung Londons; Bild: eine unter Truthähnen völlig versteckte Kutsche, die sich der Hauptstadt nähert (S. 168 ff.). 3. Einbringen von Wintergrün (S. 173). 4. *Waits and carol-singers* (Bilder S. 157, 197, 215). 5. Erzählen von Gespenstergeschichten (Bild S. 239). 6. Weihnachtspantomime (S. 249). 7. Londoner Markt am Christabend (Bild S. 267); Läden und Verkaufsstände für Obst, Geflügel, Fleisch usw. und schwerbeladene Einkäufer. Die Auslagen sind mit *holly* und *mistletoe* geschmückt. 8. Festessen in der Familie (S. 300). 9. Das Bild S. 286 zeigt die Zubereitung des Weihnachtspuddings. Eine dralle Frau hebt mit Anstrengung einen riesigen Pudding aus dem Waschkessel. 10. Das übermütige Treiben in den Londoner Straßen an Twelfth Night usw.

In welchem Verhältnis stehen nun Dickens' Weihnachtsschilderungen zu denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen?

Die Kenntnis der Weihnachtslieder des 14.—16. Jh.s ist für D. nicht anzunehmen, schon wegen der abweichenden Sprache. Wohl aber wird der Bänkelsang des 17. Jh.s zu ihm gedrungen sein. Auf seine Einwirkung ist wahrscheinlich ein gut Teil D.' ausgedehnter Kenntnis alter Weihnachtsgebräuche zurückzuführen. D. beschäftigte sich mit Weihnachten zuerst als Journalist. Die Skizze '*Christmas Festivities*' (in den Sk als 'A Christmas Dinner' veröffentlicht; vgl. Benignus, Anfänge von D. Diss. Straßb. 1895. S. 3) erschien als Weihnachtsartikel am 27. Dezember 1835 in der Zeitung *Bell's Life of London and Sporting Chronicle* (vgl. Leigh Hunts '*Holiday Children*' im *Indicator* und '*Keeping Christmas*' im *New Monthly Mag.*, ferner die beiden Artikel '*Christmas Festivals*' und

'*Christmas Festivities in Holmesdale in Surrey*' im ‚*Gentleman's Mag.*; s. oben S. 72 f.). D. schildert ein Weihnachtsfest in einer Londoner Bürgerfamilie: alle Verwandten kommen beim Onkel zusammen, bei dem die Großeltern wohnen. Vorbereitungen: Einkauf des Truthahns, Bestellungen beim Bäcker; Geschenke; Blindekuhspiel am heiligen Abend. Am Weihnachtstage Kirchgang, Festessen, fröhliche Unterhaltung. Besonders zu bemerken ist die Aussöhnung der Eltern mit ihrer Tochter, die gegen ihren Willen geheiratet hat.

Zum zweiten Male befaßt sich D. mit dem gleichen Thema in den PPp (1836) cp. 28: Die Pickwickier verleben ein lustiges Weihnachtsfest bei ihrem Freunde Wardle auf *Manor Farm*. Einzelne Begebenheiten: Reise in der Postkutsche, gemeinsame Feier mit den Dienstboten in der großen Küche — Küssen unter dem Mistelzweig, Blindekuhspiel, '*Snap-Dragon*', Singen von Weihnachtsliedern, Liebelei, Gespenstergeschichte u. a. m.

Ein drittes Mal kommt D. in MHCl (1841) auf das Weihnachtsfest zurück: *Master Humphrey* wandert am Weihnachtstage einsam in den Straßen umher und sieht die Fröhlichkeit der anderen. In einem Wirtshaus macht er die Bekanntschaft seines schwerhörigen Freundes. Wie er ihn so einsam und in Gedanken versunken sitzen sieht, vermutet er, daß er an frühere Weihnachtsfeste denkt und '*that many of them sprung up together not with a long gap between each, but in unbroken succession like days of the week*' (MHCl I, 31).

Die vollendetste Darstellung des Weihnachtsfestes bietet D. schließlich im XmC (1843). Hier schildert er — ein paar kleine Szenen ausgenommen — Weihnachten in London. Nicht in London spielen die Szene der von der Schule heimkehrenden Schüler — ihr Schauplatz ist die Landstraße Chatham-Rochester (XmC 38, 39, vgl. FoI, 36, Langton 176) —, die Weihnachtsfeiern bei den Bergleuten, im Leuchtturm und auf dem Schiffe.

Alles übrige in der Hauptstadt: 1. das Lied des kleinen frierenden Carolsängers vor dem Traum (S. 19). 2. der Weihnachtsmarkt; die Geschäftigkeit der Leute; in ihrer Erregung stoßen sie sich gegenseitig, vergessen, ihren Einkauf mitzunehmen und begehen ähnliche Gedankenlosigkeiten (S. 61). 3. Der Kirchgang (S. 62). 4. Heimkehr des Vaters mit Geschenken (S. 53, 65 ff.). 5. Häusliches Fest in drei Familien: a) beim alten Fezziwig — das Bureau wird in einen Tanzsaal verwandelt; Freunde, Nachbarn, Diener und Angestellte sind zu Gast geladen; Abendessen und Tanz; das würdige Ehepaar Fezziwig, Prinzipal und Prinzipalin, tanzen tapfer den '*Sir Roger de Coverley*' mit (S. 45 ff.); b) beim armen Schreiber: Weihnachtsessen; die Gans wird vom Bäcker geholt, wo die armen Leute sie haben braten lassen; Mrs. Cratchit nimmt den Pudding

aus dem Waschkessel (S. 64 ff.); c) bei Scrooges Neffen: Singen, Blindekuhspiel, bei dem Topper immer nur eins der Mädchen zu haschen sucht, so daß jeder merken muß, daß er recht gut sehen kann; Pfänderspiele, Liebelei usw. (S. 75 ff.). 6. Versöhnung des bekehrten Scrooge mit seinem Neffen und dessen junger Gattin (nach dem Traum; S. 110).

In der künstlerischen Verwendung des Weihnachtsfestes ist D. offenbar ein Nachfolger Scotts und namentlich Irvings, der diese Schilderungsart zum literarischen Gemeingut machte. In seinen Bahnen wandeln dann auch Leigh Hunt, Miss Mitford, Christopher North (Wilson) und E. Robinson.

D.' erste Weihnachtserzählung '*Christmas Festivities*' (= *A Xm Dinner*, s. oben S. 75) hat in der Schilderung Londoner Verhältnisse zur Festzeit Vorstufen in dem '*Connoisseur*' (s. oben S. 72) und in Leigh Hunts '*Holiday Children*' (s. oben S. 73); die von diesen beiden Vorgängern aber abweichende Darstellung eines Familienfestes weist auf Irvings '*Sketchbook*' hin. Offenkundig verrät sich dessen Einfluß auf D. schon in den PPp (cp. 28): die Reise durch die Dörfer zu dem Landgut, wo Weihnachten noch in patriarchalischer Weise gefeiert wird, ist eine recht durchsichtige Entlehnung aus dem *Sketchbook*. Nicht minder schwierig ist es, in Wardle einen modifizierten Squire Bracebridge zu erkennen.

Am deutlichsten tritt D.' Abhängigkeit im XmC zutage; hier zeigt sich unverkennbarer Einfluß nicht nur von Irving, sondern auch von Hervey. Die Heimkehr der Schulkinder beschäftigt schon Irving (s. oben S. 73). In seinem Gefolge beschreiben Leigh Hunt ('*Holiday Children*') und Hervey (BX) die Ferienfreude der Kinder (s. oben S. 74 u. 75). D.' Darstellung entspricht genau dem Bilde Seymours (BX 163, s. oben S. 75), das seinerseits wahrscheinlich von Hunt inspiriert ist: die Kinder fahren im Wagen für sich und rufen einander zu (XmC 38). Direkt auf Hervey, bzw. Seymour verweisen ferner die Schilderungen des Weihnachtsmarktes und der Zubereitung des Puddings. Auch bei dem kleinen Carolsänger — sein direktes Vorbild liefert der frierende Betteljunge in Leigh Hunts '*Holiday Children*' (s. oben S. 74) — und den Familienszenen kann man an Hervey und Leigh Hunt denken, da es sich auch bei ihnen um Londoner Verhältnisse handelt. Die Einkäufer, die vor Aufregung den Kopf verlieren, erinnern an die von Irving aus Stevensons '*Twelve Months*' übernommene Stelle (s. oben S. 71).

Klarer tritt Irvings Einfluß in dem trefflichen Fezziwig hervor; dieser ist Wardle oder Squire Bracebridge in städtische Verhältnisse übertragen: vgl. die wohlwollende Sorge für die Freude der Untergebenen und den Tanz, an dem die alten Herrschaften teilnehmen. Die Wirkung Irvings zeigt sich weiter besonders bei der

Weihnachtsfeier des Neffen: Blindekuhspiel (Master Simon = Topper; s. oben S. 73 u. 77), Singen, Liebelei usw.

Das Festessen bei den armen Cratchits ähnelt den Weihnachtsfeiern bei armen Leuten, wie sie Withers '*Xmas Carol*', John Taylors '*Xmas in and out*' und Laur. Prices '*Make Room for Xmas*' geschildert hatten (s. oben S. 68 u. 71).

Es ist wohl möglich, daß D. diese Schriften gekannt hat und von ihnen beeinflußt ist, denn Withers Gedicht z. B. war zu seiner Zeit gedruckt bei Jamieson, Pop. ball. (1806), in Hones EDB (1828) und in Sandys' XmCs (1833); vielleicht waren ihm auch die beiden Pamphlete nicht unbekannt, zitiert er doch in seinem Schriftchen 'Sunday under three heads' verschiedene Stellen aus einem Pamphlet der Puritanerzeit, das er im Britischen Museum gelesen hat ('*Sunday under three heads*', ed. Manchester Series, Chapman & Hall, S. 38).

Es ergibt sich: zum Teil schon in seiner ersten Weihnachtsschilderung '*Christmas Festivities*', mehr noch in den PPp, vollends aber mit dem XmC steht D. an Irving anschließend in der direkten Fortsetzung der durch Irving — Leigh Hunt — Hervey gekennzeichneten Gattung. In der Reihe der Weihnachtsverteidiger gegen die Puritaner hat D. mit seinem XmC alle seine Vorgänger übertroffen. Er steht höher als sie, weil erst durch seine Zeilen die englische Literatur auf Weihnachtssitte und lebendiges Volkstum wirksam wird. Und daher hat D. mit seinem XmC eine bedeutende Kulturarbeit geleistet.

Berlin-Steglitz. Fritz Fiedler.

Das Weltsystem des Benoît de Maillet.

Zu den seltenen Werken, die dank den in ihnen niedergelegten scharfsinnigen Beobachtungen und kühnen Spekulationen den Anschauungen ihrer Zeit weit voraus gewesen sind, gehört ein Buch, das einst gewaltiges Aufsehen erregt und eine Zeitlang im Mittelpunkt der widerspruchsvollsten Beurteilung gestanden hat: das Weltsystem des französischen Konsuls Benoît de Maillet († 1738), das unter dem Titel *Telliamed ou Entretiens d'un philosophe indien avec un missionnaire françois* zu Amsterdam 1748 zum erstenmal veröffentlicht wurde. Wie so manches andere Werk der Weltliteratur, dessen hoher Wert für die Geschichte der menschlichen Idee feststeht, ist auch der *Telliamed* lange Zeit dem Fluche der Vergessenheit anheimgefallen gewesen, und erst in jüngster Zeit haben drei Gelehrte auf seine Bedeutung für die französische Literatur kurz hingewiesen: Heinrich Morf in der von ihm besorgten 7. Auflage von *Hettners Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert* (Braunschweig, 1913, 7. Auflage, S. 270/71); J. K. F. Kohlbrugge im *Biologischen Zentralblatt* (Bd. XXXII, Nr. 8, S. 505 ff.) und Leo Jordan in der *Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur* (Bd. XLIV, S. 1 ff.), der hier die Erstausgabe des Buches bespricht. Seit einiger Zeit habe auch ich mich tiefer in das Studium dieses merkwürdigen Werkes versenkt, bin aber infolge verschiedener durch den Krieg geschaffener Hindernisse noch nicht dazu gekommen, die Resultate meiner Untersuchungen in größerem Umfange zu veröffentlichen. Auch heute muß ich mich damit begnügen, nur in Kürze die mannigfachen Probleme zu skizzieren, die sich an den *Telliamed* anknüpfen.

Welche Bedeutung dem Werke für die Geschichte der menschlichen Idee beizumessen ist, ersieht man schon aus einer Inhaltsübersicht, die ich mit um so größerer Berechtigung an die Spitze dieses Aufsatzes stellen zu dürfen glaube, als der *Telliamed* fast durchweg unbekannt ist.

In sechs *entretiens* trägt ein indischer Weiser namens Telliamed (Anagramm für de Maillet) einem französischen Missionar im Laufe von sechs Tagen (*journées*) in Kairo sein Weltsystem vor. Die Bezeichnung *entretiens* ist berechtigt; die Dialogform ist gewahrt, obwohl freilich der indische Gelehrte fast ausschließlich die Kosten der Unterredung bestreitet.

Ein Hauptgedanke bildet den Ausgangspunkt des Systems: die ganze Erde ist einst, in grauer Vorzeit, vom Meere bedeckt gewesen, das seit langem in einer ständigen Abnahme infolge Verdunstung begriffen ist. Dem Wasser hat die Erde die Gestaltung ihrer Oberfläche zu verdanken; im Wasser müssen

wir den Ursprung zu allem Organischen und Unorganischen suchen. Das Grundprinzip einer unaufhörlichen *diminution de la mer* durchzieht wie ein roter Faden das Werk von Anfang bis zu Ende.

In den beiden ersten *entretiens* bedient sich de Maillet des indischen Weisen als Sprachrohrs, um über die Resultate seiner eigenen langjährigen und unermüdlichen geologischen Untersuchungen und Experimente zu berichten, die er während seiner Amtszeit als Konsul in Ägypten und später im weiteren Orient und im Küstengebiet des Mittelmeeres angestellt hatte, um die Richtigkeit seiner Hauptthese von der unaufhörlichen Verminderung des Meeres und der Rolle, welche dieses bei der Formation der Erdschichten gespielt hat, mit wissenschaftlichem Beweismaterial darzutun. In der dritten und vierten Unterredung verwahrt sich der Verfasser, nachdem er zunächst weitere Einzelbelege und Ergebnisse seiner praktischen Forschungen geboten hat, von vornherein gegen eine Reihe Einwände, die von Gegnern seines Systems angeführt werden könnten, und hält anschließend daran eine scharfe Kritik ab über die Werke derjenigen Autoren, die als seine Vorgänger gelten können. Schließlich befürwortet er den Plan zu der Errichtung einer hydrographischen Station an der Küste des Mittelmeeres oder auf Malta, wodurch er die Ergebnisse seiner Forschungen der Nachwelt zu überliefern hofft.

Während die bisherigen Resultate de Maillets fast durchweg auf Tatsachen aufgebaut sind und langwierigen, scharfsinnigen Experimenten des Verfassers ihr Dasein verdanken, beruhen die Theorien der letzten beiden *entretiens* mehr auf vielfach recht phantastischen Berichten und kühnen Analogieschlüssen. Im Verlaufe der fünften *journée* wird in großen Zügen die Stellung der Erde im Weltall in höchst eigenartiger Weise skizziert, stets in Verbindung mit der Ausgangshypothese der *diminution de la mer*, und die letzte Unterredung enthält endlich den Versuch, die Abstammung des Menschen, der Tier- und Pflanzenwelt aus dem Meere zu begründen. Mögen uns hier auch gewisse Hypothesen, wie die Annahme von *hommes marins* als maritimen Ahnen des heutigen *homo sapiens* recht phantastisch anmuten, so begegnen wir doch hier anderseits jenen Theorien und Prinzipien. durch die das Buch zur Zeit seines Erscheinens ungeheures Aufsehen erregte,[1] und dem es in erster Linie seine einstige Berühmtheit verdankte: zum ersten Male wird hier auf breiter Basis eine

---

[1] So leitet z. B. Grimm seine Besprechung des *Telliamed* in der *Correspondance littéraire* mit den Worten ein: *Tout est extraordinaire dans un ouvrage qu'on vient d'imprimer en deux volumes et qui fait beaucoup de bruit par la hardiesse des sentiments qu'on y a hasardés* (ed. *Tourneux*; Paris, Garnier, 1877 ff., Bd. I, S. 240/1, Nr. XXXVI).

Evolution der Lebewesen, eine allgemeine Wandlungsfähigkeit der Organismen und fortschreitende Entwicklung des Menschen, eine Deszendenztheorie in großen Zügen proklamiert, der natürlich noch eine streng wissenschaftliche Begründung fehlt, wie sie erst hundert Jahre später durch Lamarck und Darwin erbracht wurde.

Der Eigenart seines Inhalts, der eine höchst merkwürdige Mischung zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen wissenschaftlich feststehenden Resultaten und tollen Phantasiegebilden, für seine Zeit kühnen, aber der Wahrheit dabei ganz nahe kommenden Spekulationen und anderseits von mittelalterlich anmutendem Aberglauben bildet, verdankt der *Telliamed* die widerspruchsvolle und oft recht ungerechte Beurteilung, die ihm im Laufe der Jahrhunderte zuteil geworden ist. Von jeher ist de Maillets unbestreitbarem Verdienst um die Geologie volle Anerkennung gezollt worden. Dadurch, daß er als einer der ersten den modernen Weg der wissenschaftlichen Beobachtung beschritt und seine Theorien auf langjährige praktische Untersuchungen und Experimente gründete, erhob er sich über die meisten seiner Zeitgenossen, deren 'Wissenschaft' sich fast ausschließlich auf haltlose Spekulationen und Trugschlüsse beschränkte. Deshalb vor allem verdienen seine geologischen Resultate hohes Lob, weil durch sie die Absurdität der herrschenden Richtung des Diluvianismus, welche die Entwicklung der Erde von dem Termin der biblischen Sintflut herleitete, schlagend dargetan wurde. Anstatt dieser Theorie, die zu den seltsamsten Folgerungen führte, lehrt de Maillet eine langsame, regelmäßige Entwicklung der Erdschichten, die im Verlaufe von Hunderttausenden von Jahren vor sich gegangen sei und noch fortbestände. Es ist für uns von besonderem Interesse, daß unter der langen Reihe von Forschern, die sich näher mit de Maillets System beschäftigt haben, auch unser Goethe an erster Stelle zu nennen ist. Wir wissen jetzt, daß er nichts Geringeres plante, als eine allgemeine Geschichte der Natur, eine Art Kosmos, zu schreiben.[1] In diesem leider nicht zur Ausführung gebrachten Werke hätte unser *Telliamed*, wie sich feststellen läßt, eine bedeutsame Rolle gespielt. Im 13. Bande der Weimarer Ausgabe[2] finden wir in dem großen Entwurfe Goethes auch de Maillet verzeichnet, den er genau gekannt hat.[3] Wie jener, so schrieb auch er dem Wasser

---

[1] Vgl. Bielschowsky, *Goethe, sein Leben und seine Werke.* München 1914, 25. Auflage, Bd. II, S. 444.

[2] *Naturwissenschaftliche Schriften* Bd. XIII, Paralipomena S. 298 ff.

[3] Vgl. J. H. F. Kohlbrugge, *Goethe als Naturwissenschaftler,* Würzburg 1913. Anm. 21 zu S. 55. Danach hat Goethe den *Telliamed* aus der Bibliothek zu Weimar noch in den Jahren 1806 und 1816 entliehen.

eine tiefgehende und umfassende Einwirkung auf die Gestaltung der Erdoberfläche zu, sowie daß diese ruhig, langsam, ohne gewaltsame, sprunghafte Revolutionen vor sich gegangen sei, im Verlaufe vieler Jahrhunderte.[1]

Goethe ist nicht der einzige gewesen, der im 19. Jahrhundert de Maillets Bedeutung richtig eingeschätzt hat. Forscht man einmal tiefer in Hand- und sonstigen Büchern der Naturwissenschaften nach, so wird man sich mit Staunen bewußt, daß der *Telliamed* wenigstens in diesem Zweige der Wissenschaft nicht vergessen worden ist. Aus der langen Reihe von Kritiken, die ich ausfindig gemacht habe, seien hier nur Namen wie d'Archiac, Sigismund Günther und besonders A. von Zittel genannt, der dem *Telliamed* in seiner *Geschichte der Geologie und Paläontologie* (1891; S. 46 ff.) die verdiente Würdigung nicht versagt.

Etwas anders verhält es sich mit der Beurteilung jenes Teiles von de Maillets Buche, der ihm die allgemeine 'Berühmtheit' eintrug, deren er sich eine Zeitlang erfreut hat: des letzten (6.) *entretien*, in dem die Grundprinzipien einer Evolution der Lebewesen, einer Transformation der Arten von Wasser- zu Landgeschöpfen, kurz die Hypothese einer Darwinschen Deszendenztheorie zum ersten Male aufgestellt wurde. Da solch kühne Ideen für jene Zeit unerhört waren, nimmt es nicht wunder, daß sie zum Gegenstand der widerspruchsvollsten Beurteilung wurden. Dadurch allein schon, daß de Maillet den Menschen auf rein natürliche Weise, ohne Gottes Mitwirkung aus Wassergeschöpfen hervorgehen ließ, mußte er schwersten Anstoß bei der herrschenden Kirche erregen, und so fehlte es nicht an heftigen Angriffen von klerikaler Seite aus. Bereits 1755 weiß der Herausgeber der letzten Ausgabe zu berichten, daß der indische Philosoph als *impie, athée et abominable* verschrien wurde. Zeitgenössische Kritiker gingen mehrfach gegen das Buch vor, indem sie teilweise es lächerlich zu machen suchten. So schließt z. B. La Porte seine eingehende Kritik des Systems, das er häufig als *ridicule* und *rempli de folies et d'extravagances* bezeichnet hat, mit den Worten: *Nous avons des connaissances so vraies, si incontestables de la manière dont Dieu a créé le Monde, et dont l'homme a été formé qu'il y auroit de la folie de prendre au sérieux ce qu'on n'a prétendu nous donner que comme un amusement philosophique.*[2]

---

[1] Vgl. Bielschowsky, Bd. II, S. 441 ff.

[2] *Observations sur la littérature moderne. Nouvelle édition augmentée, Londres 1752*, Bd. I, S. 331. — Vgl. weiterhin D. Mornet, *Les sciences de la nature en France au XVIIIe siècle* (Paris 1911) S. 260, Anm. 245.

Doch bereits im 18. Jahrhundert begegnen wir anderseits Stimmen, die im Gegensatz zu der gehässigen Verurteilung des Buches die wesentlichsten Punkte daraus adoptierten. So stützt sich La Mettrie in seinem *Système d'Epicure* völlig auf de Maillets Schöpfungslehre, und Robinet, der Verfasser des originellen und phantastischen Systems, das unter dem Namen *Considérations philosophiques sur la gradation naturelle des formes de l'être ou Essais de la Nature qui apprend à faire l'homme* (Paris 1768) in der Geschichte der Philosophie eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, schließt sich vielfach an de Maillet an, so z. B. indem er in seiner lückenlosen Kette der Organismen die *hommes marins* de Maillets als Vorstufe zum Mensch aufstellt. Die wahre Bedeutung unseres Autors aber als Vaters der Deszendenztheorie konnte erst dann erkannt werden, als diese neue Lehre von Lamarck und Darwin in weitestem Umfange proklamiert worden war. Ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe die kühnen Ideen de Maillets, zu denen er, seiner Zeit weit vorauseilend, auf Grund seines eigenartigen Systems wie von selbst gelangt war, in genialer Weise ihre wissenschaftliche Begründung erhielten und damit zu einem Umsturz der Weltanschauung führten, wie ihn vorher die Menschheit kaum erlebt hatte. Jetzt erinnerte man sich auch des längst vergessenen französischen Konsuls und seines Buches; jetzt wurde man sich bewußt, daß er die gleichen Theorien und Prinzipien in ihren Grundlinien wenigstens schon ein Jahrhundert früher ausgesprochen hatte, und so erschienen die Anhänger der Deszendenztheorie den Zeitgenossen als *sectateurs de Maillet* und Lamarck als *de Maillet redivivus.*[1] Bis in unsere Zeit hinauf hat danach de Maillet als Vorläufer der neuen Lehre gegolten; aus der Reihe der zahlreichen naturwissenschaftlichen Bücher, in denen sein Name in diesem Zusammenhang genannt wird, will ich hier nur die gerechte und günstige Beurteilung des *Telliamed* herausgreifen, die der Darwinist und Herausgeber des *Kosmos,* Ernst Krause, ihm in seinem ausgezeichneten Buche *Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Deszendenztheorie* (Darwinist. Schriften Nr. 6, Leipzig 1880, S. 108 ff.) angedeihen läßt, und noch einmal auf den schon genannten Aufsatz des holländischen Gelehrten Kohlbrugge verweisen, in dem man in gedrängter, übersichtlicher Darstellung den Vergleich zwischen de Maillet, Lamarck und Darwin durchgeführt findet.[2]

Steht somit fest, daß der *Telliamed* in der Geschichte der Naturwissenschaften niemals gänzlich in Vergessenheit geraten

---

[1] Vgl. hierzu die Nachweise bei Kohlbrugge im *Biolog. Zentralblatt.*
[2] Daselbst.

ist, so kann anderseits nur mit Bedauern festgestellt werden, daß seine Bedeutung für die Geschichte der französischen Literatur und Philosophie wohl überhaupt nie in vollem Umfange erkannt worden ist. Freilich darf dies uns nicht allzusehr wundernehmen, da der *Telliamed* und die Probleme, die sich an ihn anschließen, in eine Epoche der französischen Kulturgeschichte gehört, die noch lange nicht bis ins kleinste erforscht worden ist. Die Literatur der Aufklärungszeit, zu der er zu rechnen ist, birgt in ihrem Schoße noch manches dunkle Geheimnis, über das der Schleier noch nicht gelüftet wurde, weil diese Epoche von der Forschung bisher verhältnismäßig stiefmütterlich behandelt worden ist. Es wird aber nicht leicht wieder ein Werk ausfindig gemacht werden können, das dank der Eigenart und Mannigfaltigkeit der sich mit ihm verbindenden Probleme befähigt erscheint, in gleicher Weise Licht auf die Geisteskämpfe der ganzen Kulturperiode des 18. Jahrhunderts zu werfen, wie eben unser Buch, dessen Entstehung aber schon in den Anfang des Jahrhunderts zu setzen ist. Denn wenn auch die *Telliamed*-Drucke erst Mitte des 18. Jahrhunderts erscheinen, so hat mich doch eine genaue Prüfung der noch vorhandenen Handschriften belehrt, daß diese bereits etwa zwischen 1720 und 1730 verfaßt worden sind. Daß das Werk seinerzeit in dieser handschriftlichen Form nicht unbekannt war, das bestätigt außer anderen Zeugnissen vor allem G. de Lamoignan de Malesherbes, der in seinen ungefähr 1750 abgefaßten, aber erst 1798 von Abeille publizierten *Observations sur l'histoire naturelle générale et particulière de Buffon* wörtlich aussagt: ... *les preuves en ont été rapportées par l'auteur d'un manuscrit fameux qui a été pendant vingt ans entre les mains de tous les gens de lettres et qu'on a imprimé depuis peu sous le nom de Telliamed*, und der Buffon scharf tadelt, weil er de Maillets Arbeit nicht zu kennen scheine, was er nicht versteht, denn: *c'était un manuscrit si fameux qu'il n'étoit pas permis à un homme de lettres d'en ignorer l'existence ni à un homme qui travaille à la théorie de la terre de ne l'avoir pas consulté.*[1]

Aus diesem zeitgenössischen Zeugnisse ersieht man allein schon, welcher Berühmtheit sich der *Telliamed* bereits in handschriftlicher Form wenigstens in Gelehrtenkreisen seiner Zeit erfreut hat, und wir können schließen, daß sein Verfasser durch eine Veröffentlichung seines Werkes den Ruhm weithin erlangt hätte, den er nicht nur sehnlichst erhoffte, sondern auch unbestreitbar verdiente. Aber ein widriges Schicksal vergönnte ihm die Verwirklichung seines Lebenszieles nicht; de Maillet starb

[1] Bd. I, S. 224.

1738, und sein Buch blieb noch ein volles Jahrzehnt liegen, ehe es durch die Drucklegung neu erstehen sollte.

Wenn wir nun berücksichtigen, daß der *Telliamed* schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurde, so erscheint er uns wie ein vereinzelter gewaltiger Block in einer Periode, die noch nicht reif für die Philosophie war, die er predigte. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß die ursprünglichen Grundlagen des Systems rein materialistische sind, auf denen erst viel später die Häupter der Materialisten, La Mettrie und d'Holbach, freilich wieder in erweiterter und vollendeter Ausführung, fußen sollten. De Maillet lehrt die Anfangslosigkeit und Ewigkeit der Materie, die einer beständigen Transformation unterworfen ist, und läßt die Entstehung und Entwicklung alles Organischen und Unorganischen auf rein natürlichem, mechanischem Wege vor sich gehen, ohne jemals auf Gott als Weltschöpfer und -erhalter zurückzugreifen. Daß er damit in schärfsten Konflikt zur Kirche geriet, versteht sich von selbst. Diese Gegnerschaft machte sich auch weiterhin in gewissen Fragen fühlbar, die eine besondere Rolle in der philosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts und weiter hinauf spielen sollten. Der *Telliamed* bildet nämlich noch den Ausgangspunkt zu einer Polemik und Kritik der Bibel, die fortlaufend, von de Maillet angefangen, bei J.-B. de Mirabaud, in dem man zunächst den Verfasser des berüchtigten *Système de la Nature* des Barons d'Holbach vermutete, bei Voltaire, den Enzyklopädisten, La Mettrie bis d'Holbach wiederkehrt. Vor allem werden folgende Einzelpunkte der biblischen Tradition angegriffen: 1. die Auslegung des biblischen Schöpfungsberichtes — die Materialisten behaupten, auch die Genesis lehre in Wahrheit die Präexistenz der Materie! —; 2. die Annahme, daß die biblische Sintflut ein *déluge universel* gewesen sei; 3. der Glaube an die Abstammung aller Menschen von Noah; 4. die biblische Altersbestimmung des Menschengeschlechts. Die Behandlung dieser einzelnen Streitfragen, die teilweise noch bis in unsere Zeit hinauf eifrig diskutiert wurden und eine gewaltige Literatur in theologisch-literarischen Kreisen erzeugt haben,[1] durch ihre oben genannten Gegner gewährt einen scharfen Einblick in die Kulturkämpfe der ganzen Epoche: ich gedenke sie in einer Serie von *Beiträgen zur französischen Aufklärungsliteratur*, die in der *Zeitschrift für franz. Sprache u. Literatur* erscheinen werden, zu verwerten und klarzulegen. Von diesen Studien wird die erste Abhandlung sich mit dem eben erwähnten J.-B. de Mirabaud,

[1] Hierüber vgl. die *Realenzyklopädie der protestantischen Theologie*, Abschnitt *Schöpfung und Erhaltung der Welt*, Bd. XVII. S. 682 ff.

sécrétaire perpétuel de l'Académie († 1760) befassen. Von ihm existiert u. a. ein anonym erschienenes Buch *Le Monde, son origine et son antiquité,* das in mehrfachen Beziehungen zum *Telliamed* steht. Es wurde 1751 zu London (?) von einem Abbé Le Mascrier veröffentlicht, demselben, der 1755 den *Telliamed* publizierte. Indessen muß Mirabaud sich auf eine Handschrift des *Telliamed* gestützt haben, da sein Büchlein in einer ersten Fassung in der ersten der von J.-Fr. Bernard bereits 1740 veröffentlichten — also acht Jahre vor dem ersten Druck des *Telliamed* — *Dissertations mêlées sur divers sujets importants et curieux* vorliegt. Die ziemlich komplizierten Verhältnisse zwischen Mirabauds und de Maillets Werke sowie vor allem die höchst eigenartige Mitwirkung des Herausgebers Le Mascrier, der in besonderen Anmerkungen und einem von ihm verfaßten und *Le Monde* angefügten *Essai sur la Chronologie* gegen die stark materialistischen Anschauungen des noch lebenden Verfassers Mirabaud polemisiert, werden in dem angekündigten ersten Aufsatze erörtert werden.

Schon aus den bisherigen Ausführungen dürfte ersichtlich geworden sein, welch mannigfache Bedeutung für die philosophischen Strömungen des 18. Jahrhunderts dem *Telliamed* zukommt. Sie wird uns noch besonders deutlich durch die Stellung, die Voltaire ihm gegenüber eingenommen hat. Voltaire hat sich sehr häufig mit de Maillets Werke beschäftigt und ihn zum Gegenstand einer oft leidenschaftlichen Kritik gemacht. Zwar die obengenannten Angriffe des Verfassers auf die Bibel verwertet er durchaus in seinem großangelegten Plaidoyer gegen Christen- und Judentum — ohne daß sich freilich mit Sicherheit nachweisen läßt, daß er sie wirklich den *Telliamed*-Drucken entlehnt hat, wo sie nicht so scharf ausgeprägt sind wie in den Handschriften —, aber de Maillets Grundidee von der Abnahme des Meeres, der Bildung der Erdschichten und Gebirge aus dem Wasser wie auch die Herkunft und Transmutation der Wesen, insbesondere des Menschen, bekämpfte er aufs heftigste.[1] Er war scharfsinnig genug, um unter dem verhüllenden Mantel, den die Drucke des *Telliamed* im Gegensatze zu der ursprünglichen Fassung der Handschriften tragen, die wahren Ansichten de Maillets zu entdecken, der die Natur auch ohne von außen in sie hineingetragene Zwecke zu erklären und eigene, selbständige Entwicklungskräfte in ihr nachzuweisen suchte. Seine ablehnende Haltung gegenüber dem *Telliamed* kann uns als der beste Maßstab einer richtigen Beurteilung des Werkes dienen: er erkannte bereits in ihm zum erstenmal die gefährlichen Kräfte, welche zu der späteren

[1] Vgl. *Les Cabales; Les Systèmes; Des singularités de la nature,* chap. XI; *Les Colimaçons du Révérend Père L'Escarbotier; Dictionnaire philosophique,* art. *Coquilles; Dialogues d'Euhémère.*

rein materialistischen Richtung seines Jahrhunderts und noch später zum Darwinismus führen sollten.

Ich habe soeben von einem Gegensatze zwischen den Drucken und den Handschriften des *Telliamed* gesprochen und komme damit zu jenem Abschnitte des ganzen Problems, der unbestreitbar der interessanteste ist, und der diejenige Frage in sich schließt, in deren Lösung wir die wichtigste Aufgabe erblicken: die Frage der Textgeschichte und der Herstellung eines kritischen Textes.

Schon dem holländischen Gelehrten Kohlbrugge war es aufgefallen, daß die Textüberlieferung ungenügend sei, daß wir mehrere voneinander abweichende Ausgaben besitzen, denen einige Handschriften gegenüberstehen. Dies ist in der Tat der Fall: alle drei noch nachweisbaren Drucke sind untereinander verschieden. Von der unzuverlässigen Erstausgabe (Amsterdam 1748, in zwei Bänden) ist die einbändige nächste Ausgabe (Basel 1749) ein etwas nachlässiger Abdruck, in dem ein beträchtlicher Teil der letzten Unterredung gänzlich fehlt. Die dritte und letzte Ausgabe wurde, wie gesagt, von dem Abbé Le Mascrier (Haag 1755, in zwei Bänden) veröffentlicht, dem de Maillet das Manuskriptmaterial übergeben hatte.[1] Der Herausgeber hat sie um eine Lebensbeschreibung des Verfassers vermehrt, aus der allein wir nähere Auskunft über dessen Leben und Werke erhalten. In diesem biographischen Abriß behauptet Le Mascrier, daß er vor Jahren die Veröffentlichung des Werkes gestattet habe, daß jedoch die Erstausgabe stark verstümmelt und fehlerhaft hergestellt worden sei, ebenso wie die folgenden (?), während er nun für sich den Ruhm beansprucht, dem Publikum mit der vorliegenden eine Ausgabe zu bieten: *originale et telle que j'étois convenu avec l'auteur de la mettre au jour.*

Indes beruht diese Angabe auch nicht auf Wahrheit. Zwar ist zuzugeben, daß die ersten Drucke unzuverlässig sind, und die letzte Ausgabe im ganzen sorgfältiger ist als die vorhergehenden, aber wir begegnen anderseits auch in ihr einer Reihe Partien (Zufügungen usw.), die sich zumeist schon auf den ersten Blick als nicht von de Maillets Hand stammend erweisen, und von denen tatsächlich in den Handschriften überhaupt nicht die Spur anzutreffen ist. Wir wären danach überhaupt nicht in der Lage, uns ein einigermaßen sicheres Bild von dem reinen, unverfälsch-

[1] Der aus den Initialen J. A. G. *** der Titelseite der ersten Ausgabe erschlossene Herausgeber Guer hat jedenfalls keinen ernstlichen Anteil an der Veröffentlichung gehabt. Als Herausgeber und Textbearbeiter kommt lediglich Le Mascrier in Betracht. Das beweist auch der Umstand, daß die der letzten ed. 1755 vorangehende *Préface* in gleicher Weise bereits in den ersten Ausgaben figuriert, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich hier Le Mascrier noch nicht öffentlich als ihren Verfasser und Herausgeber des Werkes bekennt.

ten Texte de Maillets zu machen, wenn nicht eben noch Handschriften existierten, auf die wir zurückgreifen können und müssen.

Deren habe ich noch fünf in Frankreich ausfindig machen können, von denen sich drei in Paris, die beiden anderen in den Provinzialstädten Chartres und Le Mans befinden. Es handelt sich um die folgenden:

1. Paris, *Bibliothèque Nationale,* f. fr. Nr. 9778 = N^1
2. Paris, *Bibliothèque Nationale* f. fr. Nr. 9775 = N^2
3. Paris, *Bibliothèque de l'Arsenal* Nr. 2885 = Ars
4. Chartres Nr. 762 = Ch
5. Le Mans Nr. 384 = M

Das Vorhandensein der fünf Manuskripte beweist jedenfalls zur Genüge die Richtigkeit der vorhin erwähnten Angabe Malesherbes': der *Telliamed* ist in handschriftlicher Fassung zweifellos weit verbreitet in Gelehrtenkreisen gewesen. Nun darf man freilich ohne weiteres annehmen, daß de Maillet sein eigenes wertvolles Manuskript nicht aus der Hand gegeben, sondern daß er Abschriften davon hat anfertigen lassen, die er seinen Freunden zusandte, die nun ihrerseits vielleicht erneute Kopien für ihre Zwecke herstellen ließen. Diese Ansicht findet eine Bestätigung durch das Zeugnis des Herausgebers von Malesherbes' *Observations,* L. P. Abeille, der in einer Anmerkung zu des Verfassers Notizen über den *Telliamed* aussagt: *De retour en France, il communiqua ses mémoires, composés de notes et de morceaux détachés. On s'empressa de faire des copies de ces précieux matériaux.*

Das Original-Manuskript ist zweifellos verlorengegangen; die fünf noch vorhandenen, fast gänzlich korrekturlosen Handschriften sind Exemplare der genannten Kopien. In den Abweichungen, die sie zueinander haben, dürfen wir den Nachhall der Verbesserungen erblicken, die de Maillet nach Le Mascriers Zeugnis an seinem eigenen Manuskript vorgenommen hat.

Von größter Bedeutung ist für uns die Abfassungszeit der Manuskripte. Aus inneren Gründen, vor allem aus gewissen in ihnen vorkommenden Daten und Hinweisen, habe ich als Termin die Zeit von etwa 1722/9 festlegen können. Und zwar müssen wir eine ältere Version (N^2, M) und eine jüngere Gruppe (N^1, Ars, Ch) unterscheiden, von denen erstere ungefähr 1722/5 verfaßt worden ist, während für die andere als äußerster Termin 1729 anzusetzen ist. In der Einleitung zu der kritischen Ausgabe des *Telliamed,* die ich plane, wird hierüber eingehend gehandelt werden.

Nun berichtet Le Mascrier in der Vorrede zur Ausgabe von 1755: *Je pourrois ajouter que pendant plus de six ans j'ai travaillé de concert avec lui à la mettre en état de voir le jour etc.*

De Maillet starb 1738; Le Mascrier hat mit ihm reichlich sechs Jahre in Verbindung gestanden; das ergibt den ungefähren Zeitraum 1731/2 bis 1738. Da als äußerster Termin für die jüngere Handschriftengruppe 1729 festgelegt worden war, so folgt daraus, daß alle Handschriften, soweit noch vorhanden, vor der Bekanntschaft mit Le Mascrier niedergeschrieben sind. Dadurch ist mit Sicherheit erwiesen, daß die Manuskripte unter allen Umständen einen ursprünglicheren, sicheren Text bieten, als wie er in den Drucken vorliegt, die Le Mascriers Bearbeitung ihr Dasein verdanken.

Nun könnte man zwar zunächst annehmen, daß die späteren Abweichungen der Ausgaben, d. h. die zahllosen Zufügungen, Anmerkungen, Verbesserungen usw., welche die Drucke gegenüber den Handschriften aufweisen, nachträglich von de Maillet selbst noch oder wenigstens mit seinem Einverständnis von Le Mascrier angefertigt worden sind, aber dafür fehlt jede sichere Unterlage. Sie können ebensogut erst nach de Maillets Tode von Le Mascrier aus eigenem Antrieb oder auf den Rat anderer hin beigebracht worden sein. Nur von zwei Gattungen Nachträge läßt sich mit untrüglicher Gewißheit feststellen, daß sie noch aus de Maillets Lebzeiten und von ihm selbst herrühren. Im übrigen aber ergibt eine gewissenhafte Prüfung der einzelnen Abweichungen, daß die wesentlichsten Korrekturen von niemand anders als von Le Mascrier stammen!

Die Untersuchung dieser Frage wird ungemein gefördert und erleichtert durch die *Préface*, die in allen Ausgaben außer einer halb ironischen Widmung an Cyrano Bergerac dem eigentlichen Texte vorangeht und nachweisbar Le Mascrier zum Verfasser hat. Sie ist deshalb von unschätzbarem Werte, weil sie uns höchst bedeutsame Fingerzeige über des Herausgebers Stellungnahme zu dem von ihm publizierten Werke bietet und gewissermaßen einen fortlaufenden Kommentar zu den Varianten zwischen Drucken und Handschriften bildet. Wir ersehen daraus, daß Le Mascrier durchaus nicht in allen Punkten mit dem ihm anvertrauten Gut, dem Material zum *Telliamed*, einverstanden gewesen ist, sondern manches an ihm auszusetzen gehabt hat. In formaler Hinsicht erscheint ihm das Werk zu schwerfällig, allzu sachlich und nüchtern-steif, wenn man es, wie er es tut, mit dem anmutig-lebhaften Plauderton von Fontenelles *Pluralité des Mondes* vergleicht, für welchen Schriftsteller er eine besondere Vorliebe hegt, wie mehrfache Hinweise auf ihn bezeugen. Danach und aus weiteren Bemerkungen dürfen wir auf Le Mascriers Rechnung nicht allein zahlreiche stilistische Korrekturen setzen, sondern vor allem auch die Gliederung des Werkes in sechs *entretiens* nach Fontenelles Vorbild, während die Manuskripte durchweg (mit Ausnahme von Ch, das fünf durcheinandergeworfene

Teile aufweist und für die Text-Kritik so gut wie gänzlich ausscheidet) drei große *conversations* enthalten. Die Neueinteilung bot zugleich dem Herausgeber Gelegenheit, den Stoff in seinem Sinne 'gefälliger' zu gestalten durch romanhafte Übergänge zwischen den neugeschaffenen *entretiens*. Diese Zwischenpartien, die schon auf den ersten Blick als heterogene Elemente erscheinen, die an sich gar nichts mit dem *Telliamed* zu tun haben, übernahm er zum Teil aus Werken, an deren Abfassung er selbst teilhatte, so z. B. aus den *Cérémonies religieuses de tous les peuples du monde*, die er 1741 in Gemeinschaft mit dem Abbé Banier herausgab.

Wichtiger aber als die formalen Umgestaltungen sind die Abänderungen, die Le Mascrier am Inhalt des *Telliamed* vornahm. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Punkte zu besprechen; ich muß mich mit der Feststellung begnügen, daß sie vornehmlich von zwei Gesichtspunkten geleitet sind. Zunächst sehen wir Le Mascrier eifrig bemüht, die Gelehrsamkeit des Werkes durch eine große Anzahl von Anmerkungen, Einfügungen und Notizen unter dem Strich zu steigern. Freilich passiert es ihm dabei nicht selten, daß er mit seinen Bemerkungen auf den Holzweg gerät und Zitate anbringt, die absolut nicht zum Inhalt passen. Außerdem wird dadurch der Charakter eines fortlaufenden Dialogs, der in den gänzlich anmerkungslosen Handschriften durchaus gewahrt ist, erheblich beeinträchtigt. Von einschneidender Bedeutung sind endlich die zahlreichen Abänderungen, die Le Mascrier in der ausgesprochenen Absicht verfaßt hat, der Gefährlichkeit der Ideen des Verfassers die Spitze abzubrechen. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie Le Mascrier in der *Préface* nicht müde wird, die verdächtigen Punkte des Systems der Reihe nach durchzunehmen und in oft verzweifelt gewundenen Ausführungen die antichristliche Tendenzen atmenden Theorien mit dem Dogma zu versöhnen. Auf eine kleine Fälschung der Wahrheit kommt es ihm dabei schon in der Vorrede nicht an. Diese erscheinen aber gewaltig, wenn man den Text der Handschriften mit jenem der Drucke daraufhin prüft. Im allgemeinen läßt sich de Maillet auf Spezialfälle theologischer Spekulation überhaupt nicht ein. Aber hin und wieder kann er es nicht vermeiden, religionsphilosophische Probleme allgemeinerer Art zu streifen, weil sie sein Weltsystem unmittelbar betrafen (so in der Weltschöpfungs- und Sintflutfrage). Seinem Verfahren ist dann dasjenige Le Mascriers entgegengesetzt: während er unverrückt auf seinem einmal gefaßten Standpunkt verharrt und nur gelegentlich die christlich-dogmatische Anschauung und Überlieferung als mit seinen Theorien übereinstimmend hinzustellen sucht, ist jener umgekehrt eifrig bemüht, de Maillets Prinzipien überall dem Dogma anzupassen.

Das ging jedoch nicht ab ohne gewaltsame, willkürliche Veränderung des ursprünglichen Textes. In der Tat ist schließlich dank dieser Verstümmelungsarbeit des Herausgebers von den alten, unverfälschten, rein materialistisch-atheistischen Theorien de Maillets nur noch das Gerippe übriggeblieben. Le Mascrier hat ganze große Partien, die ihm allzu gefährlich erschienen, einfach ausgemerzt, dafür an zahlreichen Stellen kleinere und umfangreiche Abschnitte eingefügt, durch die er in möglichst unverfänglicher Weise dem System wenigstens eine stark teleologische Färbung zu geben versuchte. Davon finden wir in den Manuskripten nicht die geringste Spur. Eine teleologische Auffassung des Weltganzen ist de Maillet völlig fremd; er läßt vielmehr den Zufall das Weltganze regieren. Dreimal weist er dem *hasard* die bestimmende Rolle in der Ordnung des Weltalls in seinem astronomischen Teil (*entretien* 5) zu. Auch diese Hinweise sind in den Drucken gänzlich umgestaltet; ihr Sinn sogar völlig ins Gegenteil verkehrt. Was für ein erbitterter Gegner der epikuräischen Zufallstheorie Le Mascrier gewesen ist, ersehen wir übrigens auch noch aus dem von ihm Mirabauds *Le Monde* angefügten *Essai sur la Chronologie*, dessen erstes Kapitel *De l'éternité du Monde* eine gründliche Abrechnung mit den alten und modernen Jüngern des Epikur und Lukrez darstellt. Und so könnte ich noch zahllose weitere Einzelbeispiele aus dem *Telliamed* anführen, die sämtlich dasselbe Ziel verfolgen, den materialistischen, antichristlichen Tendenzen von de Maillets Lehre die Schärfe zu nehmen. Auch hierüber wird meine Einleitung zur kritischen Ausgabe eingehend handeln.

So ist schließlich jene Version zustande gekommen, wie sie in den Drucken vorliegt: eine verstümmelte, farblose, verklausulierte Fassung, die nur noch der Schatten des ursprünglichen Textes ist. Ihre abgeschwächte Form ist vor allem mit schuld gewesen, daß die Bedeutung des *Telliamed* als eines rein materialistisch-monistischen Werkes niemals — wenn wir von dem scharfsinnigen Voltaire absehen — völlig erkannt worden ist. Daß von klerikaler Seite aus auch an dem verhältnismäßig harmlosen Text der Drucke Anstoß genommen wurde, darf uns für jene Zeit nicht wundern.

Unsere Pflicht ist es jedenfalls, dem Autor wiederzuerstatten, was ihm von Rechts wegen gehört, d. h. sein Werk in möglichst reiner unverfälschter Form, befreit von allen Zutaten und Verstümmelungen, wiederherzustellen. Nach welchen Grundsätzen diese Aufgabe durchzuführen ist, darüber kann nach den bisherigen Ausführungen kein Zweifel obwalten. Wir müssen in erster Linie auf die Handschriften zurückgehen, von denen wir wenigstens mit völliger Sicherheit wissen, daß sie de Maillets Ideen in ursprünglicher reiner Form enthalten. Unsere Manu-

skripte erscheinen, verglichen mit den Drucken, als ein fast geschlossener, einheitlicher Block. Die Tendenzen und Grundprinzipien sind überall absolut gleichmäßig durchgeführt; Unterschiede liegen nur in der Einzelgestaltung vor. Für die Textkritik scheidet die ältere Version (N^2, M) aus, da in ihr noch eine Anzahl Partien, insbesondere einzelne geologisch-anthropologische Belege, die übrigens sämtlich auch in den Drucken wiederkehren, vornehmlich aus dem Gebiet der Provence, fehlen, die de Maillet, der von 1722 etwa an seinen Lebensabend in Marseille verbrachte, jedenfalls erst später nachgetragen hat, nachdem er in Marseille von ihnen Kenntnis erlangt hatte. Von der jüngeren Gruppe kommt von vornherein Ch nicht in Frage, das sich zwar inhaltlich mit den übrigen fast restlos deckt, aber eine höchst ungeschickte Gliederung in fünf ungleichmäßige Abschnitte aufweist. Die besten Handschriften liegen uns in N^1 und Ars vor, von denen wir der ersteren als der inhaltlich vollständigsten den Vorzug geben müssen. Freilich ist diese noch stärker als die übrigen durch Kopistenfehler und Irrtümer entstellt, doch lassen sich diese mit Leichtigkeit durch Vergleich mit den übrigen Manuskripten, gelegentlich auch mit den Drucken, beseitigen. Aus letzteren sind dann noch jene bereits erwähnten zwei Gattungen Zusätze einzufügen, die wir mit Sicherheit de Maillet zuweisen können. Alle übrigen Zutaten und Varianten aber, welche die Drucke im Gegensatze zu den Handschriften enthalten, insbesondere jene, als deren Urheber wir von vornherein Le Mascrier feststellen können, müssen wir als zweifelhafte, heterogene Elemente weglassen. Ein solcher, von allen Schlacken und unechtem Beiwerk gereinigter Text wird dann dartun, daß wir in de Maillet den ersten bedeutenden Evolutionisten, den ersten zielbewußten Vertreter jener philosophischen Richtung anzusehen haben, die sich nach und nach zum Darwinismus und ausgeprägten monistischen Materialismus entwickelt hat.[1]

Leipzig. Fritz Neubert.

---

[1] Es ist mir an dieser Stelle nicht möglich, näher auf die Frage des Quellenmaterials einzugehen, die eine Abhandlung für sich erfordert. Nur so viel möchte ich bemerken, daß die Untersuchungen hierüber reiches Material, das wiederum besonders für die Kulturgeschichte von Bedeutung ist, zutage fördern und einen vortrefflichen Überblick über das wissenschaftliche Rüstzeug eines Forschers aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts gewähren wird. Von den zahlreichen Problemen sei hier zum Schlusse nur dasjenige der *homines caudati* und *hommes marins* genannt, von denen vor allem letztere eine hervorragende Rolle im *Telliamed* spielen. Da das Material hierzu, das ich für eine Spezialuntersuchung zu sammeln gedenke, schwer auffindbar und verstreut ist, würde ich für jede sachdienliche Mitteilung dankbar sein.

Christine von Pisan,
ihre Auflösung und Weiterbildung der Zeitkultur.

Nachdem der geistige Gehalt des Minnesangs nach Italien abgeflossen war, behielt das nördliche Frankreich nur dessen Formalismus bei, in dem die besonderen Denklinien der Troubadourkunst einer rettungslosen Schematisierung anheimfielen. Selbst bei den hervorragendsten Trägern der ritterlichen Kunst Nordfrankreichs bildet ein klügelndes Gedankenspiel über den Begriff der Liebe den lehrhaften Inhalt ihrer preziösen Dichtung. Die geistigen Verfassungen, welche im Lied des Minnesingers wiederzukehren pflegten, erstarrten zu hohlen Allegorien. Wenn auch die kirchlichen Lehrgedichte mit ihren überlieferten Verkörperungen der sittlichen Ideen dieser Verwandlung als Muster vorgeschwebt haben, so konnte sie doch erst eintreten, als der bürgerlichen Nüchternheit das persönliche Erlebnis ferne lag, das eben doch die lebensvolle Quelle des Minnesangs gewesen war. In dem Maße, als sich die Bedingungen verloren, aus denen jene Kunst erwachsen war, veräußerlichte sich deren rhetorische Nachahmung. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen fehlten dem neuen Geschlecht des städtischen Erwerbs ebensosehr wie die festliche Gehobenheit der Rittertage, und sie pflegten die übernommenen Dichtungsformen, nicht weil sie ein geeignetes Gefäß für ihre Gedankenwelt gewesen wären, sondern weil sie immer noch ein modisches Vorrecht besaßen. Die emporkommende Klasse fand ein Gefallen darin, die Haltung des Adels anzunehmen, soweit sie es vermochte; allein die erotischen Beziehungen, welche den fruchtbaren Kern der ritterlichen Lyrik ausmachten, blieben in den geselligen Formen des Bürgertums nur als eingebildete Annahme bestehen. Erst aus dieser Unwirklichkeit und gedanklichen Schematisierung ist es zu verstehen, daß Guillaume de Lorris seine Heldin nicht etwa nur in einem einmaligen Bilde der Rosenknospe vergleicht, sondern sie als in einer vollständigen Allegorie darin verschwinden läßt. Die Person der Geliebten, die schon unter den Händen der Troubadours zu einem Typus verallgemeinert worden war, behält überhaupt nur noch ihre Bedeutung als zentraler Gegenstand, um den sich die Maschine der allegorischen Begriffe dreht. Um diese in Bewegung zu setzen und zu erhalten, bedarf es nur zweier Tugenden: der schönen Gestalt und der spröden Haltung, welche in der Rosenknospe des Guillaume als letzte Einheiten enthalten sind.[1]

[1] In seiner *Orloge amoureux* stellte sich auch Froissart das ganze Minnewesen als Uhrwerk dar, in dem Schönheit das Blei ist, welches das Mutterrad der Sehnsucht bewegt.

Und was sich in seinem Roman begibt, mutet an wie eine Parade von Gedanken, die alle schon ausgesprochen waren und nun unter einem neuen und gefälligen Aufputz ihre klapprige Überlebtheit verbergen. Die Geisteswelt, deren Inhalt und Ergebnis diese Begriffe bildeten, war abgeflossen, und sie lagen umher wie Versteinerungen, aus denen kein Leben mehr zu holen war.

Nachdem so die Minnedichtung aufgehört hatte, ein natürliches Gewächs zu sein, und in ihren dürren Abstraktionen nirgends mehr lebendigen Saft verriet, war es klar, daß sie von der Flut eines veränderten Zeitalters entwurzelt wurde, zumal sich darin zwei Strömungen verbanden, die dem Wesen des Frauendienstes todfeind waren. Der Klerus, der in neugeschaffener Kraft die geistige Führung an sich riß, gab der Erhöhung des Weibes keinen Raum, denn er schätzte es theoretisch nach den Urteilen der Kirchenväter Tertullian und Hieronimus ein, und fand deren praktische Bestätigung in den Beichtstühlen. Und das Bürgertum, dessen Dasein auf Geld und Erwerb eingestellt war, vermochte unter diesem materiellen Gesichtswinkel die Frau nur nach ihrer Nützlichkeit einzuschätzen: als oberste Magd des Hauses und als Mittel zur Fortpflanzung.

Freilich bemühte sich der Adel, die Gepflogenheiten und Ideale seiner Glanzzeit beizubehalten, aber die geschmacklose Pracht seiner Waffenspiele und die Plattheit seiner geselligen Formen verrieten erst recht, wie sehr er selbst vom Banausentum angekränkelt war. Er vermochte nicht, seinen Standestugenden prouesse und courtoisie den obersten Rang zu bewahren; und nachdem sich die Überlebtheit der ritterlichen Kampfweise bei Crécy und Poitiers in blutigen Niederlagen bewiesen hatte, blieben die Turniere der Burgunderherzöge sinnlose Schauspiele, und der Liebeshof Karls VI. war nichts als eine unterhaltende Belustigung, nachdem der Adel von politischen Aufgaben ganz in Anspruch genommen war. Aber die unruhige Bangigkeit, womit er das Absterben seiner geistigen und kriegerischen Vorherrschaft empfand, ließ ihn an den Äußerlichkeiten einer überlieferten Sitte um so krampfhafter festhalten, und er suchte mit maßlosem Glanz zu ersetzen, was seiner Lebensweise an geistiger Kraft abging. Die Höfe des Adels öffneten sich einer Dichtarbeit, die nach bürgerlichen Maßen wirtschaftete, deren unsägliche Nüchternheit sich nicht zum wenigsten in der Bedeutung zeigt, welche man der Menge beimaß. Das Handwerksmäßige gewinnt den Vorzug vor dem Schöpferischen, und auf den Pergamenten verrät sich die Schätzung, die der Schönschreiber und Vignettenmaler vor dem Dichter voraushatte.[1] Was aber bei aller stoff-

[1] Eine Bewertung, die sich freilich auch durch die verschiedenen Entwicklungsstufen erklärt, worin die beiden Künste standen. Nicht nur die

lichen Beschränktheit das neue Ideal der Zeitgenossen zu werden begann, das ließ der Adel fast gänzlich unbeachtet: nämlich die sagesse. In Paris glänzte die Wissenschaft der Scholastiker, und der Laie strebte danach, sich ihrer zu bemächtigen, denn die gelehrte Bildung schickte sich an, dem zerfallenden Rittertum die Führung der Geister abzunehmen.[1] Wenn dagegen dies auf seine Gewalt vertraute, so sah es nur um so heftiger die Auflehnung der demokratischen Zeitgesinnung gegen sich entbrennen. Der Holzhauer Franc Gontier hält mit grollender Genugtuung seine biedere Beschränkung gegen den faulen Prunk der Herren; der Volkswitz macht sich im Baudoin de Sébourg lustig über das abgelebte Ritterwesen und erhebt einen Schuhflicker zum König von Bagdad, lauter geistige 'Jacquerien', die gegen alles, was vom Adel kam, erbittert loshieben, nicht zuletzt gegen den Kultus, den er mit der Frau getrieben hatte.

Der Mann dieses bewegten und erwerbenden Zeitalters hatte weder Muße noch übrige Kraft, sich in langwierigen Anstrengungen die Gunst der Frauen zu erwerben; das geduldige und gehorsame Eheweib Griseldis wird das zeitgemäße Ideal, und man strebte weniger nach jener festlichen Gehobenheit, welche den Pulsschlag des weiblichen Umgangs bei den Minnesingern ausgemacht und sie zu ihren Taten angespornt hatte; man wünschte vielmehr eine Alltagsbequemlichkeit, in der sich behaglich ausruhen ließ. Keinem fällt es mehr ein, sich vor dem Bild einer grausam stolzen Herrin abzuhärmen in vergeblichen Klagen, und diese nutzlosen Verhimmelungen wurden abgelöst von der Gestalt der allerbarmenden Gottesmutter, die auch den größten Sünder um eines reuigen Paternosters willen gnädig und mit Freuden aufhebt. Die humilitas, mit der sich einst der Frauendiener trug, wird zur geziemenden Frauentugend, die sie vor Gott und dem Gatten gleicherweise zu bewähren hat, und der

---

dichterische Schöpferkraft war erlahmt und ließ sich durch Gelehrsamkeit und Übersetzung vertreten, auch die Sprache selbst befand sich in einem Zersetzungsfieber, widerstandslos gegen die eindringenden Verheerungen des Latinismus. Die Malerei hingegen schwelgte in den Schnörkeln der Spätgotik und entfaltete in ihrer Guaschtechnik einen Reichtum des Form- und Raumsinns, von dem die Gebetbücher des Herzogs von Berry glänzendes Zeugnis ablegen.

[1] Deschamps, Miroir du mariage, 72. rebriche (Satire auf den ungebildeten Adel):

Ou l'estude a ete bonne
la chevalerie s'adonne
A estre grant puissant et forte
Et ou l'estude a ete morte
Ou péri par accident
A este, est par conséquent
chevalerie povre et vuide:
Quant l'une s'en va, l'autre vuide.

blinde Gehorsam, in dem ein Lancelot seinen Ruhm gesucht hatte, ist die erste Pflicht, die man von der Frau erfüllt sehen will. Jenes höchste Ehrenkleid aber, das sich die Ritterwelt auf den Leib geschnitten hatte, die courtoisie, verliert in der neuen Umgebung seinen goldenen Schimmer und verblaßt zum Begriff der hausbackenen Liebenswürdigkeit, die aufhört, den Verkehr nur eines bevorzugten Standes zu bestimmen, und welche nicht mehr um ihrer selbst willen geübt wird, sondern wegen des Nutzens, den man für sich daraus erwartet.[1] Eine bescheidene Zuvorkommenheit in Worten und Bewegungen gegen jedermann ist es, die man von der Frau erwartet; die femme courtoise ist nicht mehr die Verkörperung eines höfischen Ideals, als welche sie die Ehrerbietung des Mannes empfängt, sondern ein wohlgezogenes Weib von bürgerlicher Gefälligkeit, das sich bei den Leuten beliebt zu machen weiß. Der Chevalier de Latour-Landry ermahnt seine Töchter zu dieser Tugend, indem er deren Nützlichkeit eindringlich erläutert an dem dreifachen Beispiel jener Unglücklichen, denen aus Mangel an 'Liebenswürdigkeit' die besten Partien verlorengingen. In diesem Jahrhundert der entstehenden Geldwirtschaft setzt man den Wert einer guten Eheversorgung mit unverhohlener Wichtigkeit ins Licht; deshalb geziemt auch der Frau nach bürgerlicher Elle ein braver Gehorsam gegen den Mann, der den Vorzug des Geldverdienens vor ihr voraushat. Wenn die ritterliche Lyrik die konventionelle Ehe verwarf und in der Auflehnung gegen jede andere Verbindung mit einer Frau, die nicht von der Liebe allein geknüpft ist, das altfränkische Patriarchat in der Gestalt des 'yelos' verspottet, tritt dies Geschlecht den schulmeisternden Beweis an, daß die Hahnreischaft den Mann nicht lächerlich mache, sondern die Frau strafbar. Das Auge des Bürgers war keineswegs geschaffen, den Lichtschein zu erblicken, mit dem das Rittertum die Weiblichkeit verklärt hatte; die jugendliche Freude ('joie'), mit

---

[1] Geoffroy, Chevalier de Latour-Landry, enseignement des filles chptre Xc cy parle comment toutes femmes doivent être courtoises. ... *courtoisie vaint les felons orguilleux cuers, et à l'exemple de l'espervier sauvage, par courtoisie vous le ferez franc, si que de l'arbre il vendra sur votre poing, et se vous lui estiez en riens rudes et cruelz, jamais ne vendroit ... Et donc, puisque courtoisie vaint oisel sauvaige, qui n'a nul rayson en soy doit courtoisie mater et refraindre tout cuer de homme et femme, ja tant n'aient le cuer orgueilleux, fier ne felon; courtoisie est le premier chemin et l'entrée de toute amistié et amour mondaine, et qui vaint les haulz couraiges et adoulcit l'ire et tout le courroux de toute amistié, et pourtant est belle chose, d'être courtoise. ... Après je cognoys des grans dames et autres qui sont moult courtoises et qui en ont moult de belles graces acquist de l'amour des grans et des petits; se vous monstrés votre courtoisie aux petits et aux petites, c'est de leur faire honneur et parler bel et doulcement avec eux et leurs estre de humbles reponses'* etc.

welcher sich im Herzen des Minnesingers die Wirkung des anderen Geschlechts bekundete, fand daher keinen Platz in dem Bilde des weltlichen Glücks, dem die neue Generation huldigte. Ihr aufs Materielle gerichteter Sinn fand die irdische Freude in der Geschlechtlichkeit des Weibes und schätzte sie wie die anderen Genüsse des Essens und Trinkens als ein behagliches Vergnügen des Daseins. In der Menschenansammlung der Städte entstanden die Bordelle als wohlgelittene Einrichtungen, und der luxuriöse bürgerliche Haushalt vermehrte sich um die 'femme estrange'.

So befand sich die ritterliche Achtung vor der Frau im Absterben und deren bürgerlich-geistliche Geringschätzung in der Ausbreitung, als sich Christine von Pisan gegen Jean de Meung und dessen zahlreiche Gesinnungsgenossen zum Anwalt der weiblichen Sache aufwarf. Früh verwitwet und in vergeblichem Kampf um eine mäßige Nachlassenschaft hatte sie jene Mißachtung[1] zum erstenmal am eigenen Leibe erfahren, ein Schicksal, das sie um so empfindlicher treffen mußte, als entgegen der französischen Sitte durch eine sorgfältige Erziehung nach italienischem Muster ein Selbstgefühl in ihr geweckt worden war, das bei der zärtlichen Liebe ihres verstorbenen Gatten nichts eingebüßt hatte. Ihre Zeitgenossinnen waren zu beschränkt, um den Bann der Geringwertigkeit abzuwerfen, welcher die kirchliche Billigung besaß und mit dem schweren Rüstzeug scholastischer Gelehrsamkeit gewappnet war. Ihre Unwissenheit verschloß ihnen den Einblick in die Abhandlungen, worin über sie zu Gericht gesessen wurde, und sie kannten nur die Mißachtung selbst, nicht die vielen Schriften, welche sie predigten. Aber sie nahmen denn diese auch als etwas Gewohntes und Selbstverständliches hin, und man weiß von keiner Frau, die an der Sache Christinens Anteil genommen hätte. Sie focht allein eine Fehde aus, in welcher mächtige Gegner in die Schranken traten, ohne daß diejenigen, für die sie sich einsetzte, ein Verständnis für das Ziel gehabt hätten, das sie mit klarer Einsicht verfolgte. Christine hatte ein zeitgemäßes Wissen nicht nur den Frauen, sondern auch den meisten Männern voraus, und in dieser Überlegenheit war nicht nur die sachliche Möglichkeit begründet, gegen die Frauenverächter aufzutreten, sondern auch die geradezu persönliche Beleidigung, welche sie in deren Schmähungen empfand. Wie sie das Weib im allgemeinen verleumdet sah, war ihr Ziel freilich, ihre Lanze für das gesamte Geschlecht zu brechen, aber der Anlaß liegt doch in der Auflehnung, die sie für sich selbst gegen jene wegwerfenden Reden erlebte. Dies ge-

[1] Über die Einzelheiten des Lebens C.s vgl. E. Robineau, Christine de Pisane, sa vie et ses œuvres. St. Omer 1882.

steigerte Empfinden war nicht zuletzt ein Ergebnis ihres Witwenloses, in dessen harter Schule die Persönlichkeit und die Frau zugleich in ihr wuchsen. Die Bedürftigkeit wies sie an die Höfe der Großen und fesselte sie so an den Adel, um sie zugleich davon zu scheiden; von der bürgerlichen Umgebung entfernte sie der Tod des Gatten, und ihre gelehrte Bildung führte diese Loslösung noch weiter, während sie von der gelehrten Welt selbst durch ihr Geschlecht getrennt war. So war sie ganz allein, und man versteht ihr rührendes *seulete suy*,[1] das die Klage ihrer jungen Witwenschaft war. Eben diese Abgeschlossenheit, die sie ganz auf sich selbst anwies, zwang sie freilich, ihr Schicksal mit eigenen Händen zu formen, und wenn sie diese Tatkraft mit der behäbigen Geborgenheit anderer Frauen verglich, so hatte sie wohl ein Recht, zu sagen *de femelle devint maale.*[2] Aber die selbstbewußte Persönlichkeit, welche die Frucht ihres sorgenvollen Geschickes war, bildete auch das Bewußtsein ihres Geschlechts zu einer Stärke aus, deren das enge Dasein ihrer Schwestern nicht fähig sein konnte. Sie fand ihr Leben frei von den Kardinallastern, welche die mittelalterlichen Schmähschriften am Weibe aufzuzeigen nicht müde wurden: Der Vorwurf der Putzsucht galt nicht für sie, denn sie ging *noir vestue*[3] und verbarg ihre Dürftigkeit unter der verblassenden Feinheit ihrer früheren Kleider *non pas souvent renouvelée;*[4] die Anschuldigung der Wollust traf sie nicht, denn sie hatte als eine stille Witwe die Liebe mit ihrem Gatten begraben, und der Trägheit konnte sie am wenigsten geziehen werden, die ihr Hauswesen mit Mühe und Eifer zusammenhielt und sich auf eigene Faust mit drei Kindern und bedürftigen Anverwandten durch die Jahre schlug.[5] Wenn nun diese Christine den Kampf gegen die Frauenverächter einleitet, so ist es nicht mit der Absicht, dem Weibe etwa wieder jene erhobene Stellung zurückzugewinnen, die sie in der ritterlichen Gesellschaft des zwölften Jahrhunderts besessen hatte. Ja, sie streitet nicht einmal um eine ausdrückliche Gleichberechtigung der Frau, denn sie ermahnt ihren Sohn: *Fay toy craindre de ta femme a point mais gard bien ne la battre point.*[6] Sie war selbst ein zu gutes Eheweib gewesen, als daß sie jene humilitas

---

[1] Vgl. Société des anciens textes frçs., œuvres poétiques de Christine de Pisane (publ. par Maurice Roy). Paris 1894.

[2] Mutacion de fortune.

[3] Œuvres, tome I, rondeaux, pag. 148, no. III.

[4] Vision 55ro.

[5] Sie haßte denn auch den Müßiggang der Frauen und nahm in ihrem livre des trois vertus Gelegenheit, der 'oisiveté' einen tadelnden Abschnitt zu widmen.

[6] Œuvres tome III les enseignes moraux (für Jehan de Castel). pag. 41, no. XCIV.

ganz und gar aus der Frauenseele hätte verbannen wollen, und wenn sie bei Gelegenheit ehebrecherische Liebschaften verwirft, so tut sie es nicht nur mit der ernsten Erinnerung an den Zorn Gottes, sondern auch mit dem drohenden Hinweis auf den Gatten, der *s'en aperçoit et la femme est morte ou cheoite en reproche, ne jamais puis n'a bien.*[1] Um in dichterischer Verklärung ihre eigene Ehe zu malen, findet sie kein passenderes Bild als das einer einfachen Schäferin, die in demütigem Glück die Liebe ihres 'monseigneur' empfängt.[2] Christine will der Frau keine andere Bedeutung einräumen, als sie im Rahmen der Zeit schon hat: sie will sie nur gegen verächtliche Ungerechtigkeiten verteidigen. Gerade im Kreis der bürgerlichen Alltäglichkeit erblüht ihr das Verdienstvolle an der Frau, und indem sie darauf verzichtet, an dem beschränkten Nützlichkeitsmaßstab der Zeitgenossen zu rütteln, will sie nichts weiter, als daß die Erfüllung der gestellten Aufgabe anerkannt werde. Es handelt sich bei ihr nicht darum, der Männerwelt eine neue und höhere Bewertung des Weiblichen zu lehren; sie fordert nur dessen angemessene Geltung in dem untergeordneten Bereich, den ihm die bürgerliche Welt zuwies. Auch ihr sind es die Magdestugenden, die dem Weib eine Ehrenkrone ums Haupt legen, und als fromme Frau in einem kirchlichen Zeitalter zeigt sie den Wert des Weibes im Dienen:

'— Car tout homme doit avoir le cuer tendre
Envers femme qui a tout homme est mere
Et ne lui est ne diverse n'amere,
Ainçois souefve, doulce et amiable,
A son besoing piteuse et secourable,
Qui tant lui a fait et fait de services
Et de qui tant les œuvres sont propices
A corps d'omme souefvement nourrir;
A son naistre, au vivre et au mourir
Lui sont femmes aidans et secourables
Et piteuses, doulces et serviables.'[3]

Das Vorbild dieser Frauen ist nicht die hehre Himmelsfürstin, sondern die biblische Mutter im Stall mit dem Kindlein in jener Verbiederung der himmlischen Dinge, welche diesem Zeitalter der Legenden und Mirakelspiele geläufig war.

Wenn so Christine nicht den geringsten Versuch machte, den engen Zirkel zu sprengen, in dem ihr Jahrhundert die Frau eingeschlossen hielt, so wandte sie sich mit ihrer beredten Verteidigung doch nicht an das Bürgertum, aus dessen Wesen sich die Stellung des Weibes bestimmte und das daher die deutlichste Empfindung für den Hinweis auf ihre Dienste hätte haben

[1] Ibd. tome III, le livre du duc des vrais amans, pag. 169.
[2] Ibd. tome II, le dit de la pastoure, pag. 223 ff.
[3] Œuvres, tome II, l'Epistre au Dieu d'Amours, pag. 6, vers 167 ff.

müssen, auch nicht an den Klerus, der zuerst die weibliche Frömmigkeit dieser Zeit hätte anerkennen sollen, sie wandte sich vielmehr an den Adel. Diesem waren die Lehren des Jean de Meung und des Matheolus zwar ebenso geläufig als irgendeinem weiberfeindlichen Kleriker, und Christine beklagte bei jeder Gelegenheit die geflissentliche Unhöflichkeit der vornehmen Herren.[1] Aber eben deshalb richtet sie ihre Worte an die Adeligen, denn unter allen zeitgemäßen Frauenschmähern waren sie die einzigen, denen sie durch den Hinweis auf die Überlieferung ihrer Ahnen[2] klarmachen konnte, daß ihr Betragen unziemlich sei. Nicht zuletzt vertraute sie auch auf den Anruf ihres edlen Standes, der sie zu einer edleren Gesinnung verpflichte.[3] Innerhalb des Adels selbst hatten sich auch jene Vereinigungen gebildet, die sich den Schutz und die Ehrung der Damen zur Aufgabe stellten.[4] Aber daß diese Nachblüte des Frauendienstes nur ein künstliches Gewächs war, das mehr der Schaustellung als der Sache diente, verrät die Dichtung Christinens zu Ehren des Rosenordens, bei aller freudigen Teilnahme. Dort werden die Ritter in einer Ballade aufgefordert, *que desormais en trestoute maniere / Yrez l'onneur des dames soustenant,*[5] und die Dichterin, die ihre Heiligen kennt, schließt mit der bezeichnenden Drohung: *mais s'aucun le prent et le jure (sc. l'ordre) / et puis après il s'en parjure / Cellui soit tenu pour infame / Hay de tout homme et de*

---

[1] Ibd. pag. 2, 33 ff.: Car a present sont pluseurs chevaliers
Et escuiers mains duis et costumiers
D'elles (sc. les femmes) traïr par beaulx blau-
[dissemens.

Siehe auch ibd. pag. 5, 118 ff.

[2] Ibd. pag. 2, 23/24: Sur tous païs se complaignent de France
Qui jadis fu leur escu et deffense.

[3] Ibd. pag. 39. 320 ff.: C'est es nobles et es gentilz
Hommes qui doivent ententis
Estre a mieulx valoir qu'autre gent;
Bonté leur siet mieulx que or n'argent:
Mais des vilains ne fais je force
Car ceulx ne font bien fors a force
N'on ne les pourroit amender
Pour leur ennorter ne mander
Car la condicion vilaine
Qui pis flaire que male valaine
Si est trop fort a corrigier.

Siehe auch ibd. pag. 43, 477 ff.

[4] Der Liebeshof Karls VI., der Rosenorden des Herzogs von Orleans und der Orden des grünen Schilds mit der weißen Dame des Marschalls von Beaucicaut. Groeber (Deutsche Revue, 27. Jahrgg. (1902), IV, Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin, führt die Gründung dieser Orden auf die Marienverehrung des 14. Jahrhunderts zurück.)

[5] Œuvres, tome II, le dit de la rose, pag. 34.

famme.[1] Der angebliche Zweck dieser Orden schloß auch nicht aus, daß ihnen Leute angehörten, die eingeschworene Anhänger des Jean de Meung waren, ja sogar solche, die durch sittliche Ausschreitungen bekannt waren[2] und Gestalten wie Eustache Deschamps, dessen grämlicher 'Ehespiegel' einen wunderlichen Gegensatz zu seiner Mitgliedschaft im Rosenorden bildet. Die Überlieferungen der ritterlichen Blütezeit hatten sich indessen auch in mancherlei sonstigen Gesellschaftsgebräuchen erhalten, sowie in dem Gehaben, das die Höflinge in der Verfolgung ihrer Liebeshändel beobachteten. Christine schildert selbst in ergötzlicher Lebendigkeit,[3] wie sie ihre Beständigkeit zu beteuern pflegen, wie sie vorgeben, qualvolle Leiden zu erdulden und zu dessen Beweis selbst Tränen vergießen; wie sie tun, als mache sie die Liebe bleich und hinfällig,[4] um dann, da sie dieses Elend angeblich nicht länger ertragen können, ihre Gäule auf den Gassen umherzuspornen und sich in Trubel und Feste zu stürzen. So gebärdeten sie sich wie die Sänger der Minne, indem sie zu einer schlauen Liebestechnik machten, was dort 'die besten oft in tiefe und wahre Trauer versenkt'[5] hatte. Aber da diese ganze ars amoris nur geübt wurde: '*a mettre a fin ce que leurs faulz cuer pense*,[6] so sträubte sich der ehrliche Sinn Christines gegen diesen Mißbrauch. Gerade weil sie der Geringschätzung der Frau ein Ende setzen will, wird sie nicht müde, vor diesen Maskeraden zu warnen, in denen sich die platte Verführung verhüllt. Sie erkannte überdies, daß die wegwerfende Frauenschätzung ihren besten Boden fand in der sittlichen Lockerheit dieses kriegerischen Jahrhunderts. Die altehrwürdige Kampfesweise Mann gegen Mann mit ihrer ausgebildeten Höflichkeit auch gegen den Feind hatte aufgehört, und die neue Kriegskunst verzichtete darauf, ein edles Waffenspiel zu sein, um dafür die Niederwerfung des Gegners mit allen Mitteln zu lehren. Man mußte jeden Zufall ausnützen und mit Verschlagenheit handeln. Die Staatskunst, welche zu einer bedeutenden Angelegenheit emporwuchs, entfaltete diese Praktiken weiter und erzog die Adligen nach ihrem Wesen, denn der Kampf um ihre Standesziele drängte ihnen dieses geistige Werkzeug auf. In dieser Schule verstärkte sich die einseitige Beachtung des rein Praktischen, unmittelbar Nützlichen und Vorteilhaften, und unter dieser Einstellung des Blicks auf das Stoff-

---

[1] Ibd. pag. 48, 628 ff.
[2] Vgl. Romania XX., 447, A. Piaget, La cour amoureuse.
[3] Œuvres, tome II, l'Epistre au Dieu d'Amours, pag. 2, 36 ff.
[4] Vgl. das Spottlied mit dem Kehrreim: *qui plus se plaint n'est pas le plus malade tome I*, cent balades, no. LIII, pag. 54.
[5] Vgl. darüber E. Wechßler, Kulturproblem des Minnesangs, pag. 3, 62.
[6] Œuvres, tome II, l'Epistre au Dieu d'Amours, pag. 3, 62.

liche bekam auch in den Beziehungen zum Weibe der Brennpunkt des Geschlechtlichen eine ausschließliche Bedeutung. Gesteigert wurde diese Abtrennung durch die geringere Seßhaftigkeit gegenüber dem Bürger, der in seiner ruhigen Häuslichkeit eine ordentliche Verwaltung zu schätzen wußte. Aber die Edlen hatten die Besorgung des Hauses nicht nur zumeist in die Hände Bediensteter gelegt, so daß die Frau in ihrer wirtschaftlichen Wichtigkeit eingeschränkt wurde, sie lernten auch auf Kreuzzügen, kriegerischen und politischen Reisen die Gelegenheit zu nehmen, wo sie war, und das, was ihnen nicht auf geradem Wege zufiel, als geschmeidige Unterhändler auf ränkischen Umschweifen zu haben. Diese Gesinnung war es in Wahrheit, die sich hinter jenem galanten Wesen verbarg. Das Gefühl Christines empörte sich gegen eine Spielerei mit Dingen, welche ihr sehr ernsthaft waren. Die Entwürdigung des Weibes, die darin enthalten war, erschien ihr um so empfindlicher, als sie unter dem Schein einer dienenden und selbstlosen Unterwürfigkeit vor sich ging. Aber der gesellige Lebensinhalt, dem andern zu huldigen, besonders der Frau, unter Zurücksetzung des eigenen Ichs, lebte nur noch in mechanischen Formen, denn die neue Zeit lehrte, das Seinige festzuhalten und auf seinen Vorteil bedacht zu sein. Die Verbürgerlichung des Adels hatte eine Selbstsucht[1] im Gefolge, die nicht verfehlte, auch auf das Verhältnis zu den Frauen Einfluß zu gewinnen. Aber nicht der nackte Trieb sollte die Wurzel des Liebeslebens sein, vielmehr suchte es Christine auf der treuen Aufrichtigkeit, der Loyauté, aufzubauen. In ihrem Festgedicht auf den Rosenorden ist es denn auch die Deesse de loyauté, welche das ideale Verhältnis des Ritters zu den Frauen beschreibt und die betrügerischen Schlechtigkeiten im Liebesumgang auszurotten im Begriff ist. In der echten Aufrichtigkeit der Liebe, wie sie ihre eigene Ehe erfüllt hatte, liegt ihr die Zuflucht des Herzens aus dem Betrug und der Verlogenheit, in denen sie das Elend der Zeit erblickt.[2] Die Herbheit des Lebens war ihr unter der schützenden Liebe eines zärtlichen Gatten fremd geblieben, und da sich ihr dieses Gut auf dem dunklen Hintergrund ihres Witwenschicksals in schmerzlicher Erinnerung verherrlicht, mußte sie dessen Erniedrigung mit zornigem Abscheu empfinden. Die Keime aber jener lauteren Auffassung findet sie in der weiblichen Eigenart, denn *simples sont, n'y pensent se bien non*[3] und

---

[1] Œuvres, tome II, balades, pag. 94, no. XCIV.

[2] Ibd. tome II, une epistre a Eustace Mourel, pag. 297: *O maistre! Quelle merveille dure Est de veoir ou temps qui dure Mençonge et barat si en cours En eités en chastiaulx, en cours etc.*

Ebenso tome I, autres balades, pag. 254, no. XLI.

[3] Ibd. tome II, epistre au Dieu d'Amours, pag. 4, 101.

in der Liebe sind ihrem einfältigen Sinn die Doppelzüngigkeiten fremd. Darum ist ihr auch das wahre Weib gefeit gegen alle niederträchtigen Täuschungen,[1] und mit dem Stolz einer klugen und tugendhaften Frau ist ihr das Unterliegen ein Verdammungsurteil. Nicht etwa aus altjüngferlicher Entrüstung; sie nimmt vielmehr auch die Fehlgegangenen in Schutz gegen männliche Lästerungen, indem sie die eigentümliche Anschauung der mittelalterlichen Kirche teilt: '*Car le pecheur on ne doit diffamer ce nous dist Dieux*.[2] Wenn sie dennoch eine deutliche Unterscheidung macht zwischen den 'vaillans dames' und den 'femmes petit cremeteuses', so geschieht dies aus dem umfassenden Weiblichkeitsbewußtsein, von dem ihr ganzer Kampf getragen ist. Wie sie, aufgereizt durch die zeitgemäßen Schmähschriften, nicht als einzelne Person, sondern als Vorkämpferin ihres Geschlechts, als Weib, den hingeworfenen Handschuh aufgriff, so stellten sich ihr im Verlauf des Kampfes die beiden Lager immer getrennter gegenüber, und sie verlangt daher von jeder Frau das Bewußtsein dieses Gegensatzes und damit dessen Verantwortlichkeitsempfinden. Das korporative Ehrgefühl, welches sie anspannt und in dem ihr eigenes Ich verschwindet, erwartet sie von jeder einzelnen. Es enthüllt sich hier eine Loslösung vom Einzeldenken zu einer überragenden Idee, die gerade in diesem Zeitalter der privaten Selbstsorge eine Kühnheit bedeutet, um so mehr, als ihr Aufruf an eine Gemeinschaft ergeht, die sich in gedrückter Enge befand. Die Frau kannte nur die Ehre ihrer Jungfernschaft: jetzt wurde ihr gezeigt, daß es darüber hinaus noch eine andere gab, bei welcher es sich nicht um die leibliche, sondern um die persönliche Bewahrung handelte. Denn was für Christine Ausgang und zugleich Ziel ihres Handelns war, das ist die Einheit des Weibseins mit der Persönlichkeit! Wenn sie in den männlichen Liebesränken und Schmähreden die beiden wechselseitigen Ursachen der Frauenverachtung erkennt, so sieht sie die einzige Gegenwaffe in der Ermahnung an die Frauen, ihre Persönlichkeit zu wahren. Dieses weibliche Selbstbewußtsein nun wird zusammengefaßt in dem Ideal des 'bon renom', der seinen maßgebenden Ausdruck findet in dem Brief der Sebylle de Monthault, dame de la Tour,[3] der im 27. Kapitel (I. Abschnitt) des livre des trois vertus wiederkehrt. Auf dem Hintergrund des Kampfes, den Christine geführt hat, ist diese Tugend des 'guten Rufes' keinewegs nur eine bürgerliche Anständigkeit, sondern die Angelegenheit des weiblichen Stolzes. Man ist sie seinem Geschlecht schuldig, wenn die Übelreden auf die Frauen ein Ende haben

[1] Ibd. pag. 11, 330 ff.
[2] Ibd. pag. 8, 210.
[3] Œuvres, tome III, pag. 59 ff. im Livre du duc des vrais amans.

sollen, und sie ist ein heikles Ehrenkleid, worin man verzichten muß auf den tändelnden Umgang mit Freunden und Liebhabern, wie es in der Sitte der feinen Welt eingewurzelt war. Der Begriff des 'bon renom' erwächst Christine aus ihrem Streit gegen die Frauenverächter, und seine Unliebenswürdigkeit im Gegensatz zu dem ritterlichen Ideal der cointise ist darin begründet, daß er eine Schutzmauer und ein Panzer sein soll. Der Zorn Christines gegen die mesdisans und jangleurs ist unversöhnlich, und man könnte nach dem Zeugnis ihrer Dichtungen geneigt sein, darin eine persönliche Erbitterung zu sehen. Denn man scheint, zumal in ihrer Fehde gegen die Gesinnung des Rosenromans, nicht nur ihren Lebenswandel angegriffen, sondern auch aus ihren modischen Liebesliedern verleumderische Folgerungen gezogen zu haben; sie nimmt nämlich mehr als einmal Gelegenheit, zu sagen, daß dies nicht ihre wahren Gedanken seien: '*de triste cuer chanter joyeusement / Et rire en dueil c'est chose fort a faire*'.[1] Aber von solchen gelegentlichen Erklärungen abgesehen, tritt ihre eigene Sache völlig zurück, und sie klagt vom Standpunkt ihres ganzen Geschlechts die üble Nachrede an und die erotischen Rodomontaden, die in den Tavernen so gut wie an den Höfen zu Hause waren. Damit aber der gute Ruf der Frauen nicht angetastet werde, ermahnt sie immer wieder, sich zu hüten vor den Ränken der Liebhaber, und dies gibt ihrem 'bon renom' die eigentümliche Starrheit:

'Dames d'onneur, gardez voz renommées,
Pour dieu mercis eschevez le contraire
De b o n r e n o m, que ne soyés blasmées;
Ne vueillez point acointances attraire
Telles, qu'on puist recorder ne retraire
Par voz maintiens qu'ayez legiers les cuers,
Ne qu'en nul cas vous daignissiez meffaire,
Et ne croyez flajolz de decepveurs.'[2]

— *toute grant maistresse et semblablement toute femme doit trop plus estre convoiteuse d'acquerir b o n r e n o m que quelconque autre tresor, car il la fait reluire en honneur.*[3]

'Car son r e n o m dame trop fort empire
Qui a croire legierement se tire.[4]

Ja, ihr Zorn gegen die galanten Betrüger geht bis zu dem Wunsch, sie wie die Genossen des Odysseus in Schweine verwandelt zu sehen, denn:

Il n'est nulle si grant maistrece
Ne femme autre, soit droit ou tors,

[1] Œuvres, tome I, rondeaux, pag. 153, no. XI.
[2] Ibd. autres balades, pag. 257, no. XLIII.
[3] Œuvres, tome III, le livre du duc des vrais amans, ibd. pag. 166.
[4] Œuvres, tome I, autres balades, pag. 233, no. XXIII.

Que leur fausse lengue ne blece
Leur bon renom;[1]

Schon äußerlich soll sich dieses Bewußtsein des bon renom kundtun durch ein sicheres Betragen und eine würdige Haltung, welche die Vertraulichkeiten im geselligen Verkehr zu meiden sucht. Es war dies eine Forderung, die in ihrer versteckten Ablehnung den Anstandsregeln der Courtoisie widersprach, als einer Umgangsform, die gerade das Einschmeichelnde und Liebenswürdige in ihrem Wesen verkörpern sollte. Die Schilderung der vollkommenen Dame im Sinne Christinens nimmt sich denn auch eigentümlich zusammengewürfelt aus, weil sie die beiden Anstandsvorstellungen zu einem ungleichartigen Ganzen vermischt. So sind die Eigenschaften, welche Christine der Frau ans Herz legt: *contenance asseurée et rassise, haulte manière, grant port, párlant a dongier non trop acointable, a estrangiers d'acuel seigneuri,* und zugleich die Liebenswürdigkeit der Gebärden nach dem Vorbild der weiblichen Courtoisie: *a tous de doulce response et amiable parole, humble chiere, bonté.*[2] Die Hauptsache indessen ist, daß die Frau auf die volle Untadelhaftigkeit ihres Betragens achte; so verliert die gesellige Haltung, welche Christine predigt, eben den eigentlichen Sinn der Höflichkeit, die immer nur den andern im Auge hat; ihre Sorge ist vielmehr, dem Weib die unausgesetzte Rücksicht auf ihre eigene Person ans Herz zu legen. Ein unbedachtes Wort, ein unvorsichtiger Blick kann schon Verdacht erregen, aus dem dann die üble Nachrede wie ein geiles Unkraut hervorwuchert, darum beschwört sie: *pas un tout seul regart, un ris, non une parole qui tout ne soit a mesure et par raison.*[3] Aber da in Christine der Zorn gegen die Schwätzer und Schwerenöter lebt, so sieht sie vollends bei den Liebschaften, in die sich eine Frau einläßt, nur die Gefahr, das Unheil und das Ausgesetztsein der weiblichen Ehre. Selbst eine unglückliche und traurige Ehe ist ihr keine Entschuldigung, um in einer 'törichten Liebe' Trost zu suchen, und es ist für die Leidenschaft ihres Eifers bezeichnend, daß sie, die das Glück der Liebe genossen und seinen Verlust so schmerzlich beklagt hat, daß sie dennoch die Unantastbarkeit des Rufes über die Bedürfnisse des Herzens stellt. Wenn die ritterliche Lyrik mit unermüdlichem Anlauf die Befreiung der Liebe aus den Fesseln einer konventionellen Ehe verfolgte, so gewinnt hier deren sakramentales Band wieder eine Strenge, gegen die menschliche Wünsche kein Recht mehr haben: *se celle qui a tel mary le porte*

[1] Œuvres, tome I, autres balades, pag. 227, no. XVII.
[2] Œuvres, tome III, le livre du duc des vrais amans, Brief der dame de la Tour.
[3] Ibd. pag. 168.

paciemment et sans soy empirier, tant accroist plus le merite de son ame et son honneur en bon los.[1] Der Sinn dieses an Heiligengeschichten genährten Zeitalters vermochte gerade in dem geduldigen Ertragen widernatürlicher Ehen ein weibliches Verdienst zu sehen.[2] In Christine vereinigt sich diese kirchliche Betrachtungsweise mit der rücksichtslosen Verfolgung ihres Ziels. Da ihr die Wiederherstellung der weiblichen Ehre nur möglich erscheint durch eine unerbittliche Reinhaltung des guten Rufes, so war ihr die Durchbrechung der Ehe unter allen Umständen verwerflich. Aber die äußerste Verwegenheit ihrer Gedankenfolge erreicht sie, wenn sie die überlieferten Ideale des Frauendienstes über den Haufen warf, weil sie ihre Aushöhlung erkannt hatte. Es wird dies in dem Brief der dame de la Tour nahegerückt durch die Verurteilung jener Leitgedanken, die mit so nüchternen Gründen geschieht, daß man einen unerfreulichen Einblick in den Gesichtswinkel bekommt, unter denen sie die Frauen ihrer Zeit überzeugen zu können glaubte. Die innerliche Erhebung durch den Frauendienst und seine Anfeuerung zu Ruhmestaten verwirft sie beide: *Et a dire*, sagt sie, *je feray un homme vaillant, certes je dis que c'est trop grant folie de soy destruire pour acroistre un autre, poson que vaillant en deust devenir, et celle bien se destruit qui pour reffaire un aultre se deshonnoure.* Und weiter: *Et quant a dire: j'aray acquis un vray ami et serviteur, Dieux! et de quoy pourroit servir si fait ami ou serviteur a la dame? Car se elle avoit aucun affaire il ne s'oseroit porter en nul cas pour elle par paour de sa deshonneur.*[3] Sie sieht eben in dem allen eine Gefährdung des bon renom, den sie unter allen Umständen gesichert wissen will. Auch gerieten diese Dinge in der Tat unter eine andere Beleuchtung in einer Zeit, welche nicht mehr die Lebensbedingungen und Werturteile des Geschlechts hatte, das deren Schöpfer war. Diese Überreste des Minnewesens waren eben nur Schablonen und vermochten sich nicht der wesensfremden Betrachtung einer veränderten Geistesart zu entziehen, unter der sie ganz anders aussahen. Christine unternimmt im Grunde nichts anderes, als zu zeigen, wie sich unter dem Rahmen der zeitgenössischen Anschauung diese nachgeäfften Dinge wirklich darstellten, und es ist ihr auch um nichts anderes zu tun, als deren Unwahrhaftigkeit aufzuweisen. Der Ritter ihres Jahrhunderts kannte nicht mehr die Hochherzigkeit seiner Vorfahren, darum wird der Schmuck, den diese trugen, bei ihm zu einem Mummènschanz, unter dem er das Gegenteil von dem verbirgt, was das

[1] Œuvres, tome III, le livre du duc des vrais amans, Brief der dame de la Tour, pag. 167.
[2] Vgl. Latour-Landry, enseignement des filles.
[3] Œuvres, tome III, Brief, pag. 167.

Ideal seiner Väter war. Sie weiß, daß seinem auf sich selbst bedachten Sinn nichts ferner liegt, als der Tateneifer im Dienste einer Frau: *Ilz sont aucuns qui dient qu'ilz servent leurs dames quant ilz font beaucoup de choses soit en armes ou autres fais, mais je di que ilz servent eulx mesmes quant l'onneur et le preu leur en demeure et non mie a la dame.*[1] Und sie brandmarkt diese Gesinnung noch mehr, wenn sie sagt: *ilz ont voulentiers pourchacé laquelle amour ... pour traire a eulx (sc. dames) dons ou offices ou autres emolumens.*[2]

So erledigte Christine die höfischen Ideale des Liebeslebens, um an ihre Stelle den strengen Begriff des bon renom zu setzen. Sie sah, wie die Frauenhuldigungen zu Frauentäuschungen geworden waren, die mit der klerikalen Frauenverachtung ein geistesverwandtes Bündnis eingingen, und so erfüllte sich ihre Aufgabe darin, dem Weibe einen starken Schutz von sich aus zu geben. Man hat in dem allen nichts anderes zu sehen als eine natürliche Gegenwirkung gegen die zeitgemäße Geringschätzung der Frau in Worten und Werken. Aber obgleich Christine im Namen ihres ganzen Geschlechts als einsame Streiterin aufgestanden war, verstanden ihre Zeitgenossinnen doch nicht diesen Idealismus, und als sie einmal im Eifer ihrer Sache zu fordern wagte: *que toute dame d'honneur se doit traire en sus d'amoureux pensement,*[3] da befahl ihr eine mächtige Gönnerin,[4] nun gerade eine weitläufige und abgeschmackte Liebesgeschichte zu schreiben mit dem ganzen galanten Modekram, in dem sich ihre weibliche Umgebung ebensosehr gefiel, wie er ihr zuwider war.

Im Lebenswerk Christinens scheint überhaupt der Zeitgeschmack eine hervorragende Rolle zu spielen, und sie hat mehr als eine jener langatmigen Reimereien zusammengeschrieben, die in ihrem völligen Mangel an architektonischer Einheit den damaligen Palästen nicht unähnlich sind, bei denen sich das künstlerische Augenmerk auf die überladenen Ornamente und die Innenverzierungen beschränkte, lauter Details, die mehr Geduld als Begabung verlangten. Christine war eben durch ihre kümmerlichen Verhältnisse an den Beifall der Höfe gewiesen, und sie mußte sich dem Zwangskleid der tonangebenden Schuldichtung einpassen. Ja, vermöge ihrer Gelehrsamkeit übertraf sie ihre Vorbilder, und man gründete ihr Lob darauf. Sie wird gepriesen als 'Muse der Beredsamkeit',[5] als 'Sprachenkundige',[6] und selbst

[1] Œuvres, tome III, Brief, pag. 167.
[2] Ibd. pag. 170.
[3] S. Œuvres, tome III, cent balades d'amant et de dame. pag. 209 ff.
[4] Isabeau von Baiern.
[5] Eustache Deschamps.
[6] Martin le Franc (Champion des dames).

Clément Marot erschöpft den Wert Christinens in der Hervorhebung ihrer gelehrten Bildung.[1] Dieselbe Beurteilung verrät sich in der Auswahl der Werke, welche man des Druckes für wert hielt.[2] Aber alle diese schwerfälligen und langweiligen Schreibereien waren doch nur mehr oder weniger Fronarbeit; sie erscheint sogleich in einem andern Lichte, wo ihre Feder frei von wirtschaftlichen Rücksichten ist. Das war sie am meisten in ihren 'Cent balades', von denen sie gesteht: *Ne les ay faittes pour merites avoir, ne aucun paiement*,[3] und in ihnen enthüllt sich die innere Angelegenheit ihres Lebens: die sehnsüchtige Trauer um ihren verstorbenen Gatten.[4] Das Beispiellose ist, daß dieser Frau ihr Persönlichstes bedeutend genug war, um einen künstlerischen Vorwurf darin zu sehen, um ihre Stunden an diese absichtslose Selbstbetrachtung zu verwenden, ja, um sie sorgfältig auf Pergamente zu bringen und diese ihrem kunstsinnigsten Gönner, dem Herzog von Berry, zu bestimmen. Aus der Stärke des Gefühls entspringt hier eine persönliche Dichtung, die sich den Gattungen entzieht und sich nur der geläufigsten Formen der Ballade (zum Teil auch des virelay's, rondeau's und der Reimpaare) bedient, um das überfließende Ich darin zu fangen. Die Auseinandersetzung des Herzens mit seinem Schmerz ist hier um seiner selbst willen da, und die seelischen Verfassungen erhalten eine Bedeutung, die den Liebesgedichten, Abenteuererzählungen und Lehrvorträgen Christinens selbst und ihrer Zeitgenossen fremd ist, kurz, man sieht die Entfaltung eines Eigenlebens, das keine Vorgänger hat: denn selbst die Innerlichkeit der Troubadourlieder fand den Zweck einer geselligen Unterhaltung. Seine Bewährung aber findet dieser Individualismus gerade dort, wo er sich zur Verkörperung einer ganzen Gemeinschaft macht und sie wie in einem Brennpunkt in sich selbst sammelt, nämlich im Kampf Christinens um die Frauenehre. Das Hineinschauen ins eigene Ich wird zugleich zum Weitblick des Gattungsbewußtseins, und so war dieser Frau allein und zuerst die höhere Bedeutung der weiblichen Ehre aufgegangen.

Diesem Geist konnte der enge Rahmen seines Zeitalters nicht passen, und so sehr die Werke Christinens dennoch das modische Gewand zu tragen scheinen, so reißt es doch an manchen Stellen auf und verrät ihre verborgeneren Gedanken: sie erkennt die Un-

---

[1] Clément Marot, Rondeau à Jeanne Guillarde, Lyonnaise.

[2] Siehe Prosper Marchand, Dictionaire historique ou mémoires critiques et littéraires, La Haye 1758, tome II, pag. 148 (1497 tresor de la cité des dames, 1549 chemin de long estude, in Prosa).

[3] Œuvres, tome I, cent balades, pag. 100, no. C.

[4] Dasselbe Motiv findet sich außerdem in vereinzelten virelays, rondeaux etc. und in den letzten Teilen des dit de la pastoure (tome II, pag. 223 ff.).

zulänglichkeit des Adels, wenn sie sich auch zu seinem Lob genötigt sah; sie setzt sich hinweg über das mittelalterliche Klassengesetz, wonach der Adel der Gesinnung dem der Geburt gleich ist:

'J'appelle villains ceulx qui font
Villenies, qui les deffont,
Je n'entens pas par bas lignaige
Le vilain, mais par vil courage;'[1]

ebenso: *'Plus nobles est et plus est abouté*
Soit prince ou roy, duc, chevalier ou conte,
Se en valeur les autres surmonté
N'a et en bien.'[2]

Sie wendet sich ab von der materiellen Habgier, die alle Bevölkerungskreise beherrschte, und verwarf den Reichtum, obgleich sie selbst unter seinem Mangel litt; ihr Reichtum ist die Bildung, aber nicht allein die äußerliche der sagesse, sondern erst in ihrer Vereinigung mit der Herzensfeinheit, der bonté,[3] entfaltet sich ihr die Vollendung des Menschen, und sie selbst wünscht sich kein anderes Gut als das unvergänglichste aller irdischen, den Ruhm.[4] Aus solchen Dingen ist es zu verstehen, wenn die Dichterin der schwülstigen Rhetorikerschule eine Einladung an den Hof des Galeazzo Visconti (1403) erhält, wo sie einem Petrarca und Chaucer zur Seite treten sollte.

Vor der wachsenden Verwirrung und dem drohenden Zusammenbruch Frankreichs zog sich Christine in ein Kloster, nahe bei Paris (vermutlich Poissy), zurück, zumal sie die Aussichtslosigkeit ihres Wollens inmitten solcher Umstände einsehen mußte; denn ihre um das Staatswohl besorgten Mahnungen an ihre großen Gönner verhallten im Waffenlärm,[5] und ihren Kampf um die Bewertung des Weibes hieße es als eine bloße scholastische Rechthaberei auffassen, wenn man ihn lediglich mit dem Eintreten des Kanzlers Gerson[6] gegen den Rosenroman entschieden

---

[1] Œuvres, tome II, dit de la rose, pag. 39, 336.

[2] Ibd. tome I, cent balades, pag. 96, no. XCVI.

[3] Vgl. Œuvres, tome I, cent balades, pag. 3, no. II (Oultrepasse-Strophe). Ibd. pag. 96, no. XCVI. Autres balades, pag. 207, no. I. Tome II. dit de la rose, pag. 39, 327.

[4] Im Chemin de long estude weissagt ihr die Sibylle von Cumes Ruhm: Ton nom sera reluisant après toy, par longue mémoire. Vgl. außerdem: Œuvres, tome I, cent balades, pag. 100, no. C.

[5] Über die politische Tätigkeit Chr. vgl. Thomassy, R. Essai sur les écrits politiques de C., Paris 1838.

[6] Überdies sind es andere Absichten, die Gerson zu seiner Gegenschrift veranlaßt haben (siehe Johannes Gerson, Opera, Paris 1606, IV, 922, tractatus contra romantium de Rosa). Er bekämpft vor allem die luxuria, die sich in den Worten des J. d. M. versteckte, und die Verachtung der kirchlichen Dinge. Die Frauenverachtung des Rosenromans nur soweit sie die Ehe untergräbt: ... *et vilipendit omnes mulieres nullam excipiendo, ut eas reddat*

sehen wollte. Aber dennoch fand sie der Ruhm einer Person, die, wie aus den Gedanken Christinens geboren, zugleich die Rettung Frankreichs war und der Triumph des weiblichen Geschlechts: die Jungfrau von Orleans. Es ist auffallend, wie taub sich die niedergedrückte Nüchternheit der Zeit gegen diese wunderbare Erscheinung verhielt, deren selbstlosen Idealismus sie nicht begriff. Nur eine einzige geistesverwandte Stimme, fast schon für immer verstummt, wurde noch einmal im Jubel laut, — die Stimme Christinens: *hée! quelle honneur au femimin sexe,* ruft sie, ... *Par femme est sours et recouvert Ce que pas hommes fait n'eussent.*[1] Aber in diesem Liede spreizt sich doch keine laute Genugtuung, denn was hier eine Frau über alle Männer Frankreichs emporragen läßt, ist ihr weniger eine unweibliche Streitbarkeit, als vielmehr ein Auserwähltsein. Aus ihrer weltabgelösten Stille ist ihr die ganze Erscheinung ein überirdisches Wunder, in dem Gott selbst die Nebel teilt, die ihr zu dicht geworden waren (vgl. die Verse 11, 22, 26, und 36: *mais tout ce fait Dieu qui la menne).* Überhaupt verrät der fromme Klang des Liedes, daß der Lebenskampf dieser stolzen Frau in klösterlicher Bescheidung mit jener Demut schloß, welche auch die gewappnete Heldenjungfrau mit einem mittelalterlichen Heiligenglanz umgibt. So stehen diese beiden Streiterinnen in ihrem Jahrhundert, verwandt durch ihre männliche Persönlichkeit, die in der Renaissancegestalt der 'virago' ihre Vollendung fand,[2] aber erfüllt von der frommen Bescheidenheit spätgotischer Frauen, aus denen sie die begeisterte Hingabe an eine größere Sache heraushob.

Marburg i. H. Baerwolff.

---

odiosas viris omnibus eo quidem pacto nc velint capere eas in fidem matrimonii. (Pag. 923, 2. Artikel.)

[1] Abgedruckt bei J. Quicherat, procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, Paris 1849, tome V, pag. 6 ff.

[2] Vgl. J. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien, II, 117.

Eine Strömung innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft.

Feinfühlige Beobachter der geistigen Bewegungen in Deutschland werden sich sagen müssen, daß wir fast vor einer Krisis in der Sprachwissenschaft stehen. Sie kommt von außen wie von innen, aus den Kreisen der Gebildeten wie aus denen der Sprachforscher selbst. Hierfür nur einen Beleg: beobachtet man die Stimmungen in unserem Universitätsleben in letzter Zeit (besonders auf dem mir naheliegenden Gebiet der romanischen Philologie), so wird man bemerken, wie meist der Literatur- dem Sprachforscher vorgezogen wird, und unter den Literatoren wieder diejenigen, die mehr unhistorisch gesinnt sind.

Die Anklagen gegen die Sprachwissenschaft sind teilweise durch den Krieg, teilweise durch Umstände hervorgerufen, die in der Sprachwissenschaft selbst liegen.

Durch den Krieg — indem man in weiteren Kreisen die Empfindung hat, die deutsche Wissenschaft habe versagt —, obwohl doch die deutsche Wissenschaft am Ausgang des Krieges unbeteiligt ist. Aber der Katzenjammer der Niederlage verursacht eben eine Selbstbenörgelung, die auch dort nicht haltmacht, wo nichts Tadelnswertes vorliegt, eine Lust am Verbessern und infolgedessen Schlimmbessern, die alles Erworbene und Ererbte zum alten Plunder wirft.

Durch wesentliche Besonderheiten der Sprachwissenschaft selbst: diese Wissenschaft ist eminent esoterisch, läßt sich kaum popularisieren, ist viel zu s c h w e r für das große Publikum, ist daher gar nicht verankert im Kulturbewußtsein der Massen wie etwa Naturwissenschaften, Geschichte, Kunst- und Literaturforschung. Wer jemals in einer Volksbildungsanstalt über Sprachwissenschaft zu sprechen Gelegenheit gehabt hat, wird den schmählich geringen Besuch seiner Vorträge konstatiert haben. und die Direktoren pflegen linguistische Vorträge daher auch schon mit dem Bemerken abzulehnen, diese Wissenschaft 'ziehe' nicht. Die eminent aufs Praktische, Anschauliche, Lebendige bedachte Nachkriegsrichtung kann für eine nur Eingeweihten verständliche Wissenschaft wenig übrig haben. Die Vorherrschaft der h i s t o r i s c h e n Methode in der Linguistik bringt es mit sich, daß alle Gegner des dem Leben fernstehenden Historismus auch gegen die Linguistik Front machen: 'Die Sprachgeschichte. der historische Lautwandel beherrscht das gelehrte Interesse' (auf philologischem Gebiet). schreibt Unterstaatssekretär Professor Becker in seinen 'Gedanken zur Hochschulreform' knapp vor dem

anderen Satz: 'Der Historismus war unsere Stärke und unser Verhängnis, denn der Deutsche nimmt die Geschichte ernst.' Wer nicht gegen den rückwärts gewandten Sinn des Sprachwissenschaftlers zu Felde zieht, stößt sich an dem vorwiegend experimentell-naturwissenschaftlichen, positivistischen Charakter seiner Arbeitsweise: da werden Formen an Formen statistisch gereiht, da wird mit Lautgesetzen, Lautgesetzchen und Lautregelchen jongliert — lauter Detailfeststellungen, die keine weitere Perspektive gestatten und die großen Fragen des Sprachwerdens unberührt lassen. Die meisten Wissenschaften haben unter sich eine Technik, über sich eine Philosophie: jene münzt die Ergebnisse der reinen Forschung praktisch aus, diese bringt sie in Zusammenhang mit unserem ganzen Denken. Da ist nun zu bemerken, daß die Sprachwissenschaft weder praktisch in größerem Umfang verwertbar ist (die Durchdringung der Pädagogik mit Linguistik hat bald ihre Grenze) noch ihre philosophischen Grundlagen selbst zu fundieren weiß, sondern sich auf die Großen wie Wundt, Marty, Dittrich usw. verlassen muß (Männer wie H. Paul und Schuchardt sind Ausnahmen). Während der Literaturforscher leicht über seinen Autor oder seine Periode 'etwas schreiben' kann, muß der Linguist zur Beantwortung der kleinsten etymologischen Studie eine Unmenge Wörterbücher und Traktate durchpflügen — die aufgewandte Mühe scheint nicht der Wichtigkeit der Resultate proportional zu sein. Karl Voßler hat lange vor dem Kriege den Zusammenbruch der Sprachwissenschaft, die *banqueroute de la science linguistique*, auf dem Wege, den sie eingeschlagen hat, vorhergesagt und in überraschend scharfer und kühner Form die Vorbehalte formuliert, die ein ästhetisch orientierter Mensch gegen den formalistischen Betrieb machen kann. Seine beiden Werkchen[1] sind allerdings mehr in ihrer negativen Kritik als in ihrem positiven Programm fruchtbar: die Überleitung der Sprachwissenschaft in die Ästhetik gelang nicht ohne weiteres, da Sprache nicht nur dem Ausdruck, sondern auch der Mitteilung dient. Vor allem aber verdanken wir Voßler den Hinweis auf die Wichtigkeit der Verbindung von Sprache und Kultur: in seinem Buche 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung' sucht er die Erscheinungen der französischen Sprache aus der Kultur Frankreichs zu erklären. Das Buch ist anziehend durch die Problemstellung, und manch genialer Fund ist Voßler geglückt, aber er eilt unserem gegenwärtigen Wissensstand voraus und bietet uns mehr einen Ansporn zum Nachdenken als de-

[1] 'Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft' (1903), 'Sprache als Schöpfung und Entwicklung' (1905).

finitive Lösungen der Probleme. Voßler hat trotzdem das große Verdienst, uns aus dem positivistischen Kleinkram und der Alltagsgelehrsamkeit in die lichten Höhen des Gedankens zurückgeführt zu haben.

Voßlers Schüler E. Lerch hat den wachsenden Widerwillen gegen die Sprachwissenschaft in der Revolutionszeit besonders lebhaft empfunden, und in einem Feuilleton 'Die neue Sprachwissenschaft' (*Der rote Tag* vom 1. 4. 19) hält er mit der Linguistik ibsenhafte Abrechnung: der Lebenslüge abgeneigt, die da behaupten könnte: 'Sprachwissenschaft muß sein, weil Sprachwissenschaft ist', psychologisch geschult durch die Marxsche Erkenntnis 'Nicht das Bewußtsein bestimmt das Sein, sondern das Sein das Bewußtsein' (d. h. für unseren Fall: der Linguist ist geneigt, Sprachwissenschaft zu betreiben, nicht weil er sie als eine besonders nutzbringende erkannt hat, sondern weil er zu ihr Neigung empfindet), stellt Lerch die alte Frage: 'Zu welchem Ende studiert man Sprachwissenschaft?' 'Die neue Sprachwissenschaft' soll nicht mehr Wissenschaft 'an und für sich' sein, sondern 'Hilfswissenschaft der Kulturgeschichte'. Der 'alte' (will sagen: vorrevolutionäre = reaktionäre?) Betrieb wird mit dem Markensammeln verglichen. Wahrhaft historischer Betrieb beginne erst mit Voßler (ähnlich Ltbl. 1919, Sp. 235; Frankf. Ztg. vom 23. 8. 1919). Jedes Programm muß man an seiner Anwendung kontrollieren — und Lerch gibt uns auch zwei Beispiele für die neuartige Linguistik: da zeigt sich denn, daß das eine neu und falsch, das andere richtig, aber nicht neu ist. Der partitive Artikel des Französischen (*du pain*) soll aus dem rechnerischen Geist der Franzosen zu Ende des Mittelalters sich erklären (aber warum haben die Kölner, Venezianer und Genueser Kaufleute den Partitivus nicht ausgebildet; und umgekehrt warum haben ihn die bäuerlichen Bayern?); die Lautgestalt von frz. *camp, cantatrice* mit *k* (neben *champ, chanter*) weist auf die kulturelle Überlegenheit des italienischen Renaissancemilitarismus und der italienischen Musik hin, da jene Wörter eben zur Renaissancezeit aus dem Italienischen übernommen wurden (dieselbe Auffassung bei Darmesteter-Hatzfeld. K. Michaelis, Meyer-Lübke, Brunot — kurz allen Autoren, die über dieses Problem geschrieben haben).

Auf breiterer Grundlage, als in dem kurzen Zeitungsfeuilleton möglich war, führt Lerch seine Theorien in dem von der Bayrischen Akademie der Wissenschaften preisgekrönten, Karl Voßler gewidmeten Buche 'Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens' (Leipzig, Reisland, 1919) durch. Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen sog. 'systematischen', der den gemeinromanischen Brauch des Heischefuturs, des Futurs in imperativischem Sinn (*tu le feras* im Sinne von '*fais-*

le'), sehr fein in einen kategorischen und einen suggestiven zerfällt — im ersten Fall entsteht das Futur aus der rücksichtslosen Erwartung des Sprechenden 'Du wirst das tun [ob du willst oder nicht]', im zweiten aus der milderen Suggestivfrage 'Du wirst das tun [nicht wahr?]' oder der Ausmalung von etwas Zukünftigem zum Zwecke der Raterteilung 'Du wirst das tun [wenn du mir glaubst]' —, und in einem auf das Französische beschränkten 'historischen Teil', der das Heischefuturum als 'etwas spezifisch Französisches', als Ausdruck der französischen Kultur, darlegt. All unser Interesse gleitet naturgemäß diesem zweiten, originellen und in sprachwissenschaftlichen Werken sonst wenig zu findenden kulturpsychologischen Teil zu, der nach dem Nachwort (S. VIII) unter dem besonderen Einfluß Voßlers steht — Voßlers, dessen Vorsicht und Maß Lerch vermissen läßt. Lerch findet denn in dem Heischefuturum einen Zug der rücksichtslosen Ausnutzung des Gesprächspartners, es sei 'die Behandlung, die ich ihm durch dieses Über-ihn-verfügen, Ihn-mit-Beschlag-belegen angedeihen lasse, nicht eigentlich die, die einem Menschen zukommt, sondern einer Sache'. Diesen 'herrschsüchtigen, tyrannischen Charakter des Heischefuturums' erkennt nun Lerch auch in der französischen Psyche und daher in allen Lebensäußerungen Frankreichs, seiner Geschichte, seiner Literatur, Kultur, ja seiner Kriegführung und Diplomatie wieder: 50 Seiten seines Buches widmet Lerch einer Wanderung durch französisches Geistesleben, Parteienwesen, Presse, Literatur usw., zieht Vergleiche mit anderen Völkern und findet: 'Der Franzose hat im allgemeinen nicht viel Ehrfurcht vor der *individualité d'autrui*; es ist ihm wenig gegeben, sich in den anderen hineinzudenken und hineinzufühlen; er ist durch sein impulsives Temperament geneigt, den Willen des andern mit Beschlag zu belegen, er hat eine Veranlagung zum Fanatismus.' Der Sprachwissenschaftler alten Stils wird füglich erstaunt sein, aus der exakt syntaktischen Betrachtungsweise plötzlich auf das Theater der Weltgeschichte geführt zu werden, einer Psychomachie der modernen Kulturwerte beizuwohnen, in einer Arbeit über das Futurum vom Revanchegebrüll, von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Krieg und Frieden zu vernehmen, und in der Kavalierperspektive die ganze Zeit vom Rolandslied bis zu Clémenceau zu überschauen. Aus der Betrachtung des syntaktischen Gebrauchs des Futurs erwächst Lerch ein durch die Analyse der französischen Kultur bestätigtes ungünstiges Bild, und der Verf. beeilt sich, S. 293 in einer Anmerkung zu erklären, daß seine Beurteilung, wie sie nicht durch den Krieg beeinflußt sei, so auch durch die seitherige Entwicklung des Friedens nicht geändert werden konnte: 'Denn das seitherige Verhalten der Fran-

zosen, die Aktivität ihrer Regierung und die Passivität ihrer geistigen Führer, die wahnwitzigen Waffenstillstands- und "Friedens"-Bedingungen, die von gemeiner Rachsucht eingegebenen Demütigungen, die sämtlich von der französischen Regierung ersonnen worden sind — all das ist wenig dazu angetan, jemand, der den Franzosen eine gewisse Neigung zur Vergewaltigung zuspricht, eines Besseren zu belehren'. Man sieht, Lerch stellt die Sprachwissenschaft mitten ins Leben hinein, verflicht sie mit unseren politischen und menschlichen Leiden, sieht im Sprachgebrauch Kulturbesonderheiten, in der Sprachwissenschaft vor allem eine kulturpsychologische Disziplin.

Indem wir die Frage der Richtigkeit des von der französischen Kultur gezeichneten Bildes vorerst unberührt lassen, wollen wir uns nur fragen, ob der Nachweis der Spiegelung des Kulturellen, wie es Lerch sieht, im Syntaktischen dem Autor gelungen ist, da die Antwort auf die Frage auch ein Werturteil über die ganze von Lerch initiierte Forschungsrichtung bedeutet. Die Antwort lautet meiner Ansicht nach: Nein!

Der Nachweis, der fanatisch-tyrannische Charakter der Franzosen spiegle sich im Gebrauch des rücksichtslos-tyrannischen Heischefuturs, darf nämlich nicht nur positiv, durch Nebeneinanderlegung eines psychologisch ausgedeuteten grammatischen und eines psychologisch ausgedeuteten kulturellen Faktums (si 'factum' il y a!) geführt werden, sondern es müßte auch der negative Beweis angetreten werden:

1. daß der von dem Franzosen in seinem Charakter so stark abstehende, nicht 'impulsive', sondern mehr schwerfällige Deutsche das Heischefutur nicht kennt;
2. daß die übrigen romanischen Völker, die nicht ebenso tyrannisch veranlagt sind wie das französische, das Heischefutur nicht oder nur in dem Maße, als sie tyrannisch sind, besitzen;
3. daß das Lateinische das Heischefutur nicht besitzt, so daß es als Neuerung des Französischen anzusprechen ist;
4. positiv: daß auch anderwärts tyrannische Veranlagung zum Gebrauch des Heischefuturs führt.

Den Beweis für Punkt 1 ist uns der Verf. schuldig geblieben (seine zahlreichen deutschen Beispiele für Futurum und noch siegesgewisseres Präsens auf S. 56, die sich bei einer gründlichen Untersuchung äußerst vermehrt hätten, sprechen nicht für eine Ausnahmestellung des Französischen), ebenso den für Punkt 2: durch das — von dem Steller des Preisthemas gestattete — Umspringen des fürs Gemeinromanische begonnenen Werkes in einen speziell französischen Teil ist ja die kulturelle Untersuchung für die anderen romanischen Völker gar nicht geführt worden; und

auch zu Punkt 4, der eine Art 'allgemeiner Syntax' (wie wir eine allgemeine Biologie, eine 'allgemeine Phonetik' usw. haben), eine nomothetische Grundlegung der Syntax aller Sprachen vorbereiten hälfe, ist nichts geschehen. Wir brauchen nur die schüchterne Form der auf S. 321 gegebenen Zusammenfassung zu betrachten — die Abschwächungen der Behauptungen hebe ich durch Sperrdruck hervor —, um erkennen zu lassen, daß der Autor in seinen Schlußfolgerungen nicht allzu sicher ist:

> Wir versuchten bisher zu zeigen:
>
> 1. Das Heischefuturum ist etwas spezifisch Französisches, d. h. es scheint im Französischen vergleichsweise häufiger zu sein als im Deutschen und wohl auch etwas häufiger als in den anderen romanischen Sprachen;
> 2. das Heischefuturum ist im Französischen vermutlich kein Latinismus, d. h. es wäre im Französischen wohl auch entstanden, wenn es nicht schon im Lateinischen vorhanden gewesen wäre.

Letztere Argumentation, einer Voltaireschen in rebus theologicis nachgebildet, läßt sich auf die Linguistik nicht ohne weiteres übertragen, denn Gott ist — wenigstens meistens — den Gesetzgebern wirklich notwendig aus praktischen Gründen, während von einer Notwendigkeit des Heischefuturs nicht gesprochen werden kann, da die Sprache sich ja anders behelfen konnte. Jene Argumentation sucht aber vor allem dem Opponenten alle Kraft zu entwinden, der da bemerken wollte, Lerch habe Punkt 3 nicht bewiesen, weil — nun weil er nicht beweisbar war: weil er im Gegenteil den Tatsachen entsprechend anführen mußte, daß das Lateinische unser Futur gekannt hat. Anstatt nun etwa das Fortleben dieses auf S. 13 erwähnten lateinischen Typus im Spätlatein zu verfolgen, wird mit dem Altfranzösischen begonnen, das doch auch nicht causa sui sein kann und offenbar mit der frühromanischen Zeit kulturell enger zusammenhängt als mit dem neuzeitlichen Französisch. Also eine historische Betrachtung ohne Berücksichtigung des Wesens aller historischen Entwicklung, eben der Entwicklung, der Kontinuität. (Die Spekulation über lateinische Verhältnisse S. 51 ff. setzt Thielmanns Ansichten bloß ein glattes Nein entgegen, ohne einen wirklich historischen Nachweis zu führen.[1]) Wenn Lerch, *Ltbl.* 1919,

---

[1] Lerch, ein Freund des Moralisierens, sagt S. 245 über Rübels Schrift über *debere*: 'Wenn man eine Dissertation über *debere* macht, so hat man die Pflicht und Schuldigkeit, sich nicht auf den Lexikographen zu verlassen, der zuweilen schlafen soll, sondern zur Quelle zurückzugehen.' Ich variiere: Wenn man eine Preisarbeit über das frz. Futur macht, so hat man die Pflicht und Schuldigkeit, aufs Lateinische zurückzugehen. — Lerch berücksichtigt auch das nicht, was man in der Ethnologie 'Motivwandlung' nennt, wenn etwa ein heute bestehender Brauch von der ihn übenden Gemeinschaft ganz anders empfunden und motiviert wird als bei seiner ersten Entstehung.

Sp. 241, sich auf die Seite Toblers stellt, der auch gewöhnlich mit dem Altfrz., nicht dem Spätlatein beginnt, so tut er es mit Berufung darauf, daß diese 'schließlich doch eine wesentlich andere Sprache ist als das Romanische' — aber das ist es eben: um seine kulturellen Sprachspiegelbilder vor uns zu malen, bedarf Lerch eines Individuums, das sich spiegelt, und eines, in dem sich jenes spiegelt, er braucht ein 'Individuum' Französisch und ein solches 'Franzose' — wir anderen, die wir diese Begriffe historisch auflösen, können daher die Spiegelbilder auch nicht anerkennen. Das Heischefutur als etwas spezifisch Französisches zu erklären, obwohl es dem Lateinischen, den anderen romanischen Sprachen und dem Deutschen in vielleicht verschiedenen, jedoch nicht klar gegeneinander abwägbaren Maßen ebenfalls eignet, geht meines Erachtens nicht an. Das Problem der 'Volkstümlichkeit' des Heischefuturs ist auch nicht so einfach wie es bei Lerch erscheint: eine Wendung, die in den zehn Geboten, in Testamenten, königlichen Verordnungen erscheint, muß wohl der Redeweise etwas Steifes und Gesetz-, also Buchmäßiges geben, während anderseits ein *Wirst du schweigen?* umgangssprachlich sein muß. Es ist also sehr wohl möglich, daß eine Wendung volkstümlich und unvolkstümlich zugleich ist, in diesem Satze das eine, in jenem das andere. Jedenfalls ist der eine Gebrauch nicht solidarisch mit dem anderen: es kann sehr gut eintreten, daß in Kirche und Kanzlei dieselbe Wendung lebt, die im Alltagsleben ungebräuchlich ist.

Der Unterscheidung des systematischen Teils zwischen kategorischem und suggestivem Futurum entsprechend, sollte man im zweiten die Zurückführung auf verschiedene Eigentümlichkeiten der französischen Psyche erwarten: ich hatte von vornherein — natürlich nur im Sinne Lerchs — gedacht, wenn in dem tyrannischen kategorischen Futurum sich etwa Clémenceau, der französische Racheengel, spiegele, so im suggestiven Herr Tirard, der gewandte Verfechter der 'pénétration pacifique', wenn in

Eine ähnliche Motivwandlung bemerken wir auch allenthalben in der Sprache: wenn das Heischefuturum Lerch heute 'tyrannisch' erscheint, so muß es beim Ursprung noch nicht 'tyrannisch' gemeint gewesen sein. Ein derartig voreiliger Schluß bedeutet eine Art Immobilisierung des Schöpferischen in der Sprache, als ob dies Schöpferische stehen geblieben sei und sich nicht entwickelt hätte. Wir müssen das Schöpferische jedoch nicht bloß in dem heutigen Empfinden suchen, sondern, wahrhaft historisch vorgehend, uns fragen, ob nicht Motivwandlung, Entwicklung und Umbildung eingetreten und der Ursprung der Wendung ein ganz anderer ist, als er uns heute scheint (wenngleich wir natürlich das Schöpferische von Einst am Schöpferischen von Heute stets kontrollieren müssen). Es kann also sehr gut *cantare habet* ein Müssen bedeutet haben und heute nur Futur bedeuten, der Erweis der gleichen Auffassung beim Ursprung und in der Entwicklung ist theoretisch gar nicht notwendig.

jenem die fanatische Vergewaltigung der Nichtfranzosen, so in diesem die schlaue Ausnützung vorhandener Stimmungen. Das 'Futurum aus Rücksichtnahme' (S. 18) könnte eine andere Nachtseite des französischen Charakters aufdecken: die glatte Höflichkeit, die der Berechnung des eigenen Vorteils dienstbar wird. 'Wie der Franzose fremde Dichter bearbeitet, so "bearbeitet" er auch gern den Nächsten', heißt es S. 300 — durchs Schwert oder durch Propaganda, würde ich dann hinzufügen. Merkwürdigerweise hat aber Lerch das Heischefutur in seinen beiden Schattierungen als Ausdruck des von ihm künstlich vereinheitlichten Franzosen gefaßt. S. 327 heißt es: 'Die Höflichkeit erfordert, daß wir in unseren Beziehungen zum Nächsten stets auf den Willen dieses Nächsten die weitestgehende Rücksicht nehmen, und daher ist es mit wahrer Bildung unvereinbar, das Heischefuturum zu gebrauchen (insbesondere in seiner kategorischen Form)' — wieso auch in der suggestiven? Auf S. 342 ff. wird zwar das kategorische Futur als 'Ausdrucksweise des Affekts' abgesondert, aber auf S. 289 bald von der französischen suggestiven, bald von der kategorischen Art geredet; bei der erwähnten Zusammenfassung wird das Heischefutur (und nicht bloß das kategorische) als etwas spezifisch Französisches, nämlich als Spiegelbild der Impulsivität hingestellt — woraus das Schwankende von Lerchs Stellungnahme genugsam erhellt. Damit hat aber Lerch einen wesentlichen Zug französischen Wesens, der wohl in keinem Bilde, wenn auch in noch so verschiedener Beurteilung, fehlt, die Höflichkeit, sprachlich ungespiegelt gelassen. Auf S. 330 versucht er diese Höflichkeit als sekundär erworbene Erscheinung im Rassen- (will sagen: Volks-) Charakter der Franzosen, als Reaktion und Selbstschutz gegen ihre Impulsivität, hinauszukomplimentieren; aber wer will entscheiden, ob die Leidenschaftlichkeit oder die äußere Lebensart 'angeboren' sei? Und jedenfalls ist diese Höflichkeit nun einmal da und hätte ein Recht, ebensogut sprachliche Korrelate zu beanspruchen wie die Leidenschaft (Leidenschaftlichkeit und äußere Gelassenheit sind übrigens keine Gegensätze, die einander bedingen müßten).

Aber überhaupt muß ich dagegen Einspruch erheben, daß dem sprechenden Menschen in jeder Rede Selbstbekenntnisse, Selbstenthüllungen, sprachliche Selbstbespiegelungen von den Lippen fließen, daß jedes seiner Worte gewissermaßen die Psychoanalyse seines Seins dem Sprachforscher darbiete wie etwa jeder Traum dem Pathologen Freud — eine Anschauung, auf der diese ganzen Spiegelungstheorien beruhen. Der Schluß 'du bist rücksichtslos, daher mußt du stets rücksichtslos sprechen' ist offenbar falsch. Der Sprecher drückt nicht nur sich, seine Zeit, sein Volk

aus,[1] sondern auch die Vergangenheit seiner Zeit, seines Volkes — und seiner selbst, und die Beziehung zwischen Sprache und Kultur ist nicht durch einfaches Nebeneinanderlegen der beiden Tatsachenkreise, sondern nur über den Umweg des von zahlreichen Faktoren beeinflußten Menschen herzustellen: in unserer modernen Rede schleppen wir noch Relikte des mittelalterlichen Zweikampfes, des plumpsten Götzendienstes, der primitivsten Aberglauben mit uns, ohne daß diese Erstarrungsprodukte zur Diagnose unserer Zeit etwas beitragen könnten. Ebenso sind ja unsere Gesten und Bewegungen, wenngleich aus dem Grund unserer Persönlichkeit hervorgewachsen, keineswegs in allem Ausdruck von Gefühlen oder psychischen Sachverhalten, sondern auch vererbt, anerzogen und Eigenbesitz zugleich: die Vorstellung von dem Bösewicht, der in allen seinen Worten und Gesten nur böse, des Edlen, der in jeder Bewegung edel ist, paßt in die künstlich simplifizierte Welt des Märchens oder der Bühne, nicht in die der verwickelten Verhältnisse Rechnung tragenden Wissenschaft. Wir können Seelen morden mit der glattesten Höflichkeit und in den gröbsten Ausdrücken Gutes tun. Es ist eine kindliche Naivität, die Verbindungslinien zwischen Sprache und Kultursphäre so einfach-geradlinig zu ziehen, daß man Augenblicksattitüden eines Sprechers wie die Ignorierung fremder Persönlichkeit im ganzen Sprachgehaben eines Volkes wiederfinden will. Die Annahme eines auf Schritt und Tritt sich straff zeigenden Parallelismus zwischen Syntax und Persönlichkeit eines Schriftstellers, eine Übertreibung des Kulturellen an der Sprache (wie früher das Mechanische an der Sprache übertrieben wurde), wirkt geradezu peinlich: 'Jedenfalls ist es auffallend, daß mir bei dem populären Rabelais, der doch für Trinker und Syphilitiker schrieb, nur ein kategorisches Futurum aufgestoßen ist.' Abgesehen davon, daß mit dieser Charakteristik nur die eine Seite Rabelais' gezeichnet ist, fällt mir auf, daß bei Lerch selbst drei Stellen aus Rabelais mit kategorischem Futur zitiert sind: S. 116, 234, 264 — vor allem aber daß gerade in den Stücken des großen Humoristen, die von ihm als ernste Nachahmungen der antiken Reden gedacht sind, in den 'concions', 'harangues' und 'epistres', das angeblich so volkstümliche, ja proletarische Futur vorkommt; außer einer der von Lerch angezogenen Stelle aus dem Briefe Grandjousiers an Gargantua vgl. noch die Ansprache Gallets an Picrochole am Schluß (I. 22);[2] ähnlich im salomonischen Ur-

[1] Wie wäre es sonst möglich, daß unsere aristokratischen Sprachen in unserer Zeit unsere demokratischen Verhältnisse ausdrücken können, worauf Meillet, *Les langues de l'Europe nouvelle*, hinweist?

[2] Gerade diese Stelle zeigt, wie sehr die Annahme eines freilich mehr oder weniger kategorischen Tones richtiger ist als die einer durchgängi-

teil Pantagruels (II, 13): *mais le defendeur sera tenu de fournir.* — Lerch vermutet, ein französischer Arbeiter sei doppelt rücksichtslos, a) weil er Arbeiter, b) weil er Franzose sei (S. 329) — daher werde er doppelt oft *te tairas-tu!* zu seiner Frau sagen. (Sagt der Deutsche wirklich weniger oft: *Wirst du still sein?*[1]) Aber ich kann Lerch einerseits nicht zugeben, 'daß ein Mensch, der von früh bis spät mit Werkzeugen und Maschinen hantiert, noch eher geneigt sein wird als ein anderer, auch den Mitmenschen als gefügiges Werkzeug behandeln zu wollen', auch auf Lerchs Erfahrung hin von der Unmöglichkeit, 'einen Arbeiter im Eisenbahnzug zur Beachtung des Rauchverbots zu veranlassen' — ich könnte Lerch das Urteil eines Beobachters der Arbeiter wie Henri Barbusse entgegenhalten, der in dem Kapitel *Une voix dans le soir* seines Romans *Clarté* bei der Betrachtung des Lampenputzers *Pétrolus*, der vor lauter Arbeit nicht dazu kommt, das Leben, ja seine Frau zu genießen, sagt: 'Tout à l'heure, en contemplant le peuple de l'usine, j'ai eu presque peur ... Quand je regarde celui-ci, je me dis: ce sont les mêmes, ce sont tous les mêmes. De loin et d'ensemble, ils font peur — et ce qui est menaçant, c'est leur réunion —, mais de près, ce ne sont que les mêmes. Il ne faut pas les regarder de loin.'[2] Und rein syntaktisch betrachtet, glaube

gen Brutalität des Heischefuturs. Die in ernstem Tone gehaltene Verkündigung der Friedensbedingungen weicht zum Schluß einer dem Schalk Rabelais besser liegenden Jovialität, der Ernst geht gegen Schluß langsam in Humor und Scherz über: *Depars d'icy presentement, et demain pour tout le jour sois retiré en tes terres ... Et paye mille besans d'or pour les dommaiges que as faict en ses terres. La moitié baill eras demain, l'aultre moitié payeras es ides de may prochainement venant: nous delaissant ce pendant pour hostaiges les ducs de Tournemoule, de Basdefesses, et de Menuail, ensemble le prince de Gratelles et le vicomte de Morpiaille.* Man sieht aus den grotesken Namen, wie Gallets (oder Rabelais'?) pathetisch gefurchte Stirn sich entrunzelt. Nach den härteren Bedingungen des augenblicklichen Abzugs und Schadenersatzes der 'Übergang zum Friedenszustand', die näheren Ausführungsbedingungen des 'Friedensvertrages', daher die Futura bedeuten werden: 'die Hälfte magst du zahlen ...' Ähnlich im Brief Gargantuas an Pantagruel nach Medamothi (IV, 3): *J'ay revouvert quelques livres joyeux, lesquels te seront par le present porteur renduz. Tu les liras, quand te vouldras refraichir de tes meilleurs estudes* und ebenso in der Antwort Pantagruels (IV, 4): *Si bon vous semble ferez espreuve du contraire, et trouverez* .... also dasselbe höfliche Futur wie in dem angeblich so arroganten Gespräch Salomos mit Gott.

[1] Als Anmerkung zu einem derartigen Satz, den ein Arbeiter in Zolas *Germinal* spricht, setzt Verf. S. 117 das Folgende: 'Im gehobenen Stil steht der Imperativ: Dante, Inf. VII, 8. Virgil zu Plautus: "Taci, maledetto luxo ...!"' — Wie kann man aber über Zeit, Raum und Milieu hinweg stilistische Deduktionen ziehen? Gibt es denn — so ohne weiteres — eine gemeinromanische Stilistik?

[2] Stimmen germanischer Beobachter des arbeitenden Volkes in Frankreich: Kerr,' Gesammelte Schriften' II, 1, 344: 'Letzten Endes ist Rohheit in unteren Schichten Frankreichs gering. Noch ein Handlanger, Straßen-

ich, das individuelle, unter eine Notwendigkeit einzuordnende *on* statt *nous* oder das *il faut* sei viel mehr charakteristisch für den modernen französischen Arbeiter als ein rücksichtsloses kategorisches Futur: man kann denn auch in dem betreffenden Abschnitt von *Clarté* und in dem in meinen *Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik* S. 145 ff. abgedruckten Stück aus *Le cœur populaire* von Jehan Rictus dieses *on* an allen Ecken und Enden finden. Ich hatte a. a. O. geschrieben: 'Alles in diesem unsäglich trostlosen Leben, in dem der Einzelne gar nicht hervortritt, sondern in einem ewigen Inkognito als ewige Nummer lebt und stirbt, scheint so vorgesehen, daß "man" nicht "jemand" werde. In dem "man" liegt der Dinge Lauf, das Schicksal, die Norm, das Prinzip: *y faut*! "Man" ist das Proletariat, die Armut das Unglück.' Lerchs und meine Urteile sowohl über den Charakter des Arbeiters wie den seiner Sprache sind also einander entgegengesetzt — das *on* der fatalistischen Unterwürfigkeit widerspricht dem angeblich im Arbeiterfranzösisch so häufigen Heischefutur der Rücksichtslosigkeit (Lerch hat dieses übrigens nicht statistisch belegt, sondern — postuliert: 'Die Texte, die ich herangezogen habe, genügen zwar nicht, um es mit Sicherheit behaupten zu können: doch scheint mir, als sei das kategorische *te tairas-tu* in Arbeiterkreisen die gewöhnliche Ausdrucksweise, wenn der Mann seiner Frau das Wort verbieten will [oder die Frau dem Manne]'). Jedenfalls so einfach, wie Lerch den Arbeiter macht, ist er nicht. Auch darf man in einem Lande, das vorwiegend bäuerlich, nicht industriell ist, wie Frankreich, als Repräsentanten des 'ungebildeten Volkes' nicht die Arbeiter erwählen: der Autor hätte in der Sprache der Bauern nach seinem Heischefutur suchen müssen, was er unterlassen hat. Den Ansatz zur Betrachtung einer Spracherscheinung, gesondert nach sozialen Schichten, begrüße ich — aber die soziologische Betrachtung ist bloß rudimentär geblieben. Daß das Heischefuturum überhaupt

---

arbeiter, Kanalräumer bleibt für logische Erörterung zu haben. Alles sieht weniger auf rohe Kraft, als auf den "polierten" Geist. Und aussehen, wie gesagt, tun sie wie die Landstreicher.' — 349: 'Kulturbelecktheit in der niedersten Schicht; oft beinah komisch. Aber sie sagen alles einfach und selbstverständlich — es ist in Fleisch und Blut übergegangen. Ein einfaches Bedienungsmädel im Wirtshaus: "Man ist hier eine Sklavin der Arbeit". Hausdiener reden in Epigrammen: "Sie reisen ab, mein Herr? Ah, um so schlimmer für mich. Ich liebe Klienten wie Sie".' — H. Bulwer, 'France, social, literary, political' (1834): 'Die allergewöhnlichste Arbeiterin hat ein Benehmen, einen Ton, der an die gute Gesellschaft erinnert, eine natürliche Bildung, welche sie, abgesehen von Grammatik und Orthographie, der vornehmen Dame gleichstellt. Man sieht, daß der Ton, aus dem beide gemacht worden, von gleicher Feinheit ist. Es gibt fast kein Beispiel von einer Französin, die nicht, plötzlich erhoben, wie durch Instinkt, sogleich die Sitten ihrer neuen Stellung angenommen hätte.'

etwas mit Bildung resp. Nichtbildung zu tun habe, leugne ich: der Ton macht die Musik; ein *vous allez prendre du café avec nous* kann ich mir von jedem Franzosen, von Poincaré bis Pétrolus, gesprochen denken, der besondere Bildungsgrad des Sprechers wird aus Aussprache, Tonfall, Mimik erhellen. So sagt auch Lerch von der suggestiven Form: 'Der Arbeiter, der den Kameraden zum Essen und Trinken auffordert, wird ihn beim Arm packen (was der Gebildete nicht zu tun pflegt), und das Heischefuturum ist das sprachliche Äquivalent zu dieser Geste' — allerdings die Geste zeigt den Bildungsgrad, aber oft nur diese, nicht immer die sprachliche Form. Lerch dichtet der amorphen Sprachform etwas an, was erst ihre visuelle Begleitung mit sich bringt. Zugleich identifiziert er wieder ohne weiteres suggestives und kategorisches Futur.

Diese ganzen psychologisch-kulturellen Spekulationen scheinen mir daran zu scheitern, daß man grammatische wie psychologische Fakta verschieden deuten kann und daß besonders die Psychologie der Völker noch viel zu sehr im Subjektiven steckt, als daß man auf sie ein haltbares Gerüst basieren könnte.[1] Die Schilderung der Psyche des französischen Jakobiners durch Taine paßt geradeso gut wie auf 'große Schichten des französischen Volkes' (S. 293) auf deutsche, russische, jüdische Bolschewisten. Ferner spricht Lerch von der französischen Sprache so, als ob sie ein einheitliches Ganzes wäre, das aus der Literatur zu erkennen wäre: den Dialekten, die doch unzentralisiertes Volkstum eher bewahren als das Pariserisch der Schriftsteller, geht er in weitem Bogen aus dem Weg (ebenso wie der Erforschung des Spätlateinischen). Damit ist Lerch ebenso 'Pariser' wie die französische Sprachforschung Anno 1870 noch eine 'pariserische' war: seitdem ist aber, in Deutschland durch Meyer-Lübkes Romanische Grammatik, in Frankreich durch Gilliérons Atlas linguistique

[1] Lerch meint S. 287, der Franzose, der das 'Pathos der Distanz' nicht kenne, 'nötige' seinen Gast beim Essen: die Formel, mit der der von dem Gastgeber Gequälte noch einmal zulange (*Mais c'est seulement pour ne pas vous désobliger!*) lasse sich in andere Sprachen gar nicht übersetzen. Das letztere ist richtig, liegt aber nur an der Unübersetzbarkeit des Wortes *désobliger* — die Unübersetzbarkeit eines Wortes erklärt sich meist aus der verschiedenen Lagerung der Synonymen gegeneinander in den verglichenen Sprachen und beweist dann nichts für die Mentalität der Völker —; daß auch in Deutschland genötigt wird, weiß jeder Deutsche — im *Dtsch. Wb.* s. v. *nöthigen* mag L. Belege aus allen Zeiten der nhd. Sprache finden —, und entsprechend dem frz. Satz sagt er: *Ich nehme, aber nur, damit Sie nicht glauben, es schmecke mir nicht,* oder *ich nehme, aber nur Ihretwegen* usw. Übrigens liefert uns Lerch in seinem Feuilleton der *Frankf. Ztg.* vom 23. 8. 1919 einen deutschen Beleg in dem von ihm als veraltet bezeichneten, zur selben Situation gehörigen Satz: 'Sie werden mir doch keinen Korb geben und noch ein Stück Kuchen nehmen.'

de la France, der Regionalismus in die französische Linguistik eingeführt worden. Ein Beispiel, wie Berücksichtigung der Dialekte auch in der Syntax notwendig ist!: Da werden bei Lerch im Anschluß an Maupassant als Antitypen der Franzosen 'les Anglais tenaces et les lourds Allemands' genannt und nun gegenüber der französischen Imperativierung des Futurs die 'Degradierung' von *shall* und *will* zu Futurausdrücken durch den Engländer erwähnt: 'd. h. er macht seine Aussage, selbst wenn er ihrer vollkommen gewiß zu sein glaubt, selbst von dem Willen des anderen oder zum mindesten von einem sittlichen Gebot oder einer Schicksalsmacht abhängig. Auch in diesem Kriege ist der Unterschied in der geistigen Haltung zwischen den beiden Völkern mit Händen zu greifen' (Leidenschaftslosigkeit der Engländer.[1] 'während die Franzosen über uns in Ausdrücken reden, als seien wir eine Horde von Bestien') — kein Wort davon, daß in ostfrz. Dialekten und im Volksfrz. das *vouloir*-Futur ebenso häufig ist wie es im Altfrz. und besonders Altanglonorm. war! Auch für die Sprachwissenschaft gilt das schöne Wort Virchows: 'Der menschliche Geist erfindet an verschiedenen Orten dasselbe und an demselben Orte Verschiedenes.' Die psychologischen Schlüsse aus der

[1] Wie man aus derselben sprachlichen Tatsache die verschiedensten seelischen Verfassungen herausspekulieren kann, zeigt die mir durch Herrn Prof. Meißner bekannt gewordene Äußerung H. Seedorfs ('Über syntaktische Mittel des Ausdrucks im ahd. Isidor' [1888] S. 81) über den analogen ahd. Gebrauch von *scolan* + Infinitiv als Futur: 'Dieser scheinbar so einfache sprachliche Prozeß spricht, genau betrachtet, ebenso deutlich wie eine tausendjährige Geschichte. Bei einem Volke, dem der sprachliche Ausdruck für etwas, das geschehen s o l l o d e r m u ß, identisch werden konnte mit dem des einfachen G e s c h e h e n s i n d e r Z u k u n f t, kann man wohl annehmen, auch ohne seine historische Entwicklung zu kennen, daß die Treue der Grundzug seines Wesens ist, braucht man sich nicht zu wundern, daß es in seinen naivsten, unmittelbarsten poetischen Erzeugnissen Gestalten geschaffen hat wie Kriemhild, Hagen, Rüdiger.' — Aber auch das P s y c h i s c h e d e r S p r e c h e r ist verschiedener Deutung fähig: man erinnere sich an Tolstojs Äußerung in 'Krieg und Frieden': 'Der Franzose ist selbstsicher, weil er seine Person, geistig wie körperlich, für unwiderstehlich bezaubernd Männern wie Frauen gegenüber hält. Der Engländer, weil er Bürger des besteingerichteten Staates ist und daher als Engländer stets weiß, was er zu tun hat, und daß alles, was er tut, zweifellos gut ist. Der Italiener, weil er aufgeregt ist und leicht sich selbst und andere vergißt. Der Russe ist eben deshalb selbstsicher, weil er nichts weiß und nichts wissen will, da er nicht glaubt, daß man etwas vollständig wissen kann. Der Deutsche ist schlimmer, hartnäckiger und abstoßender als alle in seiner Selbstsicherheit; denn er bildet sich ein, die Wahrheit zu kennen, d. h. die Wissenschaft, die er selbst ausgedacht, die für ihn aber eine absolute Wahrheit darstellt.' Aus diesem sehr subjektiven Tolstojschen Urteil könnte L. theoretisch folgern: 1. die spezifische Selbstsicherheit der Franzosen bringt das s u g g e s t i v e Futur, nicht das Heischefutur, oder 2. die spezifische Selbstsicherheit der Deutschen bringt das k a t e g o r i s c h e Futur hervor, oder 3. a l l e diese selbstsicheren Völker sollten das Heischefutur kennen.

Sprache stimmen immer in der Kavalierperspektive, nie beim Mikroskop! Und es stimmen nur immer einzelne herausgegriffene 'rapprochements', nicht alle Erscheinungen eines Tatsachenkreises: ich finde das barsch befehlende *The salt, please!*, das Engländerinnen bei Tisch einem zurufen, viel kategorischer, den Willen des Nebenmenschen vergewaltigender als das kategorische Futur der Franzosen, und *I am happy* für 'ich freue mich' viel enthusiastischer, phrasenhafter als *je suis ravi* der als Wortmacher verschrienen Franzosen. Ich brauche hier nur noch zur Stütze meiner Behauptung auf die Kritik ähnlicher Tendenzen wie derjenigen Lerchs auf dem Gebiete der Wortgeschichte und Etymologie hinzuweisen, die in einem schönen nordischen Buch zu finden ist. Wellander, *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen* (S. 87), schreibt anläßlich kulturhistorischer Spekulationen Fr. Kauffmanns über das deutsche Wort *gemein* in der Bedeutung 'minderwertig': 'Kauffmann konstatiert einen bedeutungsgeschichtlichen Vorgang und bringt diesen mit einem — meinetwegen vielleicht ungefähr gleichzeitigen — (bildungs)geschichtlichen in Kausalzusammenhang. Nun kann sich aber der betreffende Bedeutungsübergang zu jeder Zeit vollziehen, ganz unabhängig von der jeweiligen Kulturepoche. Wenn man nun die beiden Vorgänge zusammenstellt und den Bedeutungswandel des Wortes *gemein* gewissermaßen als 'Spiegel' oder Symbol des angenommenen Wandels in der Anschauung dienen läßt, um die Darstellung konkreter und lebendiger zu gestalten, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden. Nur muß man sich dabei immer bewußt bleiben, daß es sich nur um eine metaphorische Ausdrucksweise, ein geistreiches Spiel mit Gedanken und Worten handelt; ein wirklicher Kausalzusammenhang kann hier nicht angenommen werden.' Ähnlich weist Thurneysen, *Die Kelten in ihrer Sprache und Literatur*, mit feiner Skepsis eine sich darbietende Parallele zwischen Volkscharakter und Morphologie zurück (S. 9).

Auch scheinen die Franzosen für Lerch ihre geistige Physiognomie von jeher zu besitzen und nicht zu verändern — während doch gewiß der Deutsche und Franzose des Mittelalters einander ähnlicher waren als etwa der heutige Franzose seinem mittelalterlichen Vorfahren (S. 288): 'Mit einer groben, aber immerhin nicht ganz unmöglichen Schematisierung ließe sich die Geschichte Frankreichs darstellen als ein Kampf zwischen reaktionärem und revolutionärem Fanatismus. Man denke an ihr [sic!] größtes Epos, das Rolandslied, wie es einen Eroberungszug in einen Glaubenskrieg umdeutet ... Und was sich damals, am Anfang ihrer Kultur begab, begibt sich heute vor unseren Augen: den Eroberungskrieg, den sie des Rheines wegen geschürt haben, deuten sie

in einen heiligen Kreuzzug für "Demokratisierung" und gegen den "Militarismus" um' (als ob nicht jeder Krieg der "deutenden" Ideologie bedürfte!). An einer anderen Stelle, wo anläßlich des *Pur ço, bel Sire, si te plaist, tu me durras sen* der altfrz. Übersetzung der Königsbücher von einem 'Sich-auf-du-und-du-stellen mit dem lieben Gott' gesprochen wird, wird immerhin bemerkt, diese Gleichsetzung des Menschen mit Gott sei 'nun freilich nicht mehr spezifisch französisch, sondern allgemein mittelalterlich', aber dann dennoch fortgefahren: 'Doch für die Franzosen scheint mir diese Gleichsetzung des anderen mit sich selbst besonders charakteristisch.' Wie kann man überhaupt die psychische Spiegelung in Sprachlichem in einer von uns so weit abliegenden Periode wie der altfranzösischen[1] erkennen wollen, ohne alle Ausdrucksformen der Periode gegeneinander abzuwägen? Es genügt nicht, einen altfrz. und einen neufrz. gleich aussehenden Gebrauch zusammenzustellen, es müßten erst die verschiedenen Befehlsformen des Altfrz. miteinander kontrastiert werden (oft stellt sogar Lerch Ausdrucksweisen verschiedener romanischer Sprachen zusammen, S. 117 eine Dante- und eine Maupassant-Stelle, S. 153 eine Scribe-Stelle mit einer aus dem griechischen neuen Testament; vgl. auch oben S. 10, Anmerkung 1). Ich persönlich finde in dem zitierten altfrz. Satz weniger Arroganz als vielmehr Bescheidenheit: 'wenn es dir beliebt, wirst du mir Verstand geben'; durch die Absonderung der Apodosis der kondizionalen Periode kommt ein ganz anderer Ton hinein — es ist die bekannte Geschichte von dem ein so verschieden interpretierbares *Vater, schick mir Geld!* schreibenden Sohn. Auch glaube ich kaum, daß das gläubige Mittelalter 'mangelhaftes Verständnis für das Wesen der göttlichen Allmacht' gezeigt haben sollte. Noch öfter zerbricht sich Lerch den Kopf über angebliche Kulturspiegelungen, die ganz einfach als Übersetzungen aus anderen Sprachen zu fassen sind. Das ist also so, wie wenn einer aus dem Fortbestehen von *Feinsliebchen* im deutschen Volkslied auf Fortleben von Troubadours im deutschen Volk schlösse. Er schiebt der betr. Sprache unter, was Eigentum eines ganz anderen Kultur- und Sprachkreises ist — die Tatsache der Entlehnung wird vollkommen ignoriert. S. 71—73 z. B. eine über zwei Seiten lange Auseinandersetzung, warum es in der Vulgata *sex diebus operaberis* . . ., aber *honora patrem tuum* . . . heiße, und dem befehlenden Gott werden alle möglichen Spekulationen und Rücksichtnahmen angedichtet. Aber diese Zeitgebung ist ja ein 'calque' nach

[1] Die Erörterung über V. 605 des Rolandsliedes (*La traisun me jurrez*) hätte sich einfacher erledigen lassen, wenn Lerch statt Gautier Stengels Variantenapparat benutzt hätte, der klar erweist, daß in *jurrez* kein Schreibfehler der Oxf. Hs. für *jurez*, sondern ein Futur vorliegt.

hebr. *schēsch jōmim ta'ăßēh mĕlōchōh* neben *kabbēd ēß ōvīcho ve'ēß immēcho* (daher auch das bei den Juden übliche *Ehre Vater und Mutter,* das Lerch gehört haben wird; die Rabelais-Stelle, die er selbst S. 65 Anm. zitiert, hätte ihn das Richtige lehren müssen) — Lerch sucht also nach psychologischen Gründen bei lateinischen Wendungen, die eigentlich hebräisch sind —; es wäre so, wie wenn er in der dem Hebräischen nachgeahmten Superlativbildung *König der Könige* aller europäischen Sprachen eine Eigentümlichkeit dieser erkennen wollte! Ähnlich steht es mit der erwähnten Stelle der Bücher der Könige, die schon im Lat. lautet *Dabis ergo servo tuo cor docile* — wenn die altfrz. Übersetzung etwas lehren kann, so höchstens das Gegenteil von Lerchs Behauptung: das *si te plaist* ist zum Zweck höflicherer Stilisierung hinzugefügt worden. Aber überhaupt hat das Futur auch heute noch biblischen Klang: in Barbusses *Le feu* hat Lerch keinen häufigen Gebrauch des Heischefuturs gefunden. Um so mehr Heischefuture hätte er aber am Schluß von *Clarté* lesen können, dort, wo der Schriftsteller gewissermaßen die Sinaitafeln eines neuen Bundes errichtet. Lerch hat gleich seine Theorie zur Hand: der Krieg bringt die 'egoistischen und despotischen Gelüste des Einzelnen seinen Volksgenossen gegenüber' zum Schweigen (stimmt das sachlich, wo in jedem Kriegsland Diktatoren erstehen, von Titus Larcius Flavius 501 v. Chr. bis Clémenceau 1919 n. Chr., außerdem Schieber, Drückeberger usw.?) — in Wirklichkeit sprechen eben die gewöhnlichen Soldaten von heute nicht im Bibelstil.

Es ist klar, daß durch die im ganzen Werke latente Ansicht von der Konstanz des Volkscharakters die Rückkehr zu ethischen Spekulationen, die wir in der Sprachwissenschaft glücklich überwunden glaubten, bedingt ist (S. 304) 'Die *Erregbarkeit,* die wir den Franzosen vorwerfen, ist ihnen schon von Cäsar und Strabo vorgeworfen worden' (wir wußten allerdings bisher nicht, daß es schon zu Cäsars Zeiten Franzosen gab!). Deutlicher wird S. 323 f. der *esprit gaulois* vom *esprit précieux* gesondert: 'Der *esprit gaulois* zeigt die Nation so, wie sie ist, wenn sie sich gehen läßt; der *esprit précieux* zeigt uns, was sie durch harte Selbstzucht zu erreichen vermag. Der *esprit gaulois* aber ist, wie schon der Name zeigt, etwas den G a l l i e r n Eigentümliches, wohingegen der *esprit précieux* sich auch bei anderen Völkern findet. ... Der *esprit gaulois* begünstigt nun aber die Ausbreitung des Heischefuturums. Der Mensch, der zu Witzen und Späßen aufgelegt ist, fühlt sich dem anderen auf Grund seiner eigenen Gescheitheit überlegen ... er kümmert sich nicht viel um den Willen des anderen ...' Aber der Gegensatz zum *esprit gaulois* ist offenbar nicht *esprit précieux*. sondern *esprit classique*: die philosophischen

Einflüsse auf die klassische Dichtung der Franzosen dürfen nicht vernachlässigt werden. Und die Fabeleien über den Charakter der Gallier sollte Lerch dem Jongleur Hermann Bahr überlassen, der einmal alle möglichen Eigentümlichkeiten des Wieners auf das Keltentum der Vindobona zurückgeführt hat. Der Name *esprit gaulois* bezeugt für die Erklärung der Geistesart gar nichts, es wäre eher interessant, festzustellen, wie bei den Franzosen die Anschauungen über ihr Galliertum (vom Amadis bis zu Rémy de Gourmont) gewandelt haben. Die Kontinuität zwischen den anzüglichen *gaps* der altfranzösischen Karlsreise und den geschlechtlichen Zwei- und Eindeutigkeiten der besonders für Ausländer berechneten Boulevardtheater kann ich nicht zugeben, auch das Band zwischen Heischefutur und der von den Franzosen bevorzugten, den Gegenstand der Liebe als Sache behandelnden sinnlichen Liebe nicht erkennen. Zudem will mir scheinen, daß im Mittelalter neben dem *esprit gaulois* auch der *esprit germanique* geherrscht hat: wenn wir auch nicht mehr G. Paris' Formel der Epen vollkommen glauben: *l'esprit germanique dans une forme romane*, so ist doch so viel sicher, daß ein dem germanischen Geist verwandter in den altfranzösischen Epen herrscht, der G. Paris zu jener Formel gelangen ließ. Und da im Mittelalter das Heischefutur sehr stark entwickelt ist, so wäre dessen Brutalität eher ein *furor teutonicus* als ein *morbus gallicus*. Auch hat die Antithese *esprit gaulois* — *esprit précieux* gar nichts mit Höflichkeit resp. Grobheit der Manieren zu tun — denn das Wesen der alten Gauloiserie ist doch vor allem neben der *grivoiserie* das gutmütige Behagen an einer stark intellektuell gefärbten Witzlust, die nicht dem Nebenmenschen sich überlegen zeigen, sondern ihn durch Scherz und Geist zu erfreuen sucht.

Die Politisierung der Syntax, die Lerch durchführt,[1] hat in einem ungünstigen Augenblick eingesetzt — die jetzigen aufgeregten Zeiten sind am allerwenigsten dazu angetan, Urteile über Fremd- und besonders Feindnationen zu ermöglichen, sollten diese Urteile auch durch Vorkriegsurteile von französischen Satirikern und nichtfranzösischen Kritikern gestützt sein — wieviel einander in ihrer Tendenz entgegengesetzte Breviere von Aussprüchen, die sich gegeneinander ausspielen lassen, haben wir nicht im Kriege erlebt! —, und sie bedeutet auch einen zweifelhaften Dienst der deutschen Wissenschaft gegenüber, deren Sachlichkeit man stets bisher anerkannt hat,[2] der man

[1] Lerch schreibt einen lebhaften und leichten Stil; aber ob 'colloquialisms' wie die folgenden in ein wissenschaftliches Werk gehören? (S. 16): 'Es ist ja doch vollkommen selbstverständlich, daß der Kutscher gehorcht; der ist ja *heilfroh*, wenn er nur gehorchen darf, denn dann *verdient er Geld*.'

[2] Man vergleiche die anerkennenden Worte, die der erste Vertreter der

anderseits jetzt diese undisziplinierte Exkursion ins Subjektive der Tagesbewertungen zur Last kerben wird. Lerch getraut sich kein objektives Urteil über sein eignes Volk zu fällen (S. 303) — wieso aber ein solches über das fremde, dessen Beurteilung doch von jenem anderen Urteil abhängig ist? Ist es nicht ärgste Unsachlichkeit, in Kriegszeiten sich sachlich zu wähnen, da man in abgekürztem Kriegsverfahren Ankläger und Richter in einer Person spielt? Wie immer man über Möglichkeit oder Notwendigkeit der Völkerversöhnung denkt: die Abrechnung mit dem französischen Nationalcharakter, die zum Zwecke der Erforschung kultureller Vorbedingungen eines Syntagmas betrieben wird, kann die Gewitterspannung zwischen Deutschland und Frankreich nicht lösen, sondern steigern. Lasset uns fremde Kulturen kennenlernen und verstehen, bevor wir sie werten und mißdeuten![1] Werke wie die Lerchs sind geeignet, jene Aufgeklärteren unter den Feinden (Typus: Romain Rolland) in ihren gewiß irrigen Meinungen über den 'mensonge allemand', die selbstgefällige, in Phrasen sich blähende Spielart des deutschen Idealismus zu bestärken, die neulich W. Küchler auch an einem deutschen Kritiker Romain Rollands gerügt hat.

Ich habe den Modernisierungsversuch, den Lerch mit der Sprachwissenschaft macht, ausführlicher besprochen, um zu zeigen, wie das gegenwärtige Schlagwort von der kulturellen Durchdringung der Sprachwissenschaft auf Abwege führen kann.[2]

Die aristokratische Linguistik hat es bisher verschmäht, auf die *foire sur la place* herabzusteigen. Vielleicht hat sie zu sehr dem Experiment, dem Detailkram, der geistgereinigten Lautlehre gehuldigt, die brennenden Gedanken, die jeder Laie an sie stellt (Was ist, woher kommt Sprache? woher Dialekte? woher Sprachveränderung?), unbeantwortet gelassen und sich mehr zu einem Gelehrtensport entwickelt, vielleicht auch zu sehr das Konstruktiv-

---

Sprachwissenschaft in Frankreich, Antoine Meillet, Professor am Collège de France, in seinem 1918 erschienenen Werke *Les langues de l'Europe nouvelle* S. 294 ff. über die deutsche Wissenschaft geäußert hat.

[1] In *Neueren Sprachen* 1918, S. 274 f., schreibt Voßler über meinen 'Anti-Chamberlain': 'Am liebsten möchte Spitzer auch das Deuten uns verbieten, vor allem wohl deshalb, weil es gar so leicht in das Kritisieren und Werten hinübergleitet'. Gewiß tut es das nicht bei Voßler. Ob aber sein Schüler die in meinem Werkchen vorausgesehenen Gefahren der Deutung überwunden hat? Lerch teilt uns mit, er habe zuerst den historischen Teil in drei Seiten erledigen wollen (S. VIII) — wäre er dabei geblieben!

[2] Der Titel der Arbeit deckt sich nicht mit dieser; es handelt sich in ihr nicht um sittliches Sollen im Sinne des kategorischen Imperativs, der doch nur aus dem Innern eines Ich stammen kann, sondern nur um ein Heischen von einem Du. Richtig sollte die Arbeit heißen: 'Das französische Heischefuturum im Spiegel des französischen Nationalcharakters.'

Mathematische, das zwischen- oder übersprachlich ist, beachtet und die Einzelsprachen wie eine Algebra, ohne Ansehung der Person, will sagen, ohne tieferes Eingehen in die sprachlich niedergelegte Kultur eines Volkes, behandelt; auch ist jener philologische Betrieb, der etwa eine altfranzösische Unbedeutendheit einem neufranzösischen Dichtergenie vorzieht und in der statistisch tadellosen Lautlehre eines mittelalterlichen Textes oder in Dissertationen vom Typus 'Die Tränen im französischen Epos' das Non plus ultra der Gelehrtenforschung erblickt, mit der Linguistik in einen Topf geworfen worden; endlich hat die ausschließlich grammatisch-literarische und historische Schulung unserer Gymnasiallehrer, die von der Kultur des Volkes, dessen Sprache sie lehren sollen, nichts erfahren, ein In-der-Luft-schweben dieses Wissens verursacht — aber die Linguistik als solche trägt keine Schuld, wenn Routine und Schlendrian sie gelegentlich herabwürdigten: sie ist keine 'alte' Wissenschaft, die erneut oder auf neue Basis gestellt werden müßte. Auch ohne Revolution können wir ruhig an den Vorkriegsstand anknüpfen. Sie braucht vielleicht nur etwas zugänglicher dem Gedanken, etwas ansprechender in ihrer äußeren Form zu werden. Es ist verständlich, wenn die vom naturwissenschaftlich-historischen Betrieb unserer Wissenschaft unbefriedigte Seele nach Irrationalem strebt, aber deshalb darf man im Sprachlich-Toten nicht Seele suchen. Die Sprachwissenschaft ist bisher Kammermusik gewesen — nicht ungestraft darf man ihre diskreten Weisen in großen Prunksälen mit Bläsern aufführen (und Lerch spielt eine laute Posaune). Lieber als aufgedonnerte Resultate liefere sie das beschränkte Maß von sicheren Erkenntnissen, das sie zu liefern imstande ist! Gewiß mag es dem großen Publikum mehr imponieren, wenn man ihm sagt, die französische Tyrannei spiegle sich im französischen Futurum — als wenn man einfach konstatiert, das Heischefutur sei eine volkstümliche syntaktische Ausdrucksform, die auftauche und verschwinde, je nach dem mehr oder weniger volkstümlichen Charakter der französischen Literatur — aber es ist auch verlockender und befriedigender, mit Chamberlain in den schönsten Rassenspekulationen über Dante den Germanen zu schwelgen, als mit Meyer-Lübke einfach zu konstatieren, daß der Name Alighieri nichts für die germanische Herkunft beweisen könne. Das Glänzende ist nicht immer das Wahre! Und wenn die Schreier auf der Gasse von uns 'Glänzendes' verlangen, wo wir nur 'Wahres' bringen können, so lassen wir sie sich heiser schreien, bis gemäßigtere Zeiten von uns nur das Maß von Erkenntnissen verlangen, das wir leisten können — und es ist nicht gering! Man denke bloß an die von der Sprachwissenschaft ausstrahlende

Lehre von der wellenartigen Ausbreitung aller Kulturerscheinungen, an Wundts von der Sprachbetrachtung ausgehende Theorie der menschlichen Ausdrucksbewegungen, an die sich allmählich bahnbrechende Erkenntnis von dem Ewig-Sekundären in der Sprache, von Übereinstimmungen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten usw. Ich sehe weder die Notwendigkeit einer 'neuen' Sprachwissenschaft noch die Alleinberechtigung 'der' neuen Sprachwissenschaft Lerchs: ich sehe neben Voßlers gewiß lobenswerter, kulturell gerichteter Forschung im ganzen sogar fünf alt-neue Richtungen, die innerhalb der romanischen Philologie weiterentwickelt werden können:

die historische Richtung der Sprachvergleichung, wie sie unter den Romanisten von Schuchardt und Meyer-Lübke vertreten wird, die längst (seit 1898, dem Erscheinungsdatum der 'Romanischen Etymologien' Schuchardts) sich als Dienerin der Kulturwissenschaft fühlt und sich immer mehr entpositivieren, immer mehr vergeistigen wird (daß sie mit den 'Sachen' begann, ist richtig: sie blieb so 'sachlich');

die biologische Richtung der Dialektologie, von Gilliéron vertreten, die berufen ist, unsere ganze Einsicht vom Sprachwerden zu revolutionieren und am französischen Sprachatlas für Jahrzehnte zu arbeiten hat;

die statisch-deskriptive Richtung, die Saussure gesehen hat, die durch die Beobachtung der stilistischen Wertigkeiten, wie sie Bally betreibt, zur Einsicht in die latenten Sprachveränderungen, in das Zustandekommen der Sprachsysteme verhilft — eine Richtung, die überhaupt noch nicht über einzelne geniale Vorahnungen der genannten Gelehrten hinausgekommen ist;

die soziologische Betrachtung, von Meillet, Sainéan und Dauzat begründet, die die Sprache nach den sozialen Schichtungen ihrer Sprecher betrachtet und in der Argotforschung schon Nennenswertes geleistet hat;[1]

die philologische Richtung, die, wenn sie nur nicht Alleinberechtigung anstrebt, heute durch kenntnisreiche Männer wie Appel und Schultz-Gora vertreten wird, und die wir ebensowenig 'ausräuchern' wollen wie irgendeinen Zweig menschlichen Wissens.

Und wer weiß, ob nicht noch neue Richtungen 'entdeckt' werden? Ist es aber nicht eine Art Diktatur, alle Kanzeln niederzurennen und von einer einzigen herab zu orakeln: Haec est

[1] In der Frankf. Ztg. vom 23. 8. 1919 vindiziert Lerch auch für seine 'neue Sprachwissenschaft' die Betrachtung der Sprache 'in ihrer sozialen Funktion'. Aber gerade Lerch beschäftigt sich nicht mit der Erforschung der Sondersprachen, der Argots, mit der jene Franzosen Ernst gemacht haben.

veritas. Das ist die neue Sprachwissenschaft! Freuen wir uns, daß es noch andere Kanzeln und noch andere Redner gibt, die vorsichtiger sprechen: Quid est veritas?[1]

[1] [Ich habe diesen Aufsatz der Zeitschrift eingereicht, bevor ich die Äußerungen von Debrunner, Franz, Klemperer, Meyer-Lübke, Schultz-Gora, Voßler gelesen hatte, mit denen meine Ausführungen sich oft decken. Seitdem ist auch ein schönes Buch von E. Hurwicz, 'Seelen der Völker, Ideen zu einer Völkerpsychologie' (Gotha 1920) erschienen, das zu gedeihlichem Arbeiten auf dem Gebiet der Vergleichung der Völkerpsychen die Befolgung der 'Methode des psychischen Strukturzusammenhangs', d. h. der Verbindung aller Methoden (der sprachlichen, ökonomischen, historischen usw.), fordert und gegen die völkerpsychologischen Verallgemeinerungen polemisiert: 'Jene vulgäre Ansicht, die stets mit einfachen Sätzen arbeitet, ist schon deswegen unhaltbar, weil auch die Psyche der Völker, wie die der Einzelnen, gar manchen Widerspruch in sich hält.']

Bonn. Leo Spitzer.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Voranstellung vornehmlich des räumlichen Adverb- und Präpositionsattributs in der modernen deutschen Prosa.

Obgleich diese im weitesten Sinn des Wortes einzigartige Erscheinung ausführlicher Behandlung wert wäre, ist noch nicht einmal versucht, sie psychologisch zu begründen. Die Erscheinung ist bei modernen Schriftstellern — nicht etwa bloß in der Alltagsrede — eine keineswegs seltene und dürfte in Zukunft noch weitere Verbreitung finden. Seit Jahren habe ich mir bei allerdings etwas gemischter Lektüre einschlägige Fälle, notiert, und meine Sammlung beträgt zurzeit etwa anderthalbhundert Belege, die sich gewiß, wenn man sich Mühe geben wollte, vervielfachen ließen. Ich gebe zunächst eine Auswahl, nach den verschiedenen Typen geordnet, um nachher zu fragen, wie dieser Sprachgebrauch nach meiner Ansicht psychologisch zu erklären sei.

A I. Demonstrativadverb + Hauptwort.

1. Dort der steile Felsen, durch den ... ein Eisenbahntunnel hindurchführt, ist die Lorelei, Echo 125. — 2. Siehst du, dort rechts hinüber der dunkle Wald ist der Rindlesberg, Granit 122. — 3. Es scheinen neue Steuern eingeführt werden zu sollen, hier der Leitartikel macht seine Randbemerkungen dazu, Echo 44. — 4. Hier unsre Küche kann ich nun in- und auswendig, und drin die Stube auch, Erde 1. — 5. Hier meine Geschwister, Herr Professor, haben mir nämlich ... diesen Raum eingerichtet, Crampton V. — 6. Hier nebenan die polackschen Weiber tun einem gebrannt Herzeleid an, Heer 174. — 7. Nun auch nebenan die Villa auch leer stand, war sie in beständigem Zittern, Erde 282. — 8. Draußen der Feldwebel wunderte sich noch einmal, Presseball 167. — 9. Draußen der selige Erlöserwind rüttelt am Hause, Westermann, April 1911 (R. H. Bartsch). — 10. Drüben das weite Heideland war zu einem uferlosen See geworden, Strom (Seitenangabe zurzeit nicht möglich). — 11. Drüben der Destillateur hatte sich nun doch bis auf 45 Taler schrauben lassen, Brot, I, 72. — 12. Ich denke, Sie nehmen nebenan den Himmel (das Himmelbett), Stechlin 21. — 13. Nebenan die Bunzlauer Landwehr machte es nicht anders, Marschall 28. — 14. Hoch oben die Wipfel der alten Bäume neigten sich, Eisen 364. — 15. Rechts und links die Hecken sind hoch, Tau 141. — 16. Links das Landgestüt lag wie im Schnee begraben, und auch rechts oben Spinnerei und Strafanstalt haben ihre Konturen verloren, Heym 202. — 17. Links das niedliche Gehöft gehört einem Schwaben, Heer 30. — 18. In dem Teich wuchsen Kallas und Lilien; und ringsum die hohen Gebüsche durchleuchteten wieder Rosen, Villa I, 136. — 19. Unten die Musik dudelt immer noch, Tau 187. — 20. Ringsherum die Wälder sind grau vom Dampf und Rauch (aus einer Kriegskorrespondenz der Berl. Morgenzeitung 1916; Nummer nicht mehr zu ermitteln). — 21. Die Liebe ist nur der ... Jugend erlaubt und vielleicht uns Greisen ... Dazwischen das sehende Leben kennt sie nicht, Westermann, April 1911 (H. Mann).

A II. Demonstrativadverb + präpositionale Fügung + Hauptwort.

22. Da über ihnen das stolze Schiff ist mit der Spitze zur Erde geneigt, Westermann (nähere Angabe zurzeit nicht möglich). — 23. Geh herum, ums Haus, stöhnte der alte Mann, hinten — in der Küche — die Köchin — soll Wasser bringen, Tat II, 136. — 24. Droben in ihrem Bette die Assistentenfrau war aus tiefem Schlummer aufgeschreckt, Strecke 6. — 25. Oben in der Kammer die beiden Frauen hörten ... den Amsterdamer Zug, ib. 13. — 26. Dort am Eingang zur Station die Vertiefung unter der Unterlegsplatte der Weiche beherbergt gleichfalls ein Nest, Westermann, Juli 1912 (M. Braeß). — 27. Rechts und links von ihm die beisitzenden Richter konnten gegen seinen feinen ... Kopf nicht recht aufkommen, Nichts 138. — 28. Rechts von uns die Schützen zeigen sich schon ganz ungeniert, Spitze 224.

B. Präpositionale Fügung + Hauptwort.

29. Aber ehe es sich E. K. und ... P. versahen, war auch schon wieder über dem Torweg die graue frostige Dame mit dem Merkuriusstabe da (am Hause, wo sie wohnten und nun angelangt waren, befand sich ein solcher Schmuck), Kubinke 242. — 30. In der Ferne der mattere Streif von Grün war die Weide, Wichert 344. — 31. Wir sind seit Anfang März Nachbarn. — Sie sind unter mir der einsame Stern? (sich auf ein erhelltes Fenster beziehend), Villa II, 46. — 32. Einer geistigen Nacht entgegen gehen — das also bedeuten in meinem Kopfe die Ameisen, ib. II, 165. — 33. Unter uns die Wellen rissen den Fährnachen fast von der Kette, Klaus 24. — 34. Um ihn her die Stelle, wo das Holz lag, war windgeschützt, Petöfy 202. — 35. ... auf dem Sims zunächst bei mir eine kleine Katze hat auch die Augen zugedrückt, Nolten 150 (der einzige Fall, wo ich vor dem Hauptwort den unbestimmten Artikel gefunden habe). — 36. ... unter ihm der Stewardmaat packte die geleerte Tasse, Heimkehrfieber I, 58. — 37. Hinter ihr ihr Gatte beugte sich ... zu ihr vor, Nichts 14.

Wie ist nun dieser Sprachgebrauch zu erklären? Ich stelle zunächst fest, daß er sowohl den skand. Sprachen als anscheinend auch dem Engl. durchaus fremd ist. Es darf auch nicht auf eine den Demonstrativadverbien innewohnende Tendenz zum Vorantreten basiert werden, sonst bliebe diese Sonderstellung des Deutschen völlig rätselhaft.

Um uns zunächst über die allgemein sprachpsychologischen Bedingungen klar zu werden, die unserm Sprachgebrauch zugrunde liegen, haben wir uns solchen Sätzen zuzuwenden, die es zum Zweck haben, die Aufmerksamkeit des Angeredeten unter gleichzeitiger Angabe der Richtung auf irgendeinen Gegenstand zu lenken, und welche ich orientierende Aufforderungssätze nennen möchte.

Wenn wir zuerst einen gewöhnlichen Aussagesatz nehmen, z. B. Ich sehe draußen einen Kerl, so ergibt sich ohne weiteres, daß draußen adverbiale Prädikatsbestimmung ist. Dies könnte man freilich auf den ersten Blick geneigt sein in Abrede zu stellen, und zwar aus dem Grunde, weil der physiologische Vorgang des Sehens sich ja nicht 'draußen'

abspiele, sondern naturgemäß bei dem sehenden Subjekt selbst. Dem sprachbildenden Volksgeist aber ist eine derartige 'gelehrte' Anschauungsweise ganz fremd. Dieser faßt nämlich einfach das Sehen als eine vom Subjekt ausgehende bewegungsartige Tätigkeit auf, die den betreffenden Gegenstand trifft, was eben 'draußen' stattfindet.

Ganz anders nun, wenn wir einen Satz vornehmen wie Siehe draußen den Kerl! Hier ist draußen selbstverständlich Attribut. Die Gruppe draußen den Kerl vertritt eben ein vom Redenden schon gewonnenes psychisches Resultat, und er will nun seinerseits dem Angeredeten zu einem ähnlichen verhelfen; er wünscht die Wahrnehmung des letzteren mit Bezug auf den ihm selbst der Lage nach schon bekannten Gegenstand zu aktualisieren.

Derartige Sätze — ich nenne sie der Kürze halber O-Sätze — wären nun als Ausgangspunkt der ganzen in Rede stehenden Entwicklung anzusehen. Sie treten häufig als Fragesätze auf, sind indessen stets daran erkennbar, daß sie sich in die Befehlsform verwandeln lassen. Einen echten Fragesatz haben wir dagegen in Siehst du draußen einen Kerl? wo sich diese Verwandlung nicht durchführen läßt. Man kann allerdings sagen Siehe draußen ein[en] Kerl! Dies ist aber ein reiner Ausrufungssatz, kein Aufforderungssatz, und siehe draußen ist als eine interjektionale Gruppe zu betrachten, ganz wie das franz. voilà! Die Verflüchtigung des verbalen Gehalts geht schon allein aus dem Umstande hervor, daß der Nominativ hier mehr am Platze sein dürfte als der Akkusativ. Das Ganze ist eine gefühlsbetonte Aussage ohne jede bewußte Absicht, den Angeredeten zu beeinflussen. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß nicht eine solche Beeinflussung tatsächlich stattfinden kann.

Was nun diese O-Sätze des weiteren betrifft, so läßt sich bezüglich der Stellung des Attributs die Beobachtung machen, daß die Spitzenstellung desselben einen hohen Grad von Festigkeit erlangt hat. Dieses Verhältnis dürfte wiederum auf zweierlei Gründe zurückzuführen sein.

1. Die O-Sätze enthalten zwei Momente, einerseits das Willensmoment, das im Prädikatsverb liegt, andererseits ein theoretisches Moment, das in der Richtungsangabe seinen Ausdruck findet. Es trägt nun in solchen Sätzen erfahrungsgemäß zur schnelleren Verwirklichung des Willens des Redenden bei, wenn die Richtungsangabe der Bezeichnung des Gegenstandes selbst vorangeht. Dieser sozusagen pädagogische Zug tritt in den folgenden der Literatur entnommenen O-Sätzen besonders klar zutage:

38. Sehen Sie dort drüben am Schwanen den Schutzmann? Dürr 41. — 39. Siehst du da drinnen in der Kirche, vorn am Altar das Rote? Wallfahrt 35.

Daß hier die vorangehenden Bestimmungen attributiv gedacht sind, scheint mir unzweifelhaft, die Interpunktion deutet ja auch darauf hin. Man wird auch sagen können, z. B. dort drüben a. S. der Schutzmann ist mir bekannt und da drinnen i. d. K. v. a. A. das Rote ist das Muttergottesbild, obgleich das letztere wegen seiner Schwerfälligkeit lieber vermieden würde.

2. Dieser allgemeine Gesichtspunkt reicht indessen nicht allein hin, um diesen Hang zur Spitzenstellung zu begründen, sonst würde ja, wie oben angedeutet, eine analoge Erscheinung in den verwandten Sprachen zu gewärtigen sein. Vielmehr muß ein für das Deutsche spezifischer Umstand

mit herangezogen werden, und das kann kein anderer sein als die deutsche Sprachgewohnheit, das Objekt ans Satzende zu rücken. Dies müßte also als der eigentliche ausschlaggebende Faktor betrachtet werden, neben dem der unter 1) erwähnte als ein mehr sekundärer auftritt.

*

Wenn wir also in dem oben geschilderten Milieu das Vorhandensein von festen Gruppen haben feststellen können, ergibt sich die folgende Entwicklung ohne größere Schwierigkeit. Es ist gewissermaßen nur eine Zeitfrage, wann sie sich aus ihrer natürlichen Umgebung loslösen werden, um auf fremde Gebiete überzugreifen. Zunächst kommen wohl solche Fälle in Betracht, wo ein Urteil über etwas gefällt wird, worauf gleichzeitig, noch rein äußerlich und mittels eines Demonstrativadverbs mit oder ohne Ergänzung hingewiesen wird — zuerst wohl postverbal, z. B. ich kenne draußen den Kerl, dann allmählich in jeder beliebigen Stellung, z. B. draußen der Kerl muß ein Bettler sein, dann auch ohne Demonstrativadverb Auf dem Hofe der Kerl muß ein Bettler sein. Die letzte Stufe vertreten die Fälle, wo diese Orientierung, dieser 'Wille zur Klarheit' nicht dem Angeredeten, sondern dem Leser gilt, die demonstrative Kraft also einigermaßen abgeschwächt erscheint. Somit ist aus diesen der gesprochenen Sprache entstammenden Fügungen schließlich ein stilistisches Mittel entstanden, um der Schilderung mitunter eine gewisse Anschaulichkeit, einen sozusagen impressionistischen Zug zu verleihen. Der Sprache ist damit auch die Möglichket an die Hand gegeben, attributivische Bestimmungen um ein Hauptwort herum gruppieren zu können, was vom ästhetischen Gesichtspunkte aus natürlich ein großer Vorteil ist, welcher den vorhererwähnten Sprachen abgeht. Vgl. folgende Belege (auch oben 26, 27):

40. Drüben die Villen jenseits der Straße machten den Eindruck, als schlummerten sie, Caza 286. — 41. Nebenan die Frau Oberamtmann auf Ranzin hat sich ... verlobt, Woche 1908, H. 5 (G. Engel). — 42. Drüben das Heidekraut auf der Opitzschen Seite schimmerte rot, Quitt 70. — 43. Das war doch etwas anderes als bei seinem alten Chef die paar Schminkdosen, auf denen der Staub so hoch lag, Kubinke 23.

(Die Voranstellung ermöglicht hier auch das Aneinanderrücken von Relativsatz und Korrelat.)

Die folgenden Belege sind wohl als eine Art Zwischenform zu betrachten, die Sprache ist gewissermaßen auf halbem Wege stehengeblieben:

44. Hier rechts das Muttergottesbild, das müssen Sie sehen, Sturm IV, 177. — 45. Da nach links hin die weite Fläche mit den Weidenbüschen am Ufer, das war die Krampe, ib. 260. (Die vielen nachfolgenden Bestimmungen haben hier wahrscheinlich die Wiederaufnahme des Subjekts veranlaßt. — 46. Vor mir die See, die ist ganz wie bei uns zu Hause, Woche 1908, H. 13 (G. Engel, aus einem Briefe). — 47. ... an der Tür die beiden hölzernen Weisen aus dem Morgenlande, sie verziehen grinsend ihr Silberantlitz, Woche 1908, H. 3 (derselbe).

Ich möchte zuletzt auf einige nahestehende Fälle hinweisen, wo wir es mit dem vorangestellten Attribut eines von einer Präposition bestimmten Hauptworts oder äquivalenten Ausdrucks zu tun haben. Da ich erst kürzlich auf solche Fälle aufmerksam geworden bin, kann ich nur ein spärliches Material bieten.

48. Tretet näher, Machiavell! Ich denke hier über den Brief meines Bruders (Goethe, Egmont 103). (Der Fall scheint nicht ganz sicher, ich denke könnte auch als ich sitze und denke aufgefaßt werden, vergleiche aber den folgendn Beleg.) — 49. Ich bin mir hier über das System doch nicht ganz klar, Hofdame 119. — 50. Unten aus dem Flur kam er, Erde 11. — 51. Machen Sie, daß Sie hier wegkommen, ib. 360. (Ich fasse hier als Attribut zu weg auf, andernfalls wäre von hier zu erwarten gewesen). Und der obigen Gruppe B entsprechend: 52. So machte es z. B. Eugenie großen Spaß, zum Fenster hinauszusehen und auf der Straße über die Vorübergehenden ihre lustigen Bemerkungen zu machen, Backfischchen 121. — 53. Wo retten wir uns? An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld (Götz 521). (Dies scheint mir die einzig zulässige Auffassung dieser Stelle.)

Vergleiche übrigens solche der Umgangssprache geläufige Wendungen wie er ist hier aus der Stadt, u. ä.

In dem folgenden Belege hat diese im geheimen wirkende Tendenz zu einer sehr auffälligen Konstruktion apo koinu geführt, wie sie der nachlässigen Rede eigen ist:

54. Im Hinterhause die beiden Stübchen, die jetzt leer stehen, da kann er wohnen und wirtschaften, Pole 46. Ob der folgende Fall auch hierher gehört? — 55. Wo wohnen die Wächters eigentlich? — Großdorfer Straße. Im Eckhaus die erste Etage, Gymnasium I, 57.

In einer Menge Fälle, wo man gewohnheitsmäßig, ohne weiter darüber nachzudenken, Adverbialia sieht, scheint es mir wenigstens sehr die Frage zu sein, ob man nicht eher mit Attributen zu rechnen hat. Aber schließlich kann doch nur der Schriftsteller selbst (wenn er hinreichend sprachgebildet ist) Aufschluß darüber geben, was er im einzelnen Falle gemeint hat. Ich führe zwei Beispiele an:

56. Schon bei Beginn des Chorals hatten sich oben die Fenstervorhänge verschoben, Backfischkasten II, 28. — 57. Wär' es nun Tag, nun würde rings die Gegend vom tausendfachen Glanz der Sonne widerleuchten, Nolten 346.

*

Wie bei dem Parallelismus im sprachlichen Ausdruck des Räumlichen und Zeitlichen das eigentlich nicht anders zu erwarten ist, erscheint diese Wortstellung auch bisweilen auf die letztere Kategorie übertragen. So habe ich verzeichnet:

58. Ich bringe aber doch sehr vieles vom Konditor mit, beharrte Frau Selinger. Neulich die petits fours waren von Hövell, und jetzt das Eingemachte: französische Konserve von Lindstedt, Brot I, 196. — 59. Du darfst ganz beruhigt sein, solche Dummheiten, wie damals der Ausflug nach Rußland war, die machen wir nicht wieder, Karu 273. — 60. War seinerzeit Ihr Manöver interessant? Rodhe-Abshagen, Deutsches Alltagsleben II, 86. — 61. Jedenfalls ist ihr neulich der Konzertabend schlecht bekommen. Leopold, Im Deutschen Reich 100.[1]

---

[1] Herr Dr. Ernst A. Meyer von Stockholm bemerkt mir brieflich folgendes: 'Aus der Umgangssprache sind mir sehr geläufig Ausdrücke wie

Ich habe sogar einige auf Ursprungsverhältnisse bezogene Fälle gesammelt, von denen ich anführe:

62. Aber nun würde der Bau doch doppelt so lange dauern als vorausgesehen, denn aus Miasteczko der Zimmermann mit seinen Gesellen war nur zwei Tage erschienen, Heer 33. — 63. Und auch bei knapperer Fassung bedarf es hier doch mancher Worte, die die mündliche Rede als Ballast auswirft, man vergleiche nur aus dem Jahre 77 den prächtigen Septemberbrief Goethes von der Wartburg, Wunderlich 70, und schon Goethe selbst: — 64. Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eine Amtsschreibertochter, Werther 41.

Mit Bezug auf 62, 63 möge man das oben über beiderseitige Gruppierung Gesagte vergleichen. Das Goethesche Beispiel bringt uns die alte Wahrheit wieder in Erinnerung, daß viele Erscheinungen in der Volkssprache lebendig sein müssen, lange bevor sie in der Schriftsprache auftreten. Dieser Tatsache widerspricht ja nicht die oben gemachte Bemerkung über die moderne Verwendung dieser Wortstellung als ein bewußter stilistischer Kunstgriff.

*

Quellenverzeichnis.

Backfischchen, C. Helm, Backfischchens Leiden und Freuden; Backfischkasten, F. v. Zobeltitz, Der Backfischkasten (Engelhorn); Brot, Viebig. Das tägliche Brot (Berlin); Crampton, Hauptmann. College Crampton; Caza, Ompteda, Maria du Caza (Ullstein); Dürr. Dürr, Die Geschichte von Herrn Steinhausens Uhr (Engelhorn); Echo, Wolfram, Deutsches Echo (Stuttgart); Eisen, Viebig, Eisen im Feuer (Berlin); Erde, Viebig, Eine Handvoll Erde (Berlin); Granit, Stifter. Granit (Schw. Schulausgabe bei Norstedt); Gymnasium, Busse, Das Gymnasium zu Lengowo (Engelhorn); Heer, Viebig, Das schlafende Heer (Berlin); Heimkehrfieber, Boy-Ed, Heimkehrfieber (Engelhorn); Heym, Wasner, Studiosus Heym (Kürschner); Hofdame, Gagern-Kospoth, Der Roman einer Hofdame (Engelhorn); Karn, E. v. Wolzogen, Peter Karn (Engelhorn); Klaus, Schäfer, Klaus Hinrich Ringhoff (Schw. Schulausgabe bei Gleerup, Lund); Kubinke, Georg Hermann. Kubinke (Berlin); Marschall, H. v. Zobeltitz, Mit Marschall Vorwärts (Engelhorn); Nichts, Boy-Ed, Nichts über mich (Engelhorn); Nolten. Mörike, Maler Nolten (Die Hundert Bücher); Petöfy. Fontane. Gräfin Petöfy (Berlin); Pole, Storm, Pole Poppenspäler (Schw. Schulausgabe bei Norstedt); Presseball. Wasner, Der Presseball (Engelhorn); Quitt, Fontane, Quitt (Berlin); Spitze; P. O. Höcker, An der Spitze meiner Kompanie (Ullstein); Stechlin, Fontane, Stechlin (Berlin); Strecke. Burg, Strecke frei (Kürschner); Strom, Paul Heyse, Gegen den Strom (Volksausgabe. Stuttgart und Berlin); Sturm, Fontane, Vor dem Sturme (Berlin); Tat. Remin, Ein Genie der Tat (Engelhorn). Tau. Viebig. Vor

---

die folgenden: Gestern das Konzert war wirklich wundervoll, Nach dem Mittagessen so eine Zigarre ist doch was Schönes', und als Parallelen zu meinen 'Zwischenformen' gibt er Morgen der Ball. ich freu mich schon so darauf. Jeden Tag von zwei bis drei das Geklimper, wenn das nur einmal aufhören wollte.

Tau und Tag (Berlin); Villa, R. Voß, Villa Falconieri (Engelhorn); Wallfahrt, Viebig, Margrets Wallfahrt (Wiesbadener Volksbücher); Westermanns Monatshefte; Wichert, Wichert, Litauische Novellen I, (Dresden); Goethes Werke (Reclams Auswahl); Leopold, Im Deutschen Reich (Stuttgart); Rohde-Abshagen, Deutsches Alltagsleben (Fritzes Verlag, Stockholm); Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt (Weimar u. Berlin); Die Woche.

Gävle (Schweden). Arvid Smith.

Zur Vita Ceolfridi Gyrvensis.

Coelfrid starb auf der Romreise, durch die der Codex Amiatinus aus Nordhumbrien nach Rom kam, zu Langres im Gebiet Gangulfs 716. Beda entnahm den Todesbericht der Vita Ceolfridi (ed. Plummer I 380. 400 ff., II 369 f., 376). Diesen Gangulf hält Levison (*Mon. Germ., SS. Merowing.* VII [1919] 143 f.) für wahrscheinlich nicht identisch, aber verwandt mit dem Märtyrer von Varennes, dessen *Vita* er (a. a. O.) herausgibt.

Berlin. F. Liebermann.

Ein Nordfranzose über die Angelsachsen um 625.

Zu Alcuins *Vita s. Richarii Centulensis* (ed. Krusch *Monum. Germ., SS. Meroving.* IV [1902] 381) ist die Quelle, ein Heiligenleben, von einem Mönche von St. Riquier (nördl. bei Abbeville) etwa 690—700 verfaßt, entdeckt worden. Es erzählt: jener heilige Einsiedler empfing so viel Almosen, *ut captivos redemere potuisset; sua cogitatione disposuit, ut ultra mare in Saxonia captivos redemere properaret. Videlicet in Saxonia perrexit; Christum in quo valuit ibidem predicavit, captivos ibidem redemit* (Ed. Krusch ebd. VII [1920] 448). Die Nachricht läßt sich nicht genauer als etwa 610—630 datieren und auf Britanniens Süden nur mit Wahrscheinlichkeit beziehen, darf aber doch wohl als Beleg gelten, wieviel Heiden es damals dort noch gab, und daß Christen aus Frankreich dorthin verkauft waren. — Britannien oder dessen Süden nennt der Verf. 'Sachsen'; vgl. meine Gesetze der Angelsachsen II 283.

Berlin. F. Liebermann.

Zum Namen 'Angelsachsen'

bietet einen frühen Beleg die *Vita Bertuini*, die zu Malonne bei Namur im 9. Jahrh. entstand. Sie beginnt: *Vir venerabilis vitae, inclytus pontifex Bertuinus, ex provintia Anglisaxonias oriundus fuit. ... Miserunt eum parentes eius prudentissimis viris litteris edocendum in monasterium quod vocatur Otbellum, et ipsum monasterium eiusdem sancti viri Bertuini erat hereditas atque possessio.* Der Herausgeber W. Levison erklärt es als Outwell in Norfolk; *Mon. Germ., SS. Merowing.* VII (1919) 178.

Berlin. F. Liebermann.

Spenseriana.[1]

I.

Of foremost interest was a copy of the *editio princeps* of *The Faerie Queene* (the earlier issue of the book, before the Sonnet to Lord Burleigh

[1] Read in The British Academy, 29. Nov. 1907. This reprint was prepared in spring 1914.

had been added,[1] which appears from internal evidence to have been Spenser's own copy. On the title-page of this volume,[2] which was submitted to the meeting, among other inscriptions, are the words *Προσ αυτον*, which struck me, on seeing the page, as having the force of *ad se*—that is, 'from the author to himself'. The Greek is unmistakably in the late sixteenth-century hand, the capital *Π* pointed at the top. The phrase can only mean, in the opinion of all those with whom I have consulted, that the particular copy had been reserved by the author for himself. The late Sir Richard Jebb took this view, and, with reference to the writing, enthusiastically declared it to be 'the Greek of a poet and dreamer of the Renaissance'.[3] Spenser and his circle of friends were addicted to the use of occasional Greek, as may be seen from the letters which passed between him and Gabriel Harvey, who frequently wrote a Greek word or two on the title-pages of his books.

Other notes on the title-page of the Spenser volume are two lines (running along the left-hand margin) evidently in memory of Spenser:—

In life, and death, most strickt in writ(e)/ accord,
he liud, hee dide, y^t^ seruant of ye Lord;[4]

while in the right-hand corner are the initials D. S. and T. B., bracketed together, the D being changed from some other letter. At the bottom of the page is the statement, 'mr iohn borlace gaue mee this booke / 1630', probably to be identified with John Borlace the son of Sir John Borlace who in 1633 was appointed Master of the Ordnance of Ireland: his other son Edmund was the famous historian of the Irish Rebellion; this Borlace family was also connected with the Isham family. But there were many ramifications and branches of the Borlace family.

In addition to these manuscript notes on the title-page, towards the end of the volume, on the blank left-hand page facing Spenser's letter to Sir Walter Raleigh, are written the following lines:—

A sa mistresse.

Happy ye leaves when as those lilly Hands
That houlds my life in hir deaddoing might
Shall handle you and hold in Loves swete bandes
Like captives trembling at ye victors sight.

Happy ye lines when as with starry light
Those lamping eies shall deigne on you to looke
And reade the sorowes of my dieng spright
written with tears in harts close bleedinge book.

Happy ye rymes bathde in ye facred brook
of Helicon whence shee derived is
when as you shall beholde yt angells looke
my soules longe lacked foode my heavens blisse.

---

[1] See § IV.

[2] The quarto was bought by me from Mr. Robson, who bought it at Sotheby's in 1900. It is half an inch taller than the quarto as issued—to judge by extant copies, and especially by a copy in the original vellum binding also in my possession.

[3] The word *προς* is written, in a slightly later Greek hand, a second time under *αυτον* the difference in the caligraphy of the word repeated is noteworthy.

[4] i. e. in right accord, he lived, he died, that servant, &c.

Leaves, lines & rymes seeke her to please alone
Whome if you please I care for others none/.

The lines undoubtedly represent the first form of Sonnet I of Spenser's *Amoretti,* and, apart from their supreme fascination from many points of view, are of great value as illustrative of Spenser's method and style of writing, and as throwing light on the history of the Sonnet sequence, addressed by Spenser to Elizabeth Boyle, to whom he became devoted about 1591-2, soon after the publication of the first three books of *The Faerie Queene,* and whom he married in 1594. The *Amoretti,* together with the *Epithalamion,* licensed for publication in 1594, appeared in 1595. It would seem therefore that Spenser sent his own copy of *The Faerie Queene* to the lady who at last was to displace his earlier love for 'the widow's daughter of the Glen', inscribing therein the Sonnet, which was subsequently to form the prelude to the whole sequence of the *Amoretti.* The changes introduced in the printed form clearly indicate later revision.[1] Thus now for the first time the real force and meaning of the first Sonnet are made clear—namely, that it refers to 'leaves, lines, and rimes' of *The Faerie Queene,* and was written to ask the lady's acceptance of the book, the progress of which, we learn from the *Amoretti* (cp. Sonnets xxxiii; lxxx), was impeded by the distractions of his wooing.

II.

So far no scrap of poetry in Spenser's handwriting had been discovered, although there are several official State documents with at least nine signatures of Spenser extant. The result of my investigations as to Spenser documents among the *Irish State Papers* was to add at least one document to the two already accepted as being holographs (viz. the Record Office 'Reply to Commissioners on Plantation of Ulster', 1589:[2] and the undated deed, of about the same time, in the British Museum, Add. MS. 19869).[3]

[1] *Amoretti,* Sonnet I:—

'Happy ye leaues when as those lilly hands,
which hold my life in *their* dead doing might
shall handle you and hold in loues *soft* bands,
lyke captiues trembling at the victors sight.

And happy lines, *on which* with starry light,
those lamping eyes *will* deigne *sometimes* to look
and reade the sorrowes of my dying spright,
written with teares in harts close bleeding book.

And happy rimes bath'd in the sacred brooke,
of Helicon whence she deriued is
when *ye* behold that Angels *blessed* looke,
my soules long lacked foode, my heauens blis.

Leaves, lines and rymes, seeke her to please alone,
whom if *ye* please, I care for *other* none./

(Words in italics indicate the differences between the two versions.)

[2] Cp. *State Papers,* Irish, cxliv, 70; *Cal. State Papers,* Irish, 1588-92, ed. Hans Hamilton; 1598-9, ed. E. G. Atkinson.

Some of the endorsements of documents, among those bearing his signature, may well be in Spenser's handwriting.

[3] The document was purchased 'among a number of other Roche papers from James Roche, of Cork, in 1854' (cp. *British Museum: Series of Autographs*).

I would claim as a Spenser holograph an important indictment against his enemy Lord Roche, hitherto unrecognized as such, owing to interpolations between the clauses by another hand.[1] This, a two-paged paper, dated October 12, 1589, belongs to the same year as the other papers, and is actually about the same time as Spenser's departure with Sir Walter Raleigh for London, the two causes that took him there being the publication of *The Faerie Queene*, and 'private affairs'. The handwriting of the Sonnet *A Sa Mistresse* is written with greater care, and is more ornate than the writing of the documents; the heading is in the Italian hand with the long double *ʃʃ*, reminding one of Spenser's characteristic signature; whereas the Sonnet from the third to the fourteenth line is in the old English hand, the first two lines are in an artificial writing, italic for the most part, but with a picturesque Gothic *a* in the word *deaddoing*. No form of writing could more characteristically reflect the varying elements of Spenser's poetry. The cumulative evidence afforded by the volume, together with questions of date and style, all tend to confirm the conclusion, that here we have Spenser's own copy of *The Faerie Queene*, sent by him *A Sa Mistresse*, enriched with these dedicatory lines, which in revised form were to stand as the first of the long sonnet-sequence published later under the title of *Amoretti*. He seems to have kept true to the triumphant assertion in the closing lines of the Sonnet, for when in 1596 the second edition appeared of Books 1 to 3 of *The Faerie Queene*, the Dedicatory Sonnets to Noble Lords and Ladies, inserted in the first edition, were omitted.

III.

Another volume submitted to the meeting threw new light on Spenser's history at the time he was writing *The Shepherd's Calendar*. The volume, a collection of books of travel bound together and annotated throughout, belonged to Gabriel Harvey,[2] Spenser's great friend. One of the items in the

---

[1] Messrs. Walker and Cockerell photographed for me these Spenser documents. In sending me the facsimile of the last lines and signature of this indictment Mr. S. C. Cockerell (now Director of the Fitzwilliam Museum, Cambridge) made the following observation:— 'A note on one of the photographs which I have disfigured with red ink is *very like* that of the sonnet, but this does not seem to be in Spenser's autograph. At any rate it is very different from the note enclosed in a line at the foot of the page.' On looking into the matter, I discovered that 'the note disfigured' was one of the main clauses of the indictment; that it was in the same handwriting as the indictment generally; while the 'note enclosed' was in a different hand, probably in that of the interpolator of the persons named (inserted between the items). There could be no doubt that the indictment was in the same hand as the two documents accepted as Spenser's holographs. Mr. Cockerell's observation was singularly helpful, more especially as the document at first sight did 'not seem to be in Spenser's autograph'. Hence it escaped the notice of the authorities and those who described the records. When once the whole document was reproduced there could be no question on the point. Later on I hope to publish all these Spenser documents, together with facsimiles of other documents of Spenserian interest.

[2] The collection contains the following items:—(i) Twine's *Survey of the World (First written in Greek by Dionise Alexandrine)*, 1572; evidently Gabriel Harvey's in 1574; carefully read and briefly annotated by him; (ii)

collection is 'The Traveiler of Ierome Turler, imprinted at London 1575', and the title-page bears in Gabriel Harvey's handwriting the following statement:— 'Ex dono Edmundi Spenseri, Episcopi Roffensis Secretarii, 1578.' From this we now definitely know that Spenser's September Æglogue of *The Shepherd's Calendar,* where he speaks of himself as 'Roffy's Boy', has reference to the office he held under Dr. Young, Master of Pembroke Hall, Cambridge, Spenser's own college, created Bishop of Rochester in 1578; Spenser evidently was at once appointed secretary to the Bishop, an office no doubt gained for him at Gabriel Harvey's suggestion, to withdraw him from 'the northern soil that bewitched him', as referred to in the June Æglogue, and as E. K., Spenser's friend, states in his gloss to the passage. Gabriel Harvey's gift book from Spenser gives the long-sought clue to questions affecting date and interpretation of *The Shepherd's Calendar.* The tale of the Wolf and the Lamb may well refer to the history of Thomas Watson, the Romish bishop of Lincoln, who in January 1578-9 was committed to the keeping of the Bishop of Rochester, and caused difficulties. Incidentally, also, the reference is of interest, in connexion with the printed letters between Spenser and Gabriel Harvey, and more especially Spenser's Latin poem of October, 1579, referring to his approaching voyage and to Harvey's safe return from journeying abroad. In the Bodleian Library there is a copy of the romance of *Howleglas,* given to Harvey by Spenser on December 22, in this same year, 1578, and Harvey has noted the quaint conditions of the gift (see Macray's *Annals of the Bodleian*).

Prefixed to Harvey's small collection of travel book are some seven pages of notes in his handwriting dealing mainly with the place of astronomy in poetry. Starting with the astronomical descriptions in Chaucer and Lydgate, 'fine artists in many kinds, and much better learned than our modern poets', he adduces various illustrations, and includes two interesting references to Spenser, one in Latin, the other in English:—

'Sæpè miratus sum, Chaucerum et Lidgatum tantos fuisse in diebus illis atsronomos. Hodiernos poetas tam esse ignaros astronomiæ: præter Buclæum, Astrophilum, Blagravum, alios perpaucos, Uraniæ filios.

Pudet ipsum Spenserum, etsi Sphæræ astrolabiique non planè ignarum; suæ in astronomicis Canonibus, tabulis, instrumentisque imperitiæ. Præsertim, ex quo vidit Blagraui nostri Margaritam Mathematicam.'

'It is not sufficient for poets to be superficial humanists; but they must be exquisite artists, and curious universal scholars; Mr. Digges hath the

---

The Post of the World, 1576; 'Gabriel Harvey, 1580' (on title-page) — annotated; (iii) the 1576 edition of Richard Grafton's *Brief treatise conteyning many proper Tables and easie rules*; bought by Harvey at York in August, 1576; '*Gabrielis Harveii et amicorum*: one of my York pamphlets, 1576: then fitt for mie natural and mathematical studies, and exercises in Pembrooke hall'; carefully read and annotated; (iv) *The Traveiler,* Spenser's gift; carefully read and annotated by Harvey, who at the end writes the following statement, 'Legi pridie Cal. Decembres, 1578'; (v) *The Breviary of Britayne,* 1573; 'ex dono Mri Browghton, Christensis, i. e. Dr. Hugh Broughton, Fellow of Christ's College, Cambridge, the famous divine and rabbinical scholar, satirized by Ben Jonson in *Volpone* and *The Alchemist.*

The references in Gabriel Harvey's notes to the *Shepherd's Calendar* are not to Spenser's *Calendar,* but to the popular book which suggested to the poet the title of his work.

whole Aquarius of Palingenius by heart, and takes much delight to repeat it often. Mr. Spenser conceives the like pleasure in the fourth day of the first Week of Bartas which he esteems as the proper profession of Urania.'

These words of Harvey recall Spenser's enthusiasm for Du Bartas, whom he addresses in the *L'Envoy* to Bellay, at the end of *The Ruins of Rome:*—

'And, after thee, gins Bartas hie to rayse
His heavenly Muse, th' Almightie to adore.
Live, happie spirits, th' honour of your name,
And fill the world with never dying fame.'

IV.

The Paper concluded with observations on Spenser's bibliography in respect of *The Faerie Queene* quartos; the folios of Spenser's works; the MSS. of *The View of State of Ireland*, &c.

(1) There are two forms of the *editio princeps* (1590) of *The Faerie Queene*—(*a*) with the pages at the end properly numbered, but not containing the Sonnet to Burleigh; (*b*) with pages 601-4 cancelled, and new pages (unnumbered) inserted between 600 and 605,[1] with the Sonnet to Burleigh in its proper place, according to oder of precedence, viz. immediately after the Sonnet addressed to the Lord High Treasurer. Spenser's feeling of resentment towards Burleigh is well known. Sir Walter Scott protests against the Sonnet's 'most flattering strain of adulation'. Evidently it was only at the urgent appeal of friends that the poet, contrary to his own feeling, consented to add the Sonnet. The earliest copies—only a very few are known—are without it.[2] (2) In close connexion with Spenser's attitude towards Burleigh must be considered the bibliographical problem in respect of the publication of *Mother Hubberd's Tale.* Issued originally in the volume of *Complaints,* 1591, 'called in' because of its caustic satire, it was not reprinted till 1612. It was not actually included in the 1611 first folio collected edition of 'the works of England's Arch-Poët Edmund Spenser', though often found inserted in that folio, but with a separate title-page dated 1612.[3] Robert Cecil, Earl of Salisbury, Lord Burleigh's son, died May 24, 1612. Evidently during his lifetime the publishers could not obtain permission to print the offensive poem. Copies were made by hand; hence the 1607 MS., used by Grosart, now in the writer's possession.

I. Gollancz.

[1] There is hopeless confusion in the placing of these pages in the old copies, and consequently in modern editions of Spenser. Grosart's arrangement is altogether wrong; that of the *Globe* edition is not quite so bad. The poet had to be particularly careful to give the Lord High Treasurer his proper place. In the 1611 folio, and those printed from it, the Burleigh Sonnet is in its right position, but the last two Sonnets, 'to Lady Carew' and to 'the Ladies at the Court', are not found. Evidently the last page was missing from the quarto from which the Sonnets were printed. The folio of 1679 is correct.

[2] Cp. Nash's *Pierce Pennilesse his Supplication to the Devil,* where in a sonnet, praising *The Faerie Queene,* the omission of a 'renouned lord' from the list of those honoured by Spenser is specially deplored.

[3] In some copies the '2' is altered with printer's ink to look like '1', so that the date may harmonize with the date of the other pieces in the folio.

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 9—22).[1]

9. Das im Sw. 1, 130 verzeichnete *basan (bazan)* dürfte mit *vilan* gleichbedeutend sein; stellt doch Gaudi, Gr. 13, 2, Hs. *a*[1] Nr. 320, Str. IV der *donzella bazana* die *richa castellana, domna d'aut barat* gegenüber. Auch bei Marcabru (ed. Dejeanne) 7/53 und 19, 72 wird man das handschr. *bazan* nicht erst mit Lewent, Zeitschrift 37, 321 u. 337, zu ändern brauchen und die von Levy zitierte Stelle *jois es entrels francs faillitz, Tornatz de basan en bertau* so verstehen können, daß die Lust unter den Edlen gänzlich geschwunden sei, nachdem sie aus einer niedrigen zu einer jämmerlichen geworden ist, sich also immer mehr verschlechtert hat.[2]

10. In den Wörterbüchern fehlt noch das Adv. *celadetamen* (vgl. dazu *suavetamen).* Es findet sich Gr. 167, 44 v. 9 in den Hss. *O* (Nr. 147) und *a*[1] (Nr. 287); in MW. 2, 99 und *A* (Nr. 529) steht dafür *tot celadamen.*

11. Unter *comensar*, Sw. 1, 295b lese man an der 'nicht recht klaren' Stelle G. Riquier 70, 135 ff. (MW. 4, 106), v. 135 *Enaisi* und v. 137/8 *E mande·m, si o vol omais O que d'aisi enan m'eslais* und übersetze: 'So beginnt mein Lob bei meiner Herrin, und sie möge mich wissen lassen, ob sie das (mein Loben) nunmehr gutheißt oder auch gestattet, daß ich von jetzt an meinen Wünschen die Zügel schießen lasse'.

12. Dem Belege Sw. 2, 201b aus Appels Ined., S. 298 v. 41 möchte ich diese Gestalt geben: *Selh ... Per mos digz a fort blasmamens, Devinails per que·m* (oder *Per que devinails) desferm. Ni cum? Vau fis? Fals, a ssertz, Quar ...*, was dann bedeuten würde: Der Verleumder wird durch meine Worte sehr getadelt, durch die ich eitles Gerede zunichte mache. Aber wie? Gehe ich sicher? Gewiß, du Falscher, denn ...

13. Ein weiteres Levy im Sw. 3, 349 unter *'estric?'* erwünscht scheinendes Beispiel für *estrit* 'Streit' begegnet im Reime bei R. d'Aurenga, Gr. 389, 21: *C'ab precs ni merces ni estriz Re no·i conqier.* Die Hs. *a* (Rv. l. r. 45, 217a) hat *estriz* (: *falhiz), N*[2] aber *destritz, D: destriç*, und wenn sich in *A: destrics* findet, so stützt diese Lesart Levys Vermutung, daß in seinem Zitat *estrit* für *estric* in Frage komme.

14. Die Konjektur im Sw. 3, 355a *estrunat* für *estrimat*, v. 20 von G. Rainol, Gr. 231, 1, wird durch *D* bestätigt. Das Zitat, in dem man hinter *mercat* ein Kolon setze, ergänze man durch den v. 23: *Genser de leis non debana filat.*

15. Bei *gardar* könnte man im Sw. 4, 55 hinter Nr. 8 außer *no gardar cora* + Ind. (siehe Schultz-Gora, Prov. Studien I, 75 zu 60, 3) noch *no gardar lo temps (la sazo) que (... no)* + Konj. einfügen, das aus Bertran de Born, ed. Stimming,[1] 20, 25 zu erschließen ist, und zwar hätte diese Wendung da den der Bedeutung von afz. *ne garder l'eure (le terme) que (... ne)* 'es mit etwas eilig haben' (s. Schultz-Gora, Zwei afz. Dichtungen[3], S. 156 zu 286 und Archiv 139, 118 f.) ähnlichen Sinn: 'großen Eifer auf etwas verwenden'. Der bereits

[1] Nr. 1—8 siehe Archiv, Bd. 139, S. 87—89.

[2] Vielleicht wäre so auch ein von *baut*, fem. *bauda* gebildetes *baudan* anzunehmen und unter *esbaudanar* im Sw. 3, 133 *Cortezia n'es baudana* zu schreiben.

in der Verfolgung seiner Widersacher begriffene Dichter sagt nämlich *E no·i gart (Eu non gardi* DFIK) *diluns ni dimartz Ni setmanas ni mes ni ans Ni·m lais per abril ni per martz Qu'ieu non tracte (serque* DFIK) *cum venha dans A celz que·m fan tort* und meint doch wohl, er sei eifrig und unablässig damit beschäftigt[1] (oder suche), denjenigen Schaden zuzufügen, die ihm schaden. — Die Bedeutungsentwicklung kann man sich dabei etwa so denken: Ich achte nicht auf den bestimmten Zeitpunkt, daß etwas geschehe (vgl. Archiv 139, 119 oben), die Zeit dafür ist mir gleichgültig, jede Zeit ist mir für die Ausführung recht, ich habe es eilig damit, säume nicht damit, bin eifrig dabei. Und wie nach 'nicht säumen' *que* ... *no* steht (s. Diez, Gramm. 3, 426), so ist auch hier, wo sich überdies *no gardar (lo temps) que* mit *no laissar que* verbindet, dem Verbum des *que*-Satzes die Negation beigefügt.

16. Zu dem fraglichen Verbum *gradar*, Sw. 4, 159, ist zu bemerken, daß in dem Gedichte des R. de Miraval, Gr. 406, 13 v. 8 (Bartsch, Chrest.[6] Sp. 167, 22) die Hss. *P* (Arch. 49, 312a) und *S* (MG. 1085) *Et gradu vos* für sonstiges *Et (Mas) agrada·us* aufweisen.

17. Für *maisansa*, dessen Existenz im Sw. 5, 34b bezweifelt wird, könnte in dem dort und Sw. 2, 212a angeführten Satze aus Joyas S. 106, Z. 17 (Bartsch, Chrest.[6] 429, 11) *L'erguelhs d'Angles es tornatz en maysansa Per nostras gens, que tost l'an abaysat* ursprünglich *mermansa* in der Bedeutung 'Mutlosigkeit, Verzagtheit' gestanden haben, zu der *amermar* 'klein machen, ducken' in Stimmings Glossar zu BBorn zu vergleichen wäre.

18. Im Sw. 6, 150, 9 füge man *pauc ni ges* hinzu, die Variante von *C* und *R* für *pauc ni pro* bei Gui d'Uisel, Gr. 194, 12, 29, Dichtgn. der Trobadors S. 107.

19. Die Wörterbücher enthalten *sobrefort*, aber nicht das Adv. *perfort* 'in sehr hohem Grade'; in den Hss. *G* und *H* für Gr. 173, 2 II (G. de Poicibot) heißt es nämlich: *una desconoissen Amici perfort qar (e* G) *crezia Qu'ilh agues de beutat flor.* Die Hs. *A* hat da *mout fort car* und Raynouard, Choix 3, 365 *per so quar.*

20. Die Verse des B. d'Alamanon 8, 40/1 im Sw. 7, 210 Nr. 7 *E si* (oder *s'i*, übers Meer) *pason apoderadamen, Remanra tot so c'om de lur repren* gehören m. E. zu *remaner* Nr. 5, wo schon ein Beispiel desselben Dichters angeführt wird. Es ergäbe sich dann der Sinn, in diesem Falle werde alles unterbleiben, was man (gegenwärtig) an den Königen auszusetzen habe, jeder Tadel werde dann wegfallen.

21. *Rezegar* (ohne Bedeutung), Sw. 7, 330a ist doch wohl = it. *risicare, rischiare* 'Gefahr laufen' (vgl. ebenda *rezegue* 'Gefahr, Risiko'), so daß Levys Beleg, der Schluß von Peirols Sirventes Gr. 366, 28 (MW. 2, 10), bedeuten würde: 'Und außer der Schmach habt ihr dabei alle den Schaden, daß unsere Lehre *(leys)* in große Gefahr gerät.'

22. In dem Zitat Sw. 7, 780 *E vos, bella douz' amia, Vas cui solci noit e dia* ist *solci* in der einzigen Hs. *O*, wie ich glaube, nur verschrieben für *soplei.* Beispiele für *soplejar vas sa domna* siehe Sw. 7. 821/2.

Berlin. Adolf Kolsen.

---

[1] *tractar* 's'occuper de, s'appliquer à' (Pet. dict.); 'verhandeln', wie Stimming das Wort im Glossar deutet, scheint hier nicht am Platze.

Ital. *farfalla* 'Schmetterling'.

REW 6211 heißt es: 'Das Verhältnis von mazed. *pirpirună*, megl. *piperigă*, *piperugă* ... einerseits, von ital. *farfalla* zu PAPILIO andererseits ist unverständlich'. In lautlicher Beziehung kommen aber die vom REW selbst angeführten aital. *parpaglione* (ich finde übrigens für dies Wort nur die Bdtg. 'Zelt', dagegen *parpalione* 'Schmetterling'), frz. *parpaillot*, gard. *parpall'* mit dem *r*, franche-comté *pãfirõ* mit dem *f* sehr nahe. Auch kann wie ein *palpebra* > *palfebra* (REW 6176) so ein *parpaillon* > *parfaillon* (cf. die franche-comté-Form) dissimiliert werden und nun wieder mit Assimilation ein *farfaill* zustande kommen; vgl. umgekehrt zur *farfár*-Sippe gehöriges mallork. *perfant* (*f — f* > *p — f*). Das *farfaill-*, das die Überleitung von frz. *papillon*, südfrz. *parpaioun* zu ital. *farfalla* bildet, haben wir in schweiz.-frz. *farfaillet* (Rolland *Faune pop.* III, 313), bask. *uli-farfaila* (das García de Diego, *Rev. d. fil. esp.* 1920, 127, anders erklärt). Auch semantische Einflüsse spielen mit: Einfluß von *phalaena*, das in ital. Mundarten in volkstümlicher Form (*b*-Anlaut!) erhalten ist, wird man nicht heranziehen dürfen, wohl aber kommt die stete Vermischung mit der Sippe von arab. *farfār* 'leichtsinnig, geschwätzig' (REW 3194)[1] in Betracht: besonders neap. *farfariello* 'Teufel', siz. *farfareddu* 'unruhiges Kind', tosk. *farfarello* 'Irrwisch', frz. *farfadet* 'Kobold' (mit Einfluß von südfrz. *fado* 'Fee'). Man könnte versucht sein, mit Dict. gén. südfrz. *parpalhau*, frz. *parpaillot* 'partisan de Parpaille, sobriquet qu'on donnait aux calvinistes' hier anzureihen, wenn man Sprüche wie den bei Mistral belegten dauph. *Eiganaud, Parpalhau, Manjo lou diable sène sau* berücksichtigt: Jean Perrin, Herr von Parpaille genannt, wurde wegen seines Übertritts zum Kalvinismus 1562 in Avignon enthauptet (vgl. bei Rabelais *fille du roy des Parpaillots).* Also 'Schmetterling' > 'Kobold' > 'Ungläubiger'. Der in seinen Anfängen kalvinistisch gestimmte Rabelais gebraucht ganz ähnlich *farfadet* und *larves* von den ihm verhaßten Bettelmönchen, was vom schwärmenden 'Kobold' ausgeht (*Rev. d. ét rab.* 8, 144 f.). Ital. *farfalla* kann um so eher sein *f-* von dieser auch lautlich koboldartig herumgeisternden Sippe empfangen haben, da dem Schmetterling oft dämonische Kräfte zugeschrieben werden. Hierüber belehrt uns der schöne Exkurs II 'Vom Seelenschmetterling' in Günterts Buch *Kalypso* (Halle 1919), bes. S. 223: 'Nicht nur als Seele [*l'angelica farfalla* bei Dante] wird der Schmetterling gedacht, sondern als Gespenst und Dämon, dessen Er-

---

[1] Ich möchte bemerken, daß wohl arab. *farfar* selbst elementarverwandt mit den romanischen Wörtern ist, ich erwähne nur das hebräische פלפל (jüd.-dtsch. *mĕfalpel sein*), der 'Terminus technicus für das halachisch-talmudische Disputieren und Debattieren, also für das Hinundherdrehen, Hinundherreden' (Grünbaum, 'Gesamm. Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde' S. 320, der in diesem Zusammenhang auch das arab. *farfar*, ngr. *φαρφαράς* und die romanische *farf*-Sippe erwähnt und zusammenfassend S. 327 äußert: 'Leicht bewegliche Halt- und Charakterlosigkeit, Geflunker, Rodomontade und Vielschwätzerei liegen nicht weit auseinander, und so finden sich überall ähnliche Reduplikationen zur Bezeichnung des einen oder des anderen'). Daher würde ich ein onomatopoetisches *farf- forf-* ansetzen, zu dem auch *farfouiller* (REW s. v. *fodiculare*) innerlich gehört. Mit *farfullar* bringt Munthe *Anteckningar* usw. astur. *parpayuela, falpachar* 'Wachtel' usw. zusammen, wobei wieder *f-f, f-p, p-p* abwechseln.

scheinen meistens nichts Gutes bringt: Hexen, Zwerge, Elbe, Maren — wie sie alle heißen, die einstigen Todesdämonen, sie können sämtlich in Schmetterlingsgestalt erscheinen': vgl. etwa aus Günterts Material die Bezeichnungen *Milchdieb* für 'Hexe' und 'Schmetterling', im Inntal *Hexe* 'Nachtschmetterling', bayr. *Schrat* 'Schmetterling', slov. *veša* 'Irrlicht, Hexe, Schmetterling'. Letzteres stimmt genau zu dem Paar *farfarello* — *farfalla*,[1] und so hat denn Güntert das Richtige getroffen, wenn er S. 226 schreibt: 'Neben italien. *farfalla*, *farfalleta* (lies *farfalletta*) 'Schmetterling' steht *farfarello* in der Bedeutung 'Poltergeist, Kobold'.'[2] Jede Zuweisung eines dieser Wörter zu e i n e m Stamm ist offenbar unrichtig: sie sind siamesische Zwillinge, die nicht auseinandergerissen werden dürfen, vgl. noch südfrz. *parpaiouná* 'papilloter, en parlant des geux', siz. *parpagghiari* 'Blinzeln' (der Augenwimpern) mit *farfantello* 'berlue, éblouissement, miroitement'. In solchen Fällen ist die Vermischung so stark, daß die Wortindividualitäten vollkommen erschüttert sind. Es liegt in der Natur unserer Bücher, vor allem ihres äußerlichen Formats, daß in einem etymologischen Wörterbuch das tatsächlich Verbundene äußerlich getrennt werden muß: die sachgemäße Darstellung des romanischen Wortschatzes müßte ja jeden Artikel (jede Wortsippe) als Zentrum eines Kreises fassen, der mit (mehr oder weniger) allen Kreisen verbunden wäre, womit sich die Artikel von selbst auflösten. Das etymologische Wörterbuch mit seinen Stichwörtern kann trotz aller Verweise innerhalb desselben von der Wirklichkeit nur ein künstlich vereinfachtes Bild geben, jeder Artikel ist nur das Zentrum eines Kreises, dessen Umfangslinien im Unendlichen verschwimmen, ja ein Zentrum, das selbst nur ein Bündel von ausgestrahlten Wörtern früherer Epochen darstellt: jeder Artikel des REW ist sozusagen, um eine kühne Bildung zu wagen: ein emaniertes Emanationszentrum. Auch log. *fagefarina* 'Schmetterling' (REW 3128 s. v. facere), das Güntert mit bayr. *Milimaler* vergleicht, wird wohl erst sekundär zu *fagere* + *farina* umgedeutet sein. Gewiß wird der Schmetterling auf weitem Gebiet als 'Müller' bezeichnet (wegen des Flügelstaubes), aber warum heißt er im Sardischen nicht einfach 'Müller' wie etwa im Sulzberg (REW s. v. *molinarius*)?

Noch eine andere Möglichkeit! Vielleicht ist lt. *papilio* — neuital.

---

[1] Man beachte, daß das heute mehr heiter empfundene frz. *papillon* in der Literatur durch das weniger spielerische, gelehrte, daher exotisch und schwer klingende *phalène* 'Nachtschmetterling' ersetzt wird, wo die D ä m o n i e des Schmetterlings gemalt werden soll.

[2] Für Italien verweise ich auf die gespenstische Auffassung des Schmetterlings, von der Bastanzi, 'Le superstizioni delle alpi venete' (Treviso 1888) S. 203 s. v. *Pavei* berichtet:

'Anche questi insetti sono benedetti da Dio, e non bisogna distruggerli. Ognuno comprende tosto il grave danno che può recare all'agricoltura questa superstizione. Le più rispettate fra le farfalle sono quelle grandi a macchie rosse ... che figurano anime de purgatorio e pronosticano con la loro comparsa persino la morte e gli accidenti secchi.

Si crede in Cadore che una farfalla di quest'ultima specie abbia la virtù di smorzare per tre volte consecutive il lumicino in una stalla, ed in questo caso le donne che si trovano in filò scappano via perche sono certe che cadrà il tetto. "I dis che dopo morti se se fà in farfalla e le pavee le è in andoli (angeli) del paradiso che rancura i fior," Ed ecco in embrione la teoria della metempsicosi.'

farfalla ähnlich zu beurteilen, wie Schuchardt (*Ztschr.* 1920, S. 326) rum. *potîrniehe* 'Wachtel' gegenüber *coturnix* auffaßt: es vererbt sich gewissermaßen nur der Rhythmus: und dieser ist, wie bei der Wachtel etwa der Dreiertakt, so beim Schmetterling der Zweierrhythmus: um ein Flattern sprachlich darzustellen, müssen mindestens z w e i Bewegungsstücke schematisierend gemalt werden: Güntert hat gewiß recht, das lt. *papilio* mit *palp(it)are, palpebra* zusammenzubringen: vgl. besonders das — allerdings wieder sekundäre — Zusammenfallen mit der *palpebra*-Sippe im Südfrz. *parpalheja* 'clignoter' neben *parpaiouna* 'papilloter, en parlant des yeux', ferner dtsch. *Feifalter* (schweiz. *pipolder*), dessen Reduplikation *Zweifalter* gewissermaßen pleonastisch definierend das Hin und Her des Flatterns ausdrückt, worauf die mehr logische, unmusikalische Entdopplung *Falter* folgte. Das ital. *farfalla* ist also der r h y t h m i s c h e Nachfolger eines *papilio* wie dieses der rhythmische Nachfolger des **palp-*. Stets bietet das Schmetterlingswort das Schauspiel rhythmischer Variation (Reduplikation — Deduplikation) und des Gleichbleibens — einzig des rhythmischen onomatopoetischen Charakters des Wortes. Wo dem Schmetterlingswort durch die Mühle der Lautentwicklung der Schmetterlingsstaub des Musikalischen genommen wurde, wird er neu erzeugt: Motta di Livenza *pavegia navegia* (Bertoni *Italia dialett.* S. 52),[1] zu venez. *pavegia,* wobei das Schwanken des (sekundär herangezogenen) Schiffes auch semantisch die Wirkung der rhythmischen Doppelung verstärkt (vgl. *Zweifalter*). Die Individualität des Wortes ist verflüchtigt wie etwa wenn man den Ahnherrn und den letzten Sproß eines tausendjährigen Geschlechts nebeneinander betrachten wollte (ähnlich vgl. die galloroman. Fortsetzer von ahd. *kletto* 'Klette' oder die von *papaver*: das Band, das Formen wie *popolana, paolo, ababa* mit *papaver* verbindet, ist nur ein musikalisch-rhythmisches). Ptg. *borboleta* 'Schmetterling' sieht aus wie Ableitung von ptg. *borbolhar* 'brodeln, wallen', das ist aber nur die 'materielle', sekundäre, nicht die 'geistige', die primäre Etymologie. Die Familienähnlichkeit der Schmetterlingswörter besteht nur in einem je ne sais quoi, sie besteht nicht in ihrem Aussehen, sondern in ihrer 'Aria' — im Musikalischen des Wortes. Als Etymon von *Feifalter, papilio, farfalla,* ptg. *borboleta,* ja sogar *pousalousa* kann man höchstens ansetzen:

⌣ ⌣ resp. ⌣ (⌣)

(wobei die Klammer die fakultative Entdopplung malt).

Und wer weiß, ob nicht sp. ptg. *párpado* 'Augenlid' angezogen worden sind von der Schmetterling-Sippe: denn die Augenlider flattern wie jene Tierchen! Wenn der Spieltrieb sich der Sprache bemächtigt, wird es uns nie gelingen, mehr als das rhythmische Prinzip des Spiels zu ergründen. So entflattern Flattertier und Flatterlid dem Nadelstich des Etymologen. Die Wirklichkeit ist oft zu leicht, um von der schweren Hand des Gelehrten eingefangen zu werden. Das Spiel kann nicht 'ernst', es kann nur wiederum spielerisch von der Wissenschaft nacherzeugt werden; spielerische Wissen-

---

[1] Riegler, dem ich diesen Hinweis verdanke, bekennt sich zu einem ähnlich weitherzigen Standpunkt, erwähnt noch den lautlichen Gleichklang von tirol. *flúttcrl* mit rum. *flutur* und bekämpft Kluges Theorie der Entlehnung des schweiz. *pipolder* usw. aus lt. *papilio* (im Gegensatze zu seiner in seinem Buch *Das Tier im Spiegel der Sprache* niedergelegten Ansicht).

schaft ist ein Widersinn, und so bleibt dem Künstler aufgespart, was der Gelehrte nicht lösen kann.

Bonn. Leo Spitzer.

Zur urkundlichen Identifikation von Peire d'Alvernhe.

Von Urkundenstellen, an denen ein Peter aus der Auvergne erscheint, kannte man bisher nur die folgenden: zwei Nachweise zum Jahre 1148 im Mémorial des Nobles (Montpellier)[1] und einen zum Jahre 1155 bei Rozière, Cartulaire de l'église d. S. Sépulcre Nr. 131 (Palästina).[2] Ich füge hinzu, daß auch in einer Originalurkunde vom 6. März 1162, die gleichfalls im Morgenland aufgesetzt ist und in der Adam, Prior von S. Abraham, den Hospitalitern ein Grundstück nebst Häusern in Antiochien schenkt, unter den Zeugen ein *Petrus Arvernensis* erscheint, s. H. Prutz, Maltheserurkunden S. 98. Zenker, P. d'Alvernhe lehnte eine Identifikation des Petrus de Alvernhia von 1155 mit dem Trobador ab, war indessen durchaus geneigt, eine solche bezüglich der beiden Urkundenstellen von 1148 anzunehmen. Nun bin ich aber bei nochmaliger Durchsicht des Mémorial des Nobles auf eine Urkunde vom September 1129 gestoßen (Rev. d. lang. rom. VI, 56), in der *Petrus de Alvernico* als Zeuge erscheint,[3] und dieses neue Datum stellt, wie mir scheint, alle Identifikationen überhaupt in Frage. Denn daß der hier genannte Petrus der Trobador sein sollte, ist unwahrscheinlich, da dessen datierbare Gedichte zwischen 1158 und 1180 fallen (s. Zenker S. 32). Wir haben es entweder mit zwei Personen gleichen Namens zu tun, deren zeitliche Abgrenzung nicht möglich wäre, oder es liegt eine Person vor, aber dann kann es kaum die gleiche wie der Dichter sein.

Jena. O. Schultz-Gora.

---

[1] Revue des langues romanes V, 78, von Bartsch bei Diez, Leben und Werke der Trobadors[2] S. 60 Anm. 1 angezogen; die zweite Stelle zum gleichen Jahre aus derselben Sammlung (V, 47) fand Zenker, P. d'Alvernhe S. 34.

[2] Von mir beigebracht in Zs. X. 595. Zenker a. a. O. S. 35 entging es nicht, daß das doppelte Vorkommen von *Petrus de Alvernia* in der langen Zeugenreihe bedenklich ist. vgl. das von mir im Ltrbl. XXIII, 72 dazu Bemerkte.

[3] Die Stelle wird mir wie anderen wohl deshalb entgangen sein, weil die Urkunden nicht chronologisch angeordnet sind; die Ausgabe des Mémorial durch Germain in der Société archéologique de Montpellier 1884—6 war und ist mir auch jetzt nicht zugänglich.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

E. [Ella] Vettermann, Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. Halle 1918. (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, LX. Heft.) 311 S.

Die sorgfältige Arbeit bewegt sich auf dem Grenzgebiete der Anglistik, Romanistik und der altkeltischen Sagengeschichte: die Balen-Dichtungen Tennysons und Swinburnes beruhen beide ausschließlich auf dem II. Buche von Malorys mittelenglischer *Morte Darthur*, diesem selbst aber liegt ein verlorener französischer, teilweise aus keltischen Quellen geflossener Artus-Roman zugrunde, der nächstverwandt war mit der Fassung der Balen-Erzählung, welche im sog. *Huth-Merlin* erhalten ist. Die vier ersten Kapitel des Buches sind bereits 1913 in Leipzig als Dissertation eingereicht worden (Referenten M. Förster und E. Windisch), der Druck der ganzen Arbeit hat im Sommer 1914 begonnen. Die Untersuchung von J. Hoops, *Swinburnes Tale of Balen and Malorys Mort d'Arthur*, in der *Festschrift zum XVI. Neuphilologentag in Bremen* 1914, Heidelberg 1914, ist erst nachträglich zur Kenntnis der Verfasserin gelangt, — die Heidelberger Dissertation von J. Bausenwein, *Die poetischen Bearbeitungen der Balin- und Balansage von Tennyson und Swinburne und ihr Verhältnis zu Malory*, Würzburg 1914, wird überhaupt nicht erwähnt. Mit den Quellen der Balen-Erzählung hatte sich schon Arthur C. L. Brown befaßt in der Abhandlung: *The Bleeding Lance*, in den *Publications of the Modern Language Association of America* XXV (1910), 1—59, gegen dessen Ergebnisse sich Frl. Vettermann aber in der Hauptsache ablehnend verhält.

Die Verf. geht aus von den beiden neuenglischen Balen-Dichtungen, die sie mit ihrer Quelle vergleicht; sie untersucht dann das Verhältnis Malorys zu der Version des *Huth-Ms.*, konstruiert mit Hilfe einer in vielen Punkten ursprünglicheren Fassung der Balen-Erzählung, die sich in der spanischen *Demanda del sancto Grial* findet, den 'Ur-Balen' und führt schließlich diesen auf seine letzten erreichbaren keltischen und altfranzösischen Quellen zurück.

Balin, ein armer, aber tapferer Ritter aus Nordhumberland — dies in den äußersten Umrissen die Handlung der Erzählung Malorys —, gelangt an Artus' Hof in den Besitz eines von der Insel Avalon, d. i. aus dem Feenlande, stammenden Zauberschwertes, von dem prophezeit wird, daß er damit seinen besten Freund erschlagen und daß es ihm selbst den Untergang bringen werde. Weil er mit dem Schwerte alsbald der Dame vom See, die seine Mutter ermordet hat, den Kopf abschlägt, wird er von Artus' Hof verbannt; er heißt Balin *le Savage* und wird, da er außer dem Zauberschwert sein eigenes bei sich führt, auch der Ritter mit den zwei Schwertern genannt. Balin beschließt, um Artus' Gunst wiederzugewinnen, den König Ryons, der ins Land eingefallen ist, zu besiegen. Es folgt ein wirres Durcheinander von Abenteuern, die z. T. mit der Haupthandlung in gar keinem Zusammenhang stehen und, wie es scheint, nur den Zweck haben, die Tapferkeit des Helden zu beweisen und Sympathien für ihn zu erwecken; in den Gang der Ereignisse greift immer wieder Merlin beratend und prophezeiend ein. Balin lädt Schuld auf sich, indem er den Selbstmord einer Dame, deren Geliebten er erschlug, nicht verhindert; Merlin prophezeit, er werde deshalb mit dem Schwerte den besten lebenden Ritter verletzen, durch diesen Streich werden drei Königreiche in Not und Armut kommen, und die Wunde jenes Ritters wird viele Jahre lang nicht geheilt werden. Balin trifft zufällig seinen Bruder Balan, besiegt mit ihm den König Ryons und bringt diesen gefangen an Artus' Hof. Ein Ritter

Garlon, der unsichtbar umherreitet, hat zwei Ritter, die sich in Balins Begleitung befanden, ermordet und den Sohn eines Edelmanns, bei dem Balin übernachtet, schwer verletzt; der Sohn kann nur durch Garlons Blut geheilt werden. Der Edelmann geleitet Balin zum Schlosse des Königs Pellam von Lastineise, des Bruders des Garlon. Balin tötet den letzteren, Pellam will den Bruder rächen, im Kampfe mit ihm zerbricht Balins Schwert; dieser kommt flüchtend in ein Zimmer, wo auf einem goldenen Tische eine wunderbare Lanze steht, er ergreift sie und verwundet mit ihr Pellam. Alsbald stürzt der größte Teil der Burg zusammen, Pellam aber liegt seitdem an schwerer Wunde danieder, bis Galahad auf der Suche nach dem Gral ihn heilt, 'denn in dem Schlosse befand sich ein Teil von Christi Blut, das Joseph von Arimathia in das Land gebracht hatte'. Durch den Streich sind drei Länder wüst gelegt worden. Balin muß zuletzt mit dem roten Ritter, der auf einer Insel bei einer Burg haust, kämpfen, beide empfangen schwere Wunden; als sie sterbend am Boden liegen, erfährt Balin, daß sein Gegner sein eigener Bruder Balan ist; sie werden im gleichen Grabe bestattet, Merlin bringt Artus Bericht von Balins schmerzlichem Streich und dem Tod der beiden Brüder.

Swinburnes 1896 veröffentlichter *Tale of Balen*, 'die schönste und stimmungsvollste der Balen-Dichtungen', schließt sich, wie Frl. V. zeigt, in allen Hauptpunkten genau an Malory an, übernimmt auch die Unstimmigkeiten von ihm und gibt sogar ganze Sätze im Wortlaut wieder, aber S. hat die Charakterisierung und die Motivierung verfeinert, die Tragik der Erzählung stärker herausgearbeitet, umrahmt die Handlung mit poesievollen Naturschilderungen und kleidet Malorys nüchternen Bericht in das Prachtgewand einer Dichtersprache von höchstem musikalischem Wohllaut.

Dagegen bewegt sich Tennyson — Frl. V. behandelt ihn erst an zweiter Stelle — in seiner zum Zyklus der Königsidyllen gehörigen Idylle *Balin and Balan* vom J. 1885 seiner Quelle gegenüber sehr frei: er hat den Stoff 'in bezug auf Handlung, Charakteristik, Auffassung und Stellung innerhalb der sonstigen Arthur-Dichtung so abweichend gestaltet ..., daß seine fünfte Idylle mit der eigentlichen Balen-Dichtung nichts mehr zu tun hat.'

Das IV. Kapitel bringt zunächst einen Exkurs über die Persönlichkeit des Thomas Malory. Kittredge in den *Studies and Notes in Philol. and Liter.* V, Boston 1896, 84—106, wollte Malory identifizieren mit einem *Sir Thomas Malory, knight of Newbold in Warwickshire,* der in Frankreich im Gefolge des Grafen von Warwick Kriegsdienste leistete, dann 1433 oder 1434 das Erbe seines Vaters Sir John Malory übernahm, und der wahrscheinlich wieder identisch ist mit einem *Thomas Malorie miles,* der 1468 von der durch Eduard IV. erlassenen Amnestie ausgeschlossen wurde und 1470 gestorben ist. Diese Annahme stimmt nicht zu der Angabe Bales, Mitte 16. Jhs., der aus Leland schöpft, wonach Thomas Malory britischer Herkunft gewesen sei und aus *Mailoria,* einem Orte unweit des Flusses Dee in Wales [Nordwales], stammte. Verf. möchte an Bales Angabe festhalten, indem sie zeigt, daß es in der Tat in der Nähe der Dee eine Landschaft *Maelor* gab, die schon in den alten welschen Gesetzen als *terra de Maelor Seisseneyk,* = *English Maelor,* genannt wird, und daß noch heute in der gleichen Gegend ein anderer Bezirk *Dyffryn Maelor,* = das Tal von Maelor, existiert: sie weist darauf hin, daß die Namensform *Maleore,* welche Malory selbst im Schlußwort zu B. XXI braucht, dem ursprünglichen Lautstand des kymrischen *Maelor* noch näher steht als das spätere *Malorye.* Einen Ort *Maelor* vermag Frl. V. freilich nicht nachzuweisen. Demgegenüber sei festgestellt, daß Bale von zweifelhafter Zuverlässigkeit ist; seine Angabe, der Verfasser der beiden lateinischen Artus-Romane *Historia Meriadoci* und *De ortu Waluuani* sei '*Robertus abbas de monte sancti Michaelis in Normannia*', d. i. Robert von Torigny, gewesen, ist neuerdings von Bruce in

seiner neuen Ausgabe der beiden Romane, Göttingen 1913, S. X, als unhaltbar erwiesen worden, und Bales Bemerkung, daß er noch nicht habe ermitteln können, zu welcher Zeit *Thomas Mailorius* lebte — *sub quo claruerit rege* —, zeigt doch, daß er über dessen Persönlichkeit nur mangelhaft unterrichtet war. Die Vermutung Kittredges, die so gut zu den Angaben von Caxton und von Malory selbst stimmt, dürfte doch viel für sich haben; freilich wird auch sie Hypothese bleiben müssen. — Aus dem nun folgenden minutiösen Vergleich von Malorys Balen-Erzählung mit der ca. 250 Jahre älteren in der *Suite du Merlin* des *Huth-Ms.* — G. Paris setzt letztere um 1225 oder 1230 an — ergibt sich, daß der von Malory benutzte französische Roman mit der Version des *Huth-Ms.* so nahe übereinstimmte, daß letztere als seine Quelle angesetzt werden kann, doch zeigen die Ermittlungen des nächsten Kapitels, daß nicht das *Huth-Ms.* selbst Malorys Vorlage bildete, sondern eine inhaltlich und zeitlich jüngere Fassung des Stoffes, welche andererseits gegenüber dem *Huth-Ms.* gelegentlich ältere Züge bewahrt hatte. Malory gab seine Quelle im ganzen genau wieder, aber er hat ihren Umfang auf den vierten Teil zusammengezogen, er hat außerdem in Einzelheiten mehrfach geändert und durch Auslassung von Erzählungsmomenten den Zusammenhang gestört. Vor allem wird die bei Malory ganz unklare Schlußepisode — Zweikampf der beiden Brüder — erst durch die Version des *Huth-Ms.* verständlich: Ein eifersüchtiger Ritter hat seine Dame auf das einsame Inselschloß gebracht, sie aber nötigt ihn zu dem Schwur, daß er bei ihr bleiben wolle. Der Untätigkeit müde, zwingt er nun jeden vorüberziehenden Ritter zum Zweikampf, — wenn dieser siegreich ist, hat er seine Stelle einzunehmen; vor seinem Tode verpflichtet er seine Umgebung eidlich, an dem Brauche allezeit festhalten zu wollen. Balan, Balaains (= Balens) Bruder, ist in den Besitz des Schlosses und der Dame gelangt und muß deshalb diese gegen den Nächstankommenden, der sein eigener Bruder ist, verteidigen. Dieser ganze Passus fehlt bei Malory, auch erwähnt er nichts davon, daß Merlin in immer wechselnden Verkleidungen auftritt: als Zwerg, als Bauer, dann wieder '*en autre semblance*'. — So lehrt uns also schon das *Huth-Ms.* eine primitivere Fassung der Balen-Erzählung kennen als Malory sie bietet.

Im V. Kap. wird zunächst untersucht, welche Stellung der *Suite du Merlin* im *Huth-Ms.* in der Reihe der französischen Gral-Romane zukommt. Frl. V. berichtet ausführlich über die voneinander abweichenden Theorien von G. Paris, R. Heinzel, E. Wechssler und H. O. Sommer,[1] sie schließt sich Wechsslers Auffassung an, wie das in der Hauptsache auch E. Brugger getan, dessen Stellungnahme die Verf. in einem Nachtrage S. 299 f. bespricht: danach bildet die *Suite du Merlin* mit der Balen-Erzählung einen Teil einer jüngeren Kürzung, = Redaktion *C*, des Pseudo-Robert-Zyklus, die sich aus *Merlin, Suite du Merlin, Queste* und *Mort Artur* zusammensetzte und auf einer älteren, größtenteils verlorenen Kürzung, = Redaktion *B*, beruhte, welche ihrerseits aus dem gleichfalls verlorenen Originale, = Redaktion *A*, schöpfte. Die französische Quelle der Balen-Erzählung im *Huth-Ms.* besitzen wir also nicht, Ersatz aber bietet hierfür erfreulicherweise die diese Erzählung enthaltende, aus französischen Vorlagen von dem Mönche Joannes Biuas übersetzte spanische *Demanda del sancto Grial,* welche erst 1907 durch den Neudruck von A. Bonilla y San Martin in der *Nueva Biblioteca de Autores Españoles, Madrid,* zugänglich gemacht wurde. Denn, wie die Verf. überaus scharfsinnig nach-

[1] Der Ton der Polemik gegen diesen um unsere Kenntnis der Artus-Romane in Prosa so hoch verdienten Gelehrten sollte weniger scharf gehalten sein; die Verf. spricht von seinen Argumenten wiederholt als von 'Redensarten', was unangebracht ist.

weist, ist die Balen-Version der *Demanda* aus zwei verschiedenen Vorlagen zusammengestellt: aus der obenerwähnten Redaktion *C* und aus dem auf der Redaktion *A* des gleichen Zyklus, d. h. dem Originale beruhenden verlorenen *Conte del Brait de Merlin*. Die Benutzung des letzteren ergibt sich aus der Tatsache, daß die *Demanda* die Balen-Erzählung in einer vorzüglichen, fast widerspruchslosen und, wie es scheint, auch lückenlosen Form bietet. Die ausführliche Begründung der These, wonach die spanische Version teils auf einer jüngeren Redaktion, teils auf einer älteren, ursprünglicheren, dem Originale ganz nahe stehenden Fassung der Balen-Erzählung beruht, ist durchaus überzeugend, während ich in dem überaus schwierigen Problem, welche der genannten Theorien über das Verhältnis der erhaltenen Gral-Romane der Wahrheit am nächsten kommt, und ob Frl. V. im Rechte ist, wenn sie sich für Wechssler entscheidet, mit meinem Urteil zurückhalten möchte. So ist es denn der Verf. nun möglich, mit Hilfe der *Demanda* den 'Ur-Balen' zu rekonstruieren. Die Mehrzahl der Unstimmigkeiten, welche Malory und das *Huth-Ms.* aufweisen, werden durch die *Demanda*-Version beseitigt: so bleibt es in den beiden anderen Fassungen unverständlich, warum Balen, nachdem sein eigenes Schwert zersplittert ist, sich nicht des Zauberschwertes bedient; in der *Demanda* nun erfahren wir, daß man es ihm beim Eingang in das Gral-Schloß abnahm, da er mit zwei Waffen den Saal nicht betreten durfte. Weiter: von dem Zauberschwerte ist prophezeit, daß es Balens bestem Freunde und ihm selbst den Untergang bringen werde; diese Prophezeiung wird bei Malory und im *Huth-Ms.* nicht wahr, da der Held ja durch das Schwert des Bruders getötet wird, wohl aber erfüllt sie sich in der *Demanda:* als beide Brüder schwer verwundet niedersinken, entgleiten ihnen die Schwerter, das Balins fällt vor Balan und umgekehrt das des letzteren vor Balin nieder; als sie den Kampf wieder aufnehmen, ergreift jeder von beiden die ihm nächstliegende Waffe, so werden die Schwerter vertauscht und das Zauberschwert in Balans Händen, mit dem dieser selbst schon tödlich verwundet wurde, erschlägt nun auch Balin. Die unentbehrliche Vertauschung der Schwerter fehlt bei Malory und im *Huth-Ms.* — Sodann prophezeit Merlin, Balens Untergang werde herbeigeführt werden durch Übertretung eines Gebotes, gegen das kein anderer Mensch verstoßen würde, und durch den gegen den Gral-König geführten schmerzlichen Streich; worin jenes Gebot bestand, erfährt man bei Malory nicht, — das *Huth-Ms.* hat an der betreffenden Stelle eine Lücke. In der *Demanda* nun ertönt, als Balen an den Eingang des Gral-Heiligtums gelangt ist, eine geheimnisvolle Stimme, die ihn vor dem Eintreten warnt, um die er sich aber nicht kümmert, und als er dann, vom König verfolgt, nach der heiligen Lanze greift, warnt ihn die Stimme abermals vergeblich: 'Nimm sie nicht, Sünder!' So ist die bei Malory vorhandene Unklarheit beseitigt. Die Stimme kündigt Balen dann auch die göttliche Strafe für seine Übertretungen an: diese besteht in der Schildvertauschung, die seinen Bruder hindert, ihn zu erkennen, und so seinen Tod verursacht. Danach herrschte in der ursprünglichen Erzählung die Idee von Schuld und Sühne: 'Der Held geht unter, weil er den göttlichen Willen mißachtet, der ihm den Vollzug der Rache untersagt. Höher als seine Ritterpflicht hätte ihm der Gehorsam gegen die göttlichen Verordnungen stehen müssen'. So erweist sich also die Balen-Erzählung der *Demanda* als die älteste der bisher bekannten Versionen.

Die Balen-Erzählung ist außerdem noch erhalten in dem spanischen, 1498 in Burgos gedruckten *El Baladro del sabio Merlin con sus profecias*, von dem sich nur ein Exemplar erhalten zu haben scheint, das sich in Madrid im Privatbesitz des Marquis *de Pidal* befindet. Dieser Text war der

Verf. nicht zugänglich, und da die von G. Paris in seiner Ausgabe des *Merlin* veröffentlichten Kapitelüberschriften über den Inhalt keine genügende Auskunft erteilen, so konnte die Balen-Erzählung des *Baladro* in die Untersuchung nicht einbezogen werden.

Das meiste Interesse bietet das VIII. Kapitel, in dem Frl. V. den letzten Quellen der Balen-Dichtung nachgeht, vor allem den in ihr enthaltenen keltischen Elementen. Keltischen Ursprungs sind unzweifelhaft die Namen der beiden Helden und die Erzählung von ihrem tragischen Schicksal. Doch ist es zweifelhaft, ob der französische Name des Helden, *Balaain,* der der englischen Form *Balen* oder *Balin* zugrunde liegen muß, zurückgeht auf kymrisch *balaen, balain,* = 'Stahlklinge' (vom Namne der Stadt Mailand, die im Mittelalter wegen ihrer Stahlkingen berühmt war: *balaen* < *malaen,* durch 'Anlautsmutierung'), oder ob er stammt von dem Namen des altkeltischen Gottes *Belenos,* eines Gottes der Heilkunst, dem zahlreiche Inschriften auf gallischem Gebiet gewidmet sind: dieser findet sich in der Kurzform *Beli* in der kymrischen Geschichte und Dichtung häufig. Der Name des Bruders *Balan* ist dann natürlich Ableitung von *Balaain.* Die Verf. entscheidet sich nicht.

Keltisch ist ferner die Quelle der Sage selbst, die von Verf. nachgewiesen wird in der Erzählung des Galfrid von Monmouth von dem Brüderpaare *Belinus* und *Brennius, Hist. Reg. Brit.* III c. 1 ff. Markante Übereinstimmungen zwischen der Balen-Erzählung und Galfrid sind: Die Ähnlichkeit der Namen der Brüder — die Vertreibung des einen Bruders aus seiner Heimat Nordhumberland — die tapferen Taten, die beide vereint ausführen — der Inhalt der rührenden Klage der Mutter (die Fassung des letzteren Motivs ist freilich in beiden Fällen verschieden). Über die Herkunft von Galfrids Belinus-Brennius-Geschichte ließ sich nichts ermitteln, eine Spur derselben ist sonst nirgends zu entdecken. Galfrid erklärt bekanntlich, als Quelle seines Werkes habe ihm gedient ein *liber vetustissimus Britannici sermonis,* das der Archidiakonus Walter *ex Britannia* mitgebracht habe. Verf. schließt sich, m. E. mit Recht, E. Windisch an, welcher, *Das keltische Brittannien,* 1912, S. 127, wie vor ihm Ward, *Anglia* 14 (1901), 381—5, Galfrids Angabe für wahrheitsgetreu hält; in gleichem Sinne hat sich neuerdings auch geäußert Leitzmann, *Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen* 134 (1916), 373 ff. Was die Balen-Erzählung angeht, so läßt sich zeigen, daß Galfrid hier in jedem Falle kymrische Traditionen verwertet haben muß. Frl. V. stimmt Windisch auch darin bei, daß mit dem *Britannicus sermo* des von G. benutzten Buches ein inselkeltischer Dialekt, nicht das Bretonische gemeint sei: sie weist darauf hin, daß die *Molmutinae leges,* welche nach Galfrids Aussage Gildas '*de Britannico*' ins Lateinische übertragen hat, die Gesetze des *Dunvallo Molmutius* von Cornwall — des Vaters des Brüderpaares — waren, und daß die Angaben über Dunvallos gesetzgeberische Tätigkeit durch die keltischen Quellen gestützt werden. Der *Belinus* Galfrids ist historisch nicht bezeugt, sein *Brennius,* keltisch *Bran,* ist jedenfalls kein anderer als der bekannte Gallierhäuptling *Brennus,* Livius V, 34 ff.: auch Brennius nimmt Rom ein, seine Truppen werden als senonische Gallier bezeichnet, und Galfrid beruft sich wegen seiner auf die römischen Historiker; überdies haben andere, von Giles, = San Marte, benutzte Handschriften die Namensform *Brennus.* Frl. V. nimmt an, daß der Verfasser des Ur-Balen aus Galfrid selbst schöpfte, dessen *Historia* ja allerdings ca. 100 Jahre älter ist als ersterer. Indessen wird m. E. in Anbetracht der Tatsache, daß abgesehen von den angeführten Übereinstimmungen die Darstellung Galfrids von der der Balen-Erzählung doch weitgehendste Verschiedenheit aufweist, stark mit der Möglichkeit gerechnet werden müssen, daß vielmehr sowohl Galfrid als der Ur-Balen auf die gleiche keltische Sage zurückgehen, die ersterem eben in

dem Buche des Archidiakonus Walter vorlag. Durch französische Vermittlung ist nach der Verf. in die Balen-Dichtung gelangt der König *Ryons*, der identisch ist mit dem Riesen *Ritho*, der bei Galfrid X, 3 von Artur besiegt wird und auch im *Chevalier as deus espees* als König *Ris* von *Outre-ombre* auftritt. Das Zauberschwert stammt aus den französischen Gral-Romanen, die es mit Ausnahme Roberts von Boron alle aufweisen: es ist eine Nachbildung des Gral-Schwertes, des Schwertes Davids, das im Tempel zu Jerusalem aufbewahrt wurde, und das Salomon für den letzten seines Stammes bestimmte, den ihm ein Traumbild als den besten Ritter der Welt prophezeit hatte; es kommt in den Besitz Nasciens und zerbricht, als dieser es gegen einen Riesen zückt. In der Balen-Dichtung zerbricht im Gral-Schlosse nicht das Zauberschwert, sondern Balens eigenes Schwert, eine Änderung, die darauf zurückzuführen ist, daß hier das Zauberschwert den Tod des Helden herbeiführen sollte, also bis zum Schluß der Erzählung heil bleiben mußte: so erfand der Dichter des Ur-Balen das Motiv des Ritters mit den zwei Schwertern und ließ des Helden eigenes Schwert zerbrechen. Das Motiv des Zerbrechens will Frl. V. in letzter Linie aus dem Mabinogi von *Peredur* ableiten, indem sie sich mit Windisch der Anschauung von Miß Williams anschließt, *Essai sur la composition du Roman gallois de Peredur*, Paris 1909, wonach das Mabinogi von Chrétiens *Perceval* unabhängig ist; sie zeigt, daß diese Auffassung durch die Schwertepisode eine weitere Stütze erhält, und gibt bei der Gelegenheit ein dankenswertes, vollständiges *Historique* des Zauberschwertmotivs in den Gral-Romanen, S. 227 ff. Aus der Gral-Dichtung stammt auch die heilige Lanze, die Verwüstung des Landes, die in den meisten Gral-Romanen eine Rolle spielt, die Szene im Schloß der Aussätzigen, die Garlan-Episode u. a.: weitere Motive sind nach Verf. entnommen aus der Vulgata-*Suite* zum Prosa-*Merlin*, aus dem *Lancelot*-Roman, der *Mort-Artur*, dem *Meraugis de Portlesguez* und dem *Tristan*-Roman. Anläßlich der Garlan-Episode zieht Frl. V. neben der Episode von den Blutstropfen im Schnee im Mabinogi von *Peredur* auch die Keu-Gwalchmei-Episode im Mab. von *Gereint* heran, indem sie annimmt, die den letzteren beiden gemeinsamen Züge seien durch das Medium der Pseudo-Wauchier- und der Manessier-Fortsetzung von Chrétiens *Perceval* in die Garlan-Erzählung — *Garlan* ist die Namensform im *Huth-Ms.* und in der *Demanda* gegenüber Malorys *Garlon* — hineingekommen; sie folgert aus dem Umstande, daß in beiden Episoden 'die in der kymrischen Literatur sprichwörtliche Beredsamkeit und Freundlichkeit Gwalchmeis' hervortritt, keltischen Ursprung der Episode, sie betrachtet also, wie den *Peredur*, so auch den *Gereint* als unabhängig von Chrétien. Hier hätte notwendig die Edenssche Dissertation über *Erec-Geraint* zitiert werden müssen, wie anläßlich des *Peredur* Berufung auf die Arbeit von Miß Williams erfolgt, denn die Unabhängigkeit des *Gereint* von Chrétiens *Erec* konnte nicht behauptet werden, ehe die Argumente von Försters Schüler Othmer, welche den *Gereint* als eine Übersetzung des *Erec* erweisen sollten, widerlegt und positive Argumente für die Selbständigkeit der kymrischen Erzählung beigebracht waren; beides aber ist erst geschehen in der Arbeit von Edens, welche also die Voraussetzung für die Vermutung von Frl. V. bildet.

Ich möchte bei der Garlan-Episode, die für die Genesis der Balen-Dichtung wichtig ist, etwas verweilen. In ihrer minutiösen Untersuchung der Episode S. 255—66 bemüht sich die Verf. in zweifelsohne sehr scharfsinniger Weise, zu zeigen, daß dieselbe kombiniert ist aus Motiven der *Perceval*-Fortsetzung Pseudo-Wauchiers, derer Manessiers sowie des *Livre du s. Gral:* aus letzteren stamme der Name *Garlan*, denn *Varlan* ist hier der Name des Mörders, der des Gral-Königs Vater, Lambor, erschlug; Garlan sei erst nachträglich an die Stelle des Seneschall Keu getreten,

welcher in den erstgenannten beiden Texten als Mörder jenes Ritters erscheint, den Gauvain = Balen an Artus' Hof führen will. Die Ermordung eines zweiten Ritters durch Garlan in der Balen-Erzählung und sein Mordversuch an dem Sohne des Edelmanns seien ungeschickte Wiederholungen des Balen-Autors. Ich kann dies Resultat nicht für gesichert halten. Die Gestalt Garlans, der unsichtbar umherreitend Meuchelmorde begeht, macht entschieden einen märchenhaft-mythischen Eindruck, und solche Züge pflegen in den Artus-Romanen gegenüber rationalistischer Darstellung die älteren zu sein. A. C. L. Brown in seiner eingangs genannten Abhandlung, auf die nachher noch näher einzugehen sein wird — die Verf. zieht sie erst im X. Kap. heran —, erblickt in Garlan ein Wesen der keltischen *Other-World*, wogegen Frl. V. bemerkt, sie könne an Garlan besondere Beziehungen zum Jenseits nicht finden. Ich möchte jedoch darauf aufmerksam machen, daß nach Malory Kap. 14 Garlan ein schwarzes Gesicht hat; die schwarze Farbe aber ist in der keltischen Sagendichtung, wie die Verf. nach Windischs Vorgang bei ihrem Hinweis auf das Mabinogi von *Peredur* selbst annimmt, ein Kennzeichen derer, die aus dem Totenreiche kommen, und die Verf. hat wiederum selbst festgestellt, daß sich bei Malory gelegentlich ursprüngliche Züge, die im *Huth-Ms.* und in der *Demanda* fehlen, erhalten haben: es liegt nahe, auch in der schwarzen Gesichtsfarbe Garlans einen solchen Zug zu sehen. In Heinrichs von dem Türlin aus verlorener französischer Quelle übertragenem Artusroman *Diu Crône* (ed. Scholl, Stuttgart 1852) tritt V. 19124 ein schwarzer, mordender Ritter auf, der ausdrücklich als ein dämonisches Wesen bezeichnet wird: Gâwein begegnet einer Dame, die ihn ermahnt, ihren Geliebten zu rächen, den 'ein Ritter, schwarz wie ein Mohr', mit dem Wurfspieß (*glavîe* = fr. *glaive*) ermordet hat. Gâwein durchbohrt den Ritter mit der Lanze und wirft ihn tot in den Sand, da schlägt aus der blutenden Wunde eine grelle Flamme hervor, die die Lanze samt dem Ritter und der ganzen Rüstung verbrennt. Wir hören, V. 19255 ff., daß 'dieser schwarze Mann' von Gott bestimmt war, gegen ein ganzes Geschlecht, das ihn in seiner Hoffart nicht mehr fürchtete, so lange zu wüten, bis ihn ein fremder Ritter besiegen würde; dies ist nun Gâwein gelungen. Die Gestalt des schwarzen Würgengels erinnert gewiß stark an Garlan, wenn auch das Motiv der Unsichtbarkeit fehlt. Eben dieses aber begegnet in der *Crône* an anderer Stelle, V. 14031 ff., wo im 'Abenteuerwalde' nächtlicherweile 600 Ritter gemordet werden von einem Schwert und einer Lanze, die, von unsichtbarer Hand geführt, über zwei weißen Rossen frei in der Luft schweben. Ich möchte danach glauben, daß das Garlan-Motiv in der Balen-Erzählung ursprünglich ist und nicht, wie Verf. will, erst aus der Keu-Episode der Perceval-Fortsetzungen durch ungeschickte Wiederholungen herausgesponnen wurde. Die Verf. meint, die Abhängigkeit des Balen-Dichters ergebe sich daraus, daß Garlan am Hofe des Gral-Königs Pellam, seines Bruders, bei Tische bedient, wie der Seneschall Keu bei Manessier an Artus' Hofe: es sei nicht wahrscheinlich, daß der Bruder des Königs zugleich sein Hofbeamter war. Aber in der sehr alten irischen Erzählung von König *Cormac*, die Brown als Quelle der Garlan-Episode betrachtet (siehe unten), sind die Person, die hier dem Garlan entspricht, und der Haushofmeister zwei verschiedene Personen, und beide werden getötet; der Gedanke liegt nahe, die Sage, welche nach Vereinfachung strebt, habe beide identifiziert, und so sei der unwahrscheinliche Zug, daß Garlan Seneschall seines Bruders ist, in die Geschichte hereingekommen, zu dessen Erklärung wir dann der Annahme, der Balen-Autor habe die Keu-Episode bei Manessier nachgeahmt, nicht bedürfen. Die Garlan-Episode kann, wenn sie auch jünger überliefert ist als die Keu-Gauvain-Episode in den beiden *Perceval*-Fortsetzungen, dennoch älter sein als diese, und Keus heimtückische Mordtat kann in das Motiv dadurch

eingeführt sein, daß die zeitlich älteste, den in Rede stehenden Zug noch nicht enthaltende Fassung der Keu-Gauvain-Episode, welche das Mabinogi von *Gereint* und das von *Peredur* bieten — ich setze voraus, daß *Gereint-Erec* und *Peredur-Perceval* aus gleicher Quelle stammen, wie ja auch Verf. annimmt —, später beeinflußt wurde durch die Garlan-Episode oder ihre Quelle. Eben der Umstand, daß Garlan, wie Keu, Seneschall ist, kann die Übertragung des Mordes auf den letzteren bewirkt haben. Es ist zu beachten, daß Keu in der französischen Artus-Epik wohl als boshafter Spötter und hämischer Geselle, aber nicht eigentlich als ein Schurke, der einer Mordtat fähig wäre, geschildert wird; ferner, daß Keu die Tat mit einem unter dem Rocke mitgeführten Wurfspieß, *gaverlot*, vollbracht haben soll, der keine ritterliche Waffe war, und daß eben ein solcher Wurfspieß als Waffe dem an Garlan erinnernden schwarzen Dämon in der *Crône* zugeschrieben wird. Es sei auch darauf hingewiesen, daß es der mittelalterlichen Vorstellung ganz geläufig war, sich den Tod zu denken als einen Schützen, der seine Geschosse aus dem Hinterhalte abschießt, s. z. B. Peire von Auvergne XVI, 44.

Muß ich also gegen das Ergebnis, zu dem die Verf. bezüglich dieser Episode gelangt, Bedenken äußern, so scheint mir ein solcher Zweifel auch in anderen Fällen berechtigt, wo sie in dem vorliegenden Kapitel eine eklektische Benutzung der verschiedenen erhaltenen Gral- und Artus-Romane durch den Verfasser des Ur-Balen dartun will. Daß derselbe sich die Episoden und Motive, welche seine Dichtung mit den erhaltenen Romanen gemein hat, wirklich gerade aus ihnen zusammengeholt hat, scheint mir durch die Nachweise von Frl. V. nicht sichergestellt zu sein. Bekanntlich begegnen in Wolframs *Parzival* eine ganze Reihe von Zügen, die bei Chrétien fehlen, dann aber in jüngeren französischen Gralromanen, besonders bei den Fortsetzern des Chrétienschen *Perceval*, auftreten, und die Übereinstimmungen sind von der Art, daß sie kaum auf Zufall beruhen können. Wechssler hat in den *Philologischen Studien, Festgabe für Sievers*, Halle 1896, S. 237 ff. nicht weniger als 18 solche Punkte zusammengestellt, s. auch Heinzel, *Über Wolfram von Eschenbachs Parzival, Sitzungsber. der Akad. d. Wiss. zu Wien*, ph.-hist. Kl., 1894, B. 130, S. 78 ff. Da nun die Benützung der in Rede stehenden jüngeren Dichtungen durch Wolfram eine chronologische Unmöglichkeit ist, so muß angenommen werden, daß jene Motive schon in seiner unmittelbaren Quelle, auf die er sich wiederholt beruft, in der Parzival-Dichtung Guiots, vereinigt vorlagen und von ihr aus, oder vielleicht auch von Guiots Quellen aus, in die späteren französischen Romane, in denen wir sie verstreut finden, überführt wurden. (Für die Richtigkeit von Wolframs Quellenberufung hat kürzlich ganz neue, gewichtige Argumente beigebracht S. Singer, *Wolframs Stil und der Stoff des Parzival, Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss. in Wien*, phil.-hist. Kl., B. 180 [1916], 2. Abh. Rückhaltlos zustimmend äußert sich G. Bötticher, *Jahresber. über d. Erschein. auf d. Geb. d. German. Philol.* 38, 1916 [Leipzig 1919], VII, 48, S. 120: ihm scheine die Kyot-Frage damit 'soweit es sich um die Existenz des Kyot und Wolframs Verhältnis zu ihm handelt, ... endgültig gelöst', wohingegen allerdings W. Golther, *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 39 (1918), 86 ff. eine ablehnende Stellung einnimmt.) So muß m. E. auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die von Frl. V. behandelten Motive wenigstens zum Teil bereits in der älteren, sei es schon schriftlich fixierten, sei es im Munde der *conteurs* umlaufenden Gral- und Artus-Dichtung vorhanden waren und von ihr aus einerseits in die erhaltenen französischen Romane, andererseits in den verlorenen Ur-Balen gelangten. Ich begnüge mich, dies festzustellen, ein Eingehen auf die einzelnen Fälle, um die es sich handelt, würde den Rahmen der vorliegenden Anzeige überschreiten.

Das IX. Kapitel analysiert die Komposition der Balen-Dichtung. Sie besteht nach der Verfasserin aus einer Rahmenerzählung, in deren Mittelpunkt das Zauberschwert steht, und einer in sie eingelegten Gral-Dichtung, deren Kern Balens verhängnisvoller Schwertstreich bildet. Die Rahmenerzählung hat mit der eigentlichen Gral-Dichtung nichts zu tun, ihr treibendes Motiv ist der auf der Waffe ruhende Fluch, der dem Helden zum Verhängnis wird; Hauptmomente sind die Gewinnung des Zauberschwertes und der tragische Zweikampf der beiden Brüder. 'Aus der Verbindung der Gralsgeschichte mit der Rahmenerzählung ergibt sich mit zwingender Logik das Hauptmotiv für die ganze Balen-Dichtung, das des Ritters mit den zwei Schwertern. Das Zauberschwert mußte bis zum Ende der Rahmenerzählung unversehrt erhalten bleiben, damit Balen und sein Bruder mit ihm getötet werden konnten, wie es zum Plane der Rahmenerzählung gehört. Der Held brauchte aber im Gralsschlosse zur Rache an Garlan ein Schwert, das zerbrechen mußte, damit er in die Notwendigkeit versetzt wurde, mit der heiligen Lanze den prophezeiten verhängnisvollen Schlag zu tun, der im Mittelpunkt der Gralsgeschichte steht. So verfiel der Balen-Autor auf den Ausweg, seinen Helden gleich am Anfang der Erzählung mit einem zweiten Schwerte auszurüsten, damit er für jede der beiden obigen Bestimmungen eine besondere Waffe hatte' (S. 286).

Im X. Kapitel erörtert die Verf. schließlich die Stellung der Balen-Erzählung innerhalb der Gral-Dichtung und setzt sich mit der Anschauung auseinander, welche A. C. L. Brown in seiner Abhandlung *The Bleeding Lance*, s. o., über die Balen-Dichtung vorgetragen hat. Brown erblickt in der letzteren den Anfang einer höchst primitiven, im keltischen Heidentum wurzelnden, verlorengegangenen Gral-Geschichte, deren Schluß in Pseudo-Wauchiers *Perceval*-Fortsetzung vorliege, und die vielleicht eine der von Chrétien und den anderen Gral-Dichtern benutzten Quellen war. Die Bedeutung der Balen-Erzählung liegt nach ihm darin, daß sie erzählt, warum und von wem der Gralkönig verwundet und das Land verwüstet worden ist. B. vergleicht mit der Garlan-Episode, die mit der Szene im Gral-Schloß endet, die Sage von der Blendung des Königs *Cormac*, einer der Hauptgestalten der irischen Sage, in der einen, spätestens, wie es scheint, aus dem Ende 11. Jhs. stammenden Fassung: *Aengus Gabhuaidech* will für die Entehrung seiner Schwester durch Cormacs Sohn *Cellach* Rache nehmen und begibt sich zu diesem Zwecke nach Tara, das er nach Sonnenuntergang erreicht. Da es verboten ist, Tara nach Sonnenuntergang mit Waffen zu betreten, nimmt Aengus daselbst den *Crimall*, d. i. den geschmückten, oder, nach anderer Übersetzung, den blutigen Speer Cormacs vom Gestell und tötet mit ihm Cellach, durch den gleichen Stoß blendet er ein Auge Cormacs, und indem er den Speer aus der Wunde zieht, durchstößt und tötet er von hinten mit dem Griff Cormacs Haushofmeister. Da ein Mann mit einem körperlichen Fehler nicht König in Tara sein darf, wird Cormac zur Heilung nach dem nahen Aicill geschickt, sein Sohn *Coirpri* wird sein Nachfolger. — Wegen der Garlan-Episode, mit der also Brown diese Sage vergleicht, verweise ich auf die oben gegebene kurze Analyse von Malorys Balen-Erzählung, es ist aber hinzuzufügen, daß nach der die ursprünglichste Fassung bietenden *Demanda* Balin bei Betreten der Gralburg in der Tat sein eines Schwert, und zwar das Zauberschwert, abgibt, während er sein eigenes behält, das erstere holt er sich nach der Katastrophe wieder; ferner, daß nach dem *Huth-Ms.* Garlan, wie schon oben erwähnt wurde, am Hofe seines Bruders als Seneschall fungiert und Pellam, was Malory nicht sagt, von Balen mit der Lanze durch beide Beine verwundet wird. Frl. V. wendet gegen die Zurückführung der in Rede stehenden Episode auf die Sage von Cormac ein, Balens

Rachezug und die Katastrophe im Gral-Schloß seien doch 'ihrer Ursache und ihrem Verlaufe nach wesentlich anders als der Strafzug des Aengus'. Das ist richtig, aber die Übereinstimmung bleibt trotzdem eine sehr auffällige: hier wie dort kommt ein Ritter, der eine begangene Untat rächen will, zu einem Königsschloß, in das — überhaupt oder nur zu dieser Tageszeit — keine Waffe eingeführt werden darf, er tötet den Schuldigen und verwundet danach den König selbst mit einer Lanze von besonderer Art, die er in dem Schlosse zufällig findet und von ihrem Gestell herunternimmt; der König sieht sich dadurch genötigt, abzudanken, und wird krank nach einem anderen Orte geschafft, bezw. er liegt seitdem krank danieder; außerdem wird hier wie dort der Seneschall des Königs getötet, nur ist er in der Balen-Erzählung mit dem Missetäter identisch, in der irischen Geschichte wird er zugleich mit ihm getötet. Frl. V. wendet ferner ein, daß in den 'zwei späteren Fassungen', die Brown noch heranzieht, Aengus den Speer, mit dem er Cormacs Auge durchbohrt, selbst mitbringe, wodurch die Ähnlichkeit 'noch geringer' werde. Es handelt sich aber vielmehr um zwei ältere Fassungen, von denen die eine aus dem Jahre 750 stammt, die andere vermutlich vor 1024 anzusetzen ist, s. Brown S. 55. Wenn nun die Balen-Erzählung auf die Sage von Aengus und Cormac oder auf eine solche von gleichem Typus zurückgeht, so spricht doch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie von der ihr zeitlich nächststehenden, d. h. der jüngeren Fassung, abhängig ist, in der die Lanze eben nicht mitgebracht wird. Diese Übereinstimmung bleibt also bestehen. B. weist auch nach, daß die irische Sage einen prophetischen Stein, eine zauberische Lanze, ein zauberisches Schwert und einen speisespendenden Kessel, Gegenstände, die an die Gral-Reliquien erinnern, kennt, und daß sie eben Cormac einen solchen Kessel, außerdem einen silbernen Zweig, der wunderbare Musik ertönen läßt, und die 'goldene Schale der Wahrheit' zuschreibt; eben in Tara, Cormacs Residenz, befindet sich auch der Schicksalsstein, der den künftigen König von Irland bezeichnet, und der ohne Frage merkwürdig an Guiot-Wolframs Gral-Stein erinnert, der die zum Dienst des Grals bestimmten namhaft macht. Frl. V. meint, die Identität der in Rede stehenden wunderbaren Gegenstände mit den Gral-Reliquien lasse sich nicht erweisen, und auch Windisch, auf den hier zu verweisen war, hat ja, *Das keltische Brittannien* S. 195 ff., bezüglich der Lanze und des Kessels Zweifel geäußert, aber die vorliegenden Übereinstimmungen bleiben trotzdem sehr auffällig, und das Problem kann nicht als erledigt gelten.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auch aufmerksam machen auf die von Ehrismann, *Märchen im höfischen Epos, Beitr. zur Gesch. d. deutsch. Sprache* 30 (1905), 48 f. ins Licht gestellte Ähnlichkeit zwischen der Erzählung der *Visio Tnugdali* — verlegt ins Jahr 1149 und verfaßt im gleichen Jahre von einem irischen Mönche in Regensburg, s. V.-H. Friedel-K. Meyer, *La Vision de Tondale*, Paris 1907, S. XII —, ed. A. Wagner, Erlangen 1882, S. 42 ff. von einem irischen Könige Cormac von Desmond, ermordet 1138, — wenigstens nehmen Friedel-Meyer an, daß es sich um diesen handelt — und dem, was Guiot-Wolfram von Gralkönige Amfortas berichtet: Cormac sitzt in einem ganz aus Gold, Silber und Edelsteinen bestehenden, im Innern hell leuchtenden Schloß auf goldenem Throne, in festlichem Aufzug bringen ihm Leute Geschenke, Priester und Leviten kommen, wie zur Messe prächtig gekleidet, und setzen Räucherwerk, goldene und silberne Kelche und elfenbeinerne Gefäße auf Tische, — s. die Jungfrauen, die vor Amfortas den Gral, die Kämmerer, die Goldgefäße und Schüsseln vor ihn bringen und auf Tische setzen: es sind die *pauperes Christi et peregrini*, denen der König sich im Leben freigebig erwiesen hat. Dann verfinstert sich das Haus, alle Bewohner werden traurig, der König geht weinend hinaus. — s. das allgemeine Wehklagen, das sich bei Guiot-

Wolfram und im Mabinogi von *Peredur* beim Erscheinen der blutenden Lanze auf der Gralburg erhebt. Tnugdal sieht nun, wie der König, bis zum Nabel im Feuer stehend, Qualen erduldet, — sie währen täglich drei Stunden, die übrige Zeit ist ihm Ruhe vergönnt. Cormac büßt, weil er die Ehe brach und einen Grafen töten ließ, Amfortas, weil er der Minne huldigte und einen Gegner im Zweikampf erschlug. Fr.-M. bemerken, daß die Chroniken von dem Ehebruch Cormacs nichts wissen. Der Gedanke dürfte naheliegen, es sei in der *Visio Tnugdali* eine Identifikation dieses jüngeren Cormac mit dem älteren, von dem Brown handelt, vollzogen worden, und es sei schon von letzterem Ähnliches erzählt worden; denn es ist kaum zu glauben, daß Cormac von Desmond in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehntes schon in diesem Maße ein Gegenstand der Sagenbildung geworden sein sollte.

Aber sehen wir hiervon auch ab, so scheint mir doch die Übereinstimmung zwischen der Aengus-Cormac-Erzählung und der Garlan-Pellam-Episode der Balen-Erzählung groß genug, um einen Zusammenhang zwischen beiden sehr wahrscheinlich zu machen. Besteht ein solcher, dann muß die letztere Episode durch uns unbekannte Zwischenstufen auf die Cormac-Geschichte oder eine Geschichte von gleichem Typus zurückgehen, und in diesem Falle würde die Ansicht von Fr. V., wonach die Gral-Geschichte in der Balen-Erzählung eine Mosaikarbeit aus verschiedenen jüngeren Gral- und Artus-Romanen darstellt. — ich verweise auf die oben geltend gemachten prinzipiellen Bedenken gegen ihre Schlußfolgerungen — sich nicht aufrechterhalten lassen.

Die Garlan-Episode mit der Fahrt nach dem Gral-Schloß entspricht nach Brown dem Typus der keltischen Jenseitsfahrten, und hier stimmt die Verf. ihm, wenn ich sie recht verstehe, bei, aber sie meint, die darauf deutenden Züge seien in der Balen-Erzählung nicht zahlreicher noch ursprünglicher als in den übrigen Gral-Dichtungen, an Garlan seien ‘besondere Beziehungen zum Jenseits nicht zu finden’. Demgegenüber verweise ich auf das oben zu dieser Episode Bemerkte, wonach die Beziehung zum Jenseits, d. h. zum Totenreich, mir gerade bei Garlan sehr deutlich zu sein scheint. Das ganze X. Kapitel mit seiner etwas kurz angebundenen und auch nicht hinreichend klaren Polemik gegen Brown befriedigt wenig, — man hat das Gefühl, als ob es der Verf. selbst bei der Sache nicht recht wohl sei und sie rasch darüber hinwegzukommen suche.

Muß ich also gegen das Endergebnis, zu dem Frl. V. bezüglich des Platzes der Balen-Dichtung im Kreise der Gral-Dichtungen gelangt, noch starke Bedenken äußern, so möchte ich doch die Vortrefflichkeit der Gesamtleistung rückhaltlos anerkennen. Sie stellt sich würdig neben die gelehrten Arbeiten von Miß Weston, Miß Paton und Miß Schoepperle, denen die Erforschung der bretonischen Epik und Sagengeschichte so viel verdankt. Die Untersuchung ist auf breiter Grundlage aufgebaut, die Verfasserin geht mit strengster philologischer Methode und peinlicher Sorgfalt zu Werke, immer bemüht, in die Tiefe zu bohren. Dabei ist die Darstellung der z. T. außerordentlich verwickelten Probleme — man sehe das V. Kapitel! — von einer vollkommenen Klarheit, — nur Kap. X läßt in dieser Beziehung, wie eben bemerkt, m. E. zu wünschen übrig —, und die knappe Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse am Schlusse jedes Kapitels, zu der noch eine Gesamtübersicht der Resultate von Kap. II—VI in einem besonderen Kap. VII kommt, erleichtert die Orientierung in hohem Grade. Keiner, der sich mit der Geschichte der *matière de Bretagne* befaßt, wird an der reichhaltigen Schrift vorübergehen können. Daß auch die Verf., die selbst des Keltischen mächtig ist, nunmehr in der neuerdings so viel umstrittenen Mabinogionfrage sich, ebenso wie E. Windisch und J. Loth, gegen W. Förster entscheidet, gereicht mir zur besonderen Genugtuung. Frl. V. spricht die Hoffnung aus, daß es ihr bald möglich sein werde, nachträglich

auch noch den spanischen *Baladro del sabio Merlin* für die Geschichte des Balen-Stoffes auszubeuten, und stellt außerdem eine Ausgabe der keltischen Tristan-Fragmente in Aussicht; möchten beide Pläne recht bald ihre Verwirklichung finden können! Man darf der weiteren wissenschaftlichen Betätigung der Verf. mit den besten Erwartungen entgegensehen.

Rostock. Rudolf Zenker.

Friedrich Schiebries, Victor Hugos Urteile über Deutschland. Königsberger Dissertation 1914. 87 S. Königsberg 1914.

Der Verfasser gliedert seine Arbeit in vier Kapitel: I. Schilderung von Land und Leuten. — II. Schilderung literarischer und historischer Persönlichkeiten und ihrer Werke. — III. Deutscher Einfluß auf Hugos Werke. — IV. Gedanken über die Weltstellung Deutschlands, Stellung zu Frankreich u. dgl. — Wie die Überschrift des III. Kapitels zeigt, begnügt er sich nicht damit, die Urteile V. Hugos über Deutschland zu erörtern, sondern will auch den Einfluß der deutschen Literatur auf Hugo verfolgen: eine durchaus anerkennenswerte Absicht. Nur hätte man dann gewünscht, das Thema der Dissertation etwas weiter gefaßt zu sehen, etwa als 'V. Hugos Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Literatur'; dem Sinne nach will der Verfasser dies auch behandeln. Denn eine bloße Zusammenstellung und kritiklose Aneinanderreihung von Urteilen und Äußerungen des Dichters über Deutschland wäre ja eine recht geistlose, rein mechanische Arbeit und keine wissenschaftliche Leistung. Wer wissenschaftlich ein derartiges Thema angreift (und der Verfasser einer Dissertation soll das doch unter allen Umständen tun), wird den Hauptwert auf die Verarbeitung des gesammelten Materials legen müssen, d. h. auf die innerliche Durchdringung und die historische und psychologische Erklärung: warum urteilt V. Hugo so und nicht anders? In dieser Beziehung versagt Schiebries vollständig; es mangelt ihm durchaus an den für die Behandlung eines derartigen Gegenstandes unumgänglich notwendigen geschichtlichen und literarischen Kenntnissen (wie auch W. von Wurzbach in seiner Anzeige *Zeitschr. f. franz. Sprache* 44[2], 122 f. hervorhebt). Weiter ist festzustellen, daß Schiebries den Stoff auch nicht annähernd erschöpft, die vorhandene Literatur nicht durchaus beherrscht und sie teilweise in nicht ganz einwandfreier Weise verwendet; darüber nachher noch ein Wort.

In der Einleitung erörtert Sch. kurz die Quellen von Hugos Deutschlandkenntnis. Daß Hugo selbst in *Le Rhin* seine Unkenntnis der deutschen Sprache eingesteht, genügt ihm; man vermißt immerhin einen Hinweis auf die paar Dutzend in *Le Rhin* eingestreuten deutschen Substantiva und Erklärungen von Orts- und Personennamen, mit denen V. Hugo sich hier ebenso sehr brüstet wie mit den beiden deutschen Sätzchen, die er später in seine Werke aufgenommen hat (*Bist du bei mir?* in *L'homme qui rit* 1, 151; *Hängt den Dichter an den Mast auf*, in *Actes et paroles: Depuis l'exil* 1, 49); das negative Urteil über des Dichters Deutschkenntnis wäre dadurch erhärtet worden. Wenn Sch. dann behauptet: 'alles, was er über deutsche Verhältnisse sagt, hat seine Quelle in den Erinnerungen an seine drei Reisen im Elsaß, in Deutschland und in der Schweiz' usw. (s. u.), so nimmt er damit gerade das als bewiesen voraus, was er in seiner Arbeit hätte untersuchen und beweisen müssen. Eben hier müßte man einsetzen und sich die Frage vorlegen, ob und inwieweit Hugos Äußerungen über Deutschland und deutsche Literatur durch Frau v. Staël und durch Heine beeinflußt sind, und ob vielleicht auch Anregungen Edgar Quinets und anderer Franzosen, die Deutschland kannten, bei Hugo auf fruchtbaren

Boden gefallen sind. Eine solche Untersuchung der literarischen Voraussetzungen, die vielleicht zum Teil negativ ausgefallen wäre (vielleicht auch nicht), hätte Sch. zuerst anstellen müssen; aber dazu fehlten ihm offenbar nicht nur die Kenntnisse, sondern wohl auch — die Zeit. Die Dissertation macht überhaupt den Eindruck, als ob sie mehr ein *specimen velocitatis* als ein *specimen eruditionis* darstellen sollte. Das gilt nicht nur vom Inhalt der Arbeit (den Wurzbach a. a. O. bescheiden als 'etwas dürftig' kennzeichnet), sondern auch von der Form, dem Ausdruck. Zu Schiebries' Satz: '*alles, was er über Deutschland sagt, hat seine Quelle in den Erinnerungen an seine drei Reisen im Elsaß, in Deutschland und in der Schweiz, welche er von 1839—1841 machte, und in den Studien, die sich an diese Reisen knüpften*', den ich soeben sachlich beanstandete, vergleiche man die Worte Paul Berret's in seinem ein ganz anderes Problem behandelnden Buche *Le moyen âge dans la Légende des Siècles et les sources de Victor Hugo*, Paris 1911, p. 247: *Tout le moyen âge de la Légende des Siècles a sa source principale dans les souvenirs de trois voyages en Alsace, en Allemagne et en Suisse que fit Victor Hugo de 1839 à 1841, et dans les études qui suivirent ces voyagss ...!* Eigentümlicherweise zitiert Sch. Berret nicht hier, sondern erst auf der folgenden Seite in ganz anderem Zusammenhange; übrigens gibt er regelmäßig den Titel von Berrets Buch falsch an als *Le moyen âge européen* ... Sch. macht sich also Berrets Angabe 1839—1841 als Zeit der drei Reisen zu eigen. übersieht dabei aber, daß Berret p. 194 die Reisen in die Jahre 1838, 1839. 1840 setzt, und vergißt auch, daß nach V. Hugos Angabe in *Le Rhin* es sich um zwei Reisen der Jahre 1838—1839 handele. Es wäre nötig gewesen, erst einmal festzustellen, in welchen Jahren V. Hugo wirklich in Deutschland gewesen ist, wobei Sch. auch die *Correspondance 1836—1882* hätte heranziehen müssen. Schiebries weiß auch nicht, daß V. Hugo später, in den 1860er Jahren (1862, 1863, 1865) seine früheren Reisen durch Belgien und die Rheinlande wiederholt hat, was er aus Berret p. 303 f. hätte wissen können. Ebenso apodiktisch erklärt Schiebries *Le Rhin* als Reisetagebuch, das in Wirklichkeit erst nach der Reise am Schreibtisch des Dichters entstanden sei: auch diese Behauptung, die er offenbar nach Biré und Brunetière wiederholt, wird man in dieser Ausschließlichkeit nicht ohne weiteres hinnehmen dürfen; eine genauere Betrachtung, die ich mir vorbehalte, müßte von der mir zur Zeit nicht zugänglichen Ollendorffschen Ausgabe, die wohl Mitteilungen über die erhaltene Handschrift von *Le Rhin* enthält, ausgehen und dürfte auch nicht das Zeugnis der Briefe vernachlässigen, die V. Hugo 1840 aus Deutschland geschrieben hat: tatsächlich hat Hugo von der Reise neben Briefen Tagebuchblätter an seine Gattin und an seinen Freund Louis Boulanger geschickt; besonders interessant ist folgende Stelle aus einem Briefe vom 15. Sept. 1840 an seine Frau (*Correspondance 1836—1882*, p. 24): *Je n'ai pu me rappeler la date de la mort de Marie de Médicis et de la naissance de Rubens. Ton père doit les savoir. Je le prie de remplir les blancs que j'ai laissés.*

Schiebries läßt nun eine lange Reihe ausführlicher Zitate aus *Le Rhin* folgen, da er es für interessant hält, 'einmal eine einigermaßen vollständige Sammlung der Ansichten dieses großen Franzosen über Deutschland zu geben'. Es mutet geradezu komisch an, wenn nun eine Anzahl Bemerkungen V. Hugos über deutsche Gasthöfe, Öfen, das Essen, das Echo von St. Goar, Polizisten, Nachtwächter, das Pfeiferauchen, Kinder, reisende Studenten, die Bestrafung von Felddiebstählen usw. in bunter Anordnung ausführlich im Wortlaut zitiert werden, die vollständig belanglos und nebensächlich sind; besonders belustigend sind die Übergänge, mit denen Schiebries von einem Zitat auf das andere kommt, z. B. 'ebenso gehört auch hierher ...', 'treffend ist auch ...', 'Recht launig und zutreffend ist ...'

usw.; bei der Erwähnung des Kölner Domes hält sich Schiebries für genötigt, 'einen kurzen Überblick über die Geschichte des Bauwerkes' 'zur genaueren Aufklärung' zu geben. Daß in diesem wirren Zitatensammelsurium gerade die interessantesten Urteile V. Hugos fehlen (z. B. über Ludwigs XIV. Einfall in die Pfalz und die Zerstörung des Heidelberger Schlosses), wird niemanden überraschen. Mit einer 22 Seiten langen Kette von teilweise ganz unbedeutenden Exzerpten aus *Le Rhin* und *Les Burgraves* und den paar verbindenden deutschen Sätzen ist es nicht getan; es hätte vielmehr klar hervorgehoben werden müssen, daß Hugos Interesse nur der deutschen Vergangenheit, nicht dem zeitgenössischen Volksleben gilt, daß ihn besonders die Architektur, geistliche (Kathedralen und Dome) wie weltliche (Burgruinen) fesselt, daß ihm die Literatur vollständig gleichgültig ist und ihn nur die geschichtlichen Ortssagen anziehen. Dafür hätten V. Hugos Beobachtungen über die franzosenfreundliche Stimmung der linksrheinischen Bevölkerung in das 4. Kapitel der Arbeit gehört. Wir vermissen auch vollständig eine Untersuchung des Verhältnisses von Dichtung und Wahrheit in *Le Rhin:* hat V. Hugo wirklich alles gesehen und gehört, was er erzählt? Hat ihm nicht seine Phantasie manchen Streich gespielt? Hat er wirklich in Bingen ein junges Mädchen provenzalische Verse singen hören? Das sind Fragen, die Schiebries sich hätte stellen müssen. Es fehlt schließlich jede Quellenuntersuchung: in der Einleitung bemerkt Schiebries (nach Berret), daß Schreibers *Handbuch für Rheinreisende* Hugos Hauptquelle gewesen ist; aber mit dieser Bemerkung läßt er es genug sein. Das 1. Kapitel seiner Dissertation enthält auch einen Auszug aus den *Burgraves*: hierzu hat Schiebries die Quellenuntersuchung von Giraud *(Revue d'hist. litt. XVI)* nicht benutzt, obwohl er sie in einer Anmerkung zitiert: er gibt eben nur eine Inhaltsangabe des Stückes mit einer Reihe längerer wörtlicher Zitate.

Im 2. Kapitel untersucht der Verfasser die 'Schilderung literarischer und historischer Persönlichkeiten und ihrer Werke'. Über die ganze Gliederung der Dissertation will ich mit Schiebries nicht rechten. Als Grund seiner wenigen Urteile über deutsche Dichtungen und Dichter bezeichnet Schiebries Hugos Unkenntnis der deutschen Sprache: der wahre Grund liegt natürlich viel tiefer, denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es doch eine verhältnismäßig reiche Übersetzungsliteratur in Frankreich, wie allerdings aus Lansons *Manuel* nicht deutlich kenntlich wird. Die deutsche Dichtung entspricht eben überhaupt nicht dem französischen Geschmacke; da macht V. Hugo weiter keine Ausnahme. Dazu kommt V. Hugos großer Eigendünkel, der ihn hinderte, anderen gerecht zu werden. Die bekannte von Turgenjew mitgeteilte Anekdote, wonach V. Hugo 'Wallenstein' für ein Werk Goethes hielt und, als Turgenjew ihn berichtigte, sagte: 'Schiller oder Goethe, das bleibt sich vollkommen gleich. Ich habe weder den einen noch den anderen gelesen, aber ich kenne sie besser als die, welche sie auswendig können' — diese bekannte Anekdote, die auch bei Biré steht, hat Schiebries sich unbegreiflicherweise entgehen lassen.[1] Auch Paul Stapfer erwähnt in seinem Buche *V. Hugo à Guernesey*, Paris 1905, V. Hugos Beurteilung der deutschen Literatur und ist wie Turgenjew der Ansicht, daß er sie nicht gekannt hat; Stapfer erzählt, V. Hugo habe ihm einmal gesagt: *Ni Goethe ni aucun poète allemand n'a su donner de la réalité aux personnages dramatiques.* Stapfers Buch ist Schiebries leider fremd geblieben, obwohl Baldensperger es in dem unten zu nennenden Aufsatz ausdrücklich zitiert. — Mehrere Seiten füllt Sch. mit Anführungen aus V. Hugos *Shakespeare* und erklärt in Anmerkungen die von Hugo dort gehäuften entlegenen Namen. Zu *Galgacus* gibt er eine über 30 Zeilen lange

[1] Das hat bereits Wurzbach gerügt.

Anmerkung, an deren Schluß er sagt (S. 30): 'Vgl. K. A. M. Hartmann, *V. Hugo's 'Choix entre les deux nations', Anmerkung zu Vers 66.'* Diese ganze lange Anmerkung von Schiebries ist Wort für Wort aus dm Artikel von Hartmann abgeschrieben; die literarischen Gepflogenheiten hätten es erfordert, dies Verhältnis zu Hartmann dadurch auszudrücken, daß die ganze Anmerkung in Anführungsstriche gesetzt und so ausdrücklich als Zitat gekennzeichnet worden wäre: das hat Schiebries nicht getan. Nicht nur den sachlichen Inhalt, sondern auch die sprachliche Form seiner Anmerkung hat er Hartmann entlehnt *(Zs. f. nfrz. Spr.* VIII [1886], S. 68 ff.), nur einige Weglassungen und Zusammenziehungen hat er vorgenommen. Die sonstigen erläuternden Anmerkungen, die Schiebries zu dem mehrere Seiten füllenden Zitat aus Hugos *Shakespeare* gibt, sind auch nicht als besonders verdienstlich zu rühmen. Dann folgt (S. 35) eine längere Bemerkung darüber, daß Hugo nicht der einzige ist, der in Beethoven einen typischen Vertreter deutscher Kunst sieht. Dieser ganze Absatz mit einem Zitat aus Nohls Beethovenbiographie ist wörtlich abgeschrieben aus dem bereits erwähnten Aufsatz von Hartmann, den Schiebries zwar auf derselben Seite, aber zu einer anderen Stelle zitiert: auch hier hat er es unterlassen, das Zitat als solches zu kennzeichnen: er will offenbar den Eindruck erwecken, als ob er hier eigene Gedanken vorträgt. Auf der folgenden Seite zitiert er aus einem Buch von A. Serre, *Le sublime, Goethe et V. Hugo,* Paris 1880: er verschweigt, daß er dies Zitat aus Süpfle hat (den er auf derselben Seite, aber zu anderen Stellen nennt). Daran schließt Schiebries die Anführung aller Stellen in Hugos Werken, an denen er Goethe nennt, und beruft sich auf Hartmann, den er hier ausschreibt. Die Anmerkungen, die Schiebries S. 37 und 38 hierzu macht, stammen (mit dem Hinweis auf Glachant und dem Zitat aus der Vorrede zu *Torquemada!)* aus einem Aufsatz von Baldensperger, was Sch. nicht angibt; auf S. 36 hatte Sch. allerdings Baldensperger zitiert, übrigens bibliographisch falsch: es ist ein Aufsatz im *Mercure de France* vom 1. September 1907, kein selbständiges Buch. S. 42 gibt Sch. die letzte Äußerung Hugos über Goethe wieder und zitiert als Quelle '*le Livre, 1884*, p. 270': er verschweigt, daß er dies Zitat aus Baldensperger hat, und gibt Baldenspergers genaue Herkunftsangabe ungenau wieder. Die zusammenfassenden Worte auf S. 42—43 über Hugos Urteil über Goethe sind Wort für Wort aus Hartmanns Abhandlung abgeschrieben, die Sch. zwar zitiert, aber ebenfalls ohne sein Zitat daraus als solches zu bezeichnen. Auch die folgenden Bemerkungen über Hugos Verhältnis zu Schiller sind wörtlich aus Hartmann entlehnt, auch hier fehlen die Anführungszeichen. Vollständigkeit in der Anführung aller Stellen, an denen V. Hugo Schiller erwähnt, hat Schiebries nicht erreicht, obwohl er sich den Anschein gibt.

Das 3. Kapitel behandelt angeblich den 'deutschen Einfluß auf V. Hugos Werke'. Wer aber glaubt, hier Bemerkungen über den Einfluß Goethes oder Schillers oder anderer deutscher Autoren auf Hugo zu finden, täuscht sich: einige 'Ähnlichkeiten' zwischen Goethe und Hugo hat Schiebries im 2. Kapitel S. 36 nach Süpfle zusammengestellt; diese hätten ins 3. Kapitel gehört. Wir vermissen hier ferner eine Verwertung der Forschungen über den Einfluß Schillers auf V. Hugo, von eigenen Forschungen ganz abgesehen; einen Artikel von Pappritz im 9. Bd. der *Neueren Sprachen* erwähnt Sch. an anderer Stelle, ohne ihn zu benutzen; ganz entgangen sind ihm u. a. ein einschlägiger Aufsatz von Poirot, *Mémoires de la société néophil. à Helsingfors* III (1902) p. 323—6 und einige Bemerkungen bei Sleumer. Sch. beschränkt sich in diesem 3. Kapitel darauf, die in *Le Rhin* enthaltene lange *Légende du beau Pecopin et de la belle Bauldour* und drei Stücke der *Légende des Siècles: Homo Duplex, Eviradnus* und *Welf, Castellan d'Osbor*

zu betrachten. Er stützt sich hierbei auf Berrets bereits zitiertes Buch, geht aber so weit, daß er ganze Absätze wörtlich aus Berret übersetzt. Die drei Stücke der *Légende des Siècles* hat Schiebries offenbar nicht selbst gelesen; die Inhaltsanalysen, die er von ihnen gibt, sind von Anfang bis zu Ende wörtliche Übersetzungen aus Berrets Buch: auch hier hat es Schiebries unterlassen, sie als Zitate auszugeben. Einmal (S. 58) läßt er versehentlich einen Satz seiner französischen Vorlage fort, so daß seine Erzählung unverständlich ist (vgl. Berret p. 298)![1] — Eigene Forschungen über etwaigen deutschen Einfluß auf V. Hugo hat Schiebries nicht getrieben. Was Baldensperger und Giraud über den Einfluß des Schicksalsdramas und der 'Ahnfrau' Grillparzers auf die *Burgraves* nachgewiesen haben, hat er ebenso wenig berücksichtigt, wie er sich selbst auf diesem Gebiete nicht weiter umgesehen hat. Dabei scheint über die Frage des deutschen Einflusses auf V. Hugo tatsächlich noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein; ich behalte mir vor, an anderer Stelle darauf zurückzukommen (vgl. *Archiv* 139, 227 eine Einzelheit).

Im 4. Kapitel betrachtet Schiebries V. Hugos politische Stellung zu Deutschland. Er zitiert S. 60 in einer Anmerkung zwei französische Zeitschriftenaufsätze, die er wohl aus Lansons *Manuel bibliographique de la litt. franç. mod.* kennt; ein gleichartiger deutscher Aufsatz von Paul Lindau, der übrigens wertlos ist (*Literarische Rücksichtslosigkeiten*, Leipzig 1871, S. 76 ff.), ist Schiebries fremd geblieben, da er in Lansons Bibliographie nicht verzeichnet ist; weniger verzeihlich ist, daß Schiebries Lindaus interessante Rezension von *L'Année terrible* (*Gesammelte Aufsätze*, Berlin 1875, S. 265 ff.) nicht benutzt hat. Lindau hat gerade als Kritiker V. Hugos sehr stark auf seine deutschen Zeitgenossen gewirkt; die bis heute anhaltende Mißachtung, deren sich der Dichter in Deutschland erfreut, ist zum nicht geringen Teile Paul Lindaus scharfen Kritiken zuzuschreiben; deshalb wäre ein Hinweis darauf gewiß am Platze gewesen, zumal Schiebries aus Lindaus Aufsatz über *L'Année terrible* manches hätte lernen können. Die Analyse der politischen Stellung Hugos zu Deutschland leidet darunter, daß Schiebries es verabsäumt hat, sie historisch zu erklären: es war auszugehen von den bekannten Ereignissen des Jahres 1840 mit ihren mannigfachen Widerspiegelungen in der deutschen und französischen Literatur der Zeit: besonders an Edgar Quinets eigenartiges Verhalten war in diesem Zusammenhang zu erinnern. Dann wäre klar geworden, was der Verfasser nicht zu wissen scheint, daß V. Hugo mit seinem ungestümen Verlangen nach dem linken Rheinufer in dem Frankreich der 1840er Jahre nicht allein gestanden hat, und der Verfasser wäre dazu gedrängt worden, dabei gerade den wesentlichen Punkt herauszuarbeiten, in dem Hugo sich von seinen ins gleiche Horn blasenden Zeitgenossen unterscheidet: das aufrichtige Streben nach einer Versöhnung von Deutschland und Frankreich, das noch in Hugos Äußerungen der Kriegsjahre 1870/71 zuweilen deutlich hervortritt. Die Erkenntnis dieses Grundzuges in Hugos politischem Verhalten gegenüber Deutschland, der durch seine bekannten Ausbrüche des Hasses und der Wut nur verdunkelt, aber nie unterdrückt wird, vermißt man in Schiebries' Arbeit, die vor dem Kriege entstanden ist, wie ich nicht vergessen möchte hinzuzufügen. — Nun zu dem, was Schiebries hier zu sagen hat. Er beginnt mit einer knappen

---

[1] In diesem ganzen Kapitel steht Schiebries so sehr unter dem Banne von Berrets Buch, daß er immer von einer 'Legende von der Falkenburg' (S. 53), 'Legende vom Wispertal' (S. 54), 'Legende von Albert von Zimmern' (S. 55) u. a. redet: er hat ja alle diese Sätze wörtlich aus Berret übersetzt und nur das französische *légende* unübersetzt gelassen; daß frz. *légende* deutsch 'Sage' heißt, hätte Schiebries wissen können.

Skizzierung der Grundgedanken von Hugos *Conclusion* zu *Le Rhin*. Daß diese Analyse (S. 60—61) teilweise wörtlich aus Biré, *V. Hugo après 1830*, t. II, p. 16 f. übersetzt ist, verschweigt Schiebries; allerdings nennt er im Verlaufe der Analyse einmal Birés Namen, aber nicht so, daß er damit den ganzen Absatz als entlehnt bezeichnet; er tut so, als ob die Skizze über den Inhalt der *Conclusion* seine eigene Weisheit darstellt. Dadurch, daß Sch. die Bücher und Aufsätze, aus denen er ganze oder halbe Seiten wörtlich abschreibt oder übersetzt, immer in der Nähe der abgeschriebenen Stellen nennt, glaubt er sich gegen den Vorwurf des Plagiats schützen zu können. Dies Verfahren ist scharf zu tadeln. Es ist Pflicht des wissenschaftlichen Arbeiters, gewissenhaft dem Vorgänger zu geben, was des Vorgängers ist, und zu vermeiden, auch nur den Anschein zu erwecken, als ob man sich mit fremden Federn schmücken will. Jede wörtliche Anleihe ist durch Setzen in Anführungszeichen ausdrücklich als solche zu kennzeichnen; das hat Sch. leider meist unterlassen. — Über den Inhalt dieses politischen Kapitels läßt sich sonst nicht viel sagen. Mir ist aufgefallen, daß Sch. den Appell, den V. Hugo gleich nach Kriegsausbruch im Juli 1870 an die Frauen von Guernesey richtete, nur aus Brunetière kennt, obwohl er doch in den *Actes et Paroles* abgedruckt ist. Zwei volle Seiten füllen Zitate aus Hugos großem *Discours sur la guerre;* ich vermisse eine Bemerkung darüber, wann und wo Hugo die Rede gehalten hat (am 1. März 1871 in der *Assemblée Nationale* zu Bordeaux). — Leider streift Sch. gar nicht die nicht uninteressante Frage, wie Hugos demagogische und chauvinistische Tätigkeit zur Zeit des Krieges in Deutschland beurteilt wurde: daß Paul Lindau nicht ruhig blieb, sondern die Gelegenheit benutzte, Hugo eins zu versetzen, ist selbstverständlich. In Broschürenform veröffentlichte ein Ungenannter im September 1870 eine würdige *Réponse d'un Allemand à M. Victor Hugo* in französischer Sprache (Darmstadt u. Leipzig, Eduard Zernin). Und Richard Wagner ließ sich gar zu einem — dichterisch völlig wertlosen — Lustspiel 'Eine Kapitulation' (Ges. Schriften 9, 3 ff.) hinreißen, in welchem er sich über den französischen Dichter grausam lustig macht. Auch Berthold Auerbach riß am 16. September 1870 in einer sehr wirksamen und schlagkräftigen 'Antwort eines Deutschen an den Franzosen Victor Hugo' diesem 'den weitbauschigen Talar von großen Worten' ab. Von alledem steht bei Sch. kein Wort. — Gegen seine Besprechung der *Année terrible* läßt sich der Vorwurf einer zu engen Anlehnung an die von ihm in ganz anderem Zusammenhange S. 67 und S. 80 zitierte Programmabhandlung von Karl Roeth, *V. Hugo's L'Année terrible*, Bochum 1903, machen (bes. auf S. 73). Was Schiebries dann zum Schluß über Hugos bekannten *Choix entre les deux nations* zu sagen hat, ist eingestandenermaßen lediglich eine Kontamination von dem, was Roeth und Hartmann über das Gedicht geschrieben haben.

Noch ein paar Einzelheiten. Sch. weiß nicht, daß der 4. Akt von *Hernani* in der Aachener Kaisergruft spielt; das hätte eine Erwähnung verdient. Zweimal nennt er *Bérenger* statt *Béranger* als Empfänger eines Hugoschen Briefes (S. 7. 8); der zweimalige Druckfehler ist ärgerlich. Und schließlich zur Beleuchtung von Sch.s Arbeitsweise: zur Erläuterung von Hugos *Homo duplex* gibt er ein Zitat aus *Le Rhin;* da Berret a. a. O. p. 259 Anm. 1 es versehentlich in den 32. Brief gesetzt hat, schreibt Schiebries ihm diesen Druckfehler einfach nach: das Zitat, das in Wahrheit aus dem 31. Brief stammt, hat er gar nicht nachgeschlagen!

Zum Schluß meiner Besprechung möchte ich noch auf eine 'Rezension' hinweisen, die die Schiebriessche Dissertation durch O. G l ö d e im *Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie* 1915, Sp. 345, erfahren hat. Glöde druckt wortwörtlich, ohne Anführungszeichen, die zwei ersten Absätze und den Schlußsatz von Sch.s Einleitung ab, gibt dann die Überschriften der

vier Kapitel an und stellt vom Thron seiner 'Rezensentenherrlichkeit fest: 'Schiebries hat Victor Hugos Urteile über Deutschland nach seinen Schriften aufs genaueste wiedergegeben und uns manchen neuen Einblick in seine Schriften gewährt'. Wenn Glöde die vorhandene Hugo-Literatur gekannt hätte, würde er diesen Satz bestimmt nicht geschrieben haben. Den Rest seiner 'Rezension' füllt er mit einer Aneinanderreihung von Schiebries' oder vielmehr Hartmanns Sätzen über den *Choix entre les deux nations,* nicht in Anführungszeichen, aber mit den Literaturverweisen von Sch. in Anmerkungen! Ich habe mir die Mühe gemacht zu zählen. Glödes 'Rezension' ist 59 Zeilen lang; Glödes Eigentum sind davon ganze 5 (fünf) Zeilen.

Berlin-Halensee. Erich Loewenthal.

167

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.

(Schluß.)

XXII. Briefe Augusta v. Stolbergs an Gerstenberg nebst einer Antwort Gerstenbergs[1]

(im Goethe-Museum zu Frankfurt a. M.).

I.

Abscheulicher Mensch — ich weiß noch nicht ob Sie meinen Brief haben oder nicht — man sagt daß Sie mir sollen geschrieben haben, hab nichts davon gesehen, aber man soll ja glauben, waß man auch nicht sieht. Grüßen Sie Ihre Frau. Ich heiße

Gustchen.

II.

Üt(ersen): den 25st: M(ärz?): 1778.

Dank Lieber Gerstenberg für Ihren lieben kleinen Brief — als ich hier kam, und mich mit frohem Herzen in die Armen meiner Oberg warf, erblikte ich den lang gewünschten Brief, und so bald ich mich los reißen konnte, ward er stük weise gelesen —

Ja wohl schön daß wir uns kennen, mir gab gewiß mein Schuz Engel den Gedanken, mit nach Lübek zu gehn, in einer Stunde ein, da er mir recht wohl wollte, — Kein größres Glük kan mir auf der Welt begegnen, als die Freundschaft guter Menschen zu erhalten. und hab ich nun nicht die Ihre und Sophiens auf immer? Gewiß, so gewiß als Sie die meine haben, und behalten — Sie sagen ich kann auch ernsthaft seyn, o Lieber Gerstenberg daß bin ich am öftersten, und fast immer gränze ich an Wehmuth, die ich am meisten liebe. Aber ich kann mich wie die Kinder über jede Kleinigkeit, freuen aber auch wie die, mich über jedes dißapointment betrüben. Meine Freunde sind mir alles, mein Stolz und meine Welt, ich suche und finde im Herzen meiner Lieben, den Himmel auf Erden — Sehen Sie so ein Geschöpf bin ich, können Sie mich so leiden?

Lieber Gerst(enberg): Sie sollen und müssen im May nach Hamb(urg): kommen, aber nicht halb, sondern ganz, denn Sophie, mit ihrem kleinen Trincker muß mit — Hören Sie, Sie müßen mir etwaß von Ihren Werken geben, entweder das Hungerstück oder die unplatonischen Tändeleyen, oder waß Sie sonst wollen, aber Ihren Namen müßen Sie mir hinein schreiben — ist Frizens[2] Gedicht nicht herrlich? o er ist doch ein herrlicher Junge der

[1] Herr Privatdozent Dr. Printz in Frankfurt a. M. hatte die Güte, eine nochmalige Vergleichung der Handschriften vorzunehmen. Damit schließt diese Publikation. Weiteres wird der zweite binnen Kurzem erscheinende Band meiner Biographie bringen.

[2] Jedenfalls Gedicht von Stolberg.

Friz. Senden Sie mir Briefe von Cop(enhagen) her! — adieu lieber Gerstenberg: daß ich Sie kenne ist schön!

Meine Oberg dankt für Ihren Gruß und Seegen, der sie sehr rührte und grüßt Sie freundschaftlich.

Augusta.

III.

7ten M(ai?) 1778.

à Monsieur Monsieur Gerstenberg, Résident
et Consul de S. M. Danoise à Lübeck

Ich will nicht böses mit bösem vergelten sondern nur melden daß ich eben Mara und die Mara gesehn habe, daß sie künftige Woche ein Concert geben, ich lauf gleich auf Ebbings Stube es Ihnen zu melden, damit Sie und Sophie hübsch herkommen — Cramer muß auch, sollte er nicht können so sagen Sie ihm nichts, von der ganzen Sache, es würde ihn sonst betrüben. ich freu mich unendlich diese erste Sängerin zu hören, und weil ich mich so freue, muß ichs Ihnen gleich mittheilen: waß ists schön, Freuden mit Freunden zu theilen —

Grüßen Sie herzlich den guten Kramer, ich bin ihm herzlich gut. Sie beste Sophie küße ich für Ihren lieben Brief. Ihnen abscheulicher Mann danke ich nicht für Ihr Stillschweigen — wollen Sie mir schreiben so schicken Sie den Brief nach Henslers Hauß — ich bin alle Galle los und bin nun die Sanftmuth selbst.

Augusta.

Die Maras bleiben kurz sehr kurz und gehen nicht nach Lübeck. Sagen Sies der Pauli.

IV.

(Ohne Datum und Ort.)

Herrn von Gerstenberg
Königl. Dänischen Residenten in Lübek

Auf Klopstocks Stube Sontag morgen.

Es dient dem geneigten Leser und der geneigten Leserinn zur Nachricht daß der Mara Concert am Mittwoch schon ist, und daß sie am Freytag, spätstens Sonnabend schon verreißt — wer also kommen will der komme bald, und wer daß nicht will der schicke sein Ohr doch wenigstens her — es ist dünkt mich wohl der Mühe werth dafür künftig sich nur mit einem Ohr zu behelffen.

Gerstenberg ist das Muster eines guten Corespondenten, ich kriege einigen Respect dafür — Sie liebste Sophie ein liebes Weib, haben mir einen allerliebsten Brief geschrieben dafür herzlichen Dank. viele Grüße von Klopst(ock): an das d: W: — Leben Sie beyde mit ihrem kleinen Völcklein so wohl als ichs Ihnen wünsche,

Lieber Gerst(enberg): hat Cramer noch die Predigt die ich Ihnen gab gekriegt?

A. Stolberg.

V.

Tremsb(üttel): d: 14t: März 1779.
Sontag Mittag.

Daß Amt Tr(emsbüttel): ist zum Kloster verwandelt, seit die heiligen Nonnen allein darin sind. aber ich will zancken mit Ihnen, ich schreibe an Sie, der Amtmann, schreibt glaube ich, hinein, und Sie antworten ihn allein,

und speisen mich mit ein paar Worte ab, die ich darin suchen muß — Sie haben sich dadurch 2(er) unverzeihlicher Sünden schuldig gemacht, vors erste, wenn eine Person meines Geschlechts, sich so tief herabzulassen beliebt, an eine Mannsperson zu schreiben, so ist das wenigste, waß ihre Diener thun können, sogleich zu antworten — 2tens — wußten Sie recht gut daß der Amtmann seine theure Ribbe begleiten, und der Brief ihn also nicht treffen würde — Sie schrieben also an eine Mannsperson die nicht da war, und nicht an eine DAME und an eine NONNE die da war — dieß ist Ernst, nun ein bischen Spaß, oder nonsens wie unsre Bekantschaft anfieng —

Lieber Gerst: Liebste Sophie wir wären herzlich gerne heute bey Ihnen und süß wärs gewesen, wenn das Schiff denn auch den armen Friz als der Wallfisch den Jonas ausgespien hätte — aber daß konte nun nicht seyn und vernünftig ists ja doch sich in alle Umstände finden zu können, ergo spiele ich diese Rolle heute —

Hören Sie Lieber guter couleur de Chair kommen Sie mit Friz ich will Sie auch ergezlich schön bewirthen, will auch ein Kleid couleur de Chair anziehen — und Kommen Sie Kommen Sie — Sie machen dadurch, aber nur dadurch Ihre Sünden gut — gerne schrieb ich mehr aber

neque semper arcum tendit Appollo. Herzlich seyn Sie umarmt liebste Sophie, und Sie Herr Gemahl ein freundliches Gesicht in der Hofnung daß Sie sich bessern werden. ist Bruder, sind Brüder[1] auch bey Ihnen so grüß ich sie, küß sie auch allen falls und Louise ist hoffe ich auf tanzenden Wellen

Augusta.

VI.

Tremsb(üttel): d: 19t: M(ärz): 1779.

Die Unmündigen brauchen einen Vormund und die Thoren bedürffen des Raths —

Meine Schwiegerinn beweißt das, hats bewiesen denn nun ist vieleicht ihr Schiff in Cop:(enhagen) unterdessen alle möglichen Gegrebs, und selbst-Gefühl begangener Thorheit Wellen in ihren(m) armen Herzen schlagen —

Gott gab ihr einen Mann, der in solchen Fällen Herr seyn sollte, dieser Mann entscheidet für sie, im Namen dieses Mannes soll ich Sie bitten, Liebster Gerstenberg, sich zu erkundigen, wann Schiffer Petersen, oder sonst einer, abgeht, und ob Sie, im Fall der erste die nächste Woche geht, ihn nicht bereden können, biß Freytag oder Sonnabend zu bleiben, weil meine Schwiegerinn erst am Donnerstag von Hamburg zurük kommt, wo sie eines rendez vous wegen, hin muß — nur fragen, ja noch nichts accordiren: hier ist mein Auftrag, und mein herzlicher Wunsch, denn das gute Weib, muß hin —

Aber waß sagen Sie zu Friz? wie ist's doch möglich daß der Wind der meine Schwieg(erin). wieder zurük brachte, ihn nicht her bringt? wie ist's möglich daß beyde nicht weg konnten? Dank Liebster Gerst: dank gute liebe Sophie für Ihre lieben Briefe, diesen Dank theilt meine Schwester[2] mit mir, als Sie las, wo Sie schreiben 'Sie hätten sich über ihre Zeilen, wie über eine neue Entdeckung gefreut' setzte sie hinzu:

[1] Friedr. Leop. u. Chr. Stolberg, wie aus einer Nachschrift von H. K. Stolberg hervorgeht. H. K. Stolberg fordert G. ebenfalls auf, sie zu besuchen.

[2] H. K. Stolberg (Katharina).

ich glaubte du wärest gestorben,
verzeih o Muse, wenn du unsterblich bist —

so unsterblich, soll ich sagen, sey ihre Freundschaft für Sie beyde — Ja Lieber Gerst: gutes Muthes, gutes frohes Sinnes, will ich sehen zu bleiben, bey jeder Prüfung, wie Sie's nennen — körperliche Leiden können freylich sehr, so lange sie anhalten, meine Seele niederdrüken, aber nie so, daß nicht gleich Munterkeit und Freude wieder aufkommen könnten, wenn es überstanden ist — und überstanden und vergeßen ist eins — Gottlob nur daß ich keine Ungeduld in dem Falle kenne, — ich bin besser, war hier sehr gut, seit gestern habe ich aber wieder oft a teazing Kolik — daß ist allein Schuld daß Sie heute keinen Lateinischen Brief von mir haben, den ich Ihnen zugedacht hatte, den Sie aber noch zu gute haben sollen, es ist mir wahrlich heute nicht möglich, all mein kecker Muth ist damp'd, daß ich nicht gesund werde, ist Bergers und Henslers (der lezte ist mein Leib Arzt) schuld nicht, ihr Seegen liegt hundertfältig auf mich, der erste giebt mir stärkende China mit unwohlriechenden Oele, der andre täglich eine Menge versilberte Klümpe. Hilft daß nicht ganz, so stärkt's und linderts doch — Sie sehen ich denke doch nicht völlig so, wie jener, der von der Tauffe sagt, hilfts nichts, so schadts doch auch nicht —

Meine Schwieg(erin): kam wie eine Erscheinung stand am Fenster und sagte,

I see a hand you can not see
How beckons[1] avay

unerschrocken sezte ich hinzu

I hear a dain you can not hear
How bids me not to stay.

Um himmelswillen wo bleibt Friz? Nun macht sein weg bleiben mich traurig weil wir nun risquiren ihn kürzer zu behalten — Lassen Sie uns alle dem Neptun oder dem Eolus etwaß opfern? waß aber? die unerbittlichen! wünsche und Bitten helffen ja nicht — sonst wollte ich nichts als Bitte Bitte sagen und denken. Bringen Sie ihn nur ja! —

adieu gutes Liebes glükliches Paar! —

behalten Sie mich beyde lieb.
Augusta.

VII.

Tremsboureau the 24th März 1779

An Gerstenberg und seine Frau

Eigentlich bin ich pas as well heute, caro hordeo-Mons. um an so ein üpperlig genie as you are zu schreiben aber —

Omnia vincit Amor, et nos cedamus Amori, —

Damit sie mich verstehen, o großer Berg, bin ich herablaßend genug, um nicht ganz lateinisch oder griegisch zu schreiben, ich fürchte aber Ihre Geduld durch's nachslagen in den Lexicorum[2] zu ermüden, und da die arme Geduld sich sich nicht im schlafrock hüllen, und keine Müze auf dem Capiti[3] sezen, und sie sich nicht im Lehnstuhl ausruhen kan, so musz ich säuberlich

[1] Lücke im Papier.
[2] Geändert aus Lexicas von Klopstock.
[3] „ „ das Caput von Klopstock.

mit dem puero[1] Absalon verfahren. Aber da kommen apereisioi Butterpani, Für die Ugolino Stomachi Fratzum, und die exclamations der gaudij[2] darüber stört mich —

so oft wird man gestört, so oft ruffe ich den Müßiggängern und rohen Menschenkindern zu

Ora et labora.

Nun will ich armer gaddo auch mein hänfling Ey verzehren, denn mehr laßen die voraus doch nicht übrig, deren Magen a Fathomless abyss is — wenn Sie dasz nicht glauben so erchu kai idu.

da komt meine bouillon mitte me ut ediam[3] —

Nu nu Friz sey zahm!

noli me tangere —

Ütersen d: 8t. April.

Dieser Brief soll doch nicht umsonst geschrieben und noch weniger nicht umsonst von Klopstock corrigirt seyn.

Also da haben Sie ihn Liebster Gerstenberg:

Ihre gute liebe Sophie umarme ich. Bleiben Sie mein Freund!

A Stolberg.

VIII.

Tr(emsbüttel): d: 26st.:[4] 1779

Endlich haben wir ihn! mir ists aber sehr lieb daß wir ihn nicht schon gestern Abend hatten, denn alsdann hätten Sie und Ihre Sophie ihn nicht gehabt, und er sie nicht.

Gleich nach der ersten Freude, fragte ich, waß macht Gerst: und seine Frau? — denken Sie noch an mich? o sie haben dich sehr lieb, haben aber auch Amseln und Droßeln lieb, und einen Hund lieb, der ins Hauß gelauffen ist — daß sollte mich demüthigen thuts aber gar nicht —

Lieber Gerstenb(erg): ich hab Sie und Ihre Sophie eigentlich enzezlich lieb, und denke so oft, so oft an Sie beyde, und betrübe mich, daß ich Sie so wenig sehe — Sagen Sie mir doch wieder einmal Worte des Andenkens und der Freundschaft —

schön daß Sie die Lebensläufe auch so lieben my whole heart is in it. darin ist Herz und Natur!!! und daß ist doch nur das Einzige — Alle Ihre lieben Kinderchens grüße ich.

Liebster Gerstenb(erg): dieß Paar Täu(b)chen daß mein ist, und damit ich eine Colonie in Bernstorff anlegen will empfehle ich biß das Schiff geht Ihrer Pflege und Liebe, waß Sie ihm erzeigen, erzeigen Sie mir.

adieu gutes liebes edles Paar.

Bitte bitte mir einmal wieder schreiben. Es ist gar zu süß von Zeit zu Zeit Worte der Liebe von seinen Freunden zu erhalten, wenn man es auch weiß, daß Sie doch an uns denken, das ist sehen, und nicht schreiben ist so waß lebendig todtes.

Gott segne Sie Lieber Freund und Liebste Sophie

Augusta.

---

[1] Geändert aus den puer von Klopstock
[2] „ „ gaudium „ „
[3] „ „ edam von Klopstock.
[4] Datumschreibung unleserlich.

IX.

[ein Zettel, der wohl bei einer größeren Sendung gelegen.]

[O. D. u. o. O.]

adressirt nach Hamb(urg) schicken — die v: W: wohnt in der Königs Straße.

verzeihen Sie diesen Auftrag aber ich weiß Sie sind die Güte selbst — geben Sie jedem Ihrer kinderleins einen Kuß von mir. Das süße Henrietchen ist mein Lieblein — Sie umarme ich — Laßen Sie nur (?) uns ganz seyn, wozu die Natur und unsere Herzen uns bestimmt haben, ewig Freundinnen —

wenn Sie mich erst ganz kennen, so werden Sie sehen, daß ich Freundin seyn kan, und bleiben kan, daß ist wahrlich meine beste Seite.

Grüßen Sie die Pauli und Overbeck. Augusta.

Den Brief an Claudius schicken Sie mir ja gleich wieder. Gerstenbg. muß ihn lesen.

X.

Lieber couleur de Chair am Dienstag sind unsre Lieben in Cop: angekommen heut erst hab ich die Nachricht. Freuen Sie sich mit mir, Sie und Ihre Sophie —

Unartiges Couleur de Chair heute vor 8 Tagen gieng ein ungeheurer Brief an Sie ab, und noch keine Antwort — soll ich wieder sagen abscheulicher Mann! Leben Sie wohl. Ihr edles Weib umarme ich, Ihre Kinderchens küße ich. Ihnen geb ich herzlichen deutschen Handschlag.

Augusta.

Ütersen d. 1st: April.

Alles dieß sind Wahrheiten und keine ersten April Nachrichten. schreiben Sie bald oder —

XI.

[ein Brieffragment].

Gerstenberg an Augusta Stolberg.

Lübeck 27. Febr. 79.[1]

Daß Ihnen meine Antwort unkathegorisch und strafbar vorgekommen ist, meine ungnädige Gräfinn, that mir von Herzen Leid — aber ich kann mich jener Schuld unmöglich zeihen; sie war nicht unkathegorisch, sondern, wie Klopstock, dunkel durch die Fülle ihrer inneren kurzen Deutlichkeit, hoffe also, daß Ihre Strafe mich dießmal, wenigstens nicht bis über die Belten, verfolgen werde. Die Sache hängt so zusammen. Lübecksche Schiffer gehn selten nach Kopenhagen, das setzte ich voraus, und erwähnte ihrer nicht, weil sie mir eben dieser Voraussetzung wegen keiner Erwähnung würdig schienen. Ich schränkte mich also mit consularischer Würde auf einheimische Schiffe ein, und setzte abermals voraus, daß von einheimischen Schiffen hier keine überwintert hätten, folglich blos von denen die Rede seyn könnte, die in diesem Lenz-Monathe hier etwa verflogner Weise angekommen wären, und mit ihrer Ladung nun wieder zurückkehren wollten: Von welchen der einheimischen Häfen diese Schiffe seyn oder nicht seyn möchten, schien mir abermals keiner Erörterung zu bedürfen: denn was für Schiffe werden wohl

[1] Hof- und Staatsbibliothek in München.

im Februar von einem Holsteinischen oder Dänischen oder Norwegischen Hafen nach Lübeck kommen, blos um eine Ladung nach Kopenhagen einzunehmen? Weil ich also die Kürze, besonders in meinem eigenen Briefstil, über alles liebe, so überging ich die Voraussetzungen mit Stillschweigen, griff den Stamm bey der Wurzel an, indem ich mich äußerte, daß hier überhaupt noch keine Kopenhagener Schiffe angekommen wären, und überließ Ew. Gnaden in bescheidener Zurückhaltung die daraus herzuleitende Folgerung, daß also auch keine Kopenhagener Schiffe von hier vor der Hand abgehen würden. Ob das unkathegorisch, oder ob es nicht vielmehr äußerst bestimmt geschrieben war, unterwerfe ich höchstem Ermessen.

Würdigen Ew. Gnaden mich in dieser, wie in jeder andern Sache Ihrer näheren Befehle: Sie werden mich, solange ich athme, befinden als

Dero unterthänigen pflichtunvergessenen Diener
Gerstenberg.

[Folgt noch eine weitere Erklärung über die Schiffe in einer Nachschrift, die plötzlich abbricht.]

Hamburg. Albert Malte Wagner.

Nordhumbrisch *speoft* und *beoftun.*

Daß sich hinter diesen beiden Formen ein Paar reduplizierender Präterita verbirgt, hat Rich. Jordan erkannt. Engl. Stud. XXXVIII (1907), 28 ff. Aber seine Erklärung begegnete merkwürdigerweise skeptischer Aufnahme[1] und ist, wie es scheint, ebenso rascher wie unverdienter Vergessenheit anheimgefallen. Kolbe nimmt in seiner 1912 erschienenen Monographie über die Konjugation der Lindisfarne-Evangelien keine Notiz von ihr, und auch Luicks Historische Grammatik hätte schon in der Lehre vom Vocalismus (§§ 137, 228) Veranlassung gehabt, sich mit Jordan auseinanderzusetzen. Unter diesen Umständen erscheint es geboten, von neuem für seine, wie ich mich auszusprechen nicht scheue, evident richtige Auffassung einzutreten.

Als ich selbst vor einigen Jahren zu den nordhumbrischen Denkmälern ein persönliches Verhältnis und ein unabhängiges Urteil zu gewinnen mich bemühte, bin ich ohne Kenntnis meines Vorgängers auf dieselbe Erklärung verfallen und habe ihre Notwendigkeit aus dem Tatbestande zu erhärten versucht. Diese Niederschrift, die für den Beweis einen anderen Gang als Jordans Aufsatz gewählt und dadurch vielleicht eine zwingendere Gestaltung gefunden hat, lasse ich hier unverändert abdrucken.

Für das lat. Verbum *spuere* oder seine Komposita gebraucht die nordh. Glossierung der Evangelien, wo der Zusammenhang eine Präteritalform verlangt oder empfiehlt, fast einstimmig *speoft -un* bzw. *speaft -on* (durchweg im Gegensatze zu der westsächs. Übersetzung, die überall *spætte -on* hat):

Mc VIII 23 *expuens* (was, wie so oft, in das finite Tempus der Erzählung umgesetzt wird): *speoft* Rushworth-Ms., *speaft* Lindisfarne-Ms.

Ih IX 6 *expuit*: *aspeoft* R, *aspeaft* L.

Mc XV 19 *conspuebant*: *speoftun* R, *speafton* L.

Mt XXVII 30 *expuentes*: *speofton* L (der mercische Schreiber R[1] versagt hier).

Mt XXVI 67 *expuerunt*: *speafton* L (dafür *spittadun* R[1]).

Dazu kommt ein vereinzeltes Partizipium aus L:

Lc XVIII 32 *conspuetur*: *gespeoftad bið* (anders R *gispitted bið*; ws. *onspætt*).

Aus diesen Formen, die kein vollständiges Paradigma ergeben und auf den ersten Blick auch nicht gut zusammengehen, pflegt

[1] Feist PBB. XXXII (1907), 569.

man, willkürlich ratend, ein starkes oder schwaches Präsens *spéofta spéafta* (mit nordh. Wechsel von *éo : éa*) zu erschließen, dessen lautlicher Bau befremdlich ist und dessen Zuteilung an einen bestimmten Typus der Verbalbildung durchaus zweifelhaft bleibt.[1] Das Ergebnis dieses ziellosen Ratens ist eingestandenermaßen nicht befriedigend. Kein Wunder, denn das Verfahren ist an sich unmethodisch. Die nächste Fragestellung hat doch wohl zu lauten: Welche Form gebrauchen die Texte selbst, wenn der Zusammenhang für *con-, exspuere* eine präsentische Übersetzung erfordert? Die erste Antwort, die man auf solche Frage erhält, klingt freilich nicht ermutigend.

Mc X 34 *conspuent*: *spittas* R, *spittes* L (= ws. *spǣtađ*).

Mc XIV 65 *conspuere*: *efnegispita* R, *efnegespitta* L (= ws. *spǣtan*).[2]

Mt XXVII 30 *expuentes*: *spittende* R¹ (also in dem mercischen Teil der Glosse; abweichend L und ws.).

Denn das hier auftretende *spitta* 'to spit' gehört offenbar mit ws. *spǣtan* zusammen und führt auf ein schwaches Verbum **spitjan*,[3] das sich zu **spaitjan* verhält wie ahd. *zunten* zu got. *tandjan*. Von da aber führt kein gangbarer Weg zum Präteritum *speoft*. Indes, wenigstens an der zuletzt genannten Stelle bietet Hs. L etwas ganz anderes und für uns Brauchbareres, indem sie nach der Gewohnheit dieser Glossierung zwei Übertragungen für *expuentes* nebeneinanderstellt: *spatende* vel *speofton*. Wenn R¹ auch hier das dem Anglischen geläufige *spittende* einsetzt (unter Weglassung des zweiten Übersetzungsvorschlags), so entspricht das dem auch Mt XXVI 67 (von dem mercischen Schreiber oder wohl schon seiner Vorlage) geübten Verfahren, wo sich *speafton* in L und *spittadun* in R¹ gegenüberstehen.[4] Die Doppelglosse *spatende* vel *speofton*, der wir ohne den Vorwurf der Gewaltsamkeit ein starkes nordh. Verbum *spáta* entnehmen dürfen,[5] hat eine gute Parallele an Mc XIV 50, wo das Partizipium *relinquentes* wieder doppelt glossiert wird: *forleortun* vel *forletende* R, *forleorton* vel *forletendo* L. Ehe wir aber den Schluß ziehen, der sich schon jetzt von selbst aufdrängt, tun wir gut, noch eine andere, nicht weniger merkwürdige und ebenso isolierte Verbalform in unsere Erörterung hineinzunehmen:

---

[1] Vgl. Sievers, Ags. Gr.³ § 384 A. 5, 396 A. 5 und Kolbe a. a. O. S.

[2] Dazu aus dem nordh. Ritual *gispittendū*.

[3] Zu den Formen *spittadun*, *gispitted* s. Lindelöf, Südnordhumbr. Ma. (1901) 143 § 224, 145 § 226.

[4] Lc XXII 64 setzt R aus Eigenem ein *spitun* (das ist wohl *spittun*, wie gelegentlich *setun* statt *settun*) hinzu, das in der Vulgata keinen Anhalt und in L keine Entsprechung hat.

[5] Es steht neben den Deverbativen *spǣtan*, *spittan* ganz wie got. *wrikan* neben dem durchaus synonymen *wrakjan*.

Mt XI 17 *lamentavimus*: *we miđ hondum beafton* L (Lücke in R[1]).
Lc VII 32 „ *we hond-beafton* L (Lücke in R).
Lc XXIII 27 *lamentabantur eum*: *hondum beoftun hine* R, *hond-bæftadon*[1] *hine* L (vorhergeht *plangebant*: *gemændon*).

Stellen, an denen man präsentische Wiedergabe des lat. Verbums *lamentari* erwarten könnte, fehlen leider im Evangelium. Über die eigentliche Bedeutung des vom Glossator gewählten zweigliedrigen Ausdrucks (*miđ*) *hondum beoftun*, der dann wie gr. *νοῦν ἔχειν* (vgl. *νουνεχόντως*, *νουνεχής*) oder lat. *anim(um) advertere* als Kompositum gefühlt und dementsprechend auf ein handlicheres *hond-beafton* reduziert wurde,[2] kann glücklicherweise kein Zweifel bestehen: gemeint ist die Handlung des gr. *κόπτεσθαι* oder lat. *plangi* (*plangere*). Wer eine Veranschaulichung braucht, kann sie in Senecas Troerinnen 63 s. finden:

Lamenta cessant? turba captivae mea,
ferite palmis pectora et planctus date.

Freilich wird *plangere* selbst im Nordh. durch (*ge*-)*mæna* vertreten. Daß dies als Synonymon von *hond-bæftadon* empfunden wurde. scheint zwar das Lc XXIII 27 zwischen *gemændon* und *hond-bæftadon* hinzugefügte *ł* (d. i. *vel*) zu verraten. Immerhin ist die Frage dringlich, was den Glossator bewogen hat, gerade *lamentari*, im Gegensatz zu *plangere*, regelmäßig durch eine so umständliche Paraphrasierung mit *hond* wiederzugeben. Die Aufklärung kommt, wie ich glaube, von einer einigermaßen überraschenden Seite. In einem von Kuno Meyer herausgegebenen air. Psalmenkommentar liest man Z. 189 *ind lamcomairt libuir Ierimie*[3], d. i. *lamentationes libri Ieremiae*. Aus Windisch, Ir. Texte I 384 (s. *basgaire*), 652 (s. *lám* 'Hand') ergibt sich für *lám-chomart*[4] der Wortsinn '*beating the hands together in lamentation*'.[5] Offenbar hat der Anklang an ir. *lám* 'Hand' diese Übersetzung von *lāmentātio* durch *lám-chomart* veranlaßt. Der nordh. Glossator, der in ganz ähnlicher Weise *lamentavimus* durch *we miđ hondum beafton* wiederzugeben sich gedrängt fühlte, wird also entweder selbst Irisch verstanden haben oder durch einen der irischen Sprache Kundigen bei seiner Arbeit beraten worden sein. Ein paar irische Worte, die in den north. Interlinear-Versionen gelegentlich bei der Glossierung des Lateinischen aushelfen müssen, wie *bratt* 'pallium' Mt V 40 oder *mind* 'diadema' im Ritual,[6] erscheinen mir als eine erwünschte Be-

---

[1] *æ* für *ea* wohl Fehlschreibung.

[2] Vgl. air. *lá(m)gabim* (Vendryes Grammaire du vieil-irlandais 170), das allerdings eine künstliche Bildung nach *mancipare* ist. Holger Pedersen, Vgl. Gramm. der kelt. Sprachen II 527.

[3] Hibernica minora (1894), 6. 26.

[4] Kuno Meyer, Contributions to Irish Lexicographie (1906), 410, s. *cói*.

[5] Kuno Meyer, Contributions 186, s. *bassgaire*.

[6] Dies *mind* fehlt bei Luick § 45.

stätigung des hier durch die air. Parallele aufgedeckten Zusammenhanges.

Ich kehre zu den nordh. Verbalformen und der durch sie der Grammatik gestellten Aufgabe zurück. Zur Auflösung der Gleichung sind uns nun folgende Größen gegeben: ein Präteritum *speoft -un* und eine Präsensform *spatende*, auf der anderen Seite ein Präteritum *beoftun* mit der gesicherten Bedeutung des Schlagens (engl. *to beat*, d. i. ags. *béatan*). Dazu kommt wegweisend die Analogie von *leort* und *letende*, der sich die bekannten engl. Parallelen *reord* (: *rǽdan*), *leolc* (: *lácan*) anschließen. Also sind *speoft -un* und *beoftun* nichts anderes als reduplizierte Präterita zu nordh. *spâta* und dem ws. (im Nordh. sonst nicht belegten) Präsens *béatan* 'schlagen'. Vgl. Be Dómes Dæge 29 *ic ... mid fȳste bréost míne béate* und Homilies of Ælfric ed. Thorpe II 258, 9 *béoton heora bréost*. Eben diesem ws. Präteritum *béot* entspricht das angl. *beoft*, das als *beft*[1] noch lange lebendig geblieben ist: English Metrical Homilies ed. J. Small (Edinb. 1862), p. XVIII, V. 39 f.: *apon þair brestes fast þai beft* im Reim auf *bileft* (14. Jh.). Daraus ist, nach Analogie schwacher Verba wie *leave left, reave reft*, auch ein Partizipium *beft* 'geschlagen' neugebildet worden: Golagros and Gawane 870 (Anglia II 429, 15. Jh.).[2] Andere Formen mit *f* kommen in der Literatur nicht vor, ein Präsens scheint also ebenso zu fehlen wie bei nordh. *speoft* und *beoftun*. Die Zeugnisse reichen bis 1513 und gehen den Norden an.[3] Die Bedeutung wird auch von dem heutigen Engländer als synonym mit dem Verbum *to beat* empfunden. Alles dies nach dem Zeugnis des NED, wo freilich als Präsens ein übelersonnenes *be-haftian* angesetzt wird. Erst in den modernen Dialekten (Schottland, Cumberland), hat die Analogie auch ein Präsens *to beft* geschaffen (etwa nach *to lift* oder einem ähnlichen Muster). S. Wrights Engl. Dial. Dict. I 226.

Vor der Synkope lauteten die reduplizierten Präterita der beiden Verba *spátan* und *béatan* im Angl. (mit Velar-Umlaut) *speˋpât(un)* (dissimiliert wie lat. *spopondi* oder as. *spekaldra*, fränk. *speihhaltra* gegen got. *spaiskuldr*) und **beˋƀât(un)*, genau entsprechend den vorauszusetzenden **leˋlâc, *leˋlât, *reˋrâd* (denn Brechung wird durch *leolc* ausgeschlossen).[4] Nach der Synkope ergab sich von selbst

[1] Auch *befte*, wie *heghte* neben *heght* (angl. *heht*).

[2] S. das Verzeichnis bemerkenswerter Wörter, das der Herausgeber Trautmann S. 404 zusammengestellt hat.

[3] Die im Text gegebenen Nachweise nach Stratmann-Bradley, Middle-English Dictionary 40 (unter dem willkürlich gewählten Lemma *baffen* 'beat, strike'); weitere in NED I 765 Col. A s. *beft*: '*obs. north. dial.* found only in *pa. t.* and *pa. pple.*'

[4] Luick, Hist. Grammatik der engl. Sprache I 141 f. Vgl. Weyhe, PBB XXXI 48.

beoft, aber das zu erwartende **speopt* störte durch eine im Auslaut ganz unerhörte Konsonantengruppe, deren man sich in gleicher Weise entledigte wie des lat. *ct* in *tractare*, durch Umbildung in die den Germanen seit der Lautverschiebung geläufige Folge von Spirans und *t*: so entstand *speoft* wie nordh. *(ge-)trahtiga*.[1] Nachträglich wird man nun aber auch die Frage wenigstens aufwerfen müssen, ob das oben aus R Lc XXII 64 zitierte plural. *spitun* notwendig für *spittun* steht und als schwaches Präteritum in die Flexion von *spitta* hineingehört: es könnte sich am Ende auch zum Singular *speoft* und zum Präsens *spáta* verhalten wie an. *hlupo* zu *hlióp*, *hlaupa* und mhd. *luffen* zu *lief loufen*. Aber das bleibt natürlich ganz unsicher.

Der nur für L bezeugte Übergang in die schwache Konjugation (*bæftadon*) und die damit zusammenhängende Schaffung eines Partizipiums *gespeoftad*, die ebenfalls auf L beschränkt ist, entspricht einer auch sonst die nordh. Verbalflexion beherrschenden Tendenz, über die Kolbe a. a. O. 48 (auch 6, 18, 39 f.) zu vergleichen ist. Indem der Schreiber R sowohl *gespeoftad* wie *hondbæftadon* ablehnt und durch *gispitted* bzw. *hondum beoftun* ersetzt, bezeugt er, daß seine von L etwas abweichende Mundart diese Neubildungen noch nicht besaß, sondern der ursprünglichen Regel treu geblieben war. Diese in die Analogie der sw. Konjugation ausgewichenen Formen von L sind, wenn nicht materiell, so doch sicher im Prinzip die Vorläufer des später gelegentlich neben *beft* auftretenden sw. Präteritums *befte* und des Partizipiums *beft*, aus denen dann schließlich das vollständige Paradigma eines sw. Verbums *to beft* hervorgewachsen ist, womit man etwa das vulgärgriech. *κατεάσσω* (mit dem aus *κατέαξα* beibehaltenen Augment) oder das vulgärlat. *fefellitus* zusammenhalten mag.

[1] Sweet Collected Papers 196, der noch an *diht* und *scrift* erinnert. Doch kann bei *scrift* das Verbum *scrífan* eingewirkt haben. Vgl. auch *pihten* aus *pecten*). [Jordan verweist auf die Doppelschreibung *nepte nefte* (aus lat. *nepita*).]

Berlin. Wilhelm Schulze.

Die amerikanische Sprache.

Die Unterschiede der auf dem amerikanischen Kontinent gesprochenen englischen Sprache von der des Mutterlandes werden zwar für praktische Zwecke anerkannt, so daß selbst Baedecker uns ein kleines amerikanisch-englisches Glossar gibt (B, United States). Populäre Lehrbücher wie Polyglott Kunze und die Metoula-Sprachführer haben je ein Bändchen für Amerikanisch. In der Langenscheidtschen Sammlung: 'Land und Leute' in Amerika findet sich ein Glossar von H. Baumann, dem im Jahre 1912 Richard H. Thornton mit einem zweibändigen American Glossary folgte. Dieses große und wissenschaftliche Werk (von mir im Jahresbericht f. germ. Phil. 1913 angezeigt) bietet auch ausgiebige Belegstellen. Abgesehen aber vom Lexikalischen hat es bisher an einem philologischen Werk über die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Englisch gefehlt. Einzelheiten sind wohl in vielen Aufsätzen erörtert worden, im Archiv 1848 von Felix Flügel, in den Neueren Sprachen von Herrig, C. H. Grandgent und Rambeau.

Um so erfreulicher ist es, daß ein Amerikaner, H. L. Mencken, ein geistreicher Journalist, ein reiches Material vor uns in 'The American Language' (New York bei Knopf, 1919, 319 S., dazu 17 S. Bibliographie, $ 4) ausbreitet. Der originelle Kritiker, Verfasser von A Book of Prefaces, 1918, The American Credo, 1920, und (mit Nathan) Heliogabulus, 1920, nennt sein umfangreiches Werk bescheiden 'a preliminary inquiry into the development of English in the United States'.

Umsichtig hat der Vf. die wissenschaftliche Literatur behandelt. Nachzutragen wäre der obenerwähnte Baumann; eine interessante Abhandlung von C. W. Prettyman über den Einfluß des Deutschen auf das in nicht deutschen Bezirken gesprochene Englisch in Pennsylvania; Clara Hechtenberg Collitz über 'boom', Engl. Stud. 40, 208; Louise Pound, Inflected Nasals in Present American Speech. Engl. St. 45; Southem, The Vowel System of the Southern United States, Engl. St. 41; E. W. Scripture, A Record of the Melody of the Lord's Prayer, Neuere Spr. 10, 513; ders., 'Studies from the Yale Psychological Laboratory' 1899, 1901/2.

Der Journalist ruft hier die Philologen in die Schranken, die trotz der Autorität eines Thomas Jefferson (der bereits 1813 schrieb: 'The new circumstances under which we are placed call for new words, new phrases and for the transfer of old words to new objects. An *American dialect* will therefore be formed'), des großen Lexikographen Noah Webster ('A future seperation

of the *American tongue* from the English was necessary and unavoidable', Dissertations on the English Language', 1789), die Existenz eines besonderen amerikanischen Dialektes leugneten. Zweifellos haben moderner Verkehr und Schriftenaustausch hier hemmend und ausgleichend gewirkt. Das mag erklären, warum ein so bedeutender Sprachforscher wie Thomas S. Lounsbury in Harper's 1913 nur 'cultivated speech' als Vergleichsbasis zwischen Englisch und Amerikanisch zuläßt. Jedoch stellt die Cambridge History of English Literature, 1917, fest, daß 'English and American are now notably dissimilar in vocabulary and that the latter is splitting off into a distinct dialect'. Die 11. Auflage der Cyclopaedia Britannica bemerkt mit Recht, daß 'it is not uncommon to meet with American newspaper articles of which an untravelled Englishman would hardly be able to understand a sentence'. Der Siegeszug des amerikanischen Films machte es notwendig, daß W. G. Faulkener in der London Daily Mail Amerikanismen den Londonern ins Englische übersetzte. Die Haltung dieses Dolmetschers und anderer Engländer ist meist die des korrigierenden Schulmeisters. Doch haben sich immer wieder außerhalb der Philologenzunft Amerikaner gefunden, die sich der Sprache der Neuen Welt annahmen. Mark Twain feiert 1872 in 'Roughing it' 'the new vigorous vernacular of the occidental plains and mountains'. Ebenso bediente sich der eben verstorbene Altmeister der amerikanischen Literatur, W. D. Howells, bewußt amerikanischer Idiome. Im Jahre 1886 setzt er sich in Harper's für Amerikanisch ein ... 'on our lips our continental English will differ more and more from the insular English, and we believe that this is not deplorable but desirable ... in American there was to be seen that easy looseness of phrase and gait which characterized the English of the Elizebethan hospitality to changed meanings and bold metaphers.'

Aus eigener Erfahrung in Kanada und den Staaten kann ich hinzufügen, daß bei Studentenaufführungen, im Varieté prononciertes Englisch niemals seine komische Wirkung verfehlt hat. Ernsthaft machte sich der Unterschied während des Krieges geltend, als englische und amerikanische Soldaten sich nicht nach Wunsch verständigen konnten. Die amerikanischen Soldaten wurden denn auch in der Pariser Chicago Tribune vom 7. Juli 1917 eingeladen, das Klubhaus des Christlichen Vereins junger Männer (Y. M. C. A.) zu benutzen, 'where American is spoken'.

Als hervorragende Eigenheiten des Amerikanischen werden herausgestellt: Einheitlichkeit im ganzen Lande. Nichtachtung von Regel und Tradition, Aufnahmefähigkeit neuer Worte, Hervorbringung neuer Worte aus eigenem Sprachgut. Die Einheit der allgemeinen Volkssprache ist streng bewahrt, so daß Präsi-

dent Taft mit Recht sagen durfte: 'We all speak the same language and have the same ideas'. Wortschatz und grammatische Formen sind überall gleich. In der Aussprache finden sich kleine Unterschiede: im Süden 'softness', in Neuengland 'Yankee drawl', im Westen das scharfe *r* (burr). Im Gegensatz zum konservativen Zug der Engländer haben die Amerikaner unter neuen Lebensbedingungen Wagemut, Ruhelosigkeit, Ungeduld mit althergebrachten Formen entwickelt. Ein Forscher der jüngsten amerikanischen Literatur, F. L. Pattee, N. Y. 1916, bemerkt zutreffend: 'the Americans have been less phlegmatic, less conservative than the English. There were climatic influences, it may be; there was surely a spirit of intensity everywhere that made for short effort'. Eine nervöse Sucht nach dem Neuesten führt zum bereitwilligen Nachlaufen nach 'fads', gleichgültig ob in Religion, Erziehung oder Sprache. Fortwährend wird der Wortschatz durch Mittel der Rhetorik erweitert, denn nirgends spielt Rhetorik eine solche Rolle. Über Nacht waren gewisse Sätze Wilsons in jedermanns Mund; derartige glücklich gewählte Phrasen, von den Zeitungen und Kinos geschickt verbreitet, zusammen mit dem Gesamteindruck glänzender Rhetorik, garantieren dem Politiker unbedingt Erfolg, wenn auch meist nur auf kurze Dauer. Die Sprache aber erfährt wenigstens eine Bereicherung bei den sonst zu beklagenden Wirkungen. 'Do not criticize, energize! — Hooverize' und ungezählte andere Imperative der Wilsonzeit haben neuen Worten Bürgerrecht verschafft. In England werden die konservativen Tendenzen durch Grammatiker wirkungsvoll unterstützt, so daß nach Quiller-Couch, On the Art of Writing, N. Y. 1916 ('On jargon'), sich ein Jargon des 'heavy Johnsonese' zeigt. 'This infirmity of speech has become the medium through which Boards of Government, County Councils, Syndicates, Commitees, Commercial Firms, express the process as well as the conclusions of their thought, and so voice the reason of their being.' In Amerika ist trotz des Kampfes der Professoren für reines Englisch die 'Los-von-England'-Bewegung nicht nur in der Volkssprache, in der Konversation der Gebildeten, sondern auch in der gehobenen mündlichen und schriftlichen Sprache zu bemerken. Selbst Wilson, dessen Reden als Muster von reinem Englisch in den Schulen gelesen werden, braucht folgende Amerikanismen, die ganz flüchtig und zufällig aus seinen sorgfältig ausgearbeiteten Reden genommen sind: we must get a move on, to hog, onery (für ordinary) that is going some. Amerikanische Autoren haben zum Schmerz der englischen Kritiker stets solche Neigung gezeigt; Cooper, Poe, Lowell, Holmes, sogar Hawthorne and Thoreau sind deswegen getadelt worden.

Täglich werden neue Ausdrücke geprägt, die sich vom Eng-

lischen durch größere Anschaulichkeit unterscheiden. Man vergleiche movie mit cinema, stem-winder mit keyless-watch., cowcatcher mit plough (vor der Lokomotive), frog mit crossing-plate. Häufig sind die Ausdrücke wohl bequem, doch muten barbarisch an z. B. tasty, tony, go-aheadativeness; dennoch sind Ausdrücke, die in früheren Zeiten als abscheulich gebildete Amerikanismen gebrandmarkt wurden und zum Teil noch von den 'style sheets' der Zeitungen auf den Index gesetzt werden, gang und gäbe und sind sogar im Oxford Dictionary zu finden. Reliable, gubernatorial, standpoint, scientist, to donate beweisen den Siegeszug des Sprachgebrauches.

Der amerikanische Sprachgebrauch ist nun fast ausschließlich vom lexikographischen Standpunkt dargestellt worden, zuletzt von Thornton in seiner schon oben erwähnten großen Sammlung, die auch sorgfältig datierte Belegstellen gibt. Die gesprochene Sprache, besonders der letzten zwanzig Jahre, ist allerdings nicht berücksichtigt. Aussprache, Betonung, Konjugation, Deklination, Metaphern und Idiom harren noch zusammenfassender Untersuchung. Für das Verständnis der bekannten Baseball-Geschichten von Ring W. Lardner fehlt es dem außerhalb der Staaten Lebenden an Hilfsmitteln, die Mencken im vorliegenden Buche zum ersten Male bringt.

Schon in der Kolonialzeit hatte Franklin eine amerikanische Reform der Orthographie vorgeschlagen. Die ihm gewidmete Schrift Noah Websters, 'Dissertations on the English Language', 1789, stellt die amerikanische Unabhängigkeitserklärung in der Sprache dar: 'Let us seize the present moment and establish a national language as well as a national government ... As an independent nation our honor requires us to have a system of our own, in language as well as government.' Der neue Dialekt fand auf der anderen Seite des Ozeans keine Gnade; the Edinburgh Review, the British Critic, the Critical Review und andere führende Zeitschriften verwahrten sich gegen den Strom barbarischer Ausdrucksweise.

Die ersten Neuschöpfungen in den Kolonialtagen gehen natürlich auf die *Indianersprache* zurück. Moose, skunk, hickory, terrapin; spezifisch indianische Gegenstände: toboggan, canoe, mocassin; Übersetzungen: war-path, pale-face, fire-water. Ob Yankee als indianische Aussprache von English hierhergehört, ist eine offene Frage.

Die *Franzosen* steuerten bei: chowder, bureau (chest of drawers). Die *Holländer* cruller, cookey, pit (peach pit) boss. Die *Spanier* seit 1812: calaboose, barbecue, stampede. Die *Deutschen,* seit 1682 in Pennsylvania: sauerkraut und noodles. Die *Neger:* gumbo, banjo.

Wichtiger sind die Neuschöpfungen der Kolonisten aus englischem Sprachgut, die derb und charakteristisch sind, wie es für jene rauhen Pioniere natürlich war. Tiere und Pflanzen: bullfrog, mud-hen, cat-bird, egg-plant. Neue Lebensweise: backwoodsman, log-house, cold snap, prickly heat, hay-stack. Ableitungen: to deed, to table, a goner. Viele von den neuen Schöpfungen sind gute englische Worte mit veränderter Bedeutung: pond (kleiner See), creek (kleiner Fluß), lot (Parzelle), corn (Mais), shoe (hohe Schuhe), pie (Fruchtgebäck), store, shop, lumber, cracker, rock, to haul to notify, to heft. Infolge der Isolierung der Kolonien erhielten sich viele Wörter, die in England aus der Sprache verschwanden, besonders wenn sie den Nachkommen der frommen bibelfesten Pilgrimfathers in der Heiligen Schrift geläufig waren. Derartige in England archaische, in Amerika gebräuchliche Ausdrücke sind: I am sick (ill, cf. Bibel), loop-hole, trash, fall, muss (row, Anthony and Cleop.), to guess (to suppose, Henry 6, Measure for Measure), to loan (to lend, Henry 8), homely (plainfeatured, Shakespeare). Die Aussprache in der Kolonialzeit zeigt ebenfalls eine konservative Tendenz. Gerade wie in England wurde das a in plant, basket usw. ä gesprochen, und mit dem Aufkommen der a-Aussprache in E. um 1790 fand es trotz des Protestes von Webster in Neuengland Nachahmung, wo es sich denn bis heute erhalten hat. Heard ohne R-Modifikation wird von Webster verteidigt, deaf hat den Laut i; to git, im 17. Jahrhundert gut englisch, wird von Franklin gegeben, oblige mit ī-Laut. Die Konsonanten wurden bewahrt, nachdem sie in E. schon geschwunden waren: would, should mit l (Franklin 1768), sword mit w; r war damals hörbar wie noch heute; schedule erhielt sk-Aussprache durch Webster; der Buchstabe z wurde schon im 18. Jahrhundert zee ausgesprochen.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Entwicklung der amerikanischen Besonderheiten, wie sie sich in der Kolonialzeit herausgebildet hatten, durch zwei Umstände eingeschränkt. Es waren dies der Mangel an einer nationalen Literatur und die große Zahl der Loyalisten, die England als Mutterland ansahen. Die wirkliche Unabhängigkeit wurde erst im Krieg von 1812 erworben. Thomas Jefferson und Andrew Jackson sind die Namen, an die sich die Entwicklung Amerikas zu einer Demokratie knüpft, auf die dann so viele Hoffnungen gerichtet wurden. Zu jener Zeit bildete sich der so charakteristische nasale Ton (nasal twang). Als der Mittelwesten und der Süden der Union angegliedert wurde (Indiana, Illionois, Michigan, Kentucky, Tennessee, Ohio, Louisiana), entstehen auch die Werke, die von einer eigenen amerikanischen Literatur zu sprechen berechtigen.

In England führten die Zeitschriften Quarterly Review, the Edinburgh Foreign Quarterly, British Review, Blackwood's einen erbitterten Kampf gegen alles Amerikanische. Gifford, Southey, sogar der liebenswürdige Wordsworth beteiligten sich daran. So heftig waren die Angriffe, daß der englandfreundliche Irving es 1828 ablehnte, für die Quarterley Review einen Artikel zu schreiben. In diesem Jahre erschien Websters American Dictionary of the English Language und im folgenden Jahre Knapps Lectures on American Literature. Das amerikanische Nationalgefühl erstarkte, so daß unter Pierce (1853—57) amerikanische Diplomaten aufgefordert wurden, die 'American language' zu gebrauchen. Die Universität in Bloomington, Ill. wurde in der Akte vom 15. Febr. 1838 gegründet, 'provided it should instruct the youth in the American, learned and foreign languages ... and literatures'. Die großen Veränderungen der Sprache, wie sie sich zwischen dem Krieg von 1812 und dem Bürgerkrieg herausgebildet hatten, wurden von Lowell in den Biglow Papers anerkannt. Whitman erklärte stolz: 'The Americans are going to be the most fluent and melodious voiced people in the world — and the most perfect users of words. The new times, the new poeple, the new vistas need a new tongue according — yes, and what is more, they will have such a new tongue.' Die Flut neuer Worte, von denen viele nach dem Bürgerkrieg verschwanden, ließ sich nicht mehr zurückhalten. Aus dieser Periode stammen: to corner (the market), to boom, to boost, to kick (to protest), to coast (on a sled), to yank, to holler, to muss, to bulldoze. Neue Idiome: to fill the bill, to fizzle out, to keep a stiffer upper lip, to know the ropes, to paint the town red, to strike it rich, to put a bug in his ear, to kick the bucket, to have an axe to grind. Adjektiva: non-committal, slim (meagre, z. B. slim chance), brainy, pesky, mad (angry, in gewählter Sprache von Howells und Dreiser gebraucht). Substantive: gum-shoe, mortgage-shark, stag-party, buncombe, bloomer, blizzard, crank (fanatic), scrape (fight), flurry (snow or market), suspenders, goatee, scalawag, scrumptious. Ein besonderer Wortschatz bildet sich im Eisenbahnwesen aus: box-car, caboose, air-line, ticket-agent, freight-car, flagman, engineer, commuter, depot, diner, sleeper, day-coach, to flag, to telescope. In der politisch erregten Zeit Jeffersons wurden so viele neue Ausdrücke geprägt, daß C. L. Norton ein ganzes Buch den 'political Americanisms' (N. Y. 1890) widmen konnte: gag-rule, straight-ticket, pork-barrel, wire-puller, plank, platform, slate, floater, repeater, filibuster, gerrymander, heeler, to run for an office (to stand). Nach Einführung der Prohibition bewahrt die Sprache noch das Andenken an die Phantasie, wie sie sich in der bar in der Bezeich-

nung der 'mixed drinks' betätigte: cock-tail, gin-fizz, rickey, horse's neck, high-ball, eye-opener, pony, chaser, dive. Synonyma für drunk: piffled, pifflicated, awry-eyed, tanked, snooted, stewed, loaded, jugged, soused etc. In der Zeit des Wachstums der Union ergaben sich neue Berührungen mit den Indianern des Westens, den Franzosen in Louisiana und Kanada, den Spaniern des Südens und den Mexikanern. Damals begann auch die große Einwanderung aus Europa, die ihre Spuren in einigen Worten hinterlassen hat. *Französisch* sind: chute, crevasse. *Spanisch:* lasso, ranch, canyon, broncho, cinch, to vamoose, gazebo. *Deutsch:* pretzel, pumpernickel, lager-beer, frankfurter, blutwurst, ratskeller, delicatessen, haumburger steak, katzenjammer, loafer, bum. Immerhin ist auch ein Wort zu erwähnen, auf das wir stolz sein können: kindergarten. Vielleicht liegt auch deutscher Einfluß vor in: to hold on (to stop.), standpoint (point of view). *Irisch:* smithereens, jine (to join), sass (sauce), ketch (catch), onery (ordinary). *Chinesisch* (Chinesen kamen seit 1848): fantan, kow-tow, chop-suey, ginseng. In der Aussprache trat das a seinen Siegeszug an, obwohl Webster nach entschiedener Sinnesänderung 1817 das a in ask, last, mass, aunt, grant, glass verlangte. Webster setzte sich für deaf (dif) ein, das aber in der gehobenen Rede deaf (e) Platz gemacht, während die i-Aussprache im gewöhnlichen Leben noch sehr verbreitet ist.

Um das Amerikanische und das Englische der Gegenwart zu charakterisieren, gibt der Vf. die folgende Liste von 200 gebräuchlichen Ausdrücken:

ash-can dust-bin, baby-carriage perambulatour, backyard garden, baggage luggage, baggage-car luggage-van, ballast (railroad) metals, bathtub bath, beet beet-root, bid (noun) tender, bill-board hoarding, boarder paying-guest, board-walk (seaside) promenade, bond (finance) debenture, boot Blucher or Wellington, brakeman brakesman, bucket pail, bumper (car) buffer, bureau chest of drawers, calender (court) cause-list, campaign (political) canvass, can (noun) tin, candy sweets, cane stick, canned goods tinned goods, car (railroad) carriage, van or waggon, checkers (game) draughts, chicken-yard fowl-run, chief-clerk head-clerk, city-editor chief-reporter, city-ordinance by-law, clipping (newspaper) cutting, coal-oil paraffin, coal-scuttle coal-hod, commission-merchant factor, conductor (of a train) guard, corn maize, or Indian corn, corner (of a street) crossing, corset stays, counterfeiter coiner, cow-catcher plough, cracker biscuit, cross-tie sleeper, delicatessen store Italian-warehouse, departement-store stores, Derby (hat) bowler, dime-novel shilling-shocker, druggist chemist, drug-store chemist's-shop, drummer bagman, dry-goods-store draper's-shop, editorial leader, or leading article, elevator lift, elevator-boy lift-man, excursionist tripper, express-company carrier, filing-cabint nest-of-drawers, fire-departement fire-brigade, fish-dealer fish-monger, floor-walker shop-walker, fraternal-order friendly-society, freightgoods, freight-agent goods-manager, freight-car goods-waggon, frog (railway) crossing-plate, garters (men's) sock-suspenders, gasoline petrol, grade (railroad) gradient, grain corn, grain-broker corn-factor, grip hold-all, groceries stores, hardware-dealer ironmonger, haystack haycock, headliner topliner, hod-carrier hod man,

hogpen piggery, hospital (private) nursing-home, huckster coster (monger), hunting shooting, Indian Red Indian, Indian Summer St. Martin's Summer, instalment-business credit-trade, instalment-plan hire-purchase plan, janitor caretaker, legal-holiday bank-holiday, letter-box pillar-box, letter-carrier postman, livery-stable mews (it should be noted that mews is only used in the larger cities. In the small towns livery-stable is commoner, Mews is quite unknown in America save as an occasional archaism), locomotive engineer engine-driver, lumber deals, mad angry, Methodist Wesleyan, molasses treacle, monkey-wrench spanner, moving-picture-theatre cinema, napkin (dinner) serviette, necktie tie, or cravat, news-dealer news-agent, newspaper-man pressman, or journalist, oatmeal porridge, officeholder public-servant, orchestra (seats in the theatre) stalls, overcoat great-coat, package parcel, parlor drawing-room, parlor-car saloon-carriage, patrolman (police) constable, pay-day wage day, peanut monkey-nut, pie (fruit) tart, pitcher jug, poorhouse workhouse, post-paid post-free, potpie pie, prepaid carriage-paid, press (printing) machine, program (of a meeting) agenda, proof-reader corrector-of-the-press, public-school board-school, quotation-marks inverted-commas, railroad railway, railroad-man railway-servant, rails line, rare (of meat) underdone, receipts (in business) takings, Rhine-wine Hock, road-bed (railroad) permanent-way, road-repairer road-mender, roast joint, roll-call division, rooster cock, round-trip-ticket return-ticket, rutabaga mangel-wurzel, saleswoman shop-assistant, saloon public-house, scarf-pin tie-pin, scow lighter, sewer drain, shirtwaist blouse, shoe boot, shoemaker bootmaker, shoestring bootlace, shoe-tree boot-form, sick ill, sidewalk pavement, silver (collectively) plate, sled sledge, sleigh slegde, soft-drinks minerals, spigot tap, squash vegetable-marrow, stem-winder keyless-watch, stockholder shareholder, stocks shares, store-fixtures shopfittings, street-cleaner crossing-sweeper, street-railway tramway, subway tube, or underground, suspenders (men's) braces, sweater jersey, switch (noun, railway) points, switch (verb, railway) shunt, taxes (municipal) rates, taxpayer (local) ratepayer, tenderloin (of beef) under-cut, ten-pins nine-pins, thumb-tack drawing-pin, ticket-office booking-office, tinner tinker, tin-roof leads, track (railroad) line, trained-nurse hospital-nurse, transom (of door) fanlight, trolley-car tramcar, truck (vehicle) lorry, truck (of railroad car) bogie, trunk box, typewriter (operator) typist, typhoid-fever enteric, undershirt vest, vaudeville-theatre music-hall, vegetables greens, vest waistcoat, warden (of a prison) governor, warehouse stores, wash-rag face-cloth, wash-stand wash-hand-stand, wash-wringer mangle, waste-basket waste-paper-basket, whipple-tree (sometimes whiffle tree) splinter-bar, witness-stand witness-box, wood-alcohol methylated-spiritus.

Der Unterschied im Sprachgebrauch dieser und anderer Ausdrücke wird in humoristischer Weise näher ausgeführt. Charakteristisch ist der amerikanische 'pun', der im Englischen unverständlich ist. Eine Amerikanerin sagt zu einem Engländer von Pfirsichen: We eat all we can, and what we can't we can. In England wird can't mit a ausgesprochen und das unverständliche Verb can durch tin ersetzt.

In bezug auf Titel nimmt es der Amerikaner nicht so genau wie der Engländer oder — was mich sehr erstaunte — wie der Kanadier. Im politischen Leben ist man sehr freigebig mit dem Hon., das jedem kleinen Bürgermeister, jedem Abgeordneten beigelegt wird. Das dem 'gentleman' zukommende Esq. ist in Amerika unbekannt.

Der Index verbotener Wörter weist erhebliche Unterschiede auf. In Amerika sind sick, stomach, bum, bug nicht anstößig, cock jedoch wurde durch rooster ersetzt. Durch die Comstock Post Akte, die 'indecent'-Sprache vom Postverkehr ausschloß, ergab sich eine Flut von Umschreibungen, wie comfort-station, social evil, white slave; in Flüchen zeigen sich folgende Amerikanismen: gee-whizz, to cuss (curse), by gosh, great Scott. Das in England verpönte Wort bloody, dessen Gebrauch in Shaws Pygmalion in der Londoner Aufführung eine Sensation war, ist vollkommen harmlos.

Durch Verkehr und Austausch von Büchern und Filmen findet eine gewisse Durchdringung der beiden Sprachen statt, so zwar, daß mehr ostwärts als westwärts über den Ozean wandert. In E. heute: fall, stunt, boss, crook, frazzle. In Amerika: shop (store), to let (for rent).

Trotz dieses Ausgleiches, der oberflächlicher Art ist, bleiben die Kräfte zentrifugal. Ein neueres Buch von W. L. George, Literary Chapters, Boston 1918, ist für den amerikanischen Leser bestimmt, und dennoch, obwohl der Autor sich offenkundig bestrebt, amerikanisch zu schreiben, spricht er von: back-garden (back-yard), perambulator (baby-carriage), corn-market (grain-market), coal-owner (coal-operator), post (mail). Umgekehrt 'there are not five playwrights in America', said Channing Pollock one day, 'who can write English' (the English of the familiar discourse). 'Why should there be?' replied Louis Sherwin. 'There are not five thousand people in America who can s p e a k English.' (Green Book Magazine, Nov. 1913, p. 768.) Die Aufnahme volkstümlicher Idiome ist in einem England unbekannten Maße in der Literatur und in den feierlichsten Reden, wie in denen Wilsons, zu bemerken. Der 'Congressional Record' zeigt, daß unter den Führern nicht reines Englisch gesprochen wird. Aufs Geratewohl ausgewählte Stellen der Reden bedeutender Politiker vom Dezember 1917 bis März 1918 enthalten: to enthuse, to resolute, to dope out, to fall down (fail), to come across, to butt in, tin-lizzie, brain-storm, balled up, that gets me, bust (burst).

Die Scheidung zwischen will und shall, von Grammatikern festgelegt, und doch auch von englischen Schriftstellern keineswegs immer beachtet, ist in Amerika unbekannt. Irischer Einfluß mag hier das amerikanische Widerstreben gegen eine künstliche Scheidung verstärkt haben. Will ist futurisch, shall Ausdruck des Sollens. Der Obliquus whom wird in der Rede der Gebildeten durch who ersetzt: Who are you talking to. Die Form does 'nt wird durch do'nt ersetzt; ich erinnere mich zweier Yale-Professoren, von denen der eine als Neuengländer besonderen

Wert auf Englisch legte, die diese Form ex cathedra gebrauchten. Der Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb ist schon in vielen Wendungen verloren: I feel bad, to go slow, sure, woneben surely als etwas höflicher eine bescheidene Existenz führt. 'Treat 'em rough' war einer der Imperative, die einem von Maueranschlägen während des Krieges entgegenstarrten. Zwei Adverbien fallen dem Engländer in ihrem fortwährenden und wechselnden Gebrauch auf, right und good: right away, right now, right on time (directly); right good, right smart (moderately); right there (precisely); — to be treated good, to sleep good, good and hard, good and tired. Some wird fortwährend als Ausdruck der Steigerung gebraucht: some girl, going some sick, so daß ein Engländer in seinen Reiseeindrücken über Amerika sagte, er würde den amerikanischen Jüngling mit aufgekrempelten Hemdsärmeln darstellen und darunter schreiben: some boy.

Der Prozeß der Vereinfachung muß natürlich durch die große Menge der Einwanderer außerordentlich verstärkt werden. Nach dem Zensus von 1910 waren 13 Millionen, die eine andere Muttersprache hatten, 20 Millionen Kinder wuchsen unter dem Einfluß fremder Sprachen auf, so daß mindestens 25 Millionen, mithin $^1/_4$ der Nation, ein durch fremde Einflüsse gefärbtes Englisch sprechen. Die Schule im weitesten Sinne des Wortes führt hier einen tapferen, aber doch sehr unzulänglichen Kampf. Die Hauptsache muß die Zeitung und das Buch leisten; doch ist die Anzahl der Analphabeten so erschreckend groß, daß Millionen gar nicht unter den Einfluß des gedruckten Wortes kommen. Nach dem Bericht des Secretary of the Interior, Franklin K. Lane, Washington 1919, im Auszug: Literary Digest, January 11, 1919, konnten 700 000 von den Stellungspflichtigen nicht lesen, von dem ersten Kontingent von 2 Millionen waren 200 000 Analphabeten. 18 % der Schulpflichtigen gehen nicht zur Schule. Nach dem Zensus von 1910 gab es 5 516 163 Individuen über 10 Jahre, die nicht lesen und schreiben konnten. Davon waren 4 600 000 über 20 Jahre, über 58 % waren W e i ß e, und von denen 1 500 000 i n A m e r i k a g e b o r e n: daß sich unter diesen Bedingungen eine Beeinflussung des Idioms, der Aussprache und der Grammatik ergeben muß, liegt auf der Hand; die jüngste Einwanderung, die der russischen Juden, zeigt das auf Schritt und Tritt: Ish ka bibble, I should worry, oi-yoi, mazuma. Durch den Einfluß des Yiddish war es auch schwer, die deutschen Lehnworte auszurotten. Der heilige Kreuzzug gegen sauerkraut, an dessen Stelle fermented cabbage, schließlich liberty cabbage treten sollte, war nicht erfolgreich. Inwiefern Gebäcke und Speisen, die früher German hießen, ihre neuen Vaterländer behalten werden (French fried, Danish pastry etc.), bleibt abzu-

warten. Der Klang des Affirmativums (jɛ) hat sich nicht seines deutschen Anklanges begeben. Im allgemeinen ist die Sprache stets zur Aufnahme neuer Lehnworte bereit, die dann allerdings sofort den veränderten Verhältnissen entsprechend die Bedeutung wechseln: café (restaurant), menu (ausgesprochen minju), soviel wie bill of fare. Einen bemerkenswerten Einfluß auf die Aussprache des gewöhnlichen New Yorkers kann man in der Aussprache oi in Worten wie journal, world, burn feststellen, die sich auch in Neuengland findet.

Daß die Tendenz zur Rückbildung in ihrer auswirkenden Verkürzung dem fremden Element gelegen kommt, ist klar. rattler (rattle-snake), coon (racoon), cute (acute), phone, co-ed, frat (fraternity), gym (gymnasium), movie (moving picture show), pep (pepper), flu (influenza), plute (plutocrat), diff (difference), doc, prof, dip (diploma), exam, Zepp (Zeppelin). Abkürzungen, wie sie jetzt auch bei uns üblich sind, gibt es dort schon seit geraumer Zeit, und zwar sind sie nicht bloß auf Organisationen beschränkt. O. K. (nach einer Anekdote oll korrect) bedeutet 'richtig', to okeh something (etwas für richtig befinden, indossieren). C. O. D. (cash on delivery), N. G. (no good), G. O. P. (get out and push), P. D. Q. (please dam quick), T. B. (tuberculosis), G. B. (grand bounce). Neologismen werden ständig geprägt, besonders bezeichnende Komposita: joy-ride, lounge-lizard, hash-foundry. Neue Verben entstehen über Nacht: to hooverize, to electrocute. Übergang von einer Wortklasse in die andere: to lift up zu uplift subst. und wiederum Verb, joy-ride subst. und dann Verbum. Flektion, die im Englischen nicht stattfindet: the livest art is poetry. Bedeutungserweiterung: laundry (auch Wäsche), gun (Feuerwaffen), party (Person). Erfundene Worte: kodac, crisco, orangeade, uneeda, vaseline. Aus zwei Worten zusammengesetzt: warphanage (war und orphanage), grandificent.

In der heutigen Aussprache des Amerikanischen liegt unzweifelhaft das charakteristischste Moment in der Satzmelodie, die sich vom Englischen wesentlich unterscheidet. Die nasale Aussprache (nasal twang) ist allgemein bekannt; als Erklärung wird häufig der Einfluß des trocknen Klimas und des jähen Temperaturwechsels auf die Sprachorgane angeführt. Aussprache nach dem Wortbild: extraordinary (6 Silben). Akzentverschiebung fort von den ersten Silben: advertísement, perémptory, parésis, primárily, telégrapher, temporárily, Akzent auf der ersten Silbe: in'quiry, ally. Aussprache von in England stummen Konsonanten: t in often, vor allem r card, lord. Henry James fand diesen Laut bei einem Besuch seines Vaterlandes besonders unangenehm: a sort of morose grinding of the backteeth. Robert Bridges tadelt dagegen seine Landsleute wegen des Verschwindens des r und der

Aussprache 'sawed of the Laud'. — Vokale: ä-Laut anstatt des langen a, abgesehen von Neuengland, wo jedoch auch der ä-Laut immer mehr Fortschritte macht: last, dance, cart, calm, pass, path. u: figure (deutlichere Aussprache wie in nature), courteous (: hurt), brusque (: tusk), clerk (: Turk). Vor u der j-Laut fortgefallen: new, duke, stew, due, duty, Tuesday, lieutenant ausgesprochen lu ...: ī-Laut: hostile; in kurz: sliver (: liver), been, in immer kurz. Der bei meinem ersten Aufenthalte auffallendste Unterschied vom E. war die Abwesenheit eines o-Lautes in: fox, ŏ > a, doctor, loft (ă ausgesprochen). log, dog, God haben etwa die Aussprache gawd. Eine wichtige Besonderheit der amerikanischen Aussprache ist vom Vf. nicht erwähnt, die sich in der Aussprache der langen e und o zeigt: die Nachschlagsvokale i resp. u sind nur leise angedeutet im Vergleich zum Englischen. Die hier nicht näher beschriebene eigene Satzmelodie, die prinzipiellen Unterschiede im Vokalismus und Konsonantismus (vor allem die r-Aussprache), der nasal twang, viele Besonderheiten in einzelnen Worten, alles das beweist die Erfahrungstatsache, 'Every Englishman visiting the States for the first time has a difficulty in making himself understood. The American visiting England for the first time has the same trouble.'

In einem besonders interessanten Kapitel 'The common speech' macht der Vf. den ersten Versuch, die Sprache zu beschreiben, wie sie außerhalb der englischen Schulstunde gesprochen wird. Wie die Verhältnisse in den Schulen heute liegen — und man denke an die oben gegebenen Zahlen über die Analphabeten —, ist der Kampf der Schule hoffnungslos, und ein immer stärkeres Eindringen dieser Volkssprache in die jetzige Gemeinsprache wäre zu erwarten. Es wäre aber auch denkbar, daß intensivere Schulung, besonders auch für die Erwachsenen, wie sie von vielen Amerikanisierungsversuchen schon jetzt betrieben werden, die Massen der Gemeinsprache gewinnt. Tatsache ist, daß der heutige Durchschnittsamerikaner die 'schweren' Worte (vom Griechischen und Lateinischen) nicht versteht. Selbst unter den Studenten habe ich darin oft erstaunliche Unwissenheit feststellen müssen. So sehr dem 'man on the street' der rhetorische Fluß des politischen Redners imponiert, verstehen kann er ihn nur zu einem gewissen Teil. Ich stimme durchaus dem Kritiker Francis, einem der Herausgeber der 'New Republic', bei, der von 'the enormous gap between the literate and unliterate American' spricht.

Der Vf. gründet die im folgenden im Auszug wieder-
dessen Tabellen auf Untersuchungen, die W. W. Charters 1914
treten sollte tarschulen von Kansas City gemacht hat (A course
Speisen, die grammar based upon the grammatical errors of
halten werden f Kansas City., Mo, Univ. of Missouri Bulletin.

Jan. 1915), ferner auf die Beobachtung des Sprachgebrauches in den jetzt so populären und häufig nachgeahmten 'base-ball'-Geschichten des Chicagoer Reporters Ring W. Lardner. Nach des Vf. Meinung und auch nach der zahlreicher meiner Freunde ist die Sprache durchaus echt. Das entzieht sich meiner Beurteilung, und so gebe ich die Übersichten als erste interessante Versuche, ohne zu deren Genauigkeit Stellung zu nehmen. Die Hauptmerkmale der Volkssprache liegen in den Formen des Verbums und des Pronomens. Einige Verben, deren Formen auf Beobachtungen des Vf., auf Charters und Lardner beruhen, sind:

Present	*Preterite*	*Perfect Participle*
am	was	bin (or ben)
attack	attackted	attackted
bite	bitten	bit
blow	blowed (or blew)	blowed (or blew)
choose	chose	choose
come	come	came
do	done	done (or did)
drive	drove	drove
fly	flew	flew
forget	forgotten	forgotten
go	went	went
grow	growed	growed
know	knowed	knew
lend	loaned	loaned
see	seen	saw
shine (to polish)	shined	shined
sit	set	sat
steal	stole	stole
strike	struck	struck
take	taken	took
thrive	throve	throve
wear	wore	wore
wish (wisht)	wisht	wisht
write	written	wrote

Die Konjugation im einzelnen wird durch das Paradigma von bite veranschaulicht:

Act. Ind. Pres. I bite, *Past Perf.* I had of bit, *Pres. Perf.* I have bit, *Fut.* I will bite, *Past* I bitten, *Fut. Perf.* (wanting).

Subj. Pres. If I bite, *Past Perf.* If I had of bit, *Past If I bitten. Potential Pres.* I can bite, *Past* I could bite, *Pres. Perf.* (wanting), *Past Perf.* I could of bit. *Imperative (or Opt.) Fut.* I shall (or will) bite. *Inf.* (wanting). *Pass. Ind. Pres.* I am bit, *Past Perf.* I had been bit, *Pres. Pref.* I been bit, *Fut.* I will be bit, *Past* I was bit, *Fut. Perf.* (wanting). *Subj. Pres.* If I am bit, *Past Perf.* If I had of been bit, *Past* If I was bit, *Pot. Pres.* I can be bit, *Past* I could be bit, *Pres. Perf.* (wanting), *Past Perf.* I could of been bit. *Imperative* (wanting). *Inf.* (wanting).

Das Paradigma zeigt folgende Eigentümlichkeiten: Zusatz der aus have entstandenen Form of zum Hilfsverb des Perfekts, will anstatt von shall in der 1. Person des Futurums, die richtige

Form des Hilfsverbums im Passiv des Plusquamperfektums, obwohl das Partizipium nicht grammatisch richtig ist, im Konjunktiv sind be und were verschwunden.

Das Verbum to be wird folgendermaßen konjugiert:

Pres. I am, *Past Perf.* I had of ben, *Pres. Perf.* I bin (or ben), *Fut.* I will be, *Past* I was, *Fut. Perf.* (wanting). *Subj. Pres.* If I am, *Past Perf.* If I had of ben, *Past* If I was.

Die Flektion des Personalpronomens wird durch die folgende Tabelle veranschaulicht:

I my mine me; we our ourn us. you your yourn you; yous your yourn yous. he his hisn him; they their theirn them. she her hern her; they their theirn them. it its its it; they theirn their them.

Relativ: who whose whosen who; which whose whosen which.

Adverbialformen verschwinden ganz; wounded very bad, it near finished him, he acted dirty. Sehr charakteristisch ist die konsequent durchgeführte doppelte Negation: I do'nt know nothing about it, can't see nothing.

Für die Aussprache dieser Vulgärsprache liegen nur einige Untersuchungen vor, die sich auf bestimmte Distrikte beziehen. Zwei Kräfte scheinen die Aussprache zu beeinflussen, einmal die alte Tradition der englischen Kolonisten und dann eine spontane durch Einwanderung beeinflußte Veränderung. Erhaltung der alten Aussprache, verstärkt durch irischen Einfluß: to hoist, to roil (i). Erhaltung des kurzen i: critter (creature), crick (creek), slick (sleek). i: deef (: beef). e anstatt a: to catsch, rash. -ow zu -er: feller, swaller, yeller, beller, umbreller, holler. Zusammenziehung im Satz: wah zee say (what does he say?), 'itt' mowd (get him out).

Die Unterschiede in der Schreibung werden durch die folgende Liste gewöhnlicher Wörter veranschaulicht:

American anemia *English* anaemia, aneurism aneurysm, annex (noun) annexe, arbor arbour, armor armour, asphalt asphalte, ataxia ataxy, ax axe, balk (verb) baulk, baritone baryton, bark (ship) barque, behavior behaviour, behoove behove, buncombe bunkum, burden (ship's) burthen, cachexia cachexy, caliber calibre, candor candour, center centre, check (bank) cheque, checkered chequered, cider cyder, clamor clamour, clangor clangour, clotoure closure, color colour, connection connexion, councilor councillor, counselor counsellor, cozy cosy, curb kerb, cyclopedia cyclopaedia, defense defence, demeanor demeanour, diarrhea diarrhoea, draft (ship's) draught, dreadnaught dreadnought, dryly drily, ecology oecology, ecumenical oecumenical, edema oedema, encyclopedia encyclopaedia, endeavor endeavour, eon aeon, epaulet epaulette, esophagus oesophagus, fagot faggot, favor favour, favorite favourite, fervor fervour, flavor flavour, font (printer's) fount, foregather forgather, forego forgo, form (printer's) forme, fuse fuze, gantlet (to run the) gauntlet, glamor glamour, good-by good-bye, gram gramme, gray grey, harbor harbour, honor honour, hostler ostler, humor humour, inclose enclose, indorse endorse, inflection inflexion, inquiry enquiry, jail gaol, jewelry jewellery, jimmy (burglars) jemmy, labor labour, laborer labourer, liter litre, maneuver manoeuvre, medieval mediaeval, meter

metre, misdemeanor misdemeanour, mold mould, mollusk mollusc, molt moult, mustache moustache, neighbor neighbour, neighborhood neighbourhood, net (adj.) nett, odor odour, offense offence, pajamas pyjamas, parlor parlour, peas (plu. of pea) pease, picket (military) piquet, plow plough, pretense pretence, program programme, pudgy podgy, pygmy pigmy, rancor rancour, rigor rigour, rumor rumour, savory savoury, scimitar scimetar, septicemia septicaemia, show (verb) shew, siphon syphon, siren syren, skeptic sceptic, slug (verb) slog, slush slosh, splendor splendour, stanch staunch, story (of a house) storey, succor succour, taffy toffy, tire (noun) tyre, toilet toilette, traveler traveller, tumor tumour, valor valour, vapor vapour, veranda verandah, vial phial, vigor vigour, vise (a tool) vice, wagon waggon, woolen woollen.

Die Tendenz der amerikanischen Schreibung geht auf Vereinfachung: überflüssige Buchstaben fallen aus, *u* in *-our*, End-*e* in axe etc., der dublizierte Konsonant in waggon, jeweller, einfache Vokale für zusammengesetzte: plow, check, draft, phonetische Schreibung in jail. Viele der Vereinfachungen gehen auf Noah Webster zurück, dessen erstes Wörterbuch im Jahre 1806 erschien. Trotz der Opposition gegen die amerikanische Orthographie in England finden mehr und mehr Neuerungen Einlaß, wie neuere Lexika bezeugen: New English Dictionary: Concise Oxford D. 'Authors' and Printers D. (jail, ax, cider etc.). Anderseits müssen amerikanische Verleger für den Absatz in England auf das dortige Publikum Rücksicht nehmen. Die Riverside Press, Macmillan Company und andere kommen so zu einem Kompromiß der beiden Schreibungen. Die Websterschen Ideen einer konsequenten Vereinfachung wurden eifrig in Amerika fortgesetzt. Deren Anhänger sind im Simplified Spelling Board vereinigt. Eine Zeitung, wie Literary Digest, die sich einer Million Leser rühmt, befolgt dessen Vorschläge. Einige Schreibungen bürgern sich allgemein ein: tho, thru, thoroly. Gewisse Abweichungen in der Schreibung erklären sich aus der verschiedenen Aussprache: specialty aluminum, alarm. Fremde Wörter werden insofern amerikanisiert, als man die in England üblichen Akzente fortläßt: cafe, regime, employee.

Das Kapitel über die Eigennamen ist kulturell besonders interessant. Die vielen fremden Namen bezeugen, wie trotz des politischen und kulturellen Übergewichts der angelsächsischen Oberschicht die Amerikaner keine Angelsachsen mehr sind. Angesichts der mit Hochdruck betriebenen 'hands-across-the-sea' Propaganda der 'angelsächsischen' Familie sprechen Adreßbücher, Telephonbücher, Namensverzeichnis des Repräsentantenhauses eine stummberedte Sprache. Der Vf. wählt den Buchstaben Z des New Yorker Telephonbuches in Manhattan und der Bronx und findet 1500 Teilnehmer mit 150 Namen. Am zahlreichsten sind Zimmermann, Zimmer, Zimmern. Viele andere deutsche Namen, wie Zahn, Zechendorf, Zinser etc. Holländisch: Zuurmond.

Slawisch: Zachczynsky, Zaretski. Italienisch: Zaccaro, Zanelli. Jüdisch: Zukor, Zipkin, Ziskind. Spanisch: Zelayo, Zingaro. Griechisch: Zapeion, Zervakos. Ungarisch: Zagor, Zichy. Schwedisch: Zetterholm, Zetterlund. Aus dem Pittburgher Telephonbuch ergeben sich für die Geistlichen folgende nichtenglischen Namen: Auroroff, Ashinsky, Bourajanis, Pniak etc. Ich nehme das Adreßbuch der Yale-Universität und finde unter Z Zahner, Zeleny, Zenner, Zetterstrandt, unter A: Abel, Abeles, Abramowitz, Achelis, Acosta, Alpers, Amatruda etc. Der Vf. führt aus der Liste des Repräsentantenhauses folgende Namen an: Bacharach, Dupré, Esch, Estopinal, La Guarda etc. Im New Yorker Adreßbuch steht Mucphy, irisch, an 4. Stelle, Meyer, an 5., Cohen und Levy stehen an 8. und 9. Stelle und kommen vor Jones und Williams, es gibt mehr Schmidts als Taylors, mehr Schneiders und Mullers als Robinsons. Dabei ist zu beachten, wie viele Smith, Brown, Miller, Fox durchaus keine Angelsachsen darstellen. Es ist spaßhaft, wie die Namen übersetzt und umgeändert werden. Hines (Heintz), Swope (Schwab), Whitehill (Weißberg), Robinson (Rabinowitz), Benson (Bielefelder), Pullman (Pulvermacher), Dicks (Schwettendieck). In den Vornamen ergibt sich natürlich eine schnelle Assimilation, dennoch findet man Kurt und Karl auch häufig in nichtdeutschen Familien. Die geographischen Namen ordnet der Vf. in die folgenden Klassen: 1. zum Gedächtnis großer Männer, 2. Übertragung älterer Namen, 3. indianische Namen, 4. holländische, spanische, französische Namen, 5. biblische und mythologische Namen, 6. die Örtlichkeit beschreibende Namen, 7. Namen von der Flora und Fauna, 8. erfundene Namen. Zur ersten Klasse gehören: Washington, Cleveland, Bismarck ... 2. New London, Rome, Syracuse, Troy, Berlin, Leipzig ... 3. Massachusets, Connodoguinnet ... 4. Schuylkill, Harlem, Hoboken ... Des Moines, Terre Haute, Los Angeles, San Antonio ... 5. Bethlehem, Bethany ... 6. Bald Knob, Key West ... 7. Alligator, Crawfish, Leadville ... 8. Blue Ball, Cowhide, Dollarville, Shin Pond, Oven Fork, Noodle. In der Benennung der Straßennamen ist die Verwendung von street, avenue, boulevard, drive, speedway hervorzuheben. Die im Verein mit der Numerierung der Straßen, die in großen Städten allgemein geworden ist, ist eins der auffälligsten Kennzeichen des praktischen amerikanischen Geistes.

Im Schlußkapitel weist der Vf. auf die Bedeutung des Sprichwortes und des Slang in Amerika hin. Die Vorliebe für die kurze bequeme Form der 'Volksweisheit', allerdings häufig genug tönende Platitüde, ist bezeichnend. So groß ist die Vorliebe für diese Patentphilosophie, daß viele Autoren den Schatz ständig zu bereichern trachten. In den Bureaus findet man Wandschilder: 'Do it now',

'This is my busy day'. Ein ehrwürdiger Ahn dieser auf Kalendern, Bannern verzeichneten Weisheit ist Benjamin Franklins 'Poor Richard's Almanac' 1732, der 25 Jahre lang ein außerordentlich populäres Buch blieb und zahlreiche Nachahmer fand. Ich habe mich inzwischen überzeugt, daß die optimistischen Sprüchlein von Ralph Waldo Trine den Deutschen zur Stärkung gereichen. Ein schönes Beispiel ist 'the elevator to success is not running, take the stairs'. Auszuzeichnen sind die, die Humor zeigen: 'do not monkey with a buzz-saw, cheer up, the worst is yet to come. Dies sah ich monatelang in dem funny-paper einer Zeitung illustriert. Das letzte, was mich verfolgte, war: It is a great life if you do'nt weaken. Diese Redensarten, gerade wie 'you said it, you said a mouth-ful, gehören wegen der fortwährenden bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Wiederholung in die Kategorie des Slang. Findet ein Wort, eine Redensart Anklang beim Volk, so wird es bald ein cliché, das sich in den Gedankenpausen immer zur rechten Zeit einstellt. Solche Bildungen und Redensarten sind es meistens, die besonders anschaulich sind. Es ist schwer zu sagen, warum to talk through your hat Slang, to laugh in your sleeve Idiom ist. Block-head ist gutes Englisch, bone-head ist Slang. In der Literatur sind George Ades Fables in Slang eine interessante Erscheinung. Neue Slang-Ausdrücke werden bewußt durch die Zeitungen geschaffen, besonders im Sport und in der Politik; durch die Zeitungen und das Kino werden sie dem Volk zur Annahme vorgelegt, das in seiner Unberechenbarkeit diese oder jene Redensart seinem schnellwechselnden Schatz von Sprachscheidemünzen einverleibt. So ist denn fortwährend Zu- und Abgang im Slang zu verzeichnen. Awful ist heute in awful weather, awful job gutes Englisch, slacker, vom englischen Studenten-Slang to slack, to hold up sind Beispiele für die Aufnahme von Slang in legitimes Englisch. Umgekehrt sind Roosevelts Ausdrücke big stick, nature faker, muck-raker in das Slang geglitten. Die Lebensdauer ist ganz verschieden, zuweilen nur einen Monat, andere aber mehrere Jahre. Good night hat entschieden länger als das vom Vf. zugebilligte eine Jahr gedauert.

Wie steht es nun mit der Zukunft der englischen Sprache? Daß ihr die Welt heute gehört, wie Jakob Grimm voraussagte, bezweifelt heute niemand mehr. Seit Jesperson, um dessentwillen der Vf. die Philologen milder beurteilen sollte, sprechen wir nicht vom Verfall, sondern vom Fortschritt der englischen Sprache. Ohne Zweifel bewegt sich das Amerikanische in Bahnen, die das Englische langsamer verfolgt: es ist nichts, was dem 'génie' der Sprache widerspräche. Die Position des amerikanischen Volkes wird durch Zahl, Reichtum, Macht immer

stärker, innerhalb desselben selbst aber sind notwendig die Schranken der englischen Grammatik aus den oben angeführten Gründen gefährdet. Das literarische Amerikanisch hat, wie ich in Kanada auf Schritt und Tritt beobachten konnte, Kanada friedlich durchdrungen. Gewiß werden sich mit der Zeit mehr und mehr Schriftsteller finden, die aus dem Quickborn des amerikanischen Dialektes schöpfen und so die Schriftsprache bereichern, knüpfen sie doch nur an einen der Großen Amerikas an, an Whalt Whitman. —

Bei dem für uns unerschwinglichen Preise von $ 4 habe ich mich bemüht, die Haupttatsachen des Buches wiederzugeben, die mir nach eigener Beobachtung richtig erscheinen. Die geistreichen Bemerkungen, die das Buch zu einer anregenden Lektüre machen, die aber auch oft genug zum Widerspruch herausfordern, konnten hier nicht berücksichtigt werden. Alles in allem ist das Buch ein großer Wurf auf einem bis dahin vernachlässigten Gebiete unserer Wissenschaft.

Berlin. Georg Kartzke.

Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch', Lieferung 1 und 2.

(Fortsetzung statt Schluß.)

** *adurois*, adj., = *aduré: li barons adurois*, GLiége 28998.

* *aduste*, adj., 'erhitzt, entzündet': *bon sanc sec et ne mie trop aduste*, Mondev. Chir. 774; *par la purgation des humeurs agües adustes*, ib. 1569; *La maniere et la matiere de cestes* (sc. *eschardes*, lat. *squama*) *est petite, seiche, aherdant, visqueuse, non decourant, aduste*, ib. 1679; *tant que la croste qui a esté aduste chiee*, ib. 1963.

* *adustion*, s. f., 'Erhitzung, Entzündung', s. *acuité*.

aé, s. m., 'Lebenszeit', auch: *Aremulus apres lui vint, Ne vesqui pas en lunc aei, .XVIII. ans a reis estei*, MBrut 3801; *Mes je ne le vis onques a jour de mon aé*, Gaufrey 5767; *Unkes nul jur de sun eé Si bel chevalier n'esguarda*, MFce Yon. 146. 'Lebensalter', auch: *Uns prophetes de grant eded* (prophetes quidam senex), LRois (Ler.) 287; *Il n'est pas de greinor aé ... de moi*, Veng. Rag. 2064; *Quant ert en l'eé de quinze anz, Mult ert bele e creüe e granz*, MFcePurg. 2227; *venir en aé* 'das mannbare Alter erreichen': *Quant il fu venuz en eé, A chevalier l'unt adubé*, MFce Yon. 469; *Quant esteit venuz en eé, A chevalier l'a adubé*, ib. Mil. 291.

aemplement, s. m., 'Erfüllung', auch: *La cremor de l'espir aura aamplement*, Ms. frç. 24387 fol. 65 bei Reinsch, Ps.-Ev. v. J. u. M. Kindh. S. 18.

aemplir, vb. trans. 'füllen; erfüllen', auch: *eslaise ta buche e je* (Gott) *aemplirai li* (dilata os tuum et implebo illud), Oxf. Ps. 80, 9 (Cambr. Ps. *emplir*); *Eslaise ta bouche en loant, Je l'aemplirai maintenant*, Reimps. ib. S. 317; — *Ensement son tierme aempli Et li .VII. an sont acompli*, JCond. I, 323, 643.

'sättigen, stillen, befriedigen': *Benëurez li huem chi aemplirad sun desiderie d'els medesmes* (qui implevit desiderium suum ex ipsis), Oxf. Ps. 126, 6; *Tote honor ai geté arrier Por aonplir son desïer*, Dav. Proph. 206, 466; *Caseuns i porra aemplir Tout isnelepas son plaisir*, Chast. 26, 54; *Dist li enemis: Je parsiwerai e comprendrai, deviserai despoilles, serad aemplide la meie aneme* (implebitur anima mea), Cant. Moys. 9 in Oxf. Ps. S. 237 (2. Mos. 15, 9).

'erfüllen, ausführen, vollziehen', auch: *que co que les prophetes aviont dit ere aempli en nostron seignor J. C.* (ea in ipso impleta esse), Afr. Pr.-Leg. E 1, 5; *Totes ces choses sont aemplies en nostron seignor J. C. qui sont trapassees et celes qui ne sont encor faites serant aemplies* (haec omnia in domino nostro ... impleta sunt, ... et ... implebuntur), ib. E 12, 8; *Icest voto elli voucit aemplir*, ib. K 24, 4; *mestiers est ke nos les deix commandemenz de la loy aempliens*, SBern. (F.) 140, 31; *Les commanz damrideu convient toz aemplir*, PoMor. 559a; *Cil ne püent pas acomplir Les comandemanz n'aemplir Qui onques mais ne se vëirent* (jussa complere), Prior. Veg. 2220.

** *aenter*, vb. trs., 'pfropfen', bildl.: *Atant point le cheval, des esperons l'aante* (stößt, bohrt die Sp. hinein), ChSax. 3065.

aerdre, vb. intr., eig. u. bildl. auch: *co[h]eres, ensemble aerdre*, Cath. Lille 43; *hereo, aherdre, doubter*, ib. 77; *Et per tant ke l'ius n'i astoit pas, en cui li fais* (die vom Berge stürzende ingentis saxi moles) *pöist aherdre* (locus ... quo inhaerere potuisset), Dial. Greg. 9, 17; *Aerst el pavement la meie aneme, vivifie mei sulunc la tue parole* (adhaesit pavimento anima mea), Oxf. Ps. 118, 25; *M'arme est aerse au pavement*, Reimps. ib. in Oxf. Ps. S. 341; *Aerst a la puldre la meie aneme* (adhaesit pulveri anima mea), Cambr. Ps. 118, 25.

übertr., *a auc.*, *sur auc.*, auch: *Aerdra dune a tei li siege de felunie?* (Numquid adhaeret tibi sedes iniquitatis ...?) Oxf. Ps. 93, 20; *Deu, a toi aherdera dons Li sieges des hommes felons?* Reimps. ib., S. 325; *Li nunnuisant e li dreiturer aerstrent a mei* (Innocentes et recti adhaeserunt mihi), Oxf. Ps. 24, 22; *En cui porsiwance il envoiat trois contes ki a soi soloient aherdre devant toz les altres* (qui sibi prae ceteris adhaerere consueverant), Dial. Greg. 78, 10; *Ki ahert al sanior, il est uns espirs* (qui adhaeret Domino, unus spiritus est), ib. 81, 6; *par tant ke li aherdent per pense* (quia ... mente ei inhaerent), ib. 82, 16; *Entre els se vuelent si guaitier ... Que li uns par l'autre ne perde Ne tels surfaiz sur els n'aerde, Dunt entre els seient encumbré Li uns par l'autre,* MFceFab. 72, 10; *a auc. r.*: *Afin qu'a ta grace je parte Et qu'a t'amour je puisse aerdre,* Mir. ND. 16, 965.

rfl., übertr., *a auc.* auch: *Li justes s'aertrent a moy,* Reimps. 24, 22 in Oxf. Ps. S. 277; *Pour tant qu'a toy se vueille aherdre* (ein Sünder an Gott), Mir. ND. 33, 828; *Et vous, rebelles ruppieux, Qui a eux vous estes adhers,* Chr. de Pis, Vers sur J. d'Arc bei Buchon, Chron. et Mém. I, 542; *apres auc.*: *Sous tes eiles qui m'ont couvert, M'arme apres toy ades s'aert,* Reimps. 62, 8 in Oxf. Ps. S. 301; *a auc. r.* auch: *car li cristiens ne se doit mies aherdre a tels choses,* SBern. (F.) 148, 20; *Que miex amez ... le vostre perdre Que vous a mariage aerdre,* Mir. ND. 19, 366; *Car aux biens de lui on s'aherde Et toute la moitié en perde,* ib. 20, 741; *avant qu'a ce fait s'aherde* (nach Jerus. zu pilgern), ib. 34, 741; *par moy aherdre a vanité,* ib. 40, 1827; *Car je m'estoie a che ahers Qui me tourmentoit grandement,* Froiss. Poés. I, 225, 474; *Et si j'estoie ailleurs ahers, Je feroie tout au revers,* ib. 227, 549; *fols est qui s'i ahert* (sc. *au bien amer*), ib. 281, 2055; *Puis que vo volentez aerse Y est, sire, de cuer entier Yrons,* Mir. ND. 13, 74; *en auc. r.*: *S'en noz forces nous aerdons, Je ne voy pas que ne perdons,* Mir. ND. 39, 2045; *Tu en es en peril de perdre, Car en folour te voes aherdre,* Froiss. Poés. II, 28, 935.

trans.: 'angreifen': *Tu as ceste ville soubzmis Et convertie a ta creance: Par mes diex, ... Si tost con revenray de Perse, De toutes pars sera aerse,* Mir. ND. 13, 194; *Ensi serés ahers d'esclame Où tost receveres grant blame,* Froiss. Poés. I, 294, 2464.

aerdant, 'fest anhaftend': s. *aduste*, Mondev. Chir. 1679; *et soient apliquiees ventouses forment aerdantes ou sansues, s'eles s'i vuelent aerder,* ib. 1775.

aesme, s. m., auch: *Ci revandras, et garde ton aesme, Se tu me vuez droit faire par bataesme,* Eust.-Leb. 72c ('Schätzung nach welcher Stelle?', vgl. *En la forest en repaire a esme,* l. auch hier *a aesme?*, 79c; Ott: *aesme* 'Ziel').

aesmer, vb. trans., 'erachten, urteilen', m. Acc. c. Inf.: *et il aesmevet lui non pooir estre si cort par veüe* (aestimabat tam brevem per visionem esse non posse), Dial. Greg. 27, 9; (existimare) ib. 148, 24; 202, 24; (suspicari) ib. 144, 21; 161, 23; *ki soi aesmevet estre purriere et cendre,* Mor. Job 308, 8.

'von etw. etw. halten, etw. wie bewerten': *car en tant juget chascuns plus subtilment des tenebres, en combien il conoist plus vraiement la clarteit de lumiere; car cil ki uoit la lumiere seit queil chose il aesmet des tenebres, et cil ki ne conoist la blanchor de lumiere loet les obscures choses en liu de cleres,* Mor. Job 341, 42.

'gleichstellen, vergleichen': das Beisp. Rose 675; *Chaiti, vos aves conqueru lues pleins de tenebres, ... pleins de tormenz et de peines que l'um ne porroit aesmer a autres peines* (et incomparabilibus poenis), Afr. Pr.-Leg. D 19, 13; *Compaigne, comment poet çou iestre Que li amans de couwart iestre Puet iestre au hardit aesmés?* JCond. I, 299, 75.

* *afablir*, vb. intr., 'fabeln, lügen': *A la chose que tote est veire Ajoste il, s'il la retrait; Puis afablist, quei que il vait,* Yder 4227.

afaire, s. m., *avoir afaire*, 'nötig haben', *de c.* Inf.: *Cil dient per quel leu aler Doit l'oz ... Ou se l'on doit avoir afaire De combatre a son adversaire,* Prior. Veg. 2610.

'Unternehmung': *L'on doit enquerre dilijammant, Et non mie tant soulemant Es sieges, mes en toz afaires Et es tres granz batailles maires, Les costumes et trestot l'estre De quoi li autre puent estre,* Prior. Veg. 9933 (= *mais en toutes manieres de batailles,* JMeun, ArtChev. S. 157).

'Ding, Sache (als Vorgang, Tun)': *Dous afaires i suelent* (in der heiligen Schr.) *li maistre demostreir, Ki servent les comanz des conselz deviseir* (zweierlei), PoMor. 558c; *Granz chose est et mout bone virginité garder Et granz afaires est tot as povres doner* (etwas Gr.), ib. 572b.

'Sachlage, Verhältnisse': *Et ses janz la tienent por fole De son seignor que ele acole, Mes il ne sorent pas l'afaire,* Gd'Angl. 2647.

'Bedeutung v. etw.': *mais moult voulentiers Orroye qu'il exposast cy Pour quoy Crist de vierge nasqui: Que fu ç'a faire? — Tantost t'en mousterray l'affaire,* Mir. ND. 20, 1298.

'Art und Weise', auch: *Issi par tel afaire Couverra la vengance prendre,* Veng. Rag. 5146; *Einsi furent li chevalier A la guerre par tel afaire,* Meraug. 655; *Cil oizellon en leur afaire Chantoient si com par estri* (nach i. Weise), Froiss. Poés. I, 97, 360.

'Art, Beschaffenheit', v. Sachen, auch: (Fuchs zum Affen, der ein Stück von dessen Schwanz für seine schwanzlosen Kinder haben will) *Ja de ma cue, ki est granz, N'aleverez les vox enfanz, ... Mes qu'ele fust de tel afaire Que jeo ne la pëusse traire,* MFce Fab. 28, 19; *Li siecles est de tel afaire Que cieulz qui puet faire le pis, ... Cieulz est tenus bachelereus Au dit des gens et vigereus,* JCond. II, 224, 26; *De si fait afaire est lor costume et lor vie.* PoMor. 521a.

'Art, Beschaffenheit, Wesen, Rang, Stand', v. Pers., auch: *Nus ne devroit tel honme atendre, Puis c'arme ne le puet forfaire. Itels est et de tel afaire,* Veng. Rag. 5074; *Despuis que vostre afaire et vostre estre entendi, Vous donnai tout mon cuer,* BComm. 2689; *Espoir fu en ce point de li tex veus voués Par quoi de li doit estre ses afaires celés,* Berte 2940; *Tant vous di je de son affaire* (des Mädchens) *Qu'en ce päis n'a, par ceste ame, De lui nulle plus preude femme,* Mir. ND. 31, 2467; *Se j'estoie de vostre affaire, Chier sire* (der Kaiser), *et de vostre valeur, Je li feroye tel honneur* (dem siegreichen Feldherrn) *Qu'a mariage li donrroye Une fille, se je l'avoie, Com vous l'avez,* ib. 37, 2218; *Car ses afaires* (der Dame) *est mignos,* Froiss. Poés. II, 203, 304; *Sont il ores de tel afaire Qu'on en doie grant compte faire?* Froiss. Poés. II, 125, 4226; ... *Le mist en si tresgrant mesaise Fortune et en si povre afaire Que nus n'avoit de lui que faire,* Julian 1119; *Mes tes suet mangier sans chandelle, Qui ore a baron s'apareille Et petit prise poure afaire,* BCond. 252, 210; *La mestresse est de noble afere,* JCond. II, 245, 68; *Onques rois de plus noble afaire Puis Charlemaine ne nasqui,* Watr. 96, 428; *Tant plus sera de noble afere* (die Dame), *Plus sera douce et debonere,* Clefd'Am. 251; *Maint pastouriel de noble afaire,* Froiss. Poés. II, 346, 1; *Car trop est de dur affaire* (sc. *Amours*) Charld'Orl. (ed d'Héric.) I, 199; *Tais toi, fame de put afere,* Mont. Rayn. I, 100, 82; *Li maus oisiaus de put afere* (der Kuckuck), JCond. II, 13, 394; weitere Verbindungen: *Drois dist, se gentius hom mesprent, Qu'il se blece plus laidement C'uns qui seroit de bas afaire,* BCond. 251, 171; *Soit* (er) *de haut u de bas affaire,* JCond. II, 43, 1401; *Et qui est de gentil afaire Estrait, il s'i doit regarder Et soi de meffaire garder,* JCond. II, 98, 24; *Li preudom de gentil afere,* ib. 317, 114; *de mal afaire,* Mir. ND. 9, 325; *Uns huem ... de mult maleit afaire* (vir Belial), LRois (Ler.) S. 197; *gens d'orgueilleux affaire,* Mir. ND. 34, 1628; *hom n'i vient de nulle part, Ja tant soit de petit affaire, S'entr'eus voet bien et honour faire, Qu'a joie n'i soit retenus,* Watr. 342, 45; *Et adont vo coer* (sc. *devés*) *deslyer Et ouvrir de piteus afaire Pour misericorde aultrui faire* (mitleidigen Wesens, mitleidig), Froiss. Poés. II, 190, 965; *Jone dame iert de riche affaire,* Watr. 336, 237; 'Verhalten': (zur neuen Dienerin) *Se vous*

m'estes de bon affaire, Ja mais de nous ne partirez Tant que riche et comble serez, Je vous promet, Mir. ND. 32, 1013; 'Lebenswandel': *Et* (sie) *dit qu'il* (das Kind) *est pour tout certain A un moine de telle affaire, Qui ceens bien souvent repaire Et y fut devant ier encore,* Mir. ND. 18, 993 (l *Qu'i*; *i* = *il*).

afaissier, vb., *afesse*, G. Gui. wird *a fesse* sein. *faisse* als herald. Ausdruck in der gelehrten Umformung *fasse* auch bei Froiss. II, 324, 28, nfr. *fasce*.

afaitaison, s. f. 'Bildung, Art', auch: *.iiii. getons avoit getez* (der Baum) ... *Si biaus, si drois, si bien venans Et de si douce affaitoison Que chascuns fu celle saison Grans et floris et fruiz portans,* Watr. 84, 41.

afaitier, vb. trans., mit sächl. Obj.: 'zurechtmachen', übertr. auch *Car cuers ont apers et isniaulz* (sc. *li losengier*) *A leur losenges afetier,* JCond. II, 278, 25.

'würzen, veredeln, verschönern': *Ainsi con la nes a bon cours, Quant a bon vent est bien rimee, Aussi a rime a droit rimee, Qui de bone matere est faite: Quar la bone matere afaite La rime, par fin estavoir, Et si li fait bon cors* (d. i. *cours*) *avoir,* BCond. 235, 56; 'würzen, mischen mit etw., *d'auc. r.*': *je voi mon coer lacié, Affremé et atacié En son voloir* (Amors), *Mes c'est en lieu sans pitié, Sans confort, sans amistié Et sans regart affetié De nul espoir,* Froiss. Poés. I, 285, 2192.

'affecter, attribuer, accorder', GLiége 6952, 6789, II, 3085, nach Scheler.

'trachten, haschen nach etw.' (vgl. lat. *affectare*): *O la mort, la mort faulse, iniuste et deslealle, com grandement as tu offencé d'avoir affaitié le leal cuer de celle qui tant me amoit!* Prosa-Clig. 334, 14.

mit pers. Obj.: 'jmdn. einführen, einsetzen': *Quatre esquevins de Liege de noveal affaitiés,* GLiége II, 4233.

'unterweisen', *d'auc. r.* auch: *Si c'on afaite .i. joene oisel, Le doit on d'onneur afaitier* (d. jungen Menschen), Watr. 58, 79; pt., 'geübt, erfahren, gewohnt', *d'auc. r., en auc. r.*: *Comme cil qui de guerre sont duit et afaitié,* BComm. 1400; *Lors saillent de loianz janz seinnes, Noveles, hardi et haitié Et en armes bien afaitie,* Prior. Veg. 9480; *Car li malvais qui affaitié Sont de mal faire, d'euls mesdïent,* JCond. II, 163, 66.

rfl. 'sich zurechtmachen; sich anschicken, sich rüsten', auch: *Vistement s'acesme et s'afaite Et se garnist por lui atendre,* Veng. Rag. 1056; *a* c. Inf.: *mes cuer s'affaite A vous loer toute ma vie Et servir,* Mir. ND. 12, 884; *Sire Dieu ..., Mon cuer a vous loer s'affaitte,* ib. 29, 1845; *Sire diex ..., A toy loer mon cuer s'afaitte,* ib. 34, 2264; *Faulx ennemi, pour nient t'affaites A si alleguer son meffait,* ib. 14, 894; *Michiel, a descendre t'affaittes, Et toy, Gabriel, jus de ci,* ib. 34, 2173.

'sich in etw. ausbilden, sich einer Sache befleißigen, sich einer S. widmen', *a, en auc. r.*: *Con plus est hons haus, plus est lais Ses pechiez et sa fame laide, Et dit on partout en eslais Que d'autrui mere fu ses lais, Quant il a valour ne s'afaite,* Watr. 142, 150; *Et li hon qui en bien s'affaite, Qui veut cointise maintenir, Et cuer et cors doit net tenir ...,* JCond II, 140, 34; *Car bachelers norriz et fais D'armes, qui en honnour s'afaite, Ja n'en iert malle chançons faite* Watr. 311, 11; *O loiauté, dame parfaite, En tres haute valeur s'affaite Qui soi de vostre non parfait,* ib. S. 134.

'sich mit etw. ausstatten, *d'auc. r.*': *Dame* (die *loiauté*), *perdu a tout* (alles) *a fait qui soi de vostre non n'affaitte,* Watr. S. 134.

'in Ordnung kommen, sich beruhigen (vom Wetter)': *Qu'est ce cy? Ce temps ne s'affaitte Ne cest orage point ne moustre Qu'il doie encore passer oultre Ne qu'il doie em piece cesser,* Mir. ND. 40, 1860.

afaitié, pt., v. Pers., 'ausgebildet'. *bien a.*: *li serjant, li home a pie, Mes qu'il soient bien afaitié, Sont a comun plus profitauble,* Prior. Veg. 2164; *icil a pie, Li legier, li bien afaitié,* ib. 4978; *Li sage, li bien afaitié,* ib. 9640.

'ausgebildet, vollendet': *Ce n'est qu'un paillart affaittié Qui deçoit de sa mauvestié Ainsi les gens par son parler,* Mir. ND. 40, 1987; *Et quides tu*

point qu'il (der Bettler, den man verhöhnt) *saroit, S'il estoit entre gens la hors, Contrefaire le povre corps Et le cäymant affaitié?* ib. 40, 2012.

'gesittet', Gegenteil *mal a.*: *je nel cuidoie mie Que il fust si mal afeitiez*, Graal C 8999; *Vos estes trop mal afaitiés Qui en ma riviere peschies, Quant n'en aves congié de moi*, Ferg. 175, 5.

v. Sach., 'wohlgestaltet, gut ausgeführt, gefällig, hübsch': *Lés les dames s'assieent as gens cors afaitiés*, BComm. 3663; *Et les cronique Anseal, qui mult sont affaitiés*, GLiége 38697 (Scheler: bien arranger, faire avec soin).

afamer, vb. intr., bildl. auch: *Anchois mourir me lairoie Et de merchi afamer Par consirer*, AdHalle XXIX, 4, 10.

trans., bildl. auch: *S'elle y est* (sc. *amours, es cuers*) *bien a droit plantee, L'autre cause en est sousplantee Et affamee au dire voir*, Froiss. Poés. III, 112, 16 (Scheler: anéantir, rendre sans effet).

rfl.: *Il n'en poet issir de la voie, Qu'il ne soit toutdis sans sejour Pensans a elle, nuit et jour, Il s'en alitte, il s'en afame*, Froiss. Poés. II, 20, 666.

bildl. 'sich zugrunde richten': *C'est le droit cas où il s'affame Et où plus tos a despendu Honneur, chevance, corps et ame*, Froiss. Poés. III, 176, 28.

d'auc. r. 'nach etw. hungern, einer Sache ermangeln': *Qui Nature diffame Par dissolu langage, De bon renom s'affame*, Froiss. Poés. III, 224, 3; *De bon renom s'affame Et est fol approuvé Qui de Nature same* (v. *semer*) *Langage reprouvé*, ib. II, 225, 17 (Scheler: se dénuer, se dépouiller).

afamé, pt. als adj., *d'auc. r.* 'nach etw. hungrig, einer Sache ermangelnd, beraubt': (die Hölle) *Où de grief flame est enflamee* (die Seele), *Poure et desprise et affamee De tous biens et de joie et d'aise*, JCond. II, 148, 104.

afebloier, vb. intr., mit sächl. Sbj. auch: …, *pour ce que leur hardement et leur forces ne affebloiassent*, JMeun, ArtChev. 66; *Et li cols* (Hieb) *fu afebloiés*, Veng. Rag. 3237; *Galot, la parole et la voiz M'afebloient trop malement*, Mir. ND. 36, 282.

de c. Inf., 'erlahmen, nachlassen': *De maintenir l'estor n'afebloie n'ataint* (= *estaint*), ChSax. 2615; *Ne doit d'armes hanter cesser Ne afoibloier ne lesser*, Prior. Veg. 3710.

trans, *en auc. r.*: *nonobstant … qu'il soit affoibloié en sang qu'il a perdu et du juner qu'il avoit fait*, Pr.-Erec 286, 6; Sache Sbj.: *Ne je ne sai comment, dame, je leur estorde, Se vostre grans pitiés leur pooir n'afeblie*, Ave Mar. 1, 12 in Beaum. II, 299.

pt. als adj: … *oyant ce cry entend bien a la voix affoibloiee qu'elle est au desesperer*, Pr.-Erec 284, 28.

afeblir, vb. intr., auch: *De la force ta main failli, En chastiement affebli* (ich), Reimps. 38, 15 in Oxf. Ps. S. 287; trans. auch (Sbj. Sache, wie Job 312, 20): *Car li maus l'ot trop affoibli*, JCond. I, 236, 2143.

afecter, vb. trs., 'begehren', auch: *Or notons ici combien nostre sanctifficacion est de Jhesu Crist affectee et desiree*, Mir. ND. 28, S. 317.

afection, s. f., 'Sinnesart': *Estre me semblés un benigne Homme et de grant devocion, Amis, et d'umble affeccion*, Mir. ND. 40, 1536.

'Neigung, Verlangen': *Et n'a nulle aultre affection Fors toutdis sa destruction*, Froiss. Poés. II, 61, 2066; *de* c. Inf.: *La repentance et le remors Que j'ay, avec l'affeccion De faire ent satiffaccion, … Si me sauvera*, Mir. ND. 28, 1667; *J'ay desir et affeccion De faire ent satisfacion*, ib. 33, 1035; *J'ay de veoir affeccion Le saint crucefix que Diex fist …*, ib. 40, 1086; *la grant entente et affection que vous aves tous jours de servir loyaument vostre dame*, Froiss. Poés. I, S. 328; *que* c. Cj.: *en tous cas ai tresgrande affection Qu'en mon coer ait tele discretion Que ma parolle en gré soit receüe*, Froiss. Poés. I, 73, 715; *metre s'a. a* c. Inf.: *Or mettez vostre affeccion, Sire, a humer ceste escuelle De coulis*, Mir. ND. 36, 665.

'(fleischl.) Begierde': *Deuuerpis les seculers costumes et les charnels affections*, Serm. Bern. (F.) 110, 32.

afectüos, adj., 'liebevoll, herzlich': *Tout ensi Desirs ... fet sa pryere au dieu d'amors si tres belle et si affectueuse que li diex d'amours ... li ressuscite sa joie,* Froiss. Poés. I, S. 328; *elle* (sc. *Foi*) *vous met devant: A estre loyelle et entiere, Affectueuse et droituriere Enviers Dieu et vers vo mari,* ib. II, 191, 1008; als adv.: *Et te pri* (Obj. *Amor*) *tres affectueus Que livre a livre Poise les bien* (sc. *tous mes fais temporeus*), ib. I, 155, 2329.

aferir, vb. impers., auch: *Et s'il le fiert, mal afferra, Car ja grasce n'en aquerra* (übel angebracht sein), BCond. 51, 169; mit *que* c. Cj. auch: *Il n'afiert mie c'uns ribaus Soit devant preudome si baus,* Julian 1569; *Preus et larges et de biel estre Affiert bien que soit chevaliers,* BCond. 48, 93; *Si bien y affiert et avient Que chascuns en maine liesce,* JCond. II, 229, 14; *Au vice d'orgueil repugner M'afferroit que tost y alasse,* Mir. ND. 17, 791; Froiss. Poés. II, 128, 4331; 206, 317; *Dont mal afiert qu'il soit rimés, Li mes qui la gent envenime* (sc. das *mesdire d'autrui*), BCond. 234, 38; mit Inf.: *Or affiert bien avoir conseil,* Mir. ND. 36, 2093; mit *a* c. Inf.: *Mais pour ce qu'il convient ceste chose souvent avenir, il affiert a dire comment ce puet clerement estre fait et sëurement* (declarandum est), JMeun, ArtChev. 122; *la ou il affiert a prendre Prendés, et si donnés grant part La ou il affiert d'autre part,* Froiss. Poés. II, 182, 704; *trop bien affiert a recompter que ...,* Pr.-Clig. 321, 12; mit *a* u. Acc. c. Inf.: *Bien afiert a estre fiere Jone pucelette,* Froiss. Poés. II, 83, 2785.

mit Acc. d. Sache, auch: *Tous i emploie ses deniers* (der Bauer beim Schafhandel), *Pour mil sols en eut .ii. milliers; Tant i afiert, che m'est avis: A sisain denier le berbis* (so ist das Verhältnis, soviel macht es aus), Chast. X, 41.

intr. 'passen', *avuec auc.:* (*Orgueilx* und *Hardemenz*) ... *Ont bien ensemble en pais vescu, Car li uns avec l'autre affiert: Orgueilz lance et Hardemenz fiert* (passen zu, sich ergänzen mit), Watr. 206, 219; *contre auc.*: *toutes gens la tenoient a la greignor De biauté, et s'avoit signour Qui bien contre li aferoit* (passen zu, entsprechen), ib. 38, 1207.

a c. Inf.: 'passend zu einem Tun (durch andere) beschaffen sein, verdienen zu': *Car je l'amoie chierement, Qu'elle afferoit bien a amer* (geliebt zu w.), Mir. ND. 37, 839; (nach Aufzählung der Tugenden des Amille) *Sire, ..., Si en affiert miex a amer, Un tel chevalier ja blasmer ne devroit nulz,* ib. 23, 505; *'C'est celui que je vous looye Tant orains, dame.' 'A loer affiert bien, par m'ame, Car il est gracieux et doulz',* ib. 23, 530.

'gleichkommen, vergleichbar sein mit', auch: *Si grande et a la fois si fiere* (sc. *Atalante*) *Qu'il lui semble* (dem *Adonis*) *qu'a lui* (f.) *n'affiere homme, s'il n'est roy, duc ou conte ...,* Froiss. Poés. III, 195, 1906; *Et m'est vis que, se la iere, Il n'en y auroit point deus A qui ma douleur affiere* (mit denen, d. i. mit deren Schmerz, m. Schm. vergleichbar sei), ib. II, 369, 21.

rfl. 'passen, sich eignen', *a* c. Inf.: *es legions A toz jors plusours actions Que letrez chevaliers requierent Et que a ce faire s'afierent,* Prior. Veg. 3298.

'gleichkommen, vergleichbar sein mit', auch: *Certes, mal s'affiert lor partie A la nostre de gentilleche, D'abit, de grasse et de richeche,* JCond. II, 25, 784; *Nos grises cotes de Cistiaus N'affierent pas a vairs mantiaus Ne a vos riches paremens, Ce n'est mie comparemenz,* ib. II, 29, 924; *Une fleche ens ou coer le fiert, A qui nulle aultre ne s'affiert,* Froiss. Poés. II, 20, 651; *onques nuls tains* (Bildnis) ... *N'ot beauté qui s'i afiere,* ib. II, 250, 140.

aferant, als adj. 'passend, geziemend': *Canchons, a men signour prie De saint Venant k'en l'enour D'amour, cant ert a sejour, En liu aferant te die,* AdHalle XIII, 6, 4.

sbstvsch: 'alles was zu ein. gehört, Sippe, Anhang': *Ensi chaient Romains atout leur afferant,* GLiége 4365.

a son aferant 'im Verhältnis zu ihm': *Et s'ele n'avoit nul tresor Fors que sans plus sa grant biauté, Si seroit une roiauté A son aferant trop petite,* JBlonde 573.

afermement, s. m. 'Behauptung, Versicherung': *Et per co ... que les gens conoissent que non est Deus toz poissenz fors que tu et que li affermemenz que jo en foi de ma bochi est verais, si te plait, ces enfes soit suscitas* (haec assertio oris mei), Afr. Pr.-Leg. J 18, 13; *Li raisons que me dit Transquillins m'est esclarzia per l'afermament de mes euz* (oculorum meorum assertione declaratur), ib. M 44, 6; *Co que tu respons aferme l'afermament de nostra partia* (nostrae partis firmat, oder affirmat, assertionem), ib. M 45, 13.

afermer, vb. trans., mit sächl. Obj. 'befestigen, fest machen', eigentlich u. übertr., auch: *Car murs qui par terre est affermez* (durch zwischen die beiden Wände gestampfte Erde befestigt, verstärkt) *ne puet estre rompus par nul engin* (Kriegsmaschine) (murus ... quem terra confirmat), JMeun, ArtChev. 139; *Desuz ert bendé d'un orfreis* (der Seidenstoff des Zeltes), *Deus espaunes aveit de le, As cordeles fut afermé*, Ipom. 3310; *Li secons dus est enmi la bataille des poonniers, qui la soustient et afferme* (stärken, kräftigen, qui eam, sc. aciem, sustentet et firmet), JMeun, ArtChev. 139; mit *a*: *Parole ont affermee a eus Qui malvaise est et desloyaus*, Reimps. 63, 5 in Oxf. Ps. S. 302 (*fermerent a sei felunesse parole*, Oxf. Ps.); *Mais pour ce que desir avons* (sagt der Heide) *De noz cuers a Dieu affermer* ([fest]heften an), ..., Mir. ND. 24, 492; mit *en*: *E funt afermer en ces lances Guimples de druerie e manches*, Ipom. 3171; *Elles en vont leur main tenant En celle besoingne afremee* (ihre Hand befestigt halten an, mit Entschiedenheit betreiben), JCond. I, 274, 101; *Or ai si avant marcié Que je voi mon coer lacié, Affremé et atacié En son voloir* (Amors W.), Froiss. Poés. I, 285, 2188.

'behaupten', mit Acc. c. Inf.: *Paules affermet les iugemenz de deu nient estre comprendables* (asserit), Dial. Greg. 82, 5; *uns petiz enfes .... cui encor or li deuant diz Probus affermet vivre* (quem ... asserit superesse), ib. 209, 15.

'zusichern, versprechen', *a* c. Inf.: *Et pour certain je vous afferme Sanz vous decevoir n'engignier A les vous dire et enseignier De bonne foy*, Mir. ND. 38, 1588.

rfl. 'sich fest hinstellen, festen Fuß fassen': *Gratez la terre a vostre pié* (Maus zu dem in der Grube gefangenen Löwen) *Tant qu'afermer vus i puissiez, E puis amunt bien vus sachiez*, MFce Fab. 16, 33; *Et quant là* (auf der Stufe der *Justice*) *affremés seras, Encor avant tu monteras Sur le degré de Loyauté*, Froiss. Poés. II, 178, 577.

'sich fest gründen, fest bauen auf': *Mais, sire, quant je me recorde De ta doulce misericorde Qui est sans fin, lors ma fiance S'aferme en toy et m'esperance*, Mir. ND. 36, 1509.

'fest werden, sich fest entscheiden', *de* c. Inf.: *Ainsi se sont affermes les compaignons de remanoir anuit mes devant le Perron du Cerf*, Abent. Gaw. S. 69.

afermé, 'fest' auch: (der Papst zum heidn. Kaiser) *Je sui affermez a ce point Que pour paine ne pour tourment Souffrir des tresors nullement Qu'il sont devenuz ne diray N'aux diex ne sacrifieray Par quelque voie*, Mir. ND. 38, 1324.

** *afermir*, vb. trans., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 491 (14. J.).

afiance, s. f., 'Zusicherung, Versprechen': *Par le discretion des sages Envoie* (ich) *lettres et messages Pour confremer mes afiances Et pour furnir les deffiances A nos ennemis*, Froiss. Poés. I, 296, 3538.

* *afichail*, s. m., 'Spange': *Un afiçail ovré d'or fin Li porte en sa main Kaherdin*, Trist. (Thomas) 2683.

afiche, s. f., auch: *monile, affique, fremal*, Cath. Lille 96.

afichet, s. m., auch: *fixulla, affiquet, attache, ou fermal, ornement*, Cath. Lille 67.

afichier, vb. trans., 'befestigen' auch: *Li limaçons* (Wurfmaschine) ... *a .i. tref dedens soi qui est afichies a .i. fer courbe, et est apelé cis fers faus*

(ein Balken, der ein gekrümmtes Eisen am einen Ende befestigt trägt, lat. trabem quae adunco praefigitur ferro, Prior. 9148 klarer als JMeun: *un trey ou est uns fers fichiez Corbes*), JMeun, ArtChev. 146; *Et que a l'arc la main senestre Soit afichie et la destre Resoit menee per raison* (anlegen), Prior. Veg. 1200; — *Ichi, bien le puis aficier, Cuidoie ma bonne* (d. i. *borne*) *aficier Et reposer de ceste afaire* (stecken), BCond. 325, 1659.

'(zum Verkauf) hinstellen, (zum Verkauf) stellen': *Ont maintes gens de ville amineit a marchiet Beufs et moutons et vaches e por vendre afichiet*, GLiége II, 4976.

'schwören' auch: *Mout afice bien en son cuer, Ja tant ne verra a nul fuer Pour lui mal faire qu'il n'ocie*, Jeh. Blonde 4187; *a* c. Inf., ChSax. 1083.

rfl. 'sich stemmen', 15. Jh.: *et se Erec ne se fust bien afichié sur les estriers, il l'eust legierement porté par terre*, Pr.-Erec 276, 12; *puis s'affice sur les estriers*, Pr.-Clig. 318, 23; *Atant s'est afichié Alixandre en ses estriers*, Pr.-Clig. 299, 14; ... *s'affichant es estriers*, ib. 312, 38 (ältere Belege für *afichier se en* ... bei God. od. BComm. 2594; Watr. 205, 207).

'sich anheischig machen', 'beteuern', *de* c. Inf.: *Li rois se prant a afichier De destruire totes lor gens* (die Belagerten), *Mais Julïens ... Les fait armer par grant effors Por encontrer icels de fors*, Julian 2386; *là s'alont affichier Trestous par seriment de nos mettre a dangier*, GLiége II, 2901.

afichié, pt., ferner: *Mais cil cui pense en deu est ferme et affichie* (quorum vero mens in Deo fixa est, festhaftend), Dial. Greg. 108, 2; *En orgueil sont si afichiez Voz filz que ...*, Mir. ND. 34, 1406; *il disoient Et per trestoz leus l'afermoient Que Mars ... en lor päis Fu nez, norriz et aluchiez. Encor sont en ce afichiez* (beharren fest dabei), Prior. Veg. 1948; 'entschlossen, entschieden', GLiége II, 6205, nach Scheler.

afïer, vb. trans., mit sächl. Obj.: 'geloben, verheißen', auch: *Je n'aurai ja vers toi nul markié affïé, Ançois avai cest branc. i. petit esprouvé* (sich verpflichten zu), Fier. 1367; *Li tens, ki runge ceste vie, Souventes fois a l'homme afie Tel chose k'il tenir ne puet*, Barl. 668; *de* c. Inf.: *Et grant pieç'a m'ont afïé* (sc. *amors*) *De moi rendre guerredon A ma volenté*, Rob. Rains (Ztschft. 23, 101) I, 8.

mit pers. Obj.: 'jmdm. Treue geloben': *Li ueil ont le corage Si con creant message Loiaument afié*, Prov. Vil. 40, 3 (s. ib. S. 128).

'zusichern, angeloben', *aue. d'auc. r.*, auch: *Cume la sue la tenist* (sc. Frankreich), *Tant que Bretaine li rendist: Del reconquerre l'i affie. Li reis Lëir mult l'en mercie*, MBrut. 3441; *Ensi l'afie de s'amour* (sie ihm), JCond. I, 319, 501; *de* c. Inf.: *celle De s'amour avoir l'affia Et en apries l'en deffia, Quant les .vii. ans ot attendu*, ib. 330, 871.

intr.: 'vertrauen', auch: *Et boin est en Deu esperer Plus qu'en prince et affier*, Reimps. 117, 9 in Oxf. Ps. S. 340: c. Inf.: *Sur ce gril vueil miex estre mis Pour rostir que sacrefïer A vos diex: n'y puis affïer Nul bien avoir*, Mir. ND. 38, 2010.

afiler, vb, *afilé*, pt., auch: *L'orgueilleuse pucielle point* (sc. *amours*) *D'un dart afilé*, JCond. I, 337, 1082.

bildl. auch: *Et li murdreours ont pris Blanchart* (Pferd) *l'afileit*, GLiége 38028; *Ly evesque se sengne, si brochat afileit* (für Scheler hier gleichbedeutend mit *cheval*), ib. 32676; *Et li Danois s'en vat affileit com sengler* (hurtig), ib. 15087.

** *afillier*, rfl.: *Atant cascun des chiens a bin glautir s'afilhe*, GLiége 1836; *l'evesque qui en tous bins s'afilhe*, ib. 5789. Scheler: s'attacher, se mettre à.

afin, adj., sbst., 'verwandt, nahestehend, vertraut, zugetan', auch: *Prions la dame* (d. Mutter Gottes) ..., *si affine Nous soit que, quant verrons a fin, K'a son cier fil soions afin, Si k'en se glore pure et fine Soions*, Nic. de Marg., Troi mort et troi vif 214; *Mais il a esté si affin De Dieu a sa fin* ..., *Que je l'ay mis en purgatoire* (sagt der Teufel), Mir. ND. 14, 436; *Dame, par ce conmencement Vous soit Dieux amis si afin Qu'en sa gloire qui est*

sanz fin Mette vostre ame, ib. 39, 285; (Gott:) *Or sus, mere, et vous, my affin* (die Engel usw.)! *Je vueil estre au trespassement De Guillaume!* ib. 9, 1388.

* *afinement*, s. m., 'Verfeinerung, Feinheit, Vollkommenheit': *Et ceste grasse* (die Gott der *fame bele et bonne et sage* gewährt) *ne prent point De fin; sans fin est afinee, Qu'apres ce que vie est finee, L'ame qui ne prent finement Sent apres ce l'afinement De ceste grasse noble et fine,* JCond. II, 247, 116.

afiner 1, vb. intr., 'enden', auch: *toute riens afinera* (am jüngsten Tage), iii Amis 607; *De doel me covent morer et afiner,* BHaunst. 676; *Ja vostre amour me fra afiner,* ib. 983.

trans., mit sächl. Obj.: *son tens, sa vie,* 'sterben': *A grant dolor a son tans afiné,* JBlaiv. 4131; *li rois Marques a sa vie afinee,* ib. 4208. — Zu *chose afinee* vgl. *et est voirs affinez,* Watr. 169, 195.

'einer Sache ein Ende bereiten, etw. beseitigen, vernichten': *il ne sera mal quelqu'il soit, Se de ma main cure reçoit, Que je ne garisse et affine Sanz mettre quelque medecine,* Mir. ND. 22, 269; *N'on ne pooit si fort bastir Entour li* (sc. *la riviere*) *moulins ne estans, Que ses roides cours conquestans N'ëust tantost desrachiné, Esrachié et tost affiné, Ne riens entour lui ne duroit,* Watr. 265, 1066; *Tant est douce, oudourans et fine* (sc. *ma dame*) *Que la douçour de li afine Toutes les aultres et effasce,* Froiss. Poés. II, 202, 269; *Garder me doit* (sc. *Amours*) *d'ennuy et de dommage Comme celui qui trestous maulz affine,* ib. III, 101, 32.

mit pers. Obj., Sache Sbj. auch: *tant qu'il aviengne Que par nature aage l'affine* (ihm sein Ende bringt), *Si que vie humaine en li fine,* Mir. ND. 34, 849.

rfl. 'enden, haltmachen': *Et a tant s'afine mes dis,* JCond. II, 283, 182; *Sus le chief de cheval li espee s'affine, la tieste li tranchat,* GLiége 32301.

'zur Ausführung gelangen': *Fay que ton bon propos s'affine Seurement,* Mir. ND. 12, 1080.

afiner 2, vb. trans., 'verfeinern, läutern', auch: *Vois, comme elle est tres clere et pure, Affinee en fresche coulour; Jugement feroit de folour ... Qui de biauté ne li donroit Le pris et de la compaignie,* Watr. 333, 139; *Se visages clers fins ne ment, De vermeil seur blanc affinez, Cors de dame n'iert mais finez A si fine et clere veüe,* ib. 334, 171; *Car le soleil qui en biauté l'afine* (die *margherite*), *Naturelment li est chambre et courtine* (Sch.: perfectionner), Froiss. Poés. II, 211, 58; *Quant fais en ert esclairements, Comment c'est li haus paremens Que vigours par prouece afine, Fais d'onnour et de valor fine,* BCond. 82, 93; — *Lerme est si clere et si tres fine Que tout espurge et tot afine Et ralumine et resclarcit Quanque pechié taint et nercist,* Ruteb. (ed. Jub.[2]) III, 297, 1524; *Dame, ... A moy faire äyde aqueurs* (Imp.) ... *Et que m'ame par ceste fin* (dieses martervolle Ende) *Puisse tellement affiner Qu'en la gloire qui sanz finer Durra puist estre,* Mir. ND. 27, 113.

'reinigen von etw. (*d'auc. r.*)': *Celle sainte vierge röyne ... Qui fera voz cuers afiner De touz pechiez,* Mir. ND. 4, 1504.

affiné 'verfeinert, fein, auserlesen': *Celle apres li ... Fu de biauté tant clere et fine Que chascuns l'apeloit Daufine. Diex! qu'elle iert belle et affinee!* Watr. 334, 163; *si bien est partie* (die Liebe der beiden Herzen) *Qu'elle est en cascunne partie Si ferme et si enrachinnee, Si conjointe et si affinnee, Sans ordure et sans villonnie, Que ...,* JCond. I, 262, 104; *Ele* (die Liebe) *est si pure et affinee, Ke mais ne puet estre finee,* ib. II, 48, 1575.

'beteuern, versichern' auch: *Jehans de Condé ... le tiesmoingne et afinne,* JCond. I, 76, 166; *Nuls n'osoit fours issir pour le cri qui affine: Chis qui en isteront seront en grant corine* (drohen), GLiége 18784; (Aufzählung von Namen) *Berri tout premiers vous affine* (bezeugen), Froiss. Poés. II, 341, 57.

(Schluß folgt.)

Berlin. G. Cohn.

Die deutsche Romanistik in den zwei letzten Jahrzehnten.

Hochgeehrte Versammlung,[1]

Wir sind hier zusammengekommen, um von unserer Beschäftigung mit Sprache und Literatur der Völker zu reden, die so namenloses Elend über uns gebracht haben. Das erscheint vielleicht sonderbar. Wären die Franzosen unterlegen, so hätten sie gewiß alles Deutsche aus jedem Winkel und Winkelchen ihres Landes verbannt. Aber solches liegt nicht in der Art des Deutschen. Sein völkisches Gefühl ist im ganzen nicht so lebendig und nicht so ausschließend; Haß und Groll führen ihn nicht so leicht zu raschen Entschlüssen, auch wohnen sie nicht lange in seiner Brust. So ist es denn mit dem Französischen als Unterrichtsgegenstand beim alten geblieben, und das ist gut, da die Bildungswerte, die wir früher in der französischen Sprache und Literatur erblickt haben, nicht plötzlich verschwunden sein können. Aber noch weit mehr: Weltkoalition und Hunger verhinderten nicht die Frage, ob denn die Feinde auch recht gekannt und verstanden worden wären, und mit derselben 'Objektivität', mit der man die Herkunft des lieblichen Wortes *boche* zu ergründen suchte, wandte man sich den allerneuesten literarischen Erzeugnissen der Franzosen zu, nach Offenbarungen der Volksseele ausschauend und nach allem, was etwa als Anzeichen einer versöhnlicheren Stimmung gelten konnte. Das war weniger gut, besonders da noch üble Schlagwörter wie 'Lebensorientiertheit' und 'Gegenwartsbetrieb' hinzutraten. Namentlich auf den Fernerstehenden mußte dies verblüffend wirken, und so konnte denn in den kürzlich erschienenen 'Wissenschaftlichen Forschungsberichten' Nr. 4 der Altphilologe Howald von einer jetzt herrschenden 'Unsicherheit' in der neueren Philologie reden. Es fragt sich aber, ob diese Richtung etwas wirklich Neues, etwa aus umgekehrter Kriegspsychose Entstandenes ist, oder ob sie nicht eine nur ins Extreme getriebene Fortsetzung von etwas früher schon Vorhandenem darstellt. Wir werden das, glaube ich, am besten erkennen, wenn wir uns vergegenwärtigen, in welchen Bahnen überhaupt die deutsche Romanistik der letzten beiden Jahrzehnte sich bewegt hat. Indem ich diese, wiewohl natürlich nur in großen Umrissen und allgemeinen Zügen zu skizzieren versuche, bin ich mir der Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Themas wohl bewußt. Denn wer noch mitten in dem zu Schildernden steht, ist leicht dem Irrtum unterworfen, und ich muß hier von vornherein um

[1] Vortrag, gehalten am 5. Oktober 1920 auf der 17. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes.

Ihre Nachsicht bitten. Zudem bin ich gezwungen, mich hier und da über Tendenzen auszusprechen, wie sie von noch lebenden Kollegen vertreten werden; das ist wieder recht mißlich, aber eine subjektive Note läßt sich schlechterdings nicht vermeiden, wenn ich den Dingen nicht aus dem Wege gehen will, und ich kann nur versichern, daß ich mich möglichst unbefangener Prüfung befleißigt habe.

Am Anfang des Jahrhunderts waren von den älteren deutschen Romanisten Tobler, Gröber, Förster, Suchier, Stengel noch in ziemlich voller Tätigkeit und führten den Bau weiter fort, den Fr. Diez auf so guten Grundlagen begonnen hatte. Ihre Arbeit lag vornehmlich auf den Gebieten der Grammatik, Verslehre, Lexikographie, Etymologie, Wortgeschichte, der Textausgaben und der mittelalterlichen Literatur. Man hat es bei diesen Gelehrten als einen Mangel hingestellt, daß sie ihr Arbeitsfeld räumlich und zeitlich stark beschränkten; namentlich galt das im Hinblick auf die französische Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert, wenn sie auch mit Rezensionen hierher hinübergriffen und einiges zur Kenntnis von Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts beisteuerten. Indessen war jene Beschränkung auf die älteren Sprach- und Literaturperioden Frankreichs wohl begreiflich, da es ja hier noch so viel mehr Unbekanntes zutage zu fördern gab, überdies handschriftliches Material wegen der größeren räumlichen Nähe bequem zugänglich war, und dann mußte sie auch indirekten Wert haben für die eindringendere Forschung auf dem Gebiete der übrigen romanischen Sprachen, die im ganzen etwas später einsetzte: wenn im Provenzalischen oder Altfranzösischen gezeigt wurde, was zu einer guten Ausgabe gehöre, oder welcher Belesenheit und sorgsamen Betrachtung es für erfolgreiche syntaktische Studien bedürfe, so galt dies auch für die Schwestersprachen, und ich glaube z. B. kaum, daß Menendez Pidal ohne die altfranz. Editionen von Förster und natürlich auch die von G. Paris seine Ausgabe des Poema del Cid so trefflich gestaltet hätte, oder daß Meyer-Lübke nicht gerne anerkennt, wieviel er für seine Romanische Syntax Toblers methodisch vorbildlichen 'Vermischten Beiträgen zur französ. Grammatik' verdankt. Aber es war auch noch der Vorteil dabei, daß man so die deutlichste Vorstellung von dem ungeheuren Stoffreichtum auch nur eines Gebietes erhielt, so z. B. von der altfranzös. Literatur durch die Darstellung von Gröber. Schließlich waren eine gewisse Folge obiger Begrenztheit Gründlichkeit und Tiefe der Untersuchungen, und diese hatten auch insofern ihr Gutes, als sie, besonders in der Literatur, zur Aufstellung von Hypothesen führten, die, so interessant und geistvoll sie auch waren, doch dartaten, wo wir an den Grenzen des Erkennens stan-

den, d. h. wo die Anhaltspunkte der Überlieferung so schwach und unsicher wurden, daß es zweifelhaft war, ob nicht die Kräfte besser etwas Positiverem zugewendet würden.

Zeitgenossen und Schüler der genannten Forscher waren gleichfalls um die Förderung unserer Wissenschaft eifrig bemüht. Unter ihren Leistungen für das Provenzalische seien wenigstens zwei herausgehoben: das *Supplementwörterbuch* von Levy, das sieben Bände umfaßt und nunmehr von Appel zu Ende geführt wird, sowie Appels Ausgabe der Lieder des bedeutenden Trobadors Bernart von Ventadorn von 1915. Levys Wörterbuch setzt uns zusammen mit Raynouards *Lexique roman* in die Lage, den gesammten Wortschatz des Provenzalischen zu überblicken, und zeichnet sich neben der Zuverlässigkeit seiner Angaben noch besonders dadurch aus, daß es überall da, wo die Bedeutung irgend unsicher ist, den ganzen Zusammenhang, in dem die betreffenden Stellen stehen, vorführt, und zwar unter Heranziehung von allem erreichbaren handschriftlichen Material, so daß der Benutzer stets imstande ist, selber zu prüfen und zu urteilen. Aus Appels schönem Werk über B. v. Ventadorn kann man ersehen, welche Fortschritte im ganzen wie im einzelnen die Editionsmethode gemacht hat, und welche Ansprüche man heute an eine Trobadorausgabe zu stellen berechtigt ist: allseitige Prüfung der Überlieferung behufs möglichst sicherer Feststellung des Originaltextes, um- und vorsichtige Erörterung aller irgendwie erklärungsbedürftiger Stellen, Untersuchung der Sprache und der metrischen Verhältnisse, aber auch Kennzeichnung der Stellung, die ein Trobador unter seinen Kunstgenossen und innerhalb seiner ganzen Zeit einnahm. — Auch für den Norden erschien eine Reihe tüchtiger Ausgaben, vornehmlich in den Publikationen der Gesellschaft für Romanische Literatur. Daneben liefen viele literarhistorische Abhandlungen, Arbeiten zur alten und neuen Grammatik, Metrik, Textkritik, Wortgeschichte und Bedeutungslehre, die sich mehrfach auch auf die anderen romanischen Sprachen erstreckten, weiterhin zur Ortsnamenkunde, zur Phonetik, zur Stoff- und Quellenforschung, zur Volkskunde, zur Kenntnis moderner Dialekte, zur Wortgeographie, Wissenszweigen, die zum Teil als neue hinzugetreten waren und sich Geltung verschafft hatten. Alles, was auf dem Gebiete der Etymologie bis zum letzten Jahrzehnt zutage gefördert worden war, unternahm Meyer-Lübke, im Gegensatz zu dem registrierenden 'Lateinisch-Romanischen Wörterbuch' von Körting, kritisch zusammenzufassen und zu bearbeiten in seinem *Etymologischen Romanischen Wörterbuch*, aber auch nicht wenig von Eigenem bietend; trotz Mängel und erheblicher Lücken darf dieses Buch doch als bedeutsame Leistung angesehen werden, und hat, wie die große Zahl der Artikel

zeigt, die diskutierend, berichtigend und ergänzend alsbald daran anknüpften, schon jetzt auf die weitere Forschung sehr anregend im besten Sinne des Wortes gewirkt.

So darf man wohl sagen, daß das romanistische Erbe in den letzten beiden Jahrzehnten auf deutschem Boden eine entschiedene Bereicherung in die Tiefe und Breite erfuhr, aber daneben darf auch nicht verschwiegen werden, daß eine ganze Anzahl von Einzelgebieten nur wenig angebaut liegengeblieben war, oder daß hier gut Begonnenes im Durchschnitt nur schwach fortgesetzt wurde, so z. B. die Personennamenkunde, die Wortbildungslehre, die Stilistik, besonders eine über äußerliche Zusammenstellungen hinausgehende Metaphernforschung, ferner auch die Realienkunde, so daß wir kein Reallexikon nicht einmal des französischen Mittelalters haben, sollte es auch nur auf literarischen Texten basieren. Es fehlt uns ferner an einem Corpus der Glossen, der Sprichwörter, der altprovenzalischen Urkunden, ja eine ausführliche altprovenzalische Formenlehre und Syntax lassen ebenfalls noch auf sich warten. Auffallend ist es auch, daß die französ. historische Grammatik vom 16.—19. Jahrhundert im ganzen von den deutschen Romanisten wenig gepflegt wurde, und daß man die bei der Herausgabe mittelalterlicher Denkmäler erprobte Methode nicht auch bei neufranzösischen Autoren zur Anwendung brachte, d. h. daß man, abgesehen von Schuleditionen, so wenig Sonderausgaben von Dichtern und Prosaikern der neufranzösischen Periode, besonders des klassischen Zeitalters und der Romantik veranstaltete, wiewohl doch solche Ausgaben keineswegs leichter, als altfranzösische (eher im Gegenteil), und daher nicht zu verschmähen sind. Es lassen sich vielleicht Gründe hierfür beibringen, ohne daß ich ihnen deshalb nachgehen will. Jedenfalls liegt auch hier noch eine Fülle von Arbeit zu leisten vor, und wenn der Krieg von manchem Romanisten als große Behinderung seiner Tätigkeit empfunden wurde, so habe ich mir schon in der 'Internationalen Monatsschrift' vom März 1916 zu bemerken erlaubt, wie gut es vielleicht für uns ist, daß wir auf längere Zeit von den altfranzösischen Handschriften abgeschnitten sind, und daß es noch sehr viel zu erarbeiten gibt, wozu wir jenes Material nicht brauchen, auch in der Linguistik.

An diese, die Linguistik, waren inzwischen durch K. Voßler große Neuforderungen gestellt worden, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als die 'Entwicklung der Sprache kulturgeschichtlich und psychologisch verständlich und lebendig zu machen' (Widmung an Schneegans am Anfang des Kulturspiegels). Die Sprachwissenschaft, die bis dahin herzlich froh war, wenn es ihr gelang, die tatsächlichen Erscheinungen genau festzustellen, ihre Ausgangspunkte aufzudecken und ihre Entwicklung historisch zu

verfolgen, sie sollte nun auch sagen, warum das alles so und nicht anders gekommen sei. Allerdings hatten schon Tobler und Meyer-Lübke psychologische und kulturgeschichtliche Momente nicht vollkommen unbeachtet gelassen, aber sie hatten sie doch nur vereinzelt und mit entschiedener Vorsicht zur Erklärung herangezogen. Voßler aber stellte sie in den Mittelpunkt in einem Buche 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung', 1913, das mit seiner Tendenz und Darstellungsweise ungemeine Überraschung hervorrief. Und das mit gutem Grund; denn sobald wie der Autor den allgemeinen Ton verläßt und von den theoretischen Aufstellungen zum Einzelnen herabsteigt, sieht sich der Leser sofort einer solchen Masse von Unbewiesenem, Problematischem und wenig Greifbarem gegenüber, daß es äußerster Ruhe und Geduld bedarf, um nicht die Geduld zu verlieren. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir nicht zuweilen auf ganz feine Beobachtungen und einleuchtende Gesichtspunkte stoßen — das versteht sich eigentlich von selbst bei dem Verfasser des Werkes über Dantes Göttliche Komödie —, so z. B. wenn die Wortstellung im afrz. *clers fu li jorz* 'aus gefühlsmäßiger Auffassung erklärt wird, vermöge deren die Eigenschaften und Gefühlswerte einer Sache rascher und lebendiger in das Bewußtsein treten, als diese selbst' (S. 66). Aber darum kann ich doch nicht Klemperer beipflichten, der im 'Archiv' 140, 126, 125, die Ansicht äußerte, daß das Buch der Sprachwissenschaft neue Wege gezeigt habe, ja daß es genial zu nennen sei. Meines Ermessens erhellt nur so viel aus demselben, daß zunächst Lautwandel und Flexionsveränderungen sich schlechterdings nicht mit psychologischen und kulturgeschichtlichen Mitteln deuten lassen, und daß letztere auf Syntax und Stilistik vielleicht in ausgedehnterem Maße, indessen doch immer nur mit großer Behutsamkeit angewendet werden dürfen. Wie unsicher und gefährlich überhaupt diese ganze Art der Sprachbetrachtung ist, dafür seien wenigstens zwei Beispiele für viele angeführt. An einer Stelle (S. 13) heißt es: 'Der Untergang der provenzalischen Schriftsprache hängt entschieden mit der Demokratisierung des südfranzösischen Adels zusammen', es wird dann aber gleich folgendes angeschlossen: 'Die Wichtigkeit einer scharf abgegrenzten Aristokratie müßte, um über allen Zweifel erhaben zu sein, freilich erst an einer Reihe mittelalterlicher Schriftsprachen besonders untersucht werden'. Allerdings muß man da 'freilich' hinzufügen, denn Tatsache ist, daß wir über die Bildung der Schriftsprachen noch sehr im Dunklen sind, folglich schwebt auch die am Anfang als Faktum hingestellte Behauptung in der Luft. An einem anderen Orte[1] will

[1] 'Grammatische und psychologische Sprachform' im Logos VII (1919), 24 ff.

Voßler dartun, daß Marie de France in einer Fabel nach vier aufeinander folgenden Versen, die sich zufällig mit Wechsel von Hebung und Senkung lesen lassen, vom Drange ergriffen wurde, zu einer 'sinn- und seelenvollen Rhythmisierung überzugehen'; 'das hackbrettartige Aufundab', so heißt es, 'wird durchbrochen, indem sinnstarke, bedeutungsschwere Hochtöne aus den formal zu erwartenden Senkungen sich aufbäumen: so schießt dramatisches Leben in die behaglich begonnene Fabel ein'. Nun folgen zwei Verse:

les berbiz senz guarde trova,
une en ocist, si l'en porta.

von denen gesagt wird, Marie hätte den regelmäßigen Rhythmus beibehalten können, wenn sie die Wörter umgestellt und geschrieben hätte:

senz guarde les berbiz trova.
en ocist une, si l'en porta.

Dazu ist zu bemerken: Allerdings konnte sie auch sagen: *senz guarde les berbiz trova,* und dann hätten wir noch einen Vers mit Wechsel von Hebung und Senkung, welchen Wechsel Voßler erstaunlicherweise für das Grundgesetz romanischer Metrik erklärt, aber die Dichterin konnte nicht sagen: *en ocist une,* sondern nur *une en ocist* oder *ocist en une,* weil bekanntlich im Altfranz. des 12. und 13. Jahrhunderts kein tonloses Pronomen und ebensowenig *en* und *i* an der Spitze eines selbständigen Aussagesatzes stehend begegnet, also als sprachwidrig empfunden wurde, womit denn Voßlers psychologische Deutung des Ganzen sofort unhaltbar wird. Es bleibt ein Verdienst von ihm, unseren Sinn nach der fraglichen Richtung hin geschärft zu haben, so daß der Sprachforscher sich jetzt wohl noch mehr als früher fragen wird, wo andere als formalistische Erklärungen zu suchen und vielleicht vorzutragen sind, aber sein Verfahren kann auch leicht rückhaltlose Nachfolge finden und hat sie sogar schon gefunden in seinem Schüler Lerch, der bekanntlich in seinem sonst nicht unverdienstlichen Buche über 'Das Heischefuturum als Ausdruck eines sittlichen Sollens' zeigen will, daß bei diesem Futurum das besondere französische Naturell, d. h. die französische Herrschsucht im Spiele ist. Obgleich hier bei der ganz genauen Untersuchung einer Einzelerscheinung offenbar wird, wohin die kulturgeschichtliche Doktrin auch kluge Männer führen kann, so ist es doch sehr möglich, daß wir damit erst am Anfang einer breiter werdenden Strömung kulturgeschichtlich orientierter Linguistik stehen, weswegen ich denn geglaubt habe, bei diesem Gegenstande länger verweilen zu müssen. Man darf wünschen, daß diese Bewegung in gewissen Grenzen bleibe, damit sie wirklich Nutzen bringt und nicht Arbeitskraft vergeudet wird.

Auch auf einem anderen Felde sind extreme Richtungen zutage getreten, ich meine das Feld der Literaturwissenschaft. Hier sind freilich die Leistungen der deutschen Romanistik von jeher und so auch in den letzten beiden Jahrzehnten hinter denen in der Sprachwissenschaft weit zurückgeblieben. Das hat sehr verschiedene Gründe, über die man sich meines Wissens noch nie so recht ausgesprochen hat. Zunächst kommt da als allgemeines Moment der wirklich erschreckende Umfang des Gebietes in Betracht, das sich vor dem romanistischen Universitätsdozenten ausbreitet, und das so groß wird durch die nicht fortzuschaffende Existenz einer ganzen Anzahl von romanischen Sprachen, die doch nicht, wie das einmal ein weiland Straßburger Germanist meinte, als Dialekte des Französischen angesehen werden können. Die Universität aber verlangt, und zwar mit Recht, solange noch von romanischen Professuren die Rede sein soll, daß neben dem Französischen wenigstens noch das Provenzalische, Italienische und Spanische in Vorlesungen oder Übungen von Zeit zu Zeit gepflegt werde. Daß nun hier das Sprachliche im Unterricht stärker berücksichtigt wurde, liegt einfach daran, daß ohne die Kenntnis der Sprache doch die Denkmäler der mittelalterlichen Literaturen den Studierenden nicht zugänglich sind. Es mag aber sein, daß auch eine gewisse Bequemlichkeit mit dabei war, denn ein literarhistorisches Kolleg macht natur- und erfahrungsgemäß mehr Arbeit als ein linguistisches, allein jene etwaige Bequemlichkeit wäre auch wieder einigermaßen begreiflich, da die Zeit eines deutschen Romanisten, namentlich an größeren Universitäten, noch sehr stark durch Doktor- und Staatsprüfungen in Anspruch genommen ist, ganz anders als z. B. bei einem französischen oder italienischen Romanisten, deren Lehraufträge überdies viel begrenzter sind. So erklärt es sich, daß z. B. Tobler, der mit seinen Kräften haushalten wollte, literarhistorische Kollegs, welche die neufranzösische Zeit betrafen, gar nicht las. Solange eben der Staat keine Arbeitsteilung eintreten, sondern es, selbst in Berlin, bei einer ordentlichen Professur bewenden ließ, waren empfindliche Lücken im Lehrbetrieb kaum zu vermeiden. Allerdings kommt es ja dem Staat nur aufs Französische an, ebenso natürlich dem Studierenden, soweit er nicht an den Doktor denkt, und es war an sich schon verständlich und berechtigt, wenn in den neunziger Jahren auf dem Neuphilologentag in Berlin von der Lehrerschaft, die ihren Rückhalt im Ministerium hatte, eine viel stärkere Betonung des Modernen im Universitätsunterricht gefordert wurde und Waetzoldt ironisch bemerkte, daß alle neufranzösischen Dichter von dem einzigen Crétien von Troyes geschlagen würden. Wenn ich richtig sehe, änderten sich in der Folgezeit die Verhältnisse in dieser Beziehung, und es wurden erheblich mehr

und öfter Vorlesungen über große Zeitabschnitte der neufranzösischen Literatur gehalten, nicht bloß über das 16. und 17. Jahrhundert, sondern auch über das 18. und das 19. bis zum zweiten Kaiserreich, ja, es wurden einige Lehrstühle mit Männern besetzt, die fast ausschließlich der Literatur zugewandt waren. Zu diesen rechne ich nicht Heinrich Morf, da er ja Linguistik und Literaturforschung zusammen betrieb, wiewohl er hauptsächlich auf letzterem Felde tätig war und die Mehrzahl der unter ihm in Berlin gearbeiteten Dissertationen dahin fallen. Hier hat er nach meiner Schätzung unter den deutschen Romanisten quantitativ und qualitativ das meiste geleistet und würde wohl noch Monumentaleres geschaffen haben, wenn nicht ein schweres Leiden ihn daniedergeworfen hätte, dem er nunmehr erlegen ist. Nachdem er schon im vorigen Jahrhundert mit einer inhaltlich wie formal originellen, gedrängten Darstellung der Literatur des 16. Jahrhunderts hervorgetreten war, die leider nicht, wie beabsichtigt, eine Fortsetzung für die folgenden Jahrhunderte erfahren hat, brachte er im vorletzten Jahrzehnt 'Aus Dichtung und Sprache der Romanen' in zwei Reihen heraus, und machte in Hinnebergs 'Kultur der Gegenwart', der Zeit schon etwas vorausgreifend, den im ganzen geglückten, jedenfalls sehr beachtenswerten Versuch, die Beziehungen der romanischen Literaturen zueinander und ihre wechselseitige Beeinflussung zu schildern.

Wir waren so ein gutes Stück vorwärts gekommen; die von wissenschaftlichem Geiste getragene literarhistorische Produktion hatte sich ziemlich weit von der Zeit entfernt, wo sie, wie bei Diez und seinen unmittelbaren Nachfolgern, auf das Mittelalter beschränkt geblieben war; sie wurde reger und allgemeiner: es mehrten sich die guten Einzeluntersuchungen und Monographien, in Zeitschriften oder in selbständiger Form erscheinend, und der Schulmänner und Privatgelehrten ist hier ebenso zu gedenken wie der Universitätslehrer. Immerhin erscheint das Gesamtbild bis auf den heutigen Tag als ein ziemlich dürftiges: es fehlt uns an einem einigermaßen tiefgründigen und großzügigen Werke, das als sicherer Führer durch die verschlungenen Pfade der französischen Romantik gelten könnte und die vielfältigen fremden Einflüsse genauer bestimmte und abgrenzte, welche dieser Periode der französischen Literatur ihre besondere Färbung verleihen, da doch das Buch von Julian Schmidt, wenn es auch im einzelnen manche feine Wahrnehmung und manches treffende Urteil enthält, im ganzen kaum mehr als eine Materialsammlung darstellt und zudem wegen seiner annalistischen Anordnung für die Lektüre ungenießbar ist. Es gebricht uns ferner von deutscher Hand ein Buch über die Dichtung der klassischen Zeit, das sich wenigstens mit Hettners 18. Jahrhundert vergleichen ließe, denn Loth-

eißens Buch kann man natürlich als das nicht gelten lassen. Wir besitzen auch keine Geschichte der französischen Prosa, fortlaufend oder nach Gattungen, wenngleich doch die Prosaschriften die Hauptbedeutung der französischen Literatur ausmachen. Wir besitzen vor allem keine gründliche und ausführliche Gesamtgeschichte der neufranzösischen Literatur vom 16. Jahrhundert bis etwa zum Ende des Naturalismus in der Art wie Gasparys Italienische Literaturgeschichte des Mittelalters; auch nicht einmal eine kürzer gefaßte, aber wissenschaftlich gehaltene und die allgemeinen Richtlinien und großen Zusammenhänge nicht vernachlässigende Behandlung dieses Zeitraumes in gefälliger Darstellungsform, etwa in der Anlage des Schererschen Buches über die deutsche Literatur, und wäre sie auch so kurz wie Voßlers vortreffliche 'Italienische Literaturgeschichte' in der Göschenschen Sammlung. Das ist um so bedauerlicher, als infolgedessen das weitere deutsche Publikum sein Bedürfnis nach dieser Richtung fortgesetzt bei dem unwissenschaftlichen, aber nicht langweilig geschriebenen Buche von Eduard Engel befriedigt. Mit dem verhältnismäßig geringen Eifer der deutschen Romanisten auf dem literarhistorischen Gebiet der Neuzeit steht denn auch vollkommen im Einklang die Tatsache, daß hier für die Zwecke der Studierenden von Universitätsdozenten kaum etwas geschrieben worden ist, während hinsichtlich der Linguistik und der mittelalterlichen Literatur ziemlich gut für sie mit vertrauenswerten und zugleich praktisch angelegten Hilfsmitteln gesorgt wurde. Die üble Folge von Obigem ist wieder, daß sie zu einem der vielen Abrisse und Leitfäden greifen. Von diesen sind zwar nicht alle gerade unbrauchbar und ohne Geschick gemacht, aber sie sind häufig auch auf den Schulgebrauch berechnet und zu niedrig für das Niveau des Studenten, sind auch bei ihrem kompendiarischen Charakter keine eigentlichen Einführungen, die zur Vertiefung der Kenntnisse und besonders eigener Lektüre der einzelnen Literaturdenkmäler anregen. Nun liest man zwar in Ettmayers 'Vademecum für Studierende der Romanischen Philologie' vom Jahre 1919 S. 138: 'Wir besitzen ja — Gott sei Dank — so inhaltreiche, so geistvolle, so wohlgeordnete Literaturgeschichten, die sich wie der Roman eines Volkes lesen, daß' usw., allein das ist wohl Ironie, und Ettmayer hat vielleicht in erster Linie an den Grundriß von Juncker gedacht, der sich als Einpaukebuch unverminderter Beliebtheit bei den Studenten erfreut und dauernd seine verheerende Wirkung ausübt.

Jene verhältnismäßig geringe Produktion der Fachmänner kann nicht wohl zufällig sein, sondern wird ihre Gründe haben. Da ist einmal die mangelhafte Ausstattung unserer Bibliotheken in der neufranzösischen schönen Literatur. Will jemand z. B.

sich genauer mit der Poesie des 16. Jahrhunderts befassen, so kann er die wertvollen Ausgaben der Plejade-Dichter durch Marty-Lavaux nicht entbehren, allein nur wenige große Bibliotheken haben dieselben. Oder will jemand der interessantesten Periode französischer Literatur, der Romantik, nähertreten, etwa eine Monographie über A. de Vigny schreiben, oder gar eine Gesamtdarstellung der französischen Romantik unternehmen, so stößt er im Inland, auch wenn er große Bibliotheken bequem benutzen kann, auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten; denn es fehlen überall, auch in Berlin, die Originalausgaben der einzelnen romantischen Dichtungen, wie sie die Nationalbibliothek in Paris besitzt, es fehlen auch viele ältere und neuere französische Schriften über die Romantiker, und während man schließlich die letzteren kaufen kann, ist das bei den ersteren nicht möglich, da nach den Gepflogenheiten des französischen Buchhandels ältere vergriffene Bücher nicht leicht neu aufgelegt werden, man also wieder auf längeres Arbeiten an der Pariser Bibliothek zurückgeworfen wird. Mit obigen Verhältnissen hängt es denn auch beiläufig zum Teil zusammen, daß unter den literarhistorischen Dissertationen so wenige Neues und Gewichtiges bringen. — Aber es kommen, wenn ich nicht irre, noch andere Gründe hinzu. Wer mit Erfolg über die Literatur eines fremden Volkes schreiben will, muß sich in Art und Wesen desselben viel mehr versenken können, als der Linguist dies nötig hat, und wiewohl ja die Fähigkeit des Deutschen, Fremdes aufzufassen, zu würdigen und sich zu eigen zu machen, weltbekannt ist, und wiewohl Geibel singt:

Was Nord und Süd in hundertfält'gen Zungen
dem Lied vertraut, wer hat's wie wir durchdrungen?

so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß unter den romanischen Völkern gerade der Franzose, so nahe er uns räumlich steht, uns im ganzen innerlich am fernsten bleibt und letzten Endes immer etwas Sonderliches, Sphinxartiges, ja nicht selten Abstoßendes behält. Es liegt das an dem spezifisch keltischen Grundzug seines Naturells und Charakters, der trotz aller Romanisierung, trotz der Infusion mit fränkischem und normannischem Blute sich so sehr fast zwei Jahrtausende hindurch behauptet hat, daß es überraschend ist, zu sehen, wie genau Cäsars Schilderung des Galliers noch auf den heutigen Franzosen zutrifft, und wie wahr Schopenhauers Behauptung ist, daß die Charaktere von Menschen und Völkern sich nicht ändern. Nur von hier aus sind Erscheinungen wie Beaumarchais und Chateaubriand zu begreifen und anderseits verständlich die Ratlosigkeit der Franzosen gegenüber Shakespeare sowie die geringe Wertschätzung, die sie dem Grafen Gobineau angedeihen ließen, einem Angehörigen der wenigen Adelsgeschlechter, deren germanisches Blut der Guillotine glücklich

entronnen war. Die französische Literatur des Mittelalters zeigt mit ihrer naiven Gefühlsmäßigkeit noch viel von fränkisch-germanischem Einschlag und mutet uns daher vielfach verwandt an, aber je länger, desto mehr tritt der alte keltische Untergrund hervor: das sexuell Raffinierte, das auf die augenblickliche Wirkung Berechnete, das Selbstbewußte, das Theatralische, die Pose, die Attitude, die selbst der französischen Lyrik einen eigentümlichen Anstrich geben. Dazu gesellen sich noch besonders zwei Elemente, die zwar auch schon von Anfang an im Keime vorhanden waren, die aber doch erst seit dem 16. Jahrhundert zu voller Entfaltung gelangen, das eine durch den Einfluß der wiedererweckten Antike, das andere durch die Zentralisierung des französischen Lebens auf Paris, durch die Pariser Salons und die Herrschaft der Frauen, ich meine den Kultus der Form und des Rednerischen sowie den der Originalität so abträglichen gesellschaftlichen Charakter, den die französische Literatur vornehmlich mit dem 17. Jahrhundert annimmt, und wenn wir in ihrem Rahmen Schriftsteller und Dichter wie J.-J. Rousseau, André Chénier und Frau von Staël finden, so ist nicht zu vergessen, daß der eine ein Genfer, die beiden anderen aber ein halber Grieche und eine halbe Deutsche waren.

Diese Züge gilt es, sich immer gegenwärtig zu halten und namentlich der gewaltigen Rolle eingedenk zu bleiben, welche die Form und Kunsttechnik jenseits des Rheins spielen, und die so bedeutend ist, daß der französische Kritiker seine Dichter in 'poètes' und 'artistes' auseinanderlegt. Wenn nun schon der Darsteller der eigenen Literatur nicht nur, wie der Linguist, mit dem Intellekt an die Erscheinungen heranzutreten hat, sondern auch mit künstlerischem Empfinden, so wird seine Aufgabe noch viel schwieriger, wenn es sich um eine fremde Literatur handelt, deren Wesen von dem der deutschen so abweichend, ja ihm in vielem entgegengesetzt ist, und in der die Auffassung von der Kunst selber sich als eine verschiedene erweist. Hier kommt es darauf an, sich vom eigenen Wesen, von germanischer Natur und Geistesart loslösen zu können, sich in das fremde Werk hineinzufühlen, es mitzuerleben, und zwar nicht nur mit dem Gemüt, sondern auch mit dem Formensinn, sozusagen auf der äußeren Schönheitslinie, wozu denn freilich noch eine sehr intime Kenntnis von den Feinheiten des Stils und dem musikalischen Reiz der Sprache gehört. Denn wie will er sonst sagen können, was eine Fabel Lafontaines zum kleinen Meisterwerk macht, oder warum die Franzosen Racine den *plus parfait* ihrer Dichter nennen, wie will er den Zauber der Sprache Chateaubriands empfinden, die Erzählerkunst Voltaires, Mérimées oder Daudets würdigen, die Anmut und Eleganz bei A. de Musset, die Kompositionstechnik bei Flaubert,

das Skulpturale in den Versen von Théophile Gautier und der Parnassiens? — Alle diese Bedingungen zu erfüllen, bedeutet keine Kleinigkeit für den deutschen Romanisten und dürfte weiterhin manchen unter ihnen abhalten, auf dem Gebiet der neufranzösischen Literatur produktiv hervorzutreten; man kann auch eigentlich Obiges kaum von ihm verlangen, denn, um hier richtig zu urteilen, bedarf es außer Kenntnissen und Verstand ästhetischer Begabung und eines nachfühlenden Kunstsinnes, die angeboren sind und nicht erworben werden können. Ähnlich verhält es sich ja mit der Forderung, die eine Zeitlang mit großem Nachdruck an die Universitätslehrer gestellt wurde, Französisch wie ein Franzose 'parlieren' zu können, und die sogar bei Besetzung von Lehrstühlen zur Bevorzugung von Elsässern führte, obgleich diese bekanntlich alles andere als ein idiomatisches Französisch sprechen; es ist ja sehr hübsch, wenn ein Ordinarius es kann, aber es zu fordern, ist unbillig, da es sich auch hier um Anlage und Talent handelt, die da sind oder nicht. Doch dies nebenbei.

Um noch einmal auf die Form zurückzukommen, möchte ich ein Wort über die Form sagen, welche die deutschen Romanisten in ihren literarhistorischen Schriften beobachten. Da scheint es mir, daß in den letzten Jahrzehnten erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen sind, und ich glaube, daß ein Buch wie die inhaltreiche, aber schwerfällig und kompostionslos geschriebene Monographie der Frau Blennerhasset über Frau von Staël heute kaum mehr möglich wäre. Für die Klarheit der Gedanken und infolgedessen Klarheit der Darstellung, für die Herausarbeitung der wichtigen Punkte, die treffende Bezeichnung im einzelnen, die geschmackvolle Anordnung des Stoffes, die Abgewogenheit der Teile und die Abrundung des Ganzen haben wir von den Franzosen einiges gelernt. Vielleicht sind auch Scherers Buch und Morfs, des Westschweizers, Schreibart von günstiger Wirkung gewesen. Morfs Stil ist leichtbeschwingt; er schreibt sehr durchsichtig in kurzen, manchmal zu kurzen Sätzen, seine Ausdrucksweise ist ansprechend und gelegentlich sogar glanzvoll, aber seine Wortwahl ist eine wohlüberlegte, und nirgends läßt er Gediegenheit und Gründlichkeit vermissen, so daß das bessere deutsche Publikum nicht mehr in dem Maße wie früher auf dilettantische Journalisten und Essayisten angewiesen war. Bei aller ästhetischen Kritik hat er niemals das vernachlässigt, was immer als ein Vorzug der deutschen Art, die Literatur zu betrachten, gegenüber der französischen gelten muß, nämlich den Hintergrund, die geschichtliche Entwicklung, die Aufdeckung der Verbindungslinien, so weit es möglich, die Deutung einer Erscheinung nicht bloß für sich, sondern aus ihrer Zeit heraus und ihre Bedeutung

für ihre Zeit, daher wir denn Literar**historiker** sagen, wofür der Franzose keinen adäquaten Ausdruck hat.

Leider scheint es, daß man auch hier wieder nicht in der richtigen Mitte bleiben, sondern mit grundloser Selbstkritik die Axt an die Wurzel des Guten legen will, das wir besitzen und hüten sollten. Manche Anzeichen lassen darauf schließen, daß man die historische Betrachtungsweise beiseite zu lassen und die ästhetische in den Mittelpunkt zu stellen gedenkt; wenigstens läßt die Schrift von Voßler über Lafontaine und sein Fabelwerk (1919) in dieser Beziehung nichts Gutes ahnen, und ich fürchte sehr, daß man wie in der Linguistik das psychologische Gras, so in der Literatur bald das ästhetische wird wachsen hören wollen. Sollte diese Bestrebung etwa durchdringen, so wäre damit dem Subjektivismus Tür und Tor geöffnet; die Schreibweise würde impressionistisch, es begänne das Geistreicheln und das Jonglieren mit Worten, die keine bestimmten Vorstellungen mehr erwecken.

Doch eine noch größere Gefahr droht von einer anderen Richtung her. Bislang galt in unserer Literaturgeschichtschreibung noch im allgemeinen der unausgesprochene Grundsatz, daß man in die neueste, uns ganz nahe liegende Zeit nicht herabzusteigen habe, einfach weil uns dann der Abstand und daher das richtige Augenmaß fehlen, deren wir zur objektiven Anschauung und zum Erkennen der Entwicklungslinien benötigen, und deshalb gar leicht unsere Urteile von heute nicht mehr die von morgen sind. Von diesem durchaus gesunden und vor der Verflachung bewahrenden Grundsatz ist zwar schon seit einiger Zeit hier und da abgewichen worden, und genau genommen gehen die Ansätze dazu schon in das vorige Jahrhundert zurück, aber jetzt wird in der Romanistik ein gewisser Feldzug dagegen geführt, und zwar mit jener bekannten hysterischen Geschäftigkeit, **auch** einer üblen Erbschaft des Krieges, die einen ernstlichen Widersacher nur in der Papiernot findet. Gewiß ist es berechtigt, vom deutschen Romanisten zu verlangen, daß er auch die neuesten Erscheinungen in der Literatur verfolgt und überhaupt über die gegenwärtigen Geistesbewegungen in Frankreich, oder das, was so scheint, unterrichtet sei; er möge sich auch schriftstellerisch dazu äußern, und für besonders Bemerkenswertes ist seine Feder vielleicht besser als die eines Nichtfachmannes, falls er sie mit Vorsicht und Maßhalten führt. Diese hat z. B. Voßler in seiner Italienischen Literatur der Gegenwart walten lassen, indem er eingehender nur über **die** Dichter spricht, deren Laufbahnen abgeschlossen daliegen, oder wenigstens zu übersehen sind wie bei Pascoli und d'Annunzio, gegen den Futurismus aber nur kurz Front macht. Indessen die Studentenschaft oder gar das größere Publikum auf dem laufenden zu halten über alles, was in der modernen und

modernsten französischen Literatur vor sich geht, das kann ich nicht als unsere Aufgabe betrachten, sondern möchte das lieber den Herren überlassen sehen, die sich im Feuilleton größerer Zeitungen besonders damit befassen. Es scheint mir daher auch nicht richtig, wenn Universitätsdozenten, nicht unbegünstigt von politischen Strömungen, jetzt anfangen, große Kollegia über die französische Literatur von 1870 bis auf die Gegenwart abzuhalten. und ebensowenig erfreulich wirkt das Buch von Curtius, das den Titel trägt: 'Die literarischen Wegebereiter des modernen Frankreich' (1919). Hier wird uns in der Art des französischen Conférenciertums eine Reihe von Schriftstellern vorgeführt, die in Frankreich selber kaum Beachtung, geschweige denn Schätzung genießen, und die nichts weniger als 'literarische Wegebereiter' sind: Claudel, Péguy, Suarez usw. Natürlich fehlt auch Romain Rolland nicht, in dessen 'Jean Christophe' sich schon verschiedene andere Romanisten so liebevoll versenkt haben, um für Deutschland das herauszulesen, was Rolland schwerlich gemeint hat. Diese 'Moderne' kann mit wirklicher Besorgnis erfüllen, denn es liegt m. E. nicht nur eine wissenschaftliche Verirrung, sondern, was schwerer bedrückt, eine völkische Entgleisung vor, indem es gerade nach dem Kriege würdig gewesen wäre, sich in recht anständiger Entfernung von den heutigen Franzosen zu halten.

Jena. O. Schultz-Gora.

Petrarcas Stellung zu Humanismus und Renaissance.

Den Anfang welterschütternder Bewegungen an ein Begebnis, an eine Persönlichkeit knüpfen, auf ein Datum festlegen, heißt immer mehr symbolisch als tatsächlich reden; denn dem Historiker liegen zu viele Keime, Andeutungen, Vorspiele und vielleicht doch schon Anfänge solcher Bewegungen lange vor ihrem eigentlichen Durchbruch offen. Ich kann die Französische Revolution vom Tage des Bastillesturms, die französische Renaissance von dem Tage an datieren, wo ein Parlamentsedikt die Pariser Passionsspiele, den prunkvollsten und volkstümlichsten Ausdruck mittelalterlicher Kunstübung, verbot — so habe ich gewiß nur besonders kräftige Einzelsymptome der großen Umwälzungen herausgegriffen und zu symbolischer Überbedeutung erhoben. Soweit aber überhaupt die Möglichkeit gegeben ist, in einem einzigen Punkt den wirklichen Anfang ausgebreiteter und verschlungener Neuerungen zu finden, soweit darf man auch sagen, daß Humanismus und Renaissance schlechthin in Petrarca beginnen, und daß gerade dies die ungeheure Bedeutung des Mannes ausmacht, der als Denker wenig originell war, als Gelehrter rasch überholt wurde, als Epiker scheiterte und als Lyriker neben dem Schönsten und Innigsten das Frostigste schuf, um gerade durch diesen Frost, der als Petrarkismus, als Preziosität, als Kulturanismus usw. fortlebte, ganze Epochen und ganze Länder aufs peinlichste zu beeinflussen.

Mit diesem Leitsatz aber, Petrarca stehe am Anfang des Humanismus und der Renaissance, ist nun gar nichts getan, ehe nicht eine Umgrenzung der beiden schwankenden Begriffe gesucht ist. Das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts etwa brachte eine Art Renaissance der Renaissance. Gobineau, Burckhardt, Wagner, Nietzsche, C. F. Meyer sind die großen Namen, an die sich die leidenschaftliche und allmählich zur unleidlichen Mode ausartende Hingabe an die Renaissance knüpfte. Es ist schließlich so viel über sie geschrieben worden, daß der Begriff 'Renaissance' eine völlige Trübung erfuhr und nun eben vor erneutem wissenschaftlichem Gebrauch erst wieder gereinigt und befestigt werden muß. Dabei dürfte es im wesentlichen um vier Fragen gehen. Einmal um die chronologische nach dem Anfang, sodann, was damit aufs engste zusammenhängt, um die Abgrenzung von Humanismus und Renaissance, zum dritten um das ethische und religiöse Wesen der Renaissance, und endlich um ihr Verhältnis zum Griechentum.

Das Gefühl, daß sich in Italien während des 14. Jahrhunderts

dem Altertum gegenüber etwas ganz Neues begibt, ist lange Zeit nicht nur vorherrschend, sondern geradezu allein vorhanden gewesen. Der Enthusiasmus, mit dem die Antike damals erfaßt wurde, mit dem man sich auf ihre Schriften, Bauten, Kunstwerke und Münzen stürzte, ließ es so erscheinen, als habe man sich, nach Jahrhunderten der Abkehr von allem Heidnischen, allem Irdisch-Menschlichen zugunsten des Christlich-Himmlischen, mit einem plötzlichen Ruck der unchristlichen Vergangenheit neu bemächtigt. Aber gegen diese Auffassung eines unvermittelten Beginnes des Humanismus mußten sich doch stärkste Zweifel regen. Wenn man den Begriff des Humanismus im schlichten Sinne des französischen Ausdrucks 'faire ses humanités' nimmt, darunter also nur eben Altertumsstudien versteht, so hatte das ganze Mittelalter niemals aufgehört, humanistische Studien zu treiben. Überaus vieles verdankte ja doch die Kirche selber dem Altertum, aus dessen Schoß heraus sie geboren war — Theologisches, Philosophisches, Staatliches; und sie begnügte sich nicht damit, antike Blutkörper in ihren Adern kreisen zu lassen, sie zog vielmehr aus heidnischen Autoren ständig neue Nahrung. Gewiß war vieles verschüttet und besonders das Griechische in Vergessenheit geraten, aber Virgil und Ovid, Seneca, Plautus, Terenz, Cicero und Aristoteles in lateinischer Fassung wurden doch ständig gelesen, wenig befehdet und viel verehrt — ja, Virgil und Aristoteles waren ungemeine und unanfechtbare Autoritäten. Freilich, und darauf kommt es an, Autoritäten zweiten Ranges, dienende Geister, über denen das Wort Gottes stand. Dies hatten sie zu bestätigen, abweichende Meinungen durften sie nicht haben und hatten sie auch niemals, denn im gegebenen Fall hatten sie nur eben etwas anderes gesagt und etwas anderes gemeint, hatten sie andeutungsweise, allegorisch gesprochen und wurden also allegorisch ausgelegt. Hier, in dieser Notwendigkeit, die Antike allegorisch auszudeuten, um sie dem Christentum anzupassen, liegt ein Hauptgrund für die Wertschätzung der Allegorie im Mittelalter und weit darüber hinaus — manche Allegorie der Renaissancezeit ist eine Bemäntelung des eigenen Heidentums, bisweilen nach außen hin, bisweilen auch vor dem eigenen unsicheren Gewissen. Will man diesen dienenden, der Scholastik, der Kirche dienenden Eifer für die Antike Humanismus schlechthin nennen, so hat es immer Humanismus gegeben, so taucht er zu keiner Zeit neu auf, so ist es kurzsichtig und falsch, im 14. Jahrhundert etwas Neues beginnen zu sehen.

Und dennoch ist hier ein Anfang: aus dem dienenden, unfreien, unerfüllten Humanismus wird jetzt erst ein freier und erfüllter, wird jetzt erst die Bewegung, die wir im eigentlichen Sinne Humanismus nennen. Denn nicht um das Studium der

Antike neben und hinter anderen Studien handelt es sich. Sondern darum, daß dieses Studium zur zentralen, ja zur ausfüllenden Leidenschaft wird. In Corneilles Dramen ist allerlei Liebe zu finden, aber immer beherrscht vom Willen, aber immer überbaut von politischen Dingen oder ihnen verkoppelt. So ist der Humanismus des Mittelalters. Beherrscht vom Willen zum Christentum, überbaut vom Kirchlichen. In Racines Tragödien ist Liebe allein, Leidenschaft, die alles zerstört, was sie einengen will. So ist der neue Humanismus. Wir nennen im klassischen Zeitalter Frankreichs nur Racines Dramatik: Tragödien der Leidenschaft und sehen darin etwas Neues. Im gleichen Sinn und mit gleicher Berechtigung darf man das zur Leidenschaft gewordene befreite Studium der Antike ein Neues nennen und dies allein als Humanismus bezeichnen.

Wie war er entstanden? Es war aus verschiedenen Quellen strömend immer mehr Lebenswärme der Antike zugeflossen. Die Kirche rief das Zeugnis der Alten vielleicht allzuoft an, und aus der Hilfswissenschaft der Theologie mußte sich etwas Selbständiges entwickeln. Die Juristen setzten römisches Recht gegen Barbarenrecht und führten somit die gewaltigste Schöpfung des alten Rom ins Leben zurück. Die von der unerträglichen politischen Gegenwart gefolterten italienischen Patrioten schöpften zugleich Betäubung und Hoffnung aus der Lektüre der Alten, die sie für ihre Väter nahmen; sie fühlten sich noch immer oder vielmehr wieder als Römer. Indem man sich so von mehreren Seiten her mit immer stärkerer Leidenschaft dem Altertumsstudium ergab, indem man immer tiefer in den Geist der antiken Kultur eindrang, immer entschiedener mit den Augen der Alten sehen lernte, mußte notwendig der Augenblick eintreten, wo die bisherige Dienerin der Theologie, wo die Hilfswissenschaft ihre selbständige Bedeutung gewann und als eigene Lebensmacht auftrat. Sobald sie aber nicht mehr Dienerin der Kirche war, mußte sie — selbst wider ihren Willen — deren Gegnerin werden. Es ist der Kirche mit der Altertumswissenschaft ergangen wie mit dem Drama: sie hat, ohne es zu wollen, sich selber zwei gewaltige Feinde großgezogen. Das Versöhnliche des Vorganges liegt darin, daß die Feinde selber später dem Christentum bedeutendste Dienste leisteten: aus den schönsten Dramen erwuchs neue Religiosität, und vom Humanismus führte der Weg zur Reformation. Aber Geburtsstunde des eigentlichen Humanismus ist die Stunde, in der ein Bruch eintrat zwischen Altertumswissenschaft und Katholizismus. Ein Bruch, von dem in Dantes Werk nichts zu verspüren ist, und der das Gepräge der Schriften Petrarcas ausmacht. Dante ist ganz erfüllt vom Altertum, Virgil geleitet ihn durch Hölle und Purgatorium. Aber so wie Virgil im Paradies

die Leitung an die christlich heilige Beatrice abgibt, so ist in Dante alles Antike vom eigentlich Christlichen überbaut, ihm zugleich untergeordnet und vollkommen harmonisch eingegliedert. In Dante ist viel Kampf und doch völlige Harmonie und friedlichste Gewißheit: er steht fest auf der Erde, weil er sich in Hölle und Himmel so gut auskennt; in seinem wildesten Hassen und seinem größten Schmerz ist Ruhe, weil er für jeden und für alles Strafe und Lohn im Jenseits bereit weiß. Francesco de Sanctis, der Realist, der Kämpfer für die Freiheit Italiens, der Feind romantischer Verschwärmtheiten, stellt im Eingang seiner Petrarca-Monographie derart die Bildnisse Dantes und Petrarcas leise ironisch einander entgegen: ... Se volete veder la differenza che corre tra questi due uomini, guardateli in faccia. Quel viso bruno e asciutto, con quelle guance incavate, con quella fronte scura, con quegli occhi infossati e divorati da un fuoco interiore, è Dante. E quella faccia bianca da canonico, quelle guance pienotte, con quella fronte serena, con quegli occhi dolcemente pensosi, è Petrarca. Sehr eindrucksvoll, den femininen Petrarca dem männlichen Dante so zu kontrastieren, und dennoch doppelt ungerecht! Denn einmal: dem Femininen waren innerlich schwerere Kämpfe beschieden als dem männlichen Streiter; Petrarca hatte nicht diese Harmonie des mittelalterlichen Weltbildes, den Frieden religiöser Gewißheit in sich, ihm schwankte der Boden unter den Füßen, weil er des Himmels nicht mehr so völlig gewiß war, zum mindesten an ihm nicht mehr völliges Genügen fand, ohne sich doch ganz von der Nichtigkeit der Hölle überzeugen zu können (denn nichts wäre verkehrter, als einen modernen Aufklärer in ihm sehen zu wollen, wie das manche gern tun). Und zum anderen waren dem weichen Manne auch äußere Kämpfe in Fülle beschieden, er war nicht nur der tränenvolle Anbeter Lauras, der Schwärmer für Einsamkeit und idyllische Natur, vielmehr stand er mitten im Leben als Journalist, als Politiker, als Diplomat, als kriegerischer Philologe. Und durch beides: durch die innere Zerrissenheit und durch die Bewegtheit seines äußeren Lebens wird er als erster Humanist im vollen Wortsinn kenntlich.

Mitten durch Petrarcas Werk und Lebensgefühl geht der qualvolle Bruch mit der Kirche, den er um keinen Preis wahr haben möchte und immer wieder sich selber ableugnet. Und nun ist dies das Verwirrende: die Zerreißung, die den eigentlichen Humanismus erst ins Erscheinen treten läßt, hat er selber, er allein zum mindesten nicht bewirken können, sondern hier ist er der Renaissance verpflichtet, als deren Vorläufer er zumeist gilt. Die stärkste Wechselwirkung zwischen den beiden Bewegungen liegt vor. Indem sich der Humanismus langsam vom unerfüllten.

dienenden dem freien und eigentlichen näherte, indem er ein immer klareres Bild von den ungebrochenen Persönlichkeiten der Antike übermittelte, verhalf er auch immer mehr der Persönlichkeit in der Gegenwart zum Durchfeilen der dogmatischen Fesseln. Die Befreiung, die 'Wiedergeburt' der menschlichen Gesamtpersönlichkeit heißt uns Renaissance. Befreiung aus scholastisch-theologischer Enge, Freude nicht bloß am Altertum und seiner Schönheit, sondern an allem Diesseits, an der Natur, am Spiel jeder geistigen und körperlichen Kraft. Die Freude am Altertum ist die Vorbereitung zur Diesseitsfreude überhaupt gewesen; aber daß sich Menschen dem Altertum ganz hingeben durften, das verdanken sie doch erst der Befreiung der Menschen zum Diesseitsgenusse überhaupt. Humanismus hat die Renaissance vorbereitet, aber ganz erfüllt worden ist er wiederum erst durch die Renaissance, die mehr Wurzeln hat als nur die eine humanistische. In Petrarca wird der Humanismus so ganz frei, weil in ihm Renaissance ist. Wenn es ihn treibt, den Mont Ventoux zu besteigen, so ist das nicht nur und nicht in erster Linie Nachahmung einer antiken Tat, sondern neues Naturgefühl, neuer Drang in die Weite; wenn dann (bei dieser wie bei jeder anderen bedeutenden Begebenheit seines Lebens) Freude am Diesseits mit der Diesseitsverachtung des Christentums in ihm ringen, wenn hier — wie im Sekretum! — das Christentum nur scheinbar siegt, indem sein Sieg sogleich von dem Menschen der Neuzeit zu Papier gebracht wird, von dem Künstler, dem nichts wesentlicher ist als das Studium des eigenen Ichs und die Bewahrung all seiner Lebensphasen in dauernder und harmonischer Form, so ist das nicht mehr als Humanismus, als Wiederbelebung des Altertums zu erklären, sondern durchaus als eine Neubelebung der Persönlichkeit, als Renaissance, die nun erst dem Humanismus, der Wiederaufnahme und Nachschöpfung des Altertums, volle Kraft verleiht.

So treten der eigentliche Humanismus und die eigentliche Renaissance — 'karolingische Renaissance' gibt einer Teilbewegung den Namen des Ganzen, ähnlich wie 'mittelalterlicher Humanismus' — vereint ins Leben, dort wo sich das neue Weltgefühl zum erstenmal im Widerspruch zur Religion sieht. Sogleich aber taucht eine neue Schwierigkeit auf. Wenn nun Humanismus und Renaissance etwas wirklich Neues sind, obschon freilich nichts wunderbar Wurzelloses, und wenn ihre Neuigkeit eben in diesem Gegensatz zum kirchlichen Christentum des Mittelalters liegt — sind sie selber notwendigerweise nichtreligiös und, da nur auf den Genuß der eigenen Persönlichkeit bedacht, nichtmoralisch? Hier ist ein geniales Buch offenbar schuldlos schuldig geworden: Burckhardts 'Kultur der Renaissance'. Mit gelehrter Phantasie

hat Burckhardt die ganze vielfältige Eigenart der Renaissance neu aufleben lassen. Und da nun jede Zeit der Kettenzerreißung und des Überganges auch entfesselte Bestien hervorbringt, und da das Raubtier immer die schillerndsten Farben hat, so sind bei Burckhardt die skrupellosen Gewaltmenschen von Cesare Borgias Art, die Meineidigen, die Giftmischer, die Familienmörder, die ganz hemmungslosen Genießer am buntesten und farbenprächtigsten geraten. Einer Schar von Lesern erschien es deshalb so, als seien gerade diese bunten Bestien und nur sie die eigentlichen Renaissancemenschen, als bedeute Renaissancekultur nicht nur Antikirchlichkeit, sondern völlige Amoralität, ja äußerste Brutalität unter schöner Form. Ein Schwarm von Renaissancedichtungen, aus Burckhardts sozusagen verkürzt aufgefaßtem Buche gespeist und mit mehr oder minder veroberflächlichtem Übermenschentum Nietzsches durchtränkt, hat dieser Jahrmarktsbudenauffassung der Renaissance mächtige Verbreitung und Wirkung verschafft.

Es konnte nicht fehlen, daß sich hiergegen Widerspruch erhob. Aber die energischste Reaktion schuf ein neues wissenschaftliches Unheil. Hatte das, was ich Pseudo-Burckhardtismus nennen möchte, Begriffsverengung gezeitigt, so erfolgte jetzt eine übermäßige Begriffserweiterung und -verwirrung. Denn diesen Vorwurf kann man Konrad Burdachs Vorträgen 'Sinn und Ursprung der Renaisance' und 'Über den Ursprung des Humanismus' (beide um Anmerkungen bereichert 1918 in Berlin unter dem gemeinsamen Titel 'Reformation, Renaissance, Humanismus' erschienen), ihn kann man auch seinen breiten Einzelforschungen über die einschlägigen Fragen ('Vom Mittelalter zur Reformation') keineswegs ersparen. So sehr sie unsere Kenntnis vom Wesen der Renaissance bereichert haben, so sehr auch führen sie eine Grenzverwischung herbei. Die treibende Leidenschaft bei Burdach ist offenbar der Zorn gegen eine Auffassung, die der enthusiastischsten Epoche Religionslosigkeit zuspricht und aus den Größen der Renaissance in allmählicher Verkleinerung und Verzerrung Kaffeehausgrößen macht. So sucht er denn die Quellen des enthusiastischen Überschwanges und der Religiosität aufzudecken, die er in der Renaissance als in einer schöpferischen Zeit sieht. Philologisch spürt er den Worten Renaissance und Reformation nach. Burckhardt hat den Ausdruck ins Deutsche eingeführt, Michelet hat ihn im 7. Bande seiner Französischen Geschichte 1855 gebraucht: Histoire de France au seizième siècle: Renaissance. Er hat ihn erst etwas eng mit 'Humanismus' gleichgesetzt, hat ihn aber sofort erweitert und richtiggestellt: Renaissance sei die Epoche, wo der Mensch 'sich selber wiedergefunden', wo er von der Erde und vom eigenen Ich Besitz

ergriffen habe. Und ein Wiederfinden, eine Wiedergeburt sei es, weil der Mensch schon einmal im Besitz seiner vollen Persönlichkeit gewesen sei, zur Zeit der Antike eben. Burdach verfolgt nun den Ausdruck der Wiedergeburt für ein Wiederfinden, Wiederaufblühen über die Franzosen zurück zu den Italienern. Vasari kennt eine rinascita der Kunst, die über den Kreis des Humanismus hinausgreift, da sie das Wiederfinden der Natur und nicht der Antike bedeutet; Machiavelli, in den Istorie Fiorentine die Revolution des Rienzi erzählend, sagt von italienischen Gesandten, die die alte Hauptstadt betraten, sie hätten Rom wiedergeboren gesehen: vedendo come Roma era rinata. Und hier hat nun Burdach die Untersuchung auf dem ersehnten Punkt. Marie Ebner-Eschenbach hat den Don Quijote ihren eigentlichen Helden, und nicht etwa im komischen Sinn, genannt und damit die Meinung nicht weniger Moderner ausgesprochen, die in dem traurigen Ritter den verstiegenen Idealisten lieben. Ein ähnliches Gefühl scheint Burdach für den letzten Tribunen zu hegen. Wer vom Petrarca-Studium her an ihn herantritt, steht dem haltlosen Phantasten mit sehr anderem Gefühl gegenüber, mit einer Art Schauder. Es ist, als seien in Petrarca die Seelen mehrerer Menschen zusammengekoppelt: der mittelalterliche und der neuzeitliche Mensch, der Denker und der Phantast, der Dichter und der Scharlatan, der Gütige und der eitle Egoist, auch das Kind und die Frau, sehr häufig das Kind neben dem Manne sind in ihm — aber alle diese Seelen werden zusammengehalten, in Einklang gebracht und mit geschmeidiger Festigkeit beherrscht von dem Künstler Petrarca, der sich selber Stoff und Genuß ist, sich selber ausmünzt und gerade darin den eigentlichen und ersten Renaissancemenschen bedeutet. Begegnet man nun dem Rienzi, so glaubt man einem Zerrbild Petrarcas, vielmehr Petrarca selber zu begegnen, aber eben nur dem Scharlatan in ihm, der sich losgelöst hat von den Geschwistern und von der Herrschaft der Künstlerseele. Gewiß ist auch diese innere Teilverwandtschaft daran schuld, daß Petrarca dem Phantasten so lange Treue hielt. Aber in seinen Sturz ist er doch nicht mitverwickelt worden, weil er eben mehr war als dieser Doppelgänger seines Teil-Ichs ... Burdach untersucht den Sprachgebrauch Rienzis. Der Mann war ein Schwärmer zugleich für die Antike und für ursprüngliches mystisches Christentum. Beides verquickt er fortwährend in seinen symbolischen Akten (wie dem berühmten Ritterbad in der gleichen Porphyrwanne, worin Kaiser Konstantin der Sage nach getauft wurde), fortwährend in seinen Briefen. Und dort ist nun ständig die Rede von renovatio und reformatio. Die entsprechenden und sinnverwandten Verba wie renasci, regenerare, reformare usw. greifen ineinander über und bedeuten immer eine

feierliche Erneuerung, eine mystische Wiedergeburt. Ein Teil dieser Mystik stammt aus der Antike; die ägyptische Phönixsage spielt eine große Rolle, der Vogel, der nach tausend Jahren verbrannt und aus der eigenen Asche ersteht, ist Sinnbild einer Dynastie, einer staatlichen Gemeinschaft, eines dauernd lebendigen Wirkens. Der Hauptanteil des Mystischen aber fließt aus christlicher Quelle. Rienzi war stark beeinflußt von dem kalabrischen Propheten Joachim von Flore und seinen Nachfolgern und Jüngern unter bestimmten schwärmerischen Gruppen der Franziskaner und Dominikaner. Hier ist der Begriff der Wiedergeburt üblich und doppelt üblich. Er kann individuell gewandt sein und die innerliche Erneuerung des Subjekts bedeuten; er kann auch reformatorisch auf die Erneuerung der kirchlichen Gemeinschaft gehen und damit 'Explosivstoffe ungeheuerster Kraft' in sich bergen. Auf dies also kommt es Burdach an: Renaissance ist ihm kein Zustand der Irreligiosität, sondern im Gegenteil einer superlativischen Religiosität. Christliche Mystik der Erneuerung (doppelt: des Individuums wie der Gemeinschaft, ethischer wie politischer) liegt zugrunde, und was an antiken Elementen hineinspielt, ist auch gerade mystisch-religiöses Moment des Altertums — denn Burdach bekämpft ausdrücklich die Heinesche Antithese vom sinnlich heiteren Heidentum und asketischen Christentum, er weist auf Freude und Lebensbejahung bei Franz von Assisi, auf dunkle Mystik der Antike hin (womit er doch wohl die bestätigenden Ausnahmen des diesseitsgerichteten Altertums und jenseitsgerichteten Mittelalters in ihrem Ausnahmewesen und ihren psychischen Grundlagen verkennt.

Aber wenn er nun in dem Wort Renaissance religiöse Schwingungen, wenn er für die Renaissance-Epoche religiöse Wurzeln entdeckt hat — was hat er für den Zeitbegriff selber gewonnen? Eine völlige Grenzverwischung! Und in doppelter Hinsicht dazu. Einmal: wenn Renaissance überall dort zu finden ist, wo der Gedanke einer Wiedergeburt auftaucht, warum läßt man die Renaissance dann nicht bei den Ägyptern beginnen, die die Phönixsage fanden, oder bei Christus? Burdach ist in chronologischer Hinsicht inkonsequent bescheiden verfahren: die Renaissance beginnt für ihn bei Dante, dann kommt Rienzi und als dritter Petrarca. Und hier tritt die andere, die schlimmere, innere Grenzverwischung Burdachs zutage. Die drei Männer haben für ihn bei gleicher Stellung zum Altertum gleiche Religion, oder eben Religion schlechtweg in ihrem bedeutendsten Stadium: als Erneuerungsbedürfnis. Aber ich erwähnte bereits das völlig harmonisch katholische Weltbild Dantes, in das die Antike eingebaut ist, und dem es nichts verschlägt, wenn der Dichter einzelne Kirchenfürsten in die Hölle schleudert, wenn ihn Mißbräuche kränken,

wenn er etwa Reformen, Heiligungen anstrebt. Und mutatis mutandis steht es um Cola di Rienzi nicht anders. Bei ihm ist nichts harmonisch, alles wirr, gärend, zuckend — aber es sind Zuckungen des Mittelalters, nie kommt er vom Katholischen, nie bei aller Freude am Glanz, bei allem Größenwahn vom jenseitsgerichteten Denken los. Anders Petrarca. Freilich, er hat seine Rechtgläubigkeit immer wieder beteuert, vor anderen wie vor sich selber, er ist den Averroisten gegenüber am Ende seines Lebens fast als Ketzerrichter aufgetreten. Und er hat mit alledem nicht geheuchelt. Daß er an Avignon, daß er an päpstlicher Politik in furchtbaren Sonetten und empörten Briefen, öfter heimlich als unverhüllt, vernichtende Kritik geübt hat, ändert nichts an seiner Rechtgläubigkeit. Aber er wollte nur, wollte in Ehrlichkeit, in Leidenschaft, bisweilen in Verzweiflung, rechtgläubig sein — denn Katholizismus bedeutete ihm Gewissensfrieden, verbürgte ihm ein seliges Jenseits —, und etwas war stärker in ihm als dieser Wille und zwang ihn zur Sünde in katholischem Sinne: zur Hingabe an Kunst, Schönheit, Vaterland, Ruhm, an alles Irdische, und dieses Etwas, diese Sünde war seine eigentliche und neue Religion, die Diesseitsreligion der Renaissance. Augustinus ist nur der äußere, der Augenblickssieger im Sekretum. Was dort mit allen Qualen und aller Lebenskraft das Feld behauptet, ist doch das Neue in Petrarca, die diesseitsgerichtete Religiosität. Er legt sich nach Art eines Sterbenden zurecht, um sich ganz dem christlichen Verwesungsgedanken hinzugeben, und ringt sich doch nicht vom Leben los: das ist seine symbolischste Tat. Man muß sie übersehen, man muß dem ganzen Menschen fremd gegenüberstehen, wenn man seine Religion neben den Glauben Dantes und Rienzis als gleichartig stellen will.

Sicherlich hat Burdach recht, wenn er Religion im Sinne eines enthusiastischen Aufschwunges, eines Strebens nach Vervollkommnung in der Renaissance sieht; sicherlich übt er Begriffsverwirrung, wenn er diese Religiosität mit der der vorangehenden Epoche identifiziert. Petrarca steht am Anfang des Neuen, in ihm ist noch Zwiespalt und Furcht, in manchem seiner Werke verhält er sich wie ein Kind, das ängstlich zur Mutter zurückeilt und den Kopf in ihre Schürze steckt. Aber so oft er auch zur Mutter Kirche flüchtet, er muß doch immer wieder in das neue Diesseits hinaus. Daß ein wirklicher Zwang ihn dem Leben entgegentreibt, daß er kein bewußter Aufklärer, sondern ein kindlich genialer Mensch ist, ein Kind, in dem, ihm selber zur Qual, oft drängende und nicht zu zügelnde Kräfte wirken, das macht ihn so inkonsequent, so eigenartig reizvoll und so bedeutend.

Wie aber in einem großen Anfang sich auch schon deutlich die kommenden Entwicklungen zeichnen, so treten in Petrarcas

Werk neben diesem Ringen zwischen Jenseits- und Diesseitsreligion auch bereits die Formen zutage, in denen die neue Religion später kampflos herrschte, bis sie dem Vorstoß der Gegenreformation unterlag. Wer von der amoralischen Bestialität der Renaissance spricht, denkt an den Borgia und an den 'Principe'. Machiavellis Fürstenlehre und Werk überhaupt ist aber keineswegs religionslos, sondern ganz getragen von der römischsten Form der Diesseitsreligion, von der Vergötterung des Staates. Hier zeigt es sich, daß der Renaissance durch den Humanismus vor allem lateinische Elemente zugeströmt sind — denn sehr viel mehr auf Rom als auf Griechenland geht der Staatsgedanke in seiner höchsten Kraft zurück. In Körtings Petrarca-Biographie findet man betrübte Betrachtungen darüber, was aus der Renaissance hätte werden können, wenn sie mehr griechisch als lateinisch genährt worden wäre. Nichts wäre dann aus ihr geworden! Denn gerade dadurch, daß sich die Italiener auf ihr Lateinertum besannen, daß sie im Altertum auf Blutsverwandtes stießen, kam ja die Lebenswärme in den Humanismus. Mit äußerstem Recht bezeichnet Burckhardt die Bewegung als eine national-italienische. Eine nationale, politische blieb sie auch, ja wurde sie in erhöhtem Maße, als sie nach Frankreich drang. Dort erst hat das römische Staatsempfinden, die Staatsreligion fruchtbaren Boden gefunden, und die bedeutendsten Werke der französischen Literatur dienen ihr. In Petrarca, wie gesagt, ist manches von der eigentlich lateinischen Richtung der Diesseitsreligion zu verspüren. Die Africa, schönste Kanzonen und leidenschaftliche Briefe legen Zeugnis dafür ab, und daß er dem Tribunen unzeitige Milde vorwarf, als Rienzi die gefangenen Barone wieder freigab, ist völlig machiavellistisch gedacht.

Allzu schroffe Trennung zwischen Römer- und Griechentum ist aber eine mißliche Sache. Rom hat sich an Griechenland gebildet, mit griechischem Wesen durchtränkt, und der Humanismus, dessen Jugendstärke in seinem vaterländischen Zugehörigkeitsgefühl dem römischen Staat gegenüber lag, hat auch aus griechischen Quellen geschöpft. Auf dem Gipfel der italienischen Renaissance ist platonische Religion in der Florentiner Akademie zu finden, und eine Ahnung von Plato — Kenntnis wäre zuviel gesagt — lebt schon in Petrarca, wenn er sich gegen den Aristoteles der Scholastiker auflehnt.

Doch zwischen diesen beiden Formen der neuen Religion, dem römischen Staatsempfinden und dem griechischen Platonismus, gibt es eine dritte, die gewiß auch viel antikes Wesen in sich hat, die man aber keineswegs erschöpfend als griechisch oder römisch charakterisieren könnte. Vielmehr ist sie ganz und gar italienisch und ist die Religion der strahlenden Form an sich. Ariost

hat ihr den reinsten Ausdruck verliehen — in Tasso ist sie durch den neu andringenden Katholizismus gebrochen worden. Ariosts Roland ist schönes Spiel um des schönen Spiels willen, ist heiterster, ganz verantwortungsloser Genuß des Künstlers an der künstlerischen Nachgestaltung und Erhöhung farbenreichen Lebens. Und auch von dieser dem Christentum am fernsten stehenden Form der neuen Religion — vom Staatsgedanken und vom Platonismus führen Wege zum christlichen Himmel, aber zwischen Ariostischem Lebensgenuß und dem Christentum ist ein Abgrund, der auch durch Franz von Assisis Lebensbejahung nicht auszufüllen ist —, auch hiervon ist in Petrarca der Anfang zu spüren. Mehr als ein Anfang, ein so gerütteltes Maß, daß der deutsche Leser Befremden empfindet. Denn wenn der Deutsche von dem Ringen der beiden Weltanschauungen in Petrarcas Seele hört und von seinen Gewissenskämpfen, so denkt er sich mit Notwendigkeit einen Mann, dem all diese Qualen ins Gesicht gefurcht sind. 'In seiner Seele kämpft, was wird und war, Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar' sagt C. F. Meyer von Luther, und so etwa mag sich ein Unkundiger Petrarca vorstellen. Aber der genaue Gegensatz trifft das rechte. Auch in ihm ringt, was wird und war — aber die harte keuchende Verschlingung fehlt gänzlich, das Ringen bleibt kunstvoll geformtes, klassisch gezügeltes interessantes Schauspiel, niemandem interessanter als Petrarca selber, der sich zumeist mehr wohlig erschüttert als furchtbar durchgerüttelt über das eigene Herz beugt, der gewiß Schmerz und Erschütterung fühlt, nicht etwa vorspielt und lügt, der aber immer Genuß, den Genuß des frei Betrachtenden und künstlerisch Formenden bei den eigenen Leiden empfindet. Gerade in dieser Freiheit liegt Renaissancetum. Das Ich ist so subjektiv, ist sich so wichtig geworden, daß es auf nichts mehr achtet als auf das eigene Selbst, und zugleich so objektiv, so losgelöst von allen Bindungen, daß es jeder Zuckung dieses eigenen Selbst interessiert zuzusehen vermag. Meyer sagt von seinem Luther, es wundere ihn nicht, 'daß er Dämonen sieht'. Man fühlt sich versucht, den Ausspruch zu parodieren und sich zu wundern, daß Petrarca, dessen Geist doch auch 'zweier Zeiten Schlachtgebiet' gewesen, daß er niemals Dämonen sah. Aber dem italienischen Dichter ist so viel Schönheitssinn, so schöne Form eingeboren, daß er unabhängig von seinem Willen alles, was in ihn einströmt, auch das Grandiose, das Häßliche, das Grausige, das Verzweiflungsvolle in schön gebändigter Form auffassen muß und nun gar nicht mehr in all seiner ungebändigten Furchtbarkeit empfinden kann. Er vergegenwärtigt sich den Tod der angebeteten Laura, sie erscheint ihm wie eine ermüdete wunderschöne Schläferin: morte bella parea nel suo bel viso. De Sanctis und Gaspary kontrastie-

ren hiermit Dantes Verse auf die tote Beatrice; er sieht sie in christlicher Demut tot liegen, sie scheint ihm zu sagen: io sono in pace. Bei Dante Ergebung in das Schicksal, Friede, der in Christentum ausströmt. Bei Petrarca zügelnde, tröstende Schönheit, Schönheit zur Religion geworden.

Es ist die eigentlich italienische Renaissancereligion. Die Staatsreligiosität Machiavellis ist nach Frankreich gewandert, der Platonismus, das Griechentum hat in Deutschland größte Wirkung entfaltet. Dies sind die drei Formen der Renaissancereligiosität. In Petrarcas Werk stehen sie geschwisterlich zusammen.

Dresden. V. Klemperer.

Kleinere Mitteilungen.

Reim neben[1] Alliteration im Anglolatein um 680.

Am Schluß der Kanones-Sammlung, die auf Aussprüchen oder Schriften des Erzbischofs Theodor von Canterbury (668—90) beruht, steht in der Hs. Cambridge Corpus 320 vom 8. Jh. (wovon die Pariser Hs. Saint-Germain 940 nur Abschrift 17. Jhs. bietet[2]):

Te nunc, sancte speculator,
verbi Dei digne dator,
Hæddi, pie presul, precor,
pontificum ditum decor:
pro me, tuo peregrino,
preces funde, Theodoro![3]

Hæddi war Westsachsen-Bischof c. 676—705 (und durfte nicht mit Eddi-Stephan von Ripon, dem Wilfrid-Biographen, verwechselt werden). *Speculator,* die etymologische Latinisierung von *episcopus*, ist im Mittellatein für 'Bischof' bekannt (Ducange). *Peregrinus* bedeutet hier, wie dort öfters, entweder nur 'Mönch' oder daneben auch, wie für den päpstlichen Sendling aus Tarsus paßt, 'fremder[4] Herkunft'; daß der mächtige Erzbischof sich nur so bezeichnet, erklärt der Bescheidenheitsstil.

Der Kompilator oder Abschreiber jener Kanones setzte das Gedicht hierher, weil er als ihren Urheber aus der Vorrede Theodor kannte, doch vielleicht nicht[5] um es als Widmung gerade mit diesen zu verbinden; vielleicht gehörte es vielmehr zu einer Urgestalt der Kanones. [Kein Grund erhellt zur Annahme etwa einer fast zeitgenössischen Fälschung oder eines zweiten Theodor, eines unbekannten Schreibers, in derselben Zeit und Gegend wie der Erzbischof.]

Also benutzte der von Rom gesandte Grieche trotz lateinischer Sprache den germanischen Zug der Dichtungsform[6] des Volkes, das er kirchlich beherrschte.

Berlin. F. Liebermann.

Liebeslied zum Tanz um 800.

Mit Unrecht[7] dem Angelsachsen Willibrord († a. 731), den der Papst 695 *Clemens* nannte, wird seit Kunstmann (*Latein. Poenitent. der Agsa.* 44. 176 f.), freilich nicht ohne Anzweiflung beigelegt eine *Iudicium Clementis* betitelte

[1] Alliteration findet sich im Latein 7.—9. Jhs. wie auch der Endreim der Zeilenpaare von je viermal einer Hebung vor einer Senkung z. B. in *Mon. Germ., Poetae Lat.* (letzterer bei Bonifaz I 18), aber nicht beides.

[2] So Schmitz, *Bußbücher* II (1898) 510.

[3] Ed. Haddan and Stubbs, *Councils and eccles. doc.* III (1871) 203[21].

[4] Alcvine besingt seinen Landsmann, den Friesenapostel Willibrord, *qui peregrina petens, Domini deductus amore*; ed. Dümmler, *Mon. Germ., Poetae Carol.* I (1881) 209.

[5] Wie jedoch Wasserschleben, *Bußordn. abendl. Kirche* 26, für möglich hält.

[6] Auch 'Aldhelms stabende und endreimende rhythmische Achtsilbler' setzt in Beziehung zur agsächs. Dichtung Imelmann, *Forsch. altengl. Poesie* [1920] 260.

[7] Vgl. *Zeits. Savigny St. Rechtsg., Kanon.* 1920, S. 292 ff.

Sammlung von Kanones, deren letzter denjenigen mit Kirchenbann bedroht, der an *festivitate ad ecclesiam veniens pallat foris aut saltat aut cantat orationes amatorias* (zuletzt bei Schmitz, *Bußbücher* II [1898] 356). Vielmehr aus altfranz. *baller* drang *ballare* ins Mittellatein, und dem Festlande gehört jene Sammlung laut Herkunft des Inhalts und Fundort der Handschriften, die bis ins 9. Jh. hinaufreichen. Nur für die Literatur des Frankenreichs darf man die Stelle verwerten.

Berlin. F. Liebermann.

Der Eigenname Arthur vor Galfrids Einfluß.

Eine Urkunde des Königsgerichts *a. Henr. II. 23, die Veneris post s. Joh. Bapt.* erwähnt einen Prozeßvertreter *Willelmum filium Arthuri.* Dieser muß mindestens 25 Jahre, also jener Arthur, sein Vater, spätestens um 1140 geboren gewesen sein. Die Partei, die Wilhelm vertritt, heißt Richard von *Bud(e)ketun*; es handelt sich um die Kirche zu *Budeketun*; der Gegner ist die Priorei Lewes in Sussex. Den Text druckt Selden *Hist. of tithes* p. 379 aus einer *Finalis concordia.*

Berlin. F. Liebermann.

Englische Urkunden nach 1066.

Daß unter dem Eroberer die angelsächsische Sprache nicht gleich völlig in der Kanzlei der Regierung unterdrückt wurde, ist bekannt. Erstaunen aber erregt, daß unter den weniger als 300 Urkunden von ihm, die H. W. C. Davis, *Regesta Will. Conquestoris et Will. Rufi* (Oxf. 1913) verzeichnet, fast ein Achtel englisch oder zwiesprachig lauten: n. 7. 9. 12—16. 18 f. 22. 25 f. 28. 31 ff. 38. 40 ff. 45. 47. 87. 93. 108 f. 111. 137. 187. 241. 265. 277. 333. Nur ein Angelsachse machte *Gefeheard* aus dem normannischen *Giffard* (23), wie schon Earle *Landcharters* 434 bemerkte. — Die Normannisierung wird erst kurz nach Lanfrancs Kommen auch hierin durchgeführt.

Berlin. F. Liebermann.

Englisches Zutrinken 1248.

Der Minorit Salimbene beobachtete auf seiner Reise durch Frankreich 1248, wie Franzosen und Engländer, mehr als seine italienischen Landsleute, den Wein liebten. Von den Engländern pflegte einer dem anderen einen ganzen Krug vorzutrinken mit den Worten *ge bi a vu,* worauf der andere ebenfalls einen ganzen leeren mußte. Er entschuldigt die Engländer, in deren Land wenig Wein wachse, mehr als die Franzosen. — Aus O. Holder-Egger in *Neues Archiv ält. Dt. Geschichtsk.* 38 (1913), 480.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Kreuzzugsepik Frankreichs und Englands.

C. W. David, *Robert Curthose* (Cambr. [Mass], Harvard Histor. stud. 25) untersucht die Quellen der Geschichte, Sage und Dichtung, die an die Taten Roberts von der Normandie 1097/9 anknüpfen. Dem Glasfenster in St. Denis, das diesen darstellte, braucht die *Chanson d'Antioche* nicht vorgelegen zu haben.

[So aus G. Paris, schon 1892 *Deutsche Zs. Gesch.-Wiss.* VII E 38.] David druckt neu das Walliser Gedicht, unter dem zwar *Rhobert tywysog Norddmanti ai cant* steht, das mir aber laut des Stils viel jünger als 1134 erscheint und als die Veranlassung der vom Sänger beklagten Gefangenschaft bejammert ein 'war of words': der Inhalt paßt also auf Roberts Schicksal nicht.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Spenser.

G. C. Williamson, *George [Clifford] Third Earl of Cumberland* 1558–1605 (Cambr. Univ. Press 1920, XX u. 334 p.), beschreibt aus ungedruckten Akten das vielbewegte Leben dieses Seefahrers und Entdeckers, Flottenkommandanten und Kaperers der spanischen *Madre de Dios,* des Staatsmannes und Schmeichlers der Elisabeth, dem Spenser Verse der *Faerie Queene* widmet.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Geschichte der Phonologie.

Lionardo da Vinci erklärte aus der feinen Zusammengesetztheit der Zungenmuskeln die Mannigfaltigkeit der Sprachlaute und überdachte die Phonetik im allgemeinen mit bis dahin unerhörter Aufmerksamkeit; und zwar kannte er Galens Lehre vom Kehlkopf nicht. So C. J. Holmes *Leonardo da Vinci* (British Acad., Proc. IX, 1920) p. 18, mit Proben aus den naturwissenschaftlichen Schriften.

Berlin. F. Liebermann.

Zur deutschen Beurteilung englischen Lebens 1770—1800

steuert einiges aus Briefen, auch ungedruckten, bei F. Frensdorff: '*Die Heimat Carolinens*' [der Frau des Shakespeare-Übersetzers Schlegel]. Der Göttinger Professor Michaelis und diese geistvolle Tochter nehmen lebhaften Anteil an Englands Literatur und dem Amerikanischen Kriege, trotz Göttingens Anglomanie nicht ohne Kritik gegen den Stolz und das Erziehungswesen der Briten; Nordamerikas Abfall wurde vorausgeahnt. *Zeitschr. des Hist. Vereins für Niedersachsen* 85 (1920), 32. 51 ff. 70.

Berlin. F. Liebermann.

Phonetische Umschrift in englischen Schulbüchern.

Fehler passieren jedem; aber wenn in Schulbüchern zu arge und viele Fehler einreißen, so fordert die Sache der Lehrer und der Lernenden, daß man an einem besonders auffälligen Beispiel eine Warnung aufstellt. Vor mir liegt ein Heft 132 B einer wohlbekannten großen Sammlung; es ist der Anhang zu einem vielgelesenen Büchlein, 'The counties of England by Charlotte M. Mason'. Der Name des deutschen Herausgebers steht breit auf dem Titelblatt und ist mit 'Prof. Dr.' geschmückt. Da möchte man für die phonetische Umschrift der Eigennamen, wie der Anhang sie bringt, doch leidliche Verläßlichkeit erwarten. Es begegnen aber auf einem Dutzend kleiner Seiten folgende Fehlangaben: 'æg'nəz für Agnes, lies [æ'gnis]; 'East An'glian Heights', l. [Ea'st Ànglian He'ights]; 'e'ilzbərə' f. Aylesbury, l. [e'ilzbəri]; 'bā'ənzlə' f. Barnsley, l. ['ba'ənzli]; 'bə̄'əklə' f. Berkeley, l. [ba'əkli] oder [bəə'kli]; 'bra'itən' f. Brighton, l. [bra'itn]; 'bə̄'ənlə' f. Burnley, l. [bəə'nli];

'ber'ə' f. Bury, l. [be'ri]; 'kæl'əs f. Calais, l. [kæ'lis]; 'kæn'təberə' f. Canterbury, l. [—ri]; 'tšel'sə' f. Chelsea, l. [tše'lsi] und so '—ə' statt [—i] noch in zahlreichen anderen Fällen; 'tšiv'iəts' f. Cheviots, l. wenigstens für gewöhnlich [tše'viəts]; 'kək'ət' f. Coquet, l. [kə'kit]; [iŋgl—' f. England, l. [i'ŋl—]; 'ī'vzhəm' f. Evesham, l. [i'vzəm], jedenfalls ohne h; 'ma'əlbəro' f. Marlborough, l. wenigstens für gewöhnlich [mə'əlbərə]; 'njūkā'sl' f. Newcastle, l. [njū'ka'sl]; ganz ähnlich 'njūhe'ivn', l. [njū'he'ivn]; njū'mākət' l. [njū'mā'kit]; 'njū'nhəm' f. Newnham, l. [njū'nəm]; 'nər'ədž' f. Norwich, l. [nə'rits]; 'pæl'əstain' f. Palestine, l. [pæ'li—]; 'fəlip'ə', l [fi—]; natürlich ist auch 'ə' statt [i] angesetzt in Raleigh, Ramsey, Southey und Wolsey. Ferner še'ikspīə' Quantität?; 'šo'urəm' f. Shoreham, l. [šə'rəm]; 'sas'əks' f. Sussex, l. [sa'siks]; ‚ə̄" in Swirral, l. [i']. Dazu kommen zahlreiche Wörter, deren Aussprache zweifelhaft sein kann, ohne daß dem Schüler irgendein Anhaltspunkt geboten wird. Wie soll der Arme erraten, daß der Tonvokal lang ist in Avon, Balliol, Cambridge, China, David, Egypt, Ely, Eton, Greta, Hastings, Jesus, Mary, Peter, Rydal, Stapleford, Tudor, Woburn, aber kurz in Arun, Chatham, Coniston, Covent, Devon, Harold, Paris, Robin, Severn, Witham u. a.? Es hat doch keinen Sinn, dem Schüler für einen Einzelautor ein Einzelverzeichnis von Namenaussprachen in die Hand zu geben, wenn dies so lückenhaft ist, anstatt eines der billigen Aussprachbücher (Tanger, Schröer) für englische Namen überhaupt. Wird ferner der gewöhnliche Schüler ohne Anweisung erraten, daß er *o* zu sprechen hat als [a] in Covent Garden und Monk Wearmouth, daß *t* stumm ist in Bristol, daß Albert als [æ'lbət] und Alfred als [æl'frid] zu sprechen sind und nicht mit einem [ō] oder [a'ə], wie in 'bald' oder in 'half'? Wie soll er ohne Hilfe herausfinden, daß *sh* in Penshurst nicht [š] lautet, sondern [s + h]? Wenn wir uns nicht die Wissenschaft erbarmen lassen, so doch den fleißigen Jungen, der da bei der Vorbereitung sitzt und, in berechtigte Zweifel geraten, durch Vergleiche und Analogien nach der richtigen Aussprache fahndet und bei der Verzwicktheit englischer Namenbehandlung trotzdem leicht fehlgreift, oft zu dauerndem Schaden für die halbe Klasse, die die Fehlaussprache übernimmt. Mit Absicht vermeide ich es, den Verleger oder den Herausgeber zu nennen; nicht um jemandem zu schaden, habe ich zur Feder gegriffen, sondern um dem Unterrichte zu nützen. Die beste Wissenschaft ist für die Schule gerade gut genug.

Berlin. A. Brandl.

Englischer Kriegsgrund. Ein Geständnis in Versen.

German Toys.

O, gather round, my children dear,
Good little girls and boys,
Will you your Christmas playtime cheer
With German toys?

How could you greet them with a smile,
When they were made for you
By hands that, using weapons vile,
Your fathers slew?

Let 'British toys!' your motto be,
Dear bairns, this Christmastide,

Remember 'twas on land and sea
From Hunnish goods your homes to free
Your fathers died.

Aus der Londoner Wochenschrift 'Referee', 28. Nov. 1920.

Zum englischen Studium.

Für die humanistische Bildung unserer Schulen, soweit sie sich vorherrschend mit den alten Sprachen beschäftigt, habe ich nur wenig Verständnis. Der praktische Nutzen für das Leben bleibt mir unklar. Als Mittel zum Zweck betrachtet, nehmen meiner Meinung nach die toten Sprachen im Lehrplan viel zu viel Zeit und Kraft in Anspruch, und als Sonderstudium gehören sie in spätere Lebensjahre. Ich wünschte, auf die Gefahr hin, für einen Böotier gehalten zu werden, daß in solchen Schulen auf Kosten von Latein und Griechisch die lebenden Sprachen, neuere Geschichte, Deutsch, Geographie und Turnen mehr in den Vordergrund gestellt würden. Muß denn das, was im dunklen Mittelalter das einzige war, an welches sich die Bildung anklammern konnte, wirklich auch noch in heutigen Tagen in erster Linie stehen? Haben wir uns nicht seitdem in harten Kämpfen und schwerer Arbeit eine eigene Geschichte, eine eigene Literatur und Kunst geschaffen? Bedürfen wir nicht, um im Weltverkehr unsere Stellung richtig einnehmen zu können, weit mehr der lebenden als der toten Sprachen?

Aus dem eben Gesagten soll keine Mißachtung des Altertums an sich herausklingen. Dessen Geschichte hat im Gegenteil von früher Jugend an auf mich eine große Anziehungskraft ausgeübt. Vornehmlich war es die der Römer, welche mich fesselte. Sie hatte für mich etwas Gewaltiges, fast Dämonisches, ein Eindruck, der mir in späteren Lebensjahren bei dem Besuche Roms besonders lebhaft vor Augen trat und sich unter anderem darin äußerte, daß mich dort die Denkmäler der alten ewigen Stadt mehr anzogen als die Schöpfungen italienischer Renaissance.

Roms kluges Erkennen der Vorzüge und Mängel völkischer Eigentümlichkeiten, seine rücksichtslose Selbstsucht, die im eigenen Interesse kein Mittel Freund und Feind gegenüber verschmähte, seine geschickt aufgemachte tugendhafte Entrüstung, wenn die Feinde einmal mit Gleichem vergalten, sein Ausspielen aller Leidenschaften und Schwächen innerhalb der feindlichen Völker, wie es in so kluger Weise ganz besonders den germanischen Stämmen gegenüber angewendet wurde und hier mehr nutzte als Waffengebrauch, fand nach meinen späteren Erfahrungen sein Spiegelbild und seine Vervollkommnung in der britischen Staatsweisheit, der es gelang, all diese Seiten diplomatischer Kunst bis zur höchsten Verfeinerung und Welttäuschung auszubauen.

Feldm. v. Hindenburg.

('Aus meinem Leben' S. 9—10; Leipzig, Hirzel, 1920.)

Zur *Bibliographie des Voyages en Espagne.*[1]

IV.

1678. A. Ebert. Zu F.-D. Nr. 112 B: Die Reisebeschreibung umfaßt nicht die neun Orte Barcelona, Granada, Madrid, Malaga, Alicante, Cartagena, Zara-

[1] Vgl. *Archiv* Bd. 133 S. 413, Bd. 134 S. 143 und Bd. 135 S. 175.

goza, Salamanca, Valladolid; Ebert kam vielmehr nur zu Schiff bis Barcelona und kehrte von dort aus über Perpignan nach Frankreich zurück. Da er, wie er S. 274 selbst erwähnt, die Reise im Alter von 22 Jahren machte und (nach Jöcher, *Gelehrtenlexikon* II, 264) im Jahre 1656 geboren war, muß dieselbe in das Jahr 1678 fallen. Nach Jöcher brachte er von dieser Reise *verschiedene in hoher Schreibart abgefaßte spanische und französische Bücher mit zurück, die er übersetzen wollte, zum Theil auch übersetzet und der kgl. Bibliothek zu Berlin viel große Bände geschenket hat, darein er gedachte Übersetzungen geschrieben.* Gedruckt scheint davon auf jeden Fall nur ein lateinischer Exzerpt aus Sandoval und Cabrera de Córdoba zu sein, der 1715 zu Mailand unter dem Titel *Historia captivitatis Francisci I. necnon vita Caroli V Imperatoris in monasterio etc.* erschien.

1689—93. Sparwenfeldt. F 1, S. 194 und F 2, S. 602 bedürfen erheblicher Ergänzung. Der am 17. Juli 1655 geborene und am 2. Juni 1727 gestorbene schwedische Diplomat, Sprachforscher und Bibliophile Johann Gabriel Sparwenfeldt war zu Beginn des Jahres 1689 von König Karl XI. auf eine Forschungsreise nach Denkmälern und Dokumenten gotischer Herkunft geschickt worden. Sie sollte er in möglichst reicher Ausbeute, wenn nicht im Original, so doch in Abschriften mit nach Hause bringen. Hierher gehört nun, was er dabei in Spanien sah und darüber berichtete. Über Bordeaux und Bayonne kommend, betrat er im Spätherbst 1689 in San Sebastian spanischen Boden und reiste zunächst über Vitoria und Burgos nach Madrid. Nach Überreichung seiner Empfehlungs- und Beglaubigungsschreiben bei Hofe erhielt er zwei amtliche Geleitspersonen zugewiesen, damit er zu allen Archiven und Bibliotheken ungehindert Zutritt habe. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Toledo, wo er sich der besonderen Unterstützung durch den Kardinal-Erzbischof Porto Carrero erfreute, ging er nach dem Escorial und von hier nach den Archiven von Simancas. Am 4. Mai 1689 durfte er in Valladolid der Hochzeit des Königs anwohnen und lernte bei dieser Gelegenheit den Prunk spanischer Sitten und Gebräuche von einer ganz besonderen Seite kennen. Nach Madrid zurückgekehrt, gelang es ihm, aus der Bibliothek des ehemaligen Vizekönigs von Neapel, Marqués del Carpio, die dem Verkauf unterstellt wurde, zahlreiche Bücher und Handschriften zu erstehen. Von Madrid aus führte ihn sein Weg nach Alcalá de Henares und Zaragoza. In der letzteren Stadt wurde er auch mit Diego José Dormer, dem aragonesischen Archivdirektor und Hofhistoriographen, bekannt und erwarb aus der berühmten Lastanosa-Bibliothek verschiedene Drucke und Codices. Nach einem längeren Aufenthalt in Rom, wohin er sich über Barcelona, Südfrankreich und Oberitalien begeben hatte, kehrte er 1693 wieder nach Madrid zurück, das er im August desselben Jahres endgültig verließ. Am 20. Mai 1694 traf er wieder in Stockholm ein und durfte dem König in dessen Sommerresidenz in Kungsor ausführlich über seine Reisen berichten. Am 5. April 1697 zerstörte ein Brand das königl. Schloß der schwedischen Hauptstadt, wobei die sämtlichen von Sparwenfeldt auf seinen Reisen für den König gesammelten Dokumente zugrunde gingen. Vermutlich verbrannte dabei auch des Gelehrten ausführliches Tagebuch seiner Spanienreise, von dem öfters in seinen Briefen die Rede ist. Einigermaßen Ersatz für das Verlorene bietet lediglich ein ausführlicher Bericht Sparwenfeldts an den König, datiert Madrid, 8. März 1690, in schwedischer Sprache abgefaßt und nach dem handschriftlichen Original gedruckt in der Sparwenfeldt-Biographie von J. H. Schrö-

der[1]. Sparwenfeldts Name ist auch eng verknüpft mit der Geschichte der öffentlichen Bibliotheken in Stockholm und Upsala, denen er bedeutende Schenkungen an alten (insbesondere spanischen) Büchern und Handschriften machte. In der Gelehrtengeschichte des beginnenden 18. Jahrhunderts ist sein Name von internationaler Bedeutung, und es wäre eine lohnende Aufgabe, die Gesamtheit seines Wirkens zu einem literarischen Porträt zusammenzufassen. An Quellenmaterial käme hierfür außer den bereits genannten Werken noch folgendes in Betracht: G. Peringer Liljeblad, *Ecloga sive catalogus librorum etc. quibus R. Bibliothecam Stockholmensem adauxit J. G. Sparwenfeldt. Stockholm 1706. Catalogus Centuriae librorum etc. qua bibl. Acad. Upsal. auxit etc. J. G. Sparwenfeldt. Upsala 1706. Acta literaria Sueciae 1722*, S. 271. G. Wallin, *Parentalia in Obitum J. G. Sparwenfeldii. Stockholm 1730.* Olav O. Celsius, *Bibl. Upsal. Historia. Upsala 1745. Anonymi in Bibl. Ups. Hist. Stricturae. Upsala 1746.* Arckenholtz, *Mémoires concernant Christine reine de Suède,* Bd. I, Amsterdam 1751, S. 337. Lidén, *Repertorium Benzelianum, Stockholm 1791.* J. G. Sandberg, *Galerie des Savants et des artistes célèbres en Suède. Stockholm 1842.* Mit einem vorzüglichen Bildnis Sparwenfeldts. H. Wieselgren, *Leibniz bref till Sparwenfeldt. Stockholm 1883.* E. Bodemann, *Briefwechsel des G. W. Leibniz. Hannover 1889.* S. 295—301 Beschreibung der Korrespondenz zwischen Sparwenfeldt und Leibniz. P. Högberg, *Manuscrits espagnols dans les bibliothèques suédoises,* in *Revue Hispanique* Bd. 36 (1916) S. 377—474.

1693. In diesem Jahre sandte Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern aus Anlaß der Geburt eines Prinzen den Charles Louis Antoine de Chimay in einer Sondermission an König Karl von Spanien. Zwei ausführliche Berichte in Briefform über diese Reise befinden sich handschriftlich im bayerischen Staatsarchiv und wurden als *contenant sur la cour de Madrid certains détails qui ne laissent pas d'être curieux,* von Gachard in seiner Broschüre *Visite aux archives et à la bibliothèque royale de Munich,* Brüssel 1864, S. 45 ff. veröffentlicht.

1708. *Relation von Ihrer Catholischen Majestät / Elisabetha Christina / Königin in Spanien / Abfahrt von Genua / und Anlandung zu Matara / wie auch von Dero Einzug in Barcellona. Anno 1708.* 4 Bl. in -4⁰. Ohne Angabe von Ort und Drucker. Unsicher, ob Originalbericht oder Übersetzung. Folgende Stellen sind daraus von besonderem Interesse: *Den 25. dito*[2], *als am Tag des hl. Apostels Jacobi / des Königreichs Spaniens großen Schutzpatrons / sahe man früh die Catalonische Küste / und um Mittag Zeit kame man nächst Mataro an / einer drei Meil von Barcellona gelegenen Stadt ... Allda beschahe der Einzug nachfolgender Gestalten: Erstlichen wurden drei Riesenbildnussen von einigen darunter verdeckten Leuten vorgetragen; sodann Zweytens / vieles Volck / und nachdeme Drittens / Ihrer Majestät / der Königin / Bediente zu Fuß folgten; nächst diesen ließen sich / Vierdtens / der gemeinen Stadt Pfeifer und Posaunisten hören; dann kamen Fünfftens / die Königl. Kammer-Herren / sammt denen Königlichen Edelknaben / alle zu Fuß; sofort waren zu sehen /*

[1] *Itinera et labores Joh. Gabriel Sparwenfeldii celebris antiquitatum gothicarum investigatoris ex autographis illustrata a Mag. Joh. Henr. Schröder.* Das Ganze in *Sylloge Selectiorum Dissertationum ab anno 1830 in Academia Upsaliensi editarum. Fasciculus 1. Upsaliae 1830.* 4⁰. Der Bericht steht auf S. 14—22.

[2] Gemeint ist der 25. Juli 1708.

Sechstens etliche paar kleiner Mägdlein / die in Silbertock schön gekleidet / und mit ihren fliegenden zuruck gebundenen Haaren artlich gezieret gewesen. Siebendens / Ihro Majestät / die Königin / in einem Tragsessel, über welchen ein mit Gold und Silber gestückter Himmel gewesen / den der Herr Burgermeister / in langer rother Kleidung / mit einem klein gefältleten Krösel um den Hals / sammt andern auf eben diese Art gekleideten Raths-Herren / getragen; zur Lincken des Sessels gienge der Herr Graf von Cordona / als Obrist-Hofmeister. Achtens folgte Ihro Catholischen Majestät / des Königs / Leibwagen / mit 6 Pferden / und drey andere Hof-Wägen; darinnen das Königliche Frauenzimmer gesessen; die Cammer-Dienerinnen / sammt anderen Frauen / musten zu Fuß von dem Ufer deß Meers biß ins Königl. Quartier gehen; weilen in solcher Zeit nicht genugsame Wägen und anderes von Barcellona hatte können beygebracht werden. Letztlichen machte diesen Einzug so viel ansehnlicher indeme selben die Burgerschafft mit ihrem Gewehr zu beeden Seithen begleitet. ... Den 1. Augusti. nach verrichteter Andacht / und genossenem Mittagmahl erhuben sich Ihro Majestät die Königin / gegen Barcellona / vor welcher Hauptstadt eine Viertl-Meilwegs selbe von Ihro Catholischen Majestät bey einem köstlichen Zelt / so von Ihro Portugesischen Majestät verehret worden / in Beyseyn und Bedienung aller Stände deß Lands und der Stadt / denen Ihro Majestät auch wiederum Audientz ertheilet / auf das bündlichste empfangen / unterdessen auch von denen Stadt-Mauren die Stücke gelöset worden. Gegen 6 Uhr wurde der Königliche Einzug angefangen. Voraus kamen die Doctores von der hiesigen Universität auf Maulthieren geritten / in ihren kleinen Doctor-Mäntlen / von grüner / blauer / gelber und weißer Farb / hatten vor sich Schallmeyen und zwey Paar Paucken; die Paucker saßen auf denen Maulthieren zur Seiten / wie die Weiber zu Pferd sitzen / und schluge jeder nur auf eine Paucken. Nach einer langen Zeit hernach kame zu Pferd die Königliche rothe mit Silber verbrahmte Leib-Wacht / vor dero die Paucken und Trompeten schalleten / hernach die Stadt- und Landschafts-Trompeter mit ihren Paucken / auf hieroben beschriebene Art; nach diesen folgten unterschiedliche Edelleuthe zu Pferde / hierauf die Landstände und das Braccio Ecclesiastico, Politico Militare auf wohl mundirten Pferden / in Begleitung ihrer Bedienten / so theils in rothen theils grünen Kleidern zu Fuß erschienen / und große silberne Scepter getragen; nach diesem kamen viel vornehme Cavalliers mit prächtigen Kleidungen / und wohlgezierten Pferden / hernach die Königliche Trompeter und Paucker / sofort die Königliche Edelknaben zu Pferde / und dann Ihro Fürstliche Gnaden von Liechtenstein / als Herr Obrist Hofmeister / und andere Grandes / wie auch Kammerherren / sodann folgten die Cammer-Laggeyen / Heyducken / Trabanten in gelber reich mit Silber gezierten Liverey / womit andere Königliche Bediente und die Hartschirer auch gepranget; nach diesem ritten Ihro Catholische Majestät in kostbahrster Kleidung / so mit Silber durchaus gestückt / unter einem mit Gold gestückten Himmel von den hiesigen Rathsherrn getragen / das Pferd wurde von denen verordneten Rathsherrn an einer roth-seidenen langen Schnur beederseits geführet / und andere fünff Verordnete / so in langen rothen Röcken gangen / hatten vor der Brust die Königliche große Wappen mit Gold gestückt; auf Ihro Catholische Majestät folgeten gleich Ihro Majestät die Königin / sitzend in einem künstlich-geschnitzten und von außen vergoldten / von innen aber mit Gold reichlich gestückten Wagen / der von 8 weiß-röthlichten Neapolitanischen Pferden gezogen worden / ruckwerts saßen

bey Ihro Majestät Dero Obrist-Hofmeisterin / die Frau Gräfin von Oettingen / und nach dem Wagen ritte der Herr Graf von Cordona / Königlicher Obrist-Hofmeister / dann machten den Schluß die Königliche Hartschirer mit Paucken und Trompeten / und 6 Hof-Wägen / jeder mit 6 Pferden bespannet / darinnen das Königliche Frauenzimmer geführet wurde / Beederseits Gassen / durch welche der Einzug geschahe / waren mit schönen Tapezereyen behenget / und stunden daselbsten 4000 gewaffnete Bürger / jede Compagnie in gleichfärbigen Kleidern / alles Volck rüffe unablässig: Es lebe der König und Die Königin! Auch wurden Die Stück immer um die Stadt gelöset / die Freude war dessentwegen noch vermehret worden / weil eben diesen Tag die glückliche Zeitung von dem von denen Alliirten über die Frantzosen den 11. Julii erhaltenen großen Sieg bey Oudenard in Flandern eingeloffen. ...

1799—1801. *Wilhelm von Humboldts Tagebücher, herausgegeben von Albert Leitzmann, 2. Band, Berlin 1918* (= Band 15 der *Gesammelten Schriften, herausgegeben von der preuß. Akademie der Wissenschaften*). Enthält S. 47—355: *Tagebuch der Reise nach Spanien 1799—1800.* S. 356—450: *Tagebuch der baskischen Reise 1801.* Besonderen Wert verleiht diesen Tagebüchern die Gewohnheit des Verfassers, alle bedeutenderen Persönlichkeiten des zeitgenössischen Spanien, mit denen er in Verkehr trat, nach den körperlichen und geistigen Eindrücken, die er von ihnen hatte, zu beschreiben. Der stattliche Band bildet eine willkommene Ergänzung zu Farinellis bekannter Humboldt-Studie.[1]

1819. H. West, *Skildring af de moerkroerdigste ham paa Rejser i Vestindien og Europa modte Begivenheder. Gedruckt in Nyerup's Magazin for Rejseiagttagelser, Kopenhagen 1820 ff.* Bd. 1, S. 128—187; Bd. 2, S. 1—99. Davon umfaßt der auf Spanien bezügliche Teil Bd. 2, S. 37—99.

Um 1835. Mariano José de Larra, *Impresiones de un viaje. Ultima ojeada sobre Extremadura. Despedida a la patria.* Zuerst gedruckt in *Revista española 1835*, Nr. 82 vom 22. Mai, dann abermals in Bd. 2, S. 47—52 der Sammlung *Fígaro, Colección de artículos publicados en varios periódicos de España por D. Mariano José de Lara, Valparaiso 1842.* Die Reise geht von Alanje bei Merida über Bardajoz nach der Grenze.

1841. Luis Usoz del Río, *Impresiones de un viaje por Inglaterra, Portugal y España 1841.* Handschriftlich im Besitze von Pío Baroja. Vgl. dessen *Horas solitarias*, Madrid 1918, S. 179/80: *El buen cuáquero se muestra a cada paso indignado con el abandono y la suciedad de los portugueses y de los españoles, y con la influencia de los frailes.* Usoz del Río war spanischer Protestant und lebte in London. Er ist der Herausgeber des zotenhaften

[1] Als Farinelli im Jahre 1898 seine ebenso umfangreiche wie gründliche Studie über *Guillaume de Humboldt et l'Espagne* veröffentlichte (*Revue hispanique* Bd. 5), geschah es unter bedauerndem Verzicht auf dessen ausführliche Tagebücher über seine Spanienreise, die damals noch als verloren galten. Gleich darauf stellte auch Leitzmann in einer Rezension des Werkes von Farinelli (*Euphorion* VI, 172) ausdrücklich fest, die Hauptquelle für Humboldts erste spanische Reise sei ihm (Farinelli) allerdings unzugänglich geblieben; das genaue Tagebuch habe sich in Humboldts Nachlaß unversehrt erhalten und werde von ihm (Leitzmann) zur Herausgabe vorbereitet. Wie stimmt nun das zu der Antwort, die Farinelli hierauf in *Revista de archivos, 3a epoca*, Bd. 6 (1902) S. 126, gibt? Aus ihr geht nämlich hervor, daß sich der letztere bei Abfassung seiner Studie vergeblich mit einer auf die Tagebücher bezüglichen Anfrage an Leitzmann gewendet hatte!

Cancionero de obras de burlas provocantes a risa, Valencia 1519, dessen Neudruck (London 1841) er nach dem einzig bekannten Exemplar des British Museum besorgte. Eine Variante seines Namens ist Luis de Usoz y Río.

München. Ludwig Pfandl.

Die Frau des Trobadors Gaucelm Faidit.

In der *vida* des Gaucelm Faidit (Chabaneau, Biogr., S. 36) und in einer Strophe des Elias d'Uisel (Carstens, Die Tenzonen der Uisels Nr. 16) wird Gaucelms Frau Guilhelma Monja eine *soudadeira* genannt. Diez, L. u. W.[2] 293, Raynouard, Lex. 5, 250, 8 und andere entnehmen diesen Stellen, daß Guilhelma eine 'öffentliche Dirne', eine *fille de joie* gewesen sei. Bestärkt wird Diez in seiner Auffassung noch durch die 6. Strophe des Spottgedichtes des Mönchs von Montaudon auf seine Kunstgenossen, in der es von Gaucelm Faidit heißt *que de drut s'es tornatz maritz de leis que* (*que·l*, mit *R*) *sol anar seguen* (Klein 1, 32). Nimmt man hier selbst *drut* im Sinne der Str. XV des in den 'Dichtungen der Trobadors' unter Nr. 4 edierten Liebesbriefes, so war Guilhelma schlimmsten Falles vor ihrer Verheiratung mit Gaucelm dessen Geliebte, aber ebensowenig wie manche Dame, die ihren Trobador 'erhört' hatte, eine feile Dirne. Indes ist die Satire des Mönchs, die auf nicht begründetem Argwohn oder absichtlichen Übertreibungen beruht, wie schon Philippson S. 70/1 seiner Ausgabe gegenüber Diez zeigt, keineswegs ernst zu nehmen, so daß jene Äußerung für Guilhelmas Beurteilung überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Nun gibt der *Donat proensal* 61b, 6 (Levy, Sw. 7, 778b) dem Worte *soudadeira*, dem Fem. von *soudadier*, die Bedeutung 'mulier accipiens solidum', 'Frau, die Lohn erhält', und auch BGr. 124, 2 (ed. Appel, BVent. S. 315), wo *soudadeira* von Daude de Pradas v. 17 u. 51 verwendet wird und v. 51 das Adj. *pro* bei sich hat, wird das Wort nicht in dem üblen Sinne Raynouards zu verstehen sein, sondern in dem allgemeinen des *Donat*. So geht für mich denn aus den beiden Stellen, an denen Guilhelma mit *soudadeira* bezeichnet wird, lediglich hervor, daß sie keine *domna*, keine Edeldame, war, sondern eine *joglaressa*, eine fahrende Sängerin, wie es deren viele gab.[1] Elias d'Uisel dürfte nämlich in seinem Abwehrgedicht, wo er den Dichter und seine Guilhelma ironisch ein 'treffliches Pärchen' und Gaucelm, der doch ein bedeutender Trobador war, verächtlich einen *joglar*, einen Spielmann, nennt, mit der Bezeichnung seiner Frau als *soudadeira* nichts anderes gemeint haben, als daß sie ein Spielweib sei. Die gewiß durch die Strophen des Elias und des Gaucelm selbst beeinflußte *vida*[2] teilt mit, daß Gaucelm sang *pieitz d'ome del mon* und daß Guilhelma an den Höfen seine Lieder vortrug, wofür natürlich auch sie 'Lohn' erhalten haben wird. Wenn da aber von der *soudadeira* weiter berichtet wird *Fort fo bella et ensenhada* und wenn auch ihre Heimat angegeben wird, so schließe ich aus diesen beiden Zusätzen, abweichend von Diez, daß der Biograph Guilhelma als eine '(sehr) gebildete' oder gar 'gesittete' Frau hinstellen wollte, die seiner Meinung nach verdiente, daß man auch von ihrem Geburtsort Näheres erfahre. Von Gau-

[1] Vgl. Alwin Schultz, Höf. Leben I, 573 und Keller, *Fadet joglar* S. 61, 14.

[2] Von der Korpulenz Gaucelms ist die Rede bei Carstens Nr. 13, v. 5 und 10 und Nr. 14, v. 6 ff.

celm als dem Manne einer Prostituierten hätte sich eine Maria de Ventadorn wohl kaum jahrelang huldigen lassen; im Gegenteil würde sie sich den Besuch eines solchen Paares sicherlich ein für allemal verbeten haben.

Nach alledem wird man fortan von Gaucelms Frau mit gutem Fuge nur sagen können, sie sei eine *femme à gages* gewesen, nicht aber eine *femme qui faisait payer ses faveurs.*

Berlin. Adolf Kolsen.

Prov. *perezeza.*

Levy, S.-W. VI, 243 bemerkt unter 'pereza': 'auch statt des von R. IV, 538 n. 8 angeführten *perezeza* (V. et Vert; ich kann die Stelle nicht nachprüfen) ist doch wohl sicher *pereza* einzusetzen'. Dabei hat er übersehen, daß diese Wortform mehrfach im 'Breviari d'amor' begegnet, ohne daß freilich Azaïs sie im Glossar dazu aufführt, nämlich V. 14042, 14046, 17050, 17063, 17079, 18671, 18702. Die Existenz von *perezeza* ist mithin keinen Augenblick zweifelhaft. Wie erklärt sich das Wort? Da von *pereza* < *pigritia* naturgemäß keine Weiterbildung mit *-eza* stattgefunden haben kann, so muß eine Analogieschöpfung vorliegen, und zwar werden deren Ausgangspunkt solche Substantiva gewesen sein, die von lat. Adjektiven auf *-idus* hergeleitet sind, wie *cobezeza* < *cupiditia, *tebezeza* < *tepiditia, *regezeza* (belegt *regeeza*) < **rigiditia, orrezeza* < **horriditia,* Bildungen, bei denen sich ja die Erhaltung des nachnebentonigen Vokals durch das Danebenstehen der Adjektivformen *tebe, -eza* usw. erklärt. Besonders dürfte *cobezeza* im Spiel sein, das sehr viel häufiger vorkommt, als es nach den zwei im Lex. rom. gebotenen Belegen scheinen könnte, so z. B. noch Marcabru XII bis, 18, B. de Born[1] 31, 38, D. de Pradas, 4 card. virt. V. 767, 784 (*cobedeza*), At de Mons II, 1012, Appel, Chr. 112, 64 u. 116, und von dem noch ein Adjektiv *cobezezos* (*cobedezos*) gewonnen ist (Levy, S.-W. I, 269); letzteres fehlt mit verschiedenen anderen in der Liste der Adjektiva auf *-os* bei Adams, Word-formation S. 324.

Außer *perezeza* haben wir noch ein auf gleicher Linie stehendes Wort, *peguezeza,* das Levy, S.-W. VI, 117 zu ängstlich mit einem Fragezeichen versieht. Es ist offenbar ebenso auf analogischem Wege neben *pegueza* erwachsen wie *perezeza* neben *pereza.*

Jena. O. Schultz-Gora.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 13. Januar 1920.

Herr Ludwig spricht über den *Zufall in der erzählenden Dichtung.* Da das menschliche Leben in weitem Umfange von dem Zufall (der Kreuzung zweier oder mehrerer Ursachenketten) bestimmt ist, so hat der Zufall auch in der erzählenden Dichtung als einer Abspiegelung des Lebens seinen Platz. Während freilich das Leben ganz gleichgültige, weil folgenlose Zufälle kennt, wird die Dichtung nur den irgendwie bedeutsamen Zufall verwenden. Die Frage ist nun, an welcher Stelle des Handlungsverlaufs und in welchem Umfange der Zufall vom Dichter nutzbar gemacht wird; unter diesem Gesichtspunkte mustert der Vortragende die verschiedenen Formen der Epik von Homer bis auf unsere Tage. Der Vortrag erscheint im *Literarischen Echo.*

Der Vorsitzende gibt ein Bild von dem Leben und Wirken des Geh. Studienrats Prof. Dr. Wilh. Mangold, der am 14. Dezember verstarb. Mangold, am 16. Dezember 1848 zu Darmstadt geboren, war der Sohn des dortigen Musikdirektors, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, nachdem er mehrere Jahre auf einer Privatschule und dem Schmitz-Ristert-Sellschen Institut vorbereitet worden war, und bestand im Herbst 1866 die Reifeprüfung. Die nächsten beiden Jahre widmete er sich dem Studium der Musik, da er vom Vater die Begabung dafür geerbt hatte und eine herrliche Stimme besaß, verzichtete aber auf die Künstlerlaufbahn und bezog 1868 die Universität Gießen. Unter Lemcke studierte er neuere Sprachen und wurde durch Oncken für die Geschichte Friedrichs des Großen begeistert. Den Krieg 1870/71 machte er als Leutnant in der hessischen Division mit und war in den Schlachten bei Metz tätig. Im November 1872 bestand er die Staatsprüfung als Akzessist des höheren Lehramts und promovierte im Dezember desselben Jahres. Nachdem er ein Jahr lang Hauslehrer in London gewesen war, legte er Ostern 1874/75 sein Probejahr am Sophien-Realgymnasium in Berlin ab, war ein Jahr Hilfslehrer an derselben Anstalt und kam 1876 an das Askanische Gymnasium, an dem er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand Michaelis 1909 Französisch, Englisch, Deutsch, Geschichte und Erdkunde unterrichtete. Gleichzeitig war er an zwei Privatschulen für Mädchen tätig. 1888 wurde ihm die Leitung des Englischen Seminars für Oberlehrer übertragen, die er bis 1909 behielt. 1889 trat er von neuem in die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen ein, der er von 1874 an einige Jahre hindurch angehört hatte, wurde 1904 zum zweiten Vorsitzenden erwählt und ihm, als Tobler 1906 den Vorsitz niederlegte, als dessen berufenstem Nachfolger, das Amt des ersten Vorsitzenden übertragen. Als solcher leitete er die Feier des goldenen Jubiläums der Gesellschaft, legte aber aus Gesundheitsrücksichten 1908 den Vorsitz nieder.

Der Vortragende wendet sich dann den wissenschaftlichen Arbeiten Mangolds zu, von denen außer zahllosen Besprechungen englischer und französischer Schulbücher 56 Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften oder als selbständige Schriften veröffentlicht sind. Er macht auf die Verdienste seiner Grammatik der französischen Sprache sowie der Schriften über Molière und der Ausgaben von Stücken dieses Dichters aufmerksam und wendet sich dann den späteren Arbeiten über Friedrich den Großen und Voltaire zu. Er erinnert besonders an den letzten, im November 1916 in der Gesellschaft gehaltenen Vortrag: Aus Friedrichs d. Gr. Heldendichtung, der die Ge-

dichte der Jahre 1757/60 behandelte und zu vielen Parallelen zu dem damaligen Weltkriege Anlaß gab. Er spricht sein Bedauern aus, daß das im Sommer 1914 vollendete Hauptwerk des Verstorbenen: Friedrich d. Gr. in seinen Dichtungen, noch nicht gedruckt vorliegt. Der Zusammenbruch des Vaterlandes und der Verlust seiner beiden jüngsten Söhne haben den Tod des liebenswürdigen Mannes beschleunigt.

Die Anwesenden erheben sich zu seinem Gedächtnis.

Herr Wolff unterzieht den Rechtsstreit in Shakespeares Kaufmann von Venedig einer juristischen Untersuchung; der Vortrag erscheint in *Westermanns Monatsheften* (März 1921).

Herr Spies gibt einen Beitrag zu dem Vortrage.

Sitzung vom 27. Januar 1920.

Herr Wagner beginnt seinen Vortrag über *Die spanische Ependichtung im Lichte der neuesten Forschung.*

Herr Brandl verliest die von ihm und Herrn Fuchs aufgestellten *Leitsätze zur Neuregelung des neusprachlichen Unterrichts.* Nach lebhafter Debatte, in der die Herren Splettstößer und Theel einige Wünsche vorbringen und an der sich die Herren Kuttner, Ludwig, Brandl, Fuchs und Woltmann beteiligen, werden die Leitsätze mit gewissen Abänderungen angenommen.

Thesen zum neusprachlichen Unterricht:

1. Ist eine Stärkung des deutschen Unterrichts erwünscht a) vom allgemeinen Standpunkt, b) vom Standpunkt des neusprachlichen Unterrichts?

Die Stundenzahl des Deutschen soll jedenfalls nicht auf Kosten der neusprachlichen vermehrt werden; denn jede neusprachliche Stunde dient von selbst dem Deutschen; im Gegensatz zur fremden Sprache und Literatur wird sich der Schüler am besten der heimischen bewußt.

2. Welche neueren Sprachen sind in den deutschen Schulen zu lehren, und welche kommen für die einzelnen Schulen in Betracht?

Französisch und Englisch als wichtigste Kultursprachen sind heutzutage für jeden Gebildeten, daher für jede höhere Schule unentbehrlich. Gegenüber der Behauptung, eine höhere Schule könne nicht vier Sprachen sachgerecht lehren, sei auf die Gymnasien der Provinz Hannover und der Hansastädte hingewiesen, die seit vielen Jahrzehnten dies mit unbestrittenem Erfolge leisten. Abzulehnen ist das sogenannte deutsche Gymnasium, das sich mit einer einzigen Sprache begnügen will; es wäre ein Rückschritt zu einer überwundenen Enge des Gesichtskreises und könnte bei den heutigen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnissen gerade unser Volk schwer schädigen. Vielmehr ist dafür zu sorgen, daß an unseren höheren Schulen noch andere Sprachen (Russisch, Polnisch, Spanisch, Italienisch, Dänisch) als Freifächer dargeboten werden, besonders wo ein Lokalbedürfnis vorliegt.

3. In welchem Schuljahre soll der Unterricht in der ersten Fremdsprache beginnen (unter besonderer Berücksichtigung der Einheitsschulfrage)?

Bereits im ersten Jahre nach der Grundschule, die wir mit drei oder vier Jahren annehmen, sollte die erste Fremdsprache einsetzen, weil sich erfahrungsmäßig die Schüler um so leichter und besser auf das Verstehen und Sprechen eines fremden Idioms einstellen, je früher sie damit bekannt gemacht werden.

4. In welcher Reihenfolge sind die neueren Sprachen in den Lehrplan einzusetzen?

Die neusprachlichen Lehrer selbst möchten über eine Bevorzugung der einen oder anderen ihrer Berufssprachen nicht entscheiden, um desto einträchtiglicher den ihnen gestellten Aufgaben nachzukommen. Sie wünschen aber aus pädagogischen und historischen Gründen, daß mit den bisherigen Einrichtungen auf keinen Fall etwa schroff gebrochen werde.

5. Welches soll das Ziel des neusprachlichen Unterrichts sein a) innerhalb des Faches, b) im Rahmen das gesamten Unterrichts?

a) Ziel des Unterrichts ist Einführung in den fremden Kulturkreis. Dazu ist zunächst erforderlich, die lebende Sprache auf wissenschaftlicher Grundlage so zu lehren, daß mündliche Rede verstanden und Bücher fließend gelesen werden können; hiezu möge der Lehrer die fremde Sprache nach Möglichkeit anwenden. Dann ist aber auch im weiteren Umfang notwendig eine Orientierung in Literatur, Geschichte und dem geistigen Leben des betreffenden Landes überhaupt, in Einrichtungen, Sitten, Geographie, Wirtschaft, kurz in den sog. Realien. Durch solche Rücksichtnahme auf die Kulturdinge soll sich eben der staatliche Unterricht an unseren höheren Schulen volkserziehlich abheben von irgendeinem privaten Sprachendrill. In den Mittelpunkt des Unterrichts hat dabei in den mittleren und oberen Klassen die Lektüre zu rücken, die möglichst vielseitig gewählt und als Ausgangspunkt für den mannigfachen Unterricht in den Realien genützt werden sollte. Die Heranziehung der Sprechmaschine sowie die Vorführung von Filmbildern zur Veranschaulichung fremdländischer Dinge ist wünschenswert.

b) Im Rahmen des gesamten Unterrichts teilt sich der neusprachliche Unterricht mit dem in den alten Sprachen in die Aufgabe der sprachlichlogischen Schulung und der sittlich-ästhetischen Bildung, hat auch in hohem Maße durch die Vergleichung mit dem Fremden das Verständnis für die eigene Kulturentwicklung und den eigenen Volkscharakter zu fördern. Überdies bringt er jedoch eine zur Erweiterung des Gesichtskreises durchaus notwendige Ergänzung der geschichtlichen und geographischen Kenntnisse von den europäischen Staaten und den überseeischen Siedlungen. Auch erfährt die Stoff- und Stilgeschichte für so wichtige Begriffe wie Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus, Romantik, Realismus usw. durch typische Vertreter, wie Shakespeare, Molière, Racine, Rousseau, Walter Scott, Byron, Dickens, Victor Hugo und andere die hellste Beleuchtung. Auf solche Weise sind der Jugend Grundkenntnisse und Aufmerksamkeit beizubringen für unsere Nachbarvölker und für die überseeische Welt, unter Vermeidung von Ausländerei und zur Anbahnung eines besseren Urteils über uns selber.

Angenommen in der Sitzung der Herrigschen Gesellschaft am 27. Januar 1920.

Sitzung vom 10. Februar 1920.

Herr Gade spricht über den roten Faden in der Geschichte der englischen Welt- und Lebensanschauung.

Auf einen Einwand von seiten Herrn Aronsteins, daß neben den genannten auch noch andere Denker und Faktoren für die Bildung der englischen Weltanschauung von Bedeutung gewesen sind, weist der Vortragende auf den noch ausstehenden zweiten Teil seiner Ausführungen hin.

Herr Wagner setzt seinen Vortrag fort.

Herr Oberlehrer Holland wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 24. Februar 1920.

Herr Wislicenus (als Gast) trägt über *Ein lange übersehenes Shakespeare- und Ben-Jonson-Bild als Dokument für den Londoner Stage Quarrel* vor.

Herr Oberlehrer Holland wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 9. März 1920.

Herr Gade beendet seinen Vortrag. Derselbe wird in zwei Teilen in der *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* und in den *Preuß. Jahrbüchern* erscheinen.

Die für den 23. März angesetzte Sitzung mußte infolge der Nachwirkungen des Generalstreiks ausfallen.

Sitzung vom 13. April 1920.

Herr Rosenberg sprach über Hippolyte Taine. Nachdem der Vortragende den Grundgedanken Taines auf Montesquieu und Hegel zurückgeführt hatte, ging er dazu über, darzulegen, wie in einzelnen Essays die Theorie in die Praxis umgesetzt wird. Beispiele zeigten, wie die hauptsächliche Kraft für alle Erscheinungen die Eigenart des Volksstammes oder des Individuums ist, und wie diese durch die Zeitverhältnisse oder die Umgebung gefördert wird. Die Kritik, die namentlich Guizot gegen die Starrheit der Formeln geäußert hat, zu der die Tainesche Methode führt, hat manches Berechtigte. Dagegen läßt sich der Vorwurf nicht aufrechterhalten, daß sein Determinismus zur Unmoral oder zur Gleichgültigkeit verleite. Was man aber auch gegen die Methode sagen möge, sie hat auch noch bis in unsere Generation einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Sollten wir uns indes auch einmal von ihr abwenden, so werden die Schriften Taines durch andere Vorzüge ihren Wert behalten. Der Vortragende sucht dies zu beweisen, indem er die Tiefe der Gedanken Taines hervorhebt, wenn dieser sich über das religiöse Gefühl und über die wissenschaftliche Begründung der Politik ausspricht, im Gegensatz zu der Rousseauschen Methode, die von dem abstrakten Menschen statt von dem wirklichen historischen Menschen ausgeht. Wie Taine gern die Wesenseigenschaften der Völker kontrastartig einander gegenüberstellt, so gelangt er auch auf diesem Wege in seinen literarischen Aufsätzen zu interessanten Urteilen und Vergleichen. Zuletzt wurde sein Verhältnis zur bildenden Kunst besprochen; aus Taines Werken über dieses Gebiet wird jeder Leser anregende historische Anschauungen allgemeiner Natur gewinnen, auch der psychologisch Interessierte wird reichlichen Nutzen herausziehen.

Herr Fuchs meint, daß Taine mit seiner Behauptung, sich sein Verständnis für Kunst erst erarbeitet zu haben, doch sein künstlerisches Empfinden unterschätzt habe, und führt dafür mehrere Beweise an.

Herr Splettstößer fragt nach den Beziehungen Taines zur deutschen Philosophie. Der Vortragende geht auf diesen Punkt noch einmal näher ein und erwähnt u. a., daß Taine sich ein ganzes Jahr ausschließlich mit Hegel beschäftigt habe.

Herr Tiktin bespricht die verschiedenen Benennungen des Mais im Rumänischen und weist nach, daß sie sämtlich von der Gestalt des Maiskolbens hergenommen sind. Der Vortrag wird in *Gröbers Zeitschrift* erscheinen.

Vom Vorstand des Allg. Deutschen Neuphilologen-Verbandes ist die Mitteilung zugegangen, daß angesichts der allgemeinen Lage im Reiche von der Pfingsttagung abgesehen werden muß.

Die Kassenprüfung hat stattgefunden. Dem Kassierer wird Entlastung erteilt.

Sitzung vom 27. April 1920.

Herr Aronstein sprach *zur Englischen Stilistik.* Der Vortrag wird in der *Zeitschrift für englischen und französischen Unterricht* erscheinen. In der Diskussion bestreitet Herr Herzfeld die angebliche Zerrüttung des Englischen durch nordische Einflüsse. Herr Otto weist auf die Vieldeutigkeit des Ausdrucks *Innere Sprachform* und wendet ein, daß das, was der Vortragende als Stilistik bezeichne, im höheren Sinne Grammatik sei. Herr Ludwig gibt ein Beispiel von der Verschiedenheit des englischen und deutschen Stils. Herr Kuttner findet den wesentlichsten Unterschied der Sprachen in ihrem musikalischen Aufbau. Der Vortragende vertritt gegenüber diesen Ausführungen die Berechtigung seiner Auffassung.

Herr Dr. Diercks wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 11. Mai 1920.

Herr Herzfeld sprach über *Brownings Paracelsus.* Er gab zunächst einen kurzen Überblick über die dichterische Behandlung der Faustsage vom 16. Jahrhundert bis zum Erscheinen des ersten Teils von Goethes Gedicht. Dieses wurde in England zunächst nicht günstig aufgenommen, es stieß auf Widerspruch und mangelndes Verständnis. Erst allmählich änderte sich dies, hauptsächlich durch Carlyles schriftstellerische Wirksamkeit. Leider waren die ersten Übersetzungen wenig befriedigend, was der Wirkung des Gedichtes Abbruch tun mußte. Nun fragt es sich: regte Goethes Faust zur Nachahmung an? Das erste Werk, das hier in Betracht kommt, war Brownings Paracelsus (1835). Der Vortragende gab dann eine kurze Lebensgeschichte des historischen Paracelsus, danach einen Überblick über den Inhalt von Brownings Werk. Es wurde die gänzlich undramatische Form sowie der Charakter des Helden besprochen, neben dem die wenigen Mitspieler kaum in Betracht kommen. Es wurden darauf kurz die Komposition des Gedichts, ausführlicher Brownings Stilsünden behandelt, die den Genuß seiner Dichtung beeinträchtigen. Schließlich wurde die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Goethes Faust und Paracelsus untersucht. Man kommt hier zu dem Resultat, daß beide Gestalten manche verwandten Züge aufweisen, daß aber im wesentlichen Browning sich unabhängig, ja gegensätzlich zu Goethe stellt, was vor allem aus ihrem Verhalten den religiösen Problemen gegenüber erhellt.

Sitzung vom 12. Oktober 1920.

Herr Spies sprach über *Probleme der englischen Sprache im Weltkrieg.* Der Weltkrieg hat weitaus tieferen Einfluß auf das Englische ausgeübt als alle früheren äußeren und inneren Kriege seit der Elisabethzeit, weil er mehr und verschiedensprachige Länder und Individuen in seinen Bereich zog, und weil er zugleich in eine Übergangszeit des volkswirtschaftlichen Systems und der Weltanschauung fiel. Der Vortragende betrachtete: 1. *Die Weltgeltung des Englischen* (Verhältnis des Englischen zum Keltischen im Vereinigten Königreich; Stellung des Englischen innerhalb des Empire; Bedeutung der Vereinigten Staaten; das Pidgin-English). — 2. *Dialekte und Hochenglisch* (Einflüsse von Schule und Kirche einerseits, der Industrialisierung, des Verkehrswesens und der militärischen Maßnahmen andererseits). — 3. *Wandel im Charakter des Hochenglischen.* Wortschatz und Stil sind am augenfälligsten betroffen und verraten einen steigenden Einfluß der Volkssprache, des Familiären und Vulgären. Die Ursachen liegen teils direkt in den Folgen des 'mechanischen' Zeitalters, teils indirekt in der ungeschminkteren Behandlung sozialer und allgemein-menschlicher Probleme auf der Bühne und im Roman gleichwie im Leben. Dazu tritt die verstärkte Einwirkung des 'Journalese' und, zum Teil durch dieses, zum Teil durch den Verbindungstext der Filmbilder verbreitet, der des englischen und amerikanischen Slang. Außerdem ist der Wortschatz durch Neubelebungen, Neubildungen, Neuschöpfungen, neue Bedeutungen sowie durch Lehnwörter nach verschiedenen Richtungen hin vorübergehend oder dauernd erweitert worden, so daß an wissenschaftliche und praktische Vorarbeiten für den Neuaufbau des englischen Wörterbuchs zu denken ist. — Gestreift wurde die *Spelling reform* (Hinzutreten des nationalistischen Moments) und *Aussprache der Eigennamen,* während Wortbildung, Namenforschung und Namengebung wegen vorgerückter Zeit nicht mehr erörtert wurden. — Der Vortrag wird in erweiterter Form im Druck erscheinen.

Durch freundliche Vermittlung von Herrn Geheimrat Brandl ist es der Gesellschaft ermöglicht worden, ihre Sitzungen in dem Hörsaal des Englischen Seminars abzuhalten.

Zur Aufnahme vorgeschlagen ist Herr Prof. Dr. Wechßler.

Sitzung vom 26. Oktober 1920.

Herr Kolsen spricht *zur provenzalischen Literaturgeschichte.* Von den bei Birch-Hirschfeld, Epische Stoffe S. 38 ff. zusammengestellten Anspielungen der Trobadors auf die *Tristansage* werden drei berichtigt und ergänzt. 1. Bei R. d'Aurenga, Gr. 389, 32, bezieht sich auch die 4. und 6. Strophe auf jene Sage, die 4. auf den Liebestrank und die 6. auf Isoldes Falschheit gegenüber Marke. Das Verlangen des Dichters in der 5. Str. nach einem Hemd, wie Tristan eins von Isolde bekam, wird, abweichend von B.-H. (S. 45[1]), dahin gedeutet, daß Raimbaut von seiner gleichfalls hochgeborenen Herrin ein kostbares Liebespfand oder gar die Erweisung der höchsten Gunst ersehnt (vgl. dazu A. Schultz, Höf. Leben 1, 604 u. 634). 2. In dem Partimen Gr. 366, 10, Str. 5 (MW. 2, 31) lautet Peirols Antwort, die bisher unverständlich war, nach *G* (S. 291) und *Q* (S. 21a): *Dalfi, vers es que·ill poizos, Que lor det beure Bragen La nuoit per deschausimen, Lo* (Tristan) *fetz angoissos.* Mithin war es nach Peirols Quelle Nacht, als die Zofe die (nun eher begreifliche) Unvorsichtigkeit beging. 3. Bei P. Cardenal, Gr. 335, 14 wird es heißen: *E Tristans q'anc no·i ris Q' amet Iseut la blonda.* Die Hs. *R* (MG. 1245) hat *noiris E amet.* Von einem anderen Tristan heißt es in Crestiens 'Erec' v. 1713 ebenfalls *Tristanz, qui onques ne rist* (s. Golther, Trist. u. Is. S. 216).

Sodann beschäftigt sich der Vortragende mit *Attributionsfragen.* Das Klagelied *Si tuit li dol* (Gr. 80, 41) gehört nicht Bertran de Born, sondern Raimon Vidal, der Planh *S'ieu anc chantei* (Gr. 10, 48) nicht Aim. de Pegulha, sondern Folquet de Romans; die Kanzone Gr. 406, 41 *Tal chansoneta farai* stammt, trotz des Schwankens von Bohs, *Abrils* S. 15, sicher von R. de Miraval (s. d. Schluß in den Hss. *A*, Nr. 113, *I*, MG. 635 und a^1, Nr. 59). Das Sirventes *Turc Malec* (Gr. 397, 1) rührt von R. de Durfort her; einen Trobador (n') Audoi (Gr. 36) gab es nicht, während in dem 2. Geleit von Gr. 447, 1, Hs. *H*, Nr. 132 mit *Naudoi* = (Ar)naudchen wohl der junge Arnaut Daniel gemeint ist. Die erste Strophe des Sirventeses Gr. 447, 1 hat Turc Malec gedichtet, das Übrige R. de Durfort. Erst nach dem Entstehen von R. de Durforts erstem Gedicht und Turc Malecs Strophe hat A. Daniel sein Sirventes *Pos en Raimons e·n Turcs Malecs* verfaßt, etwa im Jahre 1160 (s. dazu Canellos Ausg., S. 187), so daß er viel früher zu dichten begann, als man bisher annahm.

Die ausführliche Begründung seiner Attributionen gedenkt Herr Kolsen in einer Fachzeitschrift mitzuteilen.

Herr Fuchs berichtet über den 17. Deutschen Neuphilologentag, der vom 4.—6. Oktober in Halle stattfand. Er sprach zuerst über die Vorträge, von denen er besonders die von Schultz-Gora über die deutsche Romanistik in den letzten zwei Jahrzehnten und von Dibelius über Probleme der englischen Herrschaft in den Kolonien hervorhob, und ging dann näher auf die Referate ein, die von Max Förster-Leipzig, Voretzsch-Halle und Hanf-Halle über die neuphilologische Wissenschaft und den neusprachlichen Unterricht gehalten wurden, und auf die sich an sie anschließende Erörterung über die Leitsätze; diese wurden dann in der Form, in der sie angenommen wurden, mitgeteilt. Der nächste Neuphilologentag soll zu Pfingsten 1922 in Nürnberg abgehalten werden.

Herr Prof. Wechßler wird in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme vorgeschlagen wird Herr Studienrat Schade.

Sitzung vom 9. November 1920.

Herr Kuttner spricht über *Barbusse Clarté.* Der Vortrag wird in den *Neueren Sprachen* erscheinen.

Herr Fuchs fragt nach dem gegenwärtigen Stande der Clarté-Bewegung.

Soweit der Vortragende es hat feststellen können, verhält sich das auf der Hochflut des Chauvinismus schwimmende Frankreich dieser Bewegung gegenüber völlig ablehnend.

Herr Lommatzsch weist darauf hin, daß schon Victor Hugo die Schöpfung einer Weltrepublik unter Frankreichs Führung angeregt habe. Der Vortragende liest bezeichnende Stellen aus den *Chants du Crépuscule* und der Vorrede zu ihnen vor.

Auf Vorschlag von Herrn Kolsen wird der alte Vorstand wiedergewählt.

Herr Schade wird aufgenommen. Zur Aufnahme wird Herr Studienrat Krankemann vorgeschlagen.

Sitzung vom 23. November 1920.

Der Vorsitzende gedenkt in ehrenden Worten des verstorbenen Mitglieds Herrn Prof. Willy Spatz.

Herr Wolff spricht über *Gundolfs Goethe.* Der Vortrag wird in der *Internat. Monatsschrift* erscheinen.

Herr Morf wird einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Herr Ludwig wird ihm im Namen der Gesellschaft die Ernennung mit folgendem Schreiben mitteilen:

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Als die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen ihr goldenes Jubiläum beging, durfte sie unter ihren Ehrenmitgliedern mit Stolz Ihren Namen nennen: sie hatte sich selbst geehrt, als sie Namen und Person des Gelehrten, der in der vordersten Reihe der deutschen Romanisten stand, der ihr noch besonders als Mitherausgeber des von der Gesellschaft unterstützten Archivs verbunden war, in so auszeichnender Weise mit ihren Bestrebungen verknüpfte. Als unser Ehrenmitglied feierten Sie einst unser Jubelfest mit uns; in launiger Rede erinnerten Sie daran, in wie ferne Vergangenheit Ihre Beziehungen zum Archiv und dadurch zu uns zurückgingen; Sie sprachen den Wunsch aus, daß die Gesellschaft und Sie weiter zusammenarbeiten möchten am Gedeihen der gemeinsamen Zeitschrift; Sie hofften, daß auch die damals geknüpften persönlichen Beziehungen sich als dauernd erweisen, sich enger verschlingen möchten.

Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Als Nachfolger Toblers wurden Sie auf den Lehrstuhl der Romanistik an der Berliner Universität berufen; wir alle wissen, welche Ansprüche das Amt an Arbeitslust und Arbeitskraft seines Inhabers stellt; wir alle wissen, wie Sie die ganze Wucht Ihrer reichen Persönlichkeit darangesetzt haben, diese Aufgaben zu erfüllen. Dafür dankt Ihnen die Wissenschaft, deren Zierde Sie sind; wir aber danken Ihnen, daß Sie unter all den Lasten Ihres Berufes nicht uns vergessen haben und den Wunsch, den Sie einst bei fröhlicher Tafelrunde ausgesprochen haben.

Der Nachfolger Toblers hat auf seine Ehrenmitgliedschaft verzichtet, weil er als ordentliches Mitglied unter uns wirken, mit uns arbeiten und nach der Arbeit in geselligem Zusammensein Rede und Antwort tauschen wollte. Und was für Abende waren das, an denen Sie sprachen! Wir kannten Sie ja schon vorher aus Ihren Literaturgeschichten des 16. Jahrhunderts und der Romania, aus der Fülle Ihrer Aufsätze; wir wußten, daß Sie nicht nur der Geheimnisse der Sprache kundig, nicht nur ein emsiger Forscher auf gebahnten und ungebahnten Pfaden des romanischen Schrifttums, sondern auch ein Meister in der literarischen Form waren — an jenen Abenden gaben Sie uns noch mehr als die Früchte Ihres Wissens: Sie gaben uns den vollen Eindruck Ihrer Persönlichkeit. Worüber Sie auch reden mochten, war es nun die Geschichte der Plejade oder waren es die Schicksale des Tartüffe, handelte es sich um Gilliérons Sprachatlas oder um Kreolenfranzösisch, immer ließen Sie es uns spüren, daß die Wissenschaft Ihnen nicht ein Arbeitsfeld

war, das Sie mit einem anderen hätten vertauschen können, sondern daß Sie mit allen Wurzeln Ihres Seins in ihr hafteten, daß Sie Licht und Luft, persönlichstes Erlebnis für Sie war. Wir sehen Sie noch, wie Sie sitzend den Vortrag begannen, wie Sie, fortgerissen vom Stoff, aufsprangen und, Notizen und Manuskript beiseitelassend, uns gegenüberstanden und mit vollendetster Darstellung Ihres Gegenstandes uns sich selbst gaben.

So haben Sie uns Erlesenstes zu geistigem Genusse geboten, und derselbe Mann, der als Prophet seiner Wissenschaft unter uns stand, hatte nach beendigter Sitzung für jeden, der ihm nahte, ein freundliches Wort; er gewann unsere Herzen, wenn er bei einfachem Mahle unter uns saß, unseren Sommerausflug nie versäumte, ein Gesellschafter von fröhlicher Laune und doch zu ernsterem Gespräch stets bereit — mit Stolz denken wir daran, daß Sie in jenen Jahren, da Sie unter uns weilten, wirklich der Unsere waren.

Längst sind jene Tage den Strom hinab — heute, da wir ihrer in Wehmut gedenken, wollen wir aber nicht vergessen, daß Sie, solange Ihre Gesundheit es erlaubte, auch die trüben Zeiten mit uns geteilt haben, die Kriegesnot über ein in seinem Lande belagertes Volk brachte. In dunklen Tagen haben Sie an Ihrem Teile dazu mitgewirkt, daß die Civitas Dei der Wissenschaft erhalten bliebe in der großen Öffentlichkeit wie im engeren Kreise unserer Gesellschaft: Sie waren der Unsere gewesen in der Zeit stolzen Aufstiegs, Sie sind es geblieben in den Nöten der dunkelsten Jahre.

Mit Schmerz haben wir Sie scheiden sehen; unsere Wünsche haben Sie begleitet in die Heimat, in der Sie Genesung suchten. Wenn nun das enge Band gelöst ist, das Sie mit uns verknüpfte, so gestatten Sie uns, das frühere wieder an seine Stelle zu setzen. Unser ordentliches Mitglied sind Sie geblieben, aber in unserer Mitte werden Sie, den heute weite Entfernung von uns trennt, nicht mehr weilen, unsere Arbeiten unmittelbar nicht fördern können. Uns sind Sie aber mehr, als was Sie selbst sein wollen; nicht in Reih' und Glied sollen Sie uns stehen, sondern unter denen, die uns Vorbilder unserer Arbeit und unseres Strebens sind. So haben wir einstimmig beschlossen, Ihre alte Stellung zu erneuern, und bitten Sie, das Beste anzunehmen, was wir zu vergeben haben, die Würde eines Ehrenmitglieds. Möge Ihnen unser Beschluß ein Zeichen treuen Gedenkens, ein Beweis des Dankes sein für alles, was Sie uns als Forscher und Mensch gewesen sind; möge er das seine dazu beitragen, daß auch Sie sich freundlich erinnern an die Abende, die Sie in unserer Gesellschaft zubrachten.

Herr Brandl erzählt einiges aus der Geschichte und Werkstätte des Herrigschen Archivs:

Das Ringen rheinischer Realschulen nach humanistischer Bildung veranlaßte 1846 die Begründung des Archivs, dem zugleich das starke Hereinfluten westlicher Literatur in jener politisch bewegten Zeit zugute kam. Ludwig Herrig mit seiner anregenden Persönlichkeit verschaffte ihm, besonders seit seiner Übersiedlung nach Berlin, eine Menge interessanter Artikel; wenigstens die Themen waren oft fesselnd, wenn auch die Ausführung nicht immer auslangte. Dauernden Wert haben jene älteren Bände des Archivs noch heute insofern, als sie Abdrucke von Denkmälern enthalten; schon aus diesem Grunde wird die Schriftleitung des Archivs auch in Zukunft das Ausgabenwesen niemals vernachlässigen dürfen. Nach dem Hinscheiden Herrigs wurde Zupitza durch Waetzoldt in die Redaktion hereingeholt und änderte stark den Charakter der Zeitschrift. Diese rechnete nicht mehr, wie bisher, auf weitere Leserkreise, sondern widmete sich vorwiegend den Aufgaben der mächtig erblühenden Anglistik. Mittelalterliche Texte und Studien gewannen die Überhand; strenge Sachlichkeit und Exaktheit zogen ein; eine Schar philologischer Mitarbeiter kam Zupitza zu Hilfe, und selbst eine gewisse Einseitigkeit des Betriebes wirkte als wohltuende Restringierung; das

Archiv wurde eine wissenschaftliche Zeitschrift. Als Zupitza starb, lehnte Brandl die Einladung in die Redaktion zunächst ab, sowie er auch in die der Anglia nicht hatte eintreten können, weil er sich nicht zersplittern wollte; aber Tobler wiederholte die Einladung, und zugleich zeigte sich, daß eine Zeitschrift für die Beschäftigung und Weiterbildung von Schülern viele Vorteile gewährt; deshalb entschied sich Brandl zur Mitredaktion und hat seinen Entschluß nie bereut. Er trachtete, zunächst der neueren Literaturforschung mehr Eingang zu verschaffen, ohne doch das ältere Gebiet zu vernachlässigen. Auch die Volksdichtung hätte er gern intensiver gepflegt, wenn dies der Tradition des Archivs entsprochen hätte; aber eine so langlebige Zeitschrift bewegt sich in festen Gleisen und hat ein starkes Beharrungsvermögen. Große Verlegenheit bereitete es mit der Zeit, daß die Rezensionsbücher sehr anschwollen, geeignete Rezensenten nicht immer leicht zu finden waren und die versprochenen Rezensionen oft sehr spät — wenn überhaupt — einliefen; die Kritik drohte der Produktion den Boden wegzunehmen; es wurde daher eine beschreibende Bibliographie eingeführt, die zwar nur in knapper Form, aber rascher und vollständiger über die Neuerscheinungen orientieren sollte und jetzt, seitdem der Umfang der Hefte durch die Druckerschwierigkeiten gemindert werden mußte, ganz unerläßlich geworden ist. Für das opferwillige und einsichtige Entgegenkommen des Verlegers fand der Redner warme Worte. Er betonte auch, was die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Archiv bedeutet, sowohl betreffs Mitarbeiter als betreffs intellektuellen Rückhalts, und wie sich das Archiv bemüht, der Gesellschaft gleichfalls in mannigfacher Weise zu dienen. Als bestes Angebinde zum 25jährigen Redaktionsjubiläum wünscht er sich möglichst eifrige, aktive Teilnahme der Mitglieder; manche Abschrift alter Texte ist vorhanden und würde im Archiv geeigneten Platz finden; Fortsetzung der wissenschaftlichen Tätigkeit ist selbst für den angestrengtesten Mann des Unterrichts immer noch der beste Jungbrunnen.

Der Jahresbeitrag wird auf 50 M. festgelegt, doch soll versucht werden, zunächst noch mit 40 M. auszukommen.

Herr Studienrat Krankemann wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Zur Aufnahme wird Herr Studienrat Kartzke vorgeschlagen.

Sitzung vom 14. Dezember 1920.

Herr Ludwig spricht über *H. G. Wells.* Der Vortragende sucht zunächst nach den Erzählungen und Romanen ein Bild von des Verfassers schriftstellerischer Entwicklung und Persönlichkeit zu geben. Er hebt gewisse typische Erlebnisse hervor, die Wells' Lebensauffassung bestimmt haben müssen, und zeigt, wie die phantastischen Romane der früheren Zeit mit den späteren sozialkritischen zusammenhängen. Sodann gibt er in großen Linien eine Übersicht über die Spiegelung des zeitgenössischen England, wie sie sich aus der Gesamtheit des dichterischen Schaffens von Wells ergibt. Der Vortrag wird in der *Internationalen Monatsschrift* im Druck erscheinen.

Herr Herrmann ergänzt die Ausführungen des Vortragenden durch Mitteilungen über Wells' journalistische Tätigkeit im Kriege. Herr Gade warnt davor, in der Tendenz der Romane und Schriften des englischen Autors einen Ausdruck des durchschnittlichen Engländertums zu sehen. Herr Kuttner knüpft an das auch von Wells gebrauchte Schlagwort von der Organisation der Deutschen an, um an Taines Schüler Bourget 'Le Disciple' die Einseitigkeit und Verranntheit nachzuweisen, wohin die Überspannung eines der Prinzipien einer Methode führen kann.

Herr Studienrat Kartzke wird aufgenommen. Zur Aufnahme wird Herr Studienrat Dr. Roth vorgeschlagen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1921.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ M. Wolff.
Stellvertretender Schriftführer:	„ H. Gade.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

„ Dr. Morf, Heinrich, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Anderten, Berlin-Reinickendorf, Residenzstr. 47.

„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat am Sophien-Realgymnasium. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.

„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Seesener Str. 18.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasiums i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Tresckow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Schöneberg. Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Stadtschulrat. Charlottenburg V, Schloßstraße 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Brandenburgische Straße 2 a, III r.

„ Dr. Cassirer, E., Univ.-Prof. Hamburg, Universität.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst. Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

„ Dr. Dierks, Studienrat. Spandau, Hohenzollernring 117 I.

„ Doegen, Wilh., Studienrat an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf. Alsenstr. 121.

Herr Dr. Driesen, Otto, Studienrat an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.

„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.

„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.

„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.

„ Dr. Fiedler, Fritz, Studienrat. Berlin-Steglitz, Bergstr. 11.

„ Freudel, Karl, Studienrat. Berlin NO 35, Elbinger Str. 58.

„ Friedländer, J., Studienrat an der III. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.

„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Studienrat an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.

„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.

„ Gautier, Paul, Lektor. Berlin W 62, Tauentzienstr. 13 a.

„ Dr. Gerike, Studienrat. Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 12 I r.

„ Dr. Glawe, Studien-Assessor, Berlin N, Invalidenstr. 159.

„ Dr. Haak, Paul, Studien-Assessor. Berlin W 57, Kulmstr. 13.

„ Hanitsch, E., Studienrat. Berlin-Treptow, Defreggerstr. 1 a.

„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor.

„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Studienrat an der XII. städt. Realschule. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 13.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.

„ Dr. Hille, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.

„ Dr. Hoffmann, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.

„ Holland, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.

„ Dr. Hörning, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.

„ Dr. Kartzke, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.

„ Keßmann, A., Studienrat. Berlin NW, Calvinstr. 20.

„ Klose, Gerhard, Studien-Assessor. Berlin N 58, Franseckystr. 46.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.

„ Krankemann, Erich, Studienrat. Neukölln, Mareschstr. 18.

„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Studienrat a. D., Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.

„ Krüger, Max, Studienrat, Steglitz, Heesestr. 11.

„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor der Bertram-Realschule. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.

„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.

„ Dr. Lewent, Kurt, Studienrat am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.

„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Professor an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.

„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Studienrat a. D. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.

„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.

„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.

Herr Dr. Lummert, August, Studienrat an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.

„ Dr. Michaelis, Paul, Studien-Assessor. Berlin NO 55, Raabestr. 17.

„ Millequant, Lektor an der Universität, Charlottenburg, Dernburgstraße 4.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat an der Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.

„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin NW 52, Paulstr. 14.

„ Dr. Naetebus, Gotthold, Direktor der Universitäts-Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.

„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.

„ Opitz, G., Geh. Studienrat a. D. Steglitz, Grenzburgstr. 6.

„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.

„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Studienrat an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.

„ Dr. Püschel, Kurt, Studienrat an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.

„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.

„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Studienrat am Köllnischen Gymnasium. Berlin-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.

„ Dr. Roth, Wilhelm, Studienrat. Berlin-Südende, Krammestr. 9.

„ Röthig, Max, Studienrat. Berlin NW 113, Bornholmer Str. 84.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.

„ Dr. Saß, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.

„ Dr. Schade, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Bosestr. 45.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.

„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 4.

„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.

„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Studienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.

„ Dr. Seyger, Studienrat. Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 11.

„ Dr. Siefken, O., Direktor. Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.

„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen.

„ Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.

„ Dr. Speck, Johannes, Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Birkbuschstr. 16.

„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.

„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Studienrat an dem Dorotheen-Lyzeum in Berlin. Berlin-Halensee, Schweidnitzer Str. 7.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.

„ Theel, Adalbert, Studienrat. Spandau, Augusta-Ufer 15.

Herr Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Studienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Dr. Walter, Erwin, Studienrat. Charlottenburg, Gutenbergstr. 12 II.
„ Dr. Wechßler, Eduard, ord. Prof. a. d. Friedrich-Wilhelm-Universität. Nikolassee (W. S.), Teutonenstr. 6.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Studienrat am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. Wiske, Friedrich, Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstraße 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Woltmann, Studien-Assessor. Charlottenburg V, Sophie-Charlotte-Str. 46.
„ Zack, Julius, Professor, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Ekwall, Eilert, Contributions to the history of Old English dialects (Lunds Universitets årsskrift, n. F. XII, 6). Leipzig, Harrassowitz, 1917. 65 S.

Ekwall, Eilert, Scandinavians and Celts in the North-West of England (das., XIV, 27). XIV, 125 S.

Die Namenforschung hellt Gebiete auf, aus denen wir keine Literatur besitzen, und sie gewährt uns in Gebieten mit Literatur ein Kriterium, durch das wir rein literarische Zeugnisse nachzuprüfen vermögen. Da ihr Material satz- und verslos ist, kann sie uns nicht höhere Wahrheiten künden; dafür ist ihr Zeugnis von realer Sicherheit. In der Anglistik hat sie zuerst für die Vorgeschichte des Beowulf ersprießlich gearbeitet, die historischen Quellen dieses Epos erhärtet und die mündliche Stoffübertragung durch die einwandernden Angelsachsen erwiesen. Dann kam das Lokalinteresse der englischen Provinzgebildeten und veranlaßte die etymologische Aufklärung hervorstechender Ortsnamen von Grafschaft zu Grafschaft; so entstand eine Reihe Bücher über 'placenames of counties', die noch nicht abgeschlossen ist, aber die me. Sprachgeschichte doch bereits fühlbar gefördert hat; namentlich müssen wir uns gewöhnen, in den Reimen des 13. und 14. Jahrhunderts nur eine beschränkte Wiedergabe wirklicher Autorendialekte zu erwarten. Auch für die ags. Siedlungsgeschichte waren Ergebnisse zu holen; die alte Grenze der Angeln und Sachsen ließ sich auf diesem Wege feststellen und die Wirkung der me. Verkehrsverhältnisse auf den Sprachgebrauch andeuten. Ekwall führt jetzt diese Forschungen weiter, baut die Unterschiede der ags. Dialekte topographisch aus und greift sogar nach den skandinavisch-keltischen Namen im nordwestlichen England aus, um auch da die Herkunft der Bevölkerung, wenigstens in den letzten großen Zuzügen, zu ermitteln. Der Rückblick auf die bisherige Pflege der Namenkunde durch Philologen läßt diese neuesten Arbeiten erst in ihrem natürlichen Zusammenhang und in ihrer vollen Bedeutsamkeit ermessen.

In den 'Contributions' beschäftigt sich Ekwall zuerst mit dem Problem der Brechung von *a* vor gedecktem *l* im Ags., wofür ihm eine Reihe guter Merkwörter zur Verfügung steht. Wo die Ortsnamen, die ursprünglich diese Lautgruppe enthielten, in der Namenschreibung des 13.—15. Jahrhunderts *e* aufweisen, sowie ein davorstehendes ursprüngliches *k* als *ch*, da liegt ags. Brechung vor; wo dagegen *a*, eventuell mit davorstehendem *k*, gleichgültig ob solches *a* im Falle der Dehnung gerundet wurde oder nicht, da ist ags. Brechung ausgeschlossen. Namenmaterial ist in hinreichender Menge herbeigeschafft, um die Ergebnisse glaubwürdig zu gestalten. Sie gehen im wesentlichen dahin, daß die Brechung südlich von der Grenze der Sachsen und Angeln herrschte, wie sie sich mir in der 'Geographie der ae. Dialekte' herausstellte. Zwar erscheinen auch mancherlei *a* südlich davon; aber Ekwall weiß überzeugliche Gründe dafür beizubringen, daß dies nur eine Folge von anglischer Dialektbeeinflussung war, wie sie der Süden, besonders London, im Laufe der me. und frühne. Zeit immer mehr erfuhr. Nur der Südrand von Hunts dürfte noch dem Sachsengebiete zuzuweisen sein.

Dieser Nachweis ist sehr verdienstlich. Er wird dadurch nicht erschüttert, daß die Reime in 'Eule und Nachtigall', einem sicheren Dorsetshiredenkmal des frühen 13. Jahrhunderts, ein einziges Mal *e* bieten und sonst immer *o*. Der Fall gehört in die Klasse der absichtlichen Divergenz zwischen Literatur- und Umgangsrede; der Dichter; wer im weiteren Umkreis gelesen sein wollte, mußte mit lokalen Reimen sparen. Von diesem Stand-

punkt aus kann man auch an die Frage herantreten, warum die Brechung des *a* vor ged. *l* in den erhaltenen Hss. aus Alfreds Kanzlei so unvollständig durchgeführt ist. Spielte Rücksichtnahme auf anglische Leser mit, da so viele Angeln zu Alfreds Reich gehörten? Waren anglische Schreiber in Alfreds Kanzleien mitbeschäftigt? Sprach man vielleicht solches *a* und *ea* in einer Weise aus, die gar nicht so arg verschieden war, als es sich in heutigen Drucken schwarz auf weiß ausnimmt? In sprachlichen Dingen kann man niemals mit zu vielen Möglichkeiten rechnen. Ein zweites Kriterium für ags. Dialektunterschiede ersah Ekwall im Umlaut eines solchen *a* oder *ea* vor ged. *l*. Es ist nicht seine Schuld, wenn sein Fleiß und sein Scharfsinn hierbei von weniger festen Ergebnissen belohnt wurde; denn die Zahl der Merkwörter ist da zu gering; hauptsächlich kommt in Ortsnamen aws. *wiel(l)* in Betracht. Er findet, daß nur im westlichen Sachsenland, in Devon und Somerset, ags. *i* daraus hervorging; *y* nach *w* herrschte in Dorset, Wilts, Hants, überhaupt im mittleren Sachsengebiet; *e* dagegen in den östlichen Sachsengegenden und in Kent. Den Angeln war *æ* eigen, und zwar in der Weise, daß me. *e* daraus hervorging, ausgenommen in den westmtl. Diözesen Hereford und Lichfield, wo *a* erscheint. Das sind nicht dieselben Verhältnisse, wie sie kürzlich Kügler in seiner Diss. über ags. *ie* aus dem literarischen Bestande herausschälte. Immer wieder fällt die Neigung des literarischen Sprachgebrauches auf, sich weithin zu schulmäßiger Gleichheit zu entwickeln. Die Ortsnamen lebten in aller Munde; fast ein vulgärer Ton ist ihnen zuzumuten; Literatur setzt Bildung voraus; Schritt für Schritt werden die Grammatiker fortan mit neuem Unterschied zu rechnen haben.

Ekwalls 'Skandinavier und Kelten' vermag ich nicht ausreichend zu beurteilen. Eine große Anzahl Eigennamen aus Cumberland, Westmoreland und Lancashire ist da zusammengetragen und untersucht, namentlich solche Mischnamen, bei denen der erste Bestandteil keltisch, der zweite aber skandinavisch ist. Sie machen es Ekwall wahrscheinlich, daß wir es hier mit einer Einwanderung keltisierter Norweger vom Westen her zu tun haben, also über Irland, ungefähr um 900. Mancherlei englische Elemente in den Namen lassen zugleich vermuten, daß die Einwanderer mit den ags. Herren des Landes bald in Beziehung traten, wenn sie auch noch lange bei skandinavischer Umgangssprache blieben. Ein Reflex auf ags. Literatur ist hier nicht zu beobachten; der Anglist muß es daher dem Historiker, Skandinavisten und Keltisten überlassen, Ekwall hierfür in verdienter Weise zu danken.

Berlin. A. Brandl.

N. Bøgholm, English Prepositions. Gyldendalske Boghandel. Kjøbenhavn og Kristiania, 1920. VIII, 144 Seiten.

Das Buch ist keine erschöpfende Darstellung der englischen Präpositionslehre (will es auch nicht sein), aber reicher an Beobachtungen, Gedanken und Stoff, als die Kapitelüberschriften und das sehr knapp gehaltene alphabetische Verzeichnis am Schluß des Buches ahnen lassen. Abschnitt 1 bespricht die Einflüsse der Betonung auf die Formen der Präposition (withal = with, inne = in; o', i'), Abschnitt 2 (Position of the Preposition) ihre Stellung und Verbindung auch mit dem Infinitiv, Gerundium, Nebensätzen und Begriffen, die schon mit Hilfe einer Präposition gebildet sind (from across the channel); Abschnitt 3 handelt von dem Ursprung und Aussterben von Präpositionen, Abschnitt 4 von der Bedeutungsentwicklung, Abschnitt 5 von dem Ersatz eingegangener Kasusendungen durch Präpositionen sowie der Verwendung beider Ausdrucksweisen nebeneinander (dæt hie to wel ne truwigen dissum ungewissum welum neben đa burhware truwodon to þam wealle) und der

oft damit verbundenen Änderung des Sinnes; Abschnitt 6 und 7 gehen auf die beiden letzteren Punkte näher ein; Abschnitt 8 erörtert die Auslassung der Präposition in Ausdrücken wie a London-born boy und ungenaue Verbindung mit Begriffen, die verschiedenartige Präpositionen erwarten lassen (the all-seeing eye from whom nothing is hidden or unknown); Abschnitt 9 befaßt sich mit Irregularities in the Use of Prepositions, wie there must have been an end to Adelle's expectations altogether and of this story; Abschnitt 10 (Illustrations of the Prepositional System) vergleicht das Wesen gewisser Präpositionen miteinander (z. B. at und in, on und in, from und by usw.); Abschnitt 11 (Localism versus Metaphorical Use) handelt von der Verwendung von Präpositionen des Orts in übertragener Bedeutung (superiority over; in front of a danger; averse from = averse to); unter Group-attraction (Abschnitt 12) versteht der Verf. die Beeinflussung eines Verbums in der Verbindung mit einer Präposition durch einen sinnverwandten Begriff (accuse with statt of, gebildet nach charge with; bid farewell of nach to take leave of); Abschnitt 13 bringt Eigenheiten bei Shakspere, 14 vergleicht die Konstruktionen französischer und englischer Verben gleicher Herkunft; Abschnitt 15 ist der Präposition of gewidmet; Abschnitt 16 behandelt die Abnahme des Empfindens für die örtliche Bedeutung eines mit einer Präposition gleichlautenden Präfixes bei Verben (the wall was too high to be overlooked).

Trotz der tiefgehenden Sprachkenntnis, die dem Verfasser eigen ist und ihm ermöglicht, gelegentlich auch auf das Sanskrit zurückzugehen, sind ihm gerade in dem Excursus (Abschnitt 17), der Ähnlichkeiten im Gebrauch deutscher Präpositionen vorführt, manche Irrtümer untergelaufen; Klingel ist kein Maskulinum; einen Hirsch schießen ist nicht gleichbedeutend mit einen Hirsch erschießen, das er 'colloquial' nennt; eine Semmel kauen heißt nicht eat the whole of it.

Auch sonst möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben: explore into (S. 84) ist mir unbekannt, und NED belegt auch nur explore for. — Daß introduce mit in statt mit into im Standard English sich verbinden kann, wird durch das Zitat (S. 44) In the novels of his maturity, he loved to introduce magnificent aged dandies nicht erwiesen: In the novels of his maturity ist von introduce nicht abhängig und bezeichnet nur einen besimmten Abschnitt in der Entwicklung des betreffenden Schriftstellers; zu introduce denkt sich der Leser ohne Schwierigkeit den Begriff 'in die Darstellung' hinzu. — In dem Satze C. proclaimed the general revolution, but was forced to fly from the French police (S. 118) mache ich (freilich ohne die Stelle im Zusammenhang nachprüfen zu können) from von fly abhängig, nicht von was forced, wie es B. zu tun scheint, indem er zeigen will, daß auch heute noch wie im Ae. (wearþ adrifen of his biscepdome fram Ecgferþe cyninge) mit from 'the agent may be denoted'. — In Fällen wie he was bound, hand and foot oder he threw himself, heart and soul, into the gay life of the city (S. 100) vermisse ich vor hand and foot und heart and soul keine Präposition, sondern sehe in diesen Satzteilen einen dem Subjekt bzw. Objekt parallel stehenden erklärenden Zusatz. — Die Irregularities in the Use of Prepositions, die er S. 103 f. behandelt und sachlich erklären möchte, dürfen m. E. der Flüchtigkeit des Schriftstellers oder seinem Verlangen nach Abwechslung zugute gehalten werden (From a descendant of the Grand Master of the Knights of St. John the 19th century demanded the virtues which the 16the c. had demanded of that ancestor). — In Ausdrücken wie of þre ȝere alde sieht er (S. 55) eine Umbildung von Wendungen wie đreora mila brad; auf Einenkels (Hist. Syntax³ S. 56) Erklärung, old sei mit dem Substantiv eld verwechselt worden, geht er nicht ein. — Mit more prosaic und more solemn ist S. 118 der Unterschied von at und on nach to look nicht gekennzeichnet: at bezeichnet nur die Richtung und das Ziel des Blicks, on die länger verweilende und dabei beurteilende Betrachtung — daher look on ...

as = 'halten für' und on in den von B. angeführten Beispielen Ever since I first looked on your wonderful beauty und He would have asked to look upon the dead body but refrained.

Manche Punkte sind doppelt besprochen: home zur Bezeichnung der Ruhe (S. 41 und 109); der Trinkspruch The King across the water! (S. 36 und 43) als Beispiel dafür, daß across auch rest, position bezeichnet; die Erklärung von of late, of old, of recent years (S. 45 und 48); arrive als transitives Verbum (S. 71 und 127).

Berlin. G. Schleich.

Wozu Französisch und Englisch? Gutachten hervorragender Männer und Frauen über die Erfordernisse des fremdsprachlichen Unterrichts. Herausgegeben von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1920. 63 S. 3 M.

Die Schule mit dem durch sie vermittelten Wissensstoff und den von ihr vertretenen Erziehungsgrundsätzen ist Abbild und Maßstab des Bildungsstandes eines Volkes. Daher ist es natürlich, daß in Zeiten großer politischer Umwälzung, wo Staats- und Gesellschaftsordnung umgelagert werden, Heißsporne, Schwärmer und — Weitblickende die Axt auch an die Wurzeln der Schule legen, um für eine neue Zeit einen neuen Baugrund zu schaffen.

Aber selbst die beste, von Meisterhand entworfene Gußform wird immer nur Massenkitsch hervorbringen gegenüber dem genialen Fingerdruck des frei schaffenden Künstlers — ganz abgesehen von dem auch nicht wahllos brauchbaren Material.

So ist der Streit um die Schulform mehr oder weniger bedeutungslos; denn sie schafft nicht zugleich die wahre Vorbedingung aller Erziehung: die Persönlichkeit des Lehrers.

Der Lebende vergißt außerdem nur zu leicht, daß das Gegenwärtige langsam Gewordenes ist, daß Dauer nur durch die Geschichte verbürgt wird. So würde auch die Schule in ihrem Lebensnerv getroffen werden, wollte man sie aus dem Strom ihrer natürlichen Entwicklung herausnehmen, um sie den Tagesforderungen anzupassen. Zu diesen gehört eine aus politischen Beweggründen ersonnene und für politische Zwecke bestimmte neue deutsche Schulform, einschließlich des Verlangens, die Fremdsprachen auf unseren höheren Schulen zu verdrängen oder zu beschränken.

In der Überzeugung, daß damit mühsam errungene Werte vernichtet und nicht wieder gutzumachender Schaden gestiftet würde, hat sich die Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen verpflichtet gefühlt, warnend vor die Öffentlichkeit zu treten. Sie wollte aber vermeiden, daß nur Fachvertreter ihre eigene Sache führen. Sie hat sich daher an eine größere Zahl von führenden Persönlichkeiten der verschiedensten Berufe, wissenschaftlicher und praktischer, gewandt und sie um eine Meinung darüber gebeten, welche Bedeutung die Fremdsprachen für ihren Entwicklungsgang hatten und welchen Wert sie ihnen für die Weltgeltung unseres Volkes beimessen. Die Namen der Männer und Frauen, die sich zur Sache geäußert haben, besitzen guten Klang, und ihr Wort hat Anspruch auf Gehör. Darüber hinaus hat manche Seite des Büchleins den Reiz eines biographischen Sonderbeitrags und erhält dadurch dauernden Wert. So ist zu hoffen, daß das Bändchen seinen Zweck erfüllen werde.

Dank gebührt auch der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung, die sich wieder einmal uneigennützig in den Dienst von Wissenschaft und Schule gestellt und dadurch die Veröffentlichung ermöglicht hat.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Attilio Levi, Le palatali piemontesi. Turin, Frat. Bocca, 1918. 279 S.

Diese wichtige und gründliche Arbeit, die in einem geschmackvoll ausgestatteten und schön gedruckten Bändchen uns vorliegt, beleuchtet auf Grund eines umfangreichen, nicht nur aus Wörterbüchern, sondern aus lebendiger Kenntnis der Mundarten geschöpften Wortmaterials die immer mehr alle ursprünglichen Verhältnisse auflösenden Nivellierungstendenzen, die zu den urspr. im Piem. allein bestehenden Palatalen aus *kl- gl-* eine Menge sekundär eingedrungener Wörter mit Palatalen fügt und die alten bodenständigen assibilierten Reflexe untergräbt. So ist denn der größte Teil von Levis Arbeit dem Studium der kulturellen Überschichtungen gewidmet: der Einfluß des Lateinischen (der Kirche, Schule usw.), Reichsitalienischen, Lombardischen, Französischen, vor allem des Dauphiné und der provenzalischen Alpengegend, mit denen ein reger Verkehr bestanden hat, wird gesondert dargestellt und ein großer Wortvorrat vor uns historisch aufgeteilt. Das vom Verf. gewählte Gebiet eignete sich als kulturelles Durchzugs- und Grenzgebiet besonders gut zu dieser Studie der Selbstaufgabe des Heimischen und der Hinneigung zu Fremdwörterentlehnungen, die allmählich zur Einbürgerung fremder Lautgewohnheiten führt und die dem Verf. auch im Charakter des Piemontesen begründet scheint: man sieht so recht, wie das Lautgesetz nichts ist als Resultat des Kampfes verschiedener Strömungen, als der lautliche Typus, der nach den Entlehnungen übrigbleibt.

Zu den nicht immer tadellosen Etymologien des Verf. erlaube ich mir folgende Bemerkungen: S. 21 *pianǧín* 'weinerlich' ist zu umständlich aus *plangulare (aital. *piangolare*) > piem. *piangé*, wovon Imperativbildung *pianǧa* und nun Diminutiv *pianǧín*, erklärt: die Form *pianǧiné* zeigt zu deutlich auf eine italienische Ableitung von *pianginare*, die ja in Pistoja tatsächlich zu finden ist. — S. 24 *ačadẹs* in der Kindersprache für *adsadẹ́s* 'adesso adesso' erinnert mich an kindersprachliches *conteccia* statt *contessa* bei dem Mailänder Porta. — S. 25 Daß *sirẹta* 'lahm' (= *assideratus*, piem. *sirá*) aus der Kindersprache und nach den gelehrten *profeta*, *pianista*, *poeta* sich erklären soll, ist mir sehr unwahrscheinlich. Diese anscheinende Femininform ist mit Fällen wie *manoča* 'Einarmiger' (S. 45), *limoča* 'unentschlossener Mensch' (zu *limax*) S. 130, *muleta* 'Scherenschleifer' (S. 70), *čimenna* 'unentschlossener Mensch' S. 117 (das Urbild unseres österreich. *Simandl* 'Pantoffelheld', der nichts mit *Simon* zu tun haben wird), *muleňa* 'schwacher Mensch' (zu *molena* 'Kot') S. 201 zu einer Kategorie von epizönen *-a*-Bildungen zu vereinen, über die ich in *Beiträge z. rom. Wortbildungslehre* ausführlicher handle. — S. 34 *spanpanuču* 'pauretta, tremarella' ist nicht von einer Onomatopöie *pan-pan* (= *pane* 'Brot' + *paní* 'Panik'!) abzuleiten, sondern gehört zu *pampinus* 'Weinlaub': vgl. REW über neap. irp. *pampanittsẹ* 'Zittern'. — S. 34 *Gin* = Teresina stellt sich zu Fällen wie mail. *Barborín*, schwäbisch *das Bärble* und frz. *mon chéri* von Frauen gesagt (vgl. Tobler *V. B.* V). — S. 36 *a skapačola* 'Huckepack (tragen)' ist nach Verf. unerklärt: nicht einfach zu ital. *scapaccione* 'Schlag auf den Hinterkopf', 'Ritt auf dem Hinterkopf'? — S. 36 *čis(t)* 'Antreiberuf der Viehhirten' gehört nicht zum onomatopoet. Stamm von *aizzare*, sondern noch enger zu sp. *chis* 'heda!', cf. *chistar* 'mucksen'. — S. 40 *mnigača* 'Hirsebrei' kann nichts mit gask. *menic* 'klein' (= *mendicus*) zu tun haben, sondern gehört wohl zu *panīcus* (cf. umgekehrt *m* + Kons. > *p* + Kons. *pče*, *bče* = messer). — S. 41 Eine arge Entgleisung: *murgača* 'Kinderschar' soll zu prov. *mourgaio* 'les religieuses en général', das zu *mauricus* (!!) gestellt wird, gehören: aber das prov. Wort zeigt doch normale Entwicklung von *monaca* > *mourg-*, und piem. *murgača* gehört zu den 'Schnauze' bedeutenden Wörtern, die REW s. v. *morigerare* angeführt sind (wobei ich letztere Etymologie keineswegs billige, sondern mich Brüch, *Ztschr.* 1919 S. 206, anschließe). — S. 46 zu

čamberlúk 'Bauernmantel', mail. *zamberluch* 'bäurisch' stellt sich das kors. *giamberlucco*, über das ich hier, Bd. 138, 109 gehandelt habe. — S. 47 piem. *čizampa* 'brina', prov. *cisampo* 'leichte Schneeschichte, kalter Nordwind', wird als '*oscurissimo*' bezeichnet und dann als *ceio* 'Schneehaufen' (= cilium), *ciro* id. (= sidus) + *sampo* 'Sumpf' erklärt! Wo doch das Gute bei Mistral so nahe liegt! Der auf *cisampo* folgende Artikel heißt nämlich *cisaupin*, *cisarpin* 'cisalpin ... v. Piemountés' (man vergleiche noch *un cisaupin* 'un étranger, un malotru, un sacripant, un chenapan, sorte de terme injurieux introduit dans la langue par les soldats de la campagne d'Italie sous la première République' mit der von Levi nicht erwähnten Bdtg. von *cisampo* 'femme dont les vêtements sont en désordre, en Forez'). Daß die Piemontesen ein frz. Wort übernommen haben, das sie selbst bezeichnet hat, ist bei der Entfremdung des Sinns des Wortes ('Schnee', 'Reif') nicht wunderbar. Die Nebenform *cirampo* kann dann tatsächlich von *ciro* beeinflußt sein. — S. 49 Zu dem 'pseudolatinismo scherzevole' *ese a plučis* 'essere al verde' (zu *pluč* 'peluzzo') und *fé ciflis* 'Fiasko machen' S. 118 (volksital.) vgl. noch ein *-is* in *gratis e amoris* 'umsonst' und ein *boris* zu *bori* 'Geld', das ich in einer Triestiner Kriegskorrespondenz dem *gratis* gegenübergestellt fand. — S. 63 *čambrín* 'signorello' zu afr. *chambli* 'feines Tuch' überzeugt nicht: vgl. vielleicht eher kat. *xambra*, sp. *chambra*, ptg. *chambre* 'Morgenrock, Hausrock' = frz. [*robe de*] *chambre* und aus diesem ist wohl auch das piem. Wort entlehnt und abgeleitet. — S 104 Piem. *darmaǧe*, altlomb. *dalmagio*, afrz. aprov. *daumage* 'dommage' durch 'analogia fonetica' zu *dalmatica* zu erklären, scheint mir eine methodisch sehr gefährliche Art der Etymologie. Ich erinnere an afrz. *erraumant*, *erralment* neben *erramment*: dort *mn* > *um*, hier *nm* > *um*. — S. 114 Warum soll frz. *mâchefer*, prov. *machafer* 'Eisenschlacke' ein Substantiv frz. *mâche* (nur in der Bdtg. 'Art Salat, Leckerbissen' und erst im 17. Jh. belegt) enthalten? Besser Imperativ: die Schlacke benagt gewissermaßen das Eisen. — S. 135 Die Ableitung des afrz. *mâchicoulis* 'Pechware' aus ital. *mazzicare* 'mit der Keule schlagen', *mazziculare* 'herunterstürzen' scheitert an altprov. *machacǫl* und trägt der ältesten Bdtg. 'eines Turmes, von dem aus man Pech auf den Feind schüttet' keine Rechnung: 'friß den Hals' ist gut denkbar. — S. 137 Fälle wie prov. *cartatoucho*, oberital. *kartatuča* 'Kartusche' sind in Deutschland nach H. Schröder unter dem Namen 'Streckformen' bekannt. Frz. *ratatiner* ist schon von Scheler auf *ratiner* zurückgeführt worden. — S. 138 Neuprov. *gimerre*, *chimarre* (frz. *jumart*) 'sorte d'animal hybride, né d'un taureau et d'une ânesse; mulet de haute taille; celui dont les dents de la mâchoire inférieure surmontent la supérieure ...; homme brutal et maniaque' bezeichnet der Verf. ebenso wie seine Vorgänger, Dict. gén. und REW, als unerklärt: aber die von Mistral beim Feminin *gimerro* angegebene Etymologie gr. *chimaira* (unter dem Mask. erinnert er an hebr. *chamor* 'Esel'!) ist tadellos: die griech. Chimaira war ja auch ein Bastard (vorn Ziege, in der Mitte Löwe, hinten Drache), zum Anlaut vgl. die Reflexe von *chirurgicus* [so, wie ich nachträglich bemerke, schon Brüch *Ztschr*. 1917 S. 697]. Piem. *čamarúa* 'isterismo' und *ǧimeru* 'omiciattolo, pigmeo' S. 170 passen durchaus in diesen Kreis. Fraglich ist, ob altfrz. *chamarre*, ital. *zimarra* als urspr. 'bastardiertes' Gewand (*un habit chamarré de décorations*) ebenfalls hier anzureihen ist. — S. 149 Der Zweifel an der Herleitung von frz. *joyeux* aus *joie* und von frz. *joie* aus **gaudia* (man müsse, weil *gioia* in der Bdtg. 'Freude' in Oberitalien unbekannt ist, umgekehrt *joie* aus *joyeux* und dieses aus einem **gaudiosus* herleiten) ist unbegründet: wir haben ja oberit. *gioia* 'Kleinod', das auf ein *gioia* 'Freude' weist, übrigens ist *gioia*, *gioielli* etc. in Italien jedenfalls entlehnt; der Ansatz des Plurals *gaudia* macht im Romanischen nicht die geringste Schwierigkeit. — S. 161 Eine ptg. Parallele zu *fraket* 'signorello' ist ptg. *o casaca* 'Bourgeois' (weil er die *casaca*, den Frack, trägt). — S. 161 bei *giǫstra* 'Ringelspiel' ist das *ǫ* und das *r*

nicht bloß aus prov. *costro* 'daneben' (aus *costa* + *contra*) zu erklären, da ja das Substantiv ganz andere Bdtg. besitzt und bei solchen veralteten Ausdrücken des Ritterwesens unvolkstümliche Lautgestalt von vornherein zu erwarten ist. — S. 167 *sǧiké* 'sich krümmen (vom Holz)', falls richtig zu it. *aggecchirsi* 'sich demütigen', mail. *gecchiss* 'altern', wäre eine hübsche Stütze für meine Etymologie kat. *aixecar*, *aixicar* 'heben (ex + *jicar* = *giquir*), *Neuph. Mitt.* 1920 S. 21. — S. 188 *ǧanduya* 'piemont. Maske' ist wohl *gandul* (REW 3671) + *Jan* 'Johann'. — S. 204 Piem. *bačók* 'Aristolochia', mail. *baciocchin de fraa* id., *bacioech* 'bamboccio' etc. gehört wohl nicht zu *batóc*, 'battaglio', sondern zu *baccello* 'Schote', 'Dummkopf', dessen Bedeutungen durch 'Hodensack' vermittelt sind (daher der Zweifel REW 864 unbegründet ist, vgl. auch Salvioni, *Note di dialettologia corsa* S. 732 über *fagiuolo* 'Hode'): die Aristolochie heißt *baciocchin de fraa*, wie sie sonst piem. *bale d fra* 'testicoli di frate' heißt. Parma. *baccioch* 'Glockenschwengel' kann vom männlichen Glied ausgehen. — S. 209 Mit *bačiča* 'baggeo' vgl. amerik.-span. *bachicha* für den Italiener, besonders den Genuesen. — S. 210 Ob *čula* 'Hodensack, Dummkopf', *čulan(alari)* 'Dummkopf' nicht zu ital. *ciullo* 'verschlafen, schlau' und 'unerfahren', span. *chulo* 'Spaßvogel, Fleischerknecht' gehören? Wenn *k'jola* aus **colea* tatsächlich die Grundlage des piem. *čula*, lomb. *čola* ist, so erklärten sich die auseinanderstrebenden Bedeutungen des ital. *ciullo*, die REW 4393 verschiedenen Etymen zuweisen möchte, sehr leicht, vgl. *coglione* — *Kujon*. Man beachte, daß span. *chulo*, das dann entlehnt wäre, auch Beziehungen zur Sexualsphäre aufweist: *chulada* 'Zote', *chula* 'Buhlschwester', *chulito* 'heimlicher Liebhaber einer Frau'. Da aber Oudin *chulo* 'garçonnet' angibt, so wäre Entlehnung aus ital. *fan-ciullo* nicht unmöglich. Vgl. aber noch Baist *Rom. Forsch.* 4, 405. — S. 213 Den Einwand gegen ital. *matto* aus dem Schach-Matt, daß das Schachspiel zu 'aristokratisch' sei, als daß es sich in einer volkstümlichen Redensart festgesetzt hätte, kann ich nicht gelten lassen: gerade deshalb war der Ausdruck volkstümlicher Parodie ausgesetzt (auch wir sagen *ich bin aber heute schachmatt*). — S. 229 *sakoča* (it. *saccoccia*), nicht *sakossa*, als Spaniolismus hat gegen sich, daß das sp. Wort m. W. auch erst im 17. Jh. (bei Oudin) belegt ist und die Endung *-ocha* im Span. aus dem Italienischen stammt (Baist Ztschr. 30, 464 ff.). Zu *sakučin* als Fluch vgl. ähnliches frz. *sac à papier!* — S. 233 Die Ableitung von *ǧenipodiu*, *ǧiripodiu*, *ǧiriboliu* 'baldoria; dono di cibarie che gli scolari fanno al maestro ne' venerdì di quaresima e specialm. nel venerdì santo' aus *σκηνοπηγία* 'das jüdische Laubhüttenfest' hat manches für sich: das Laubhüttenfest ist ja ein Freudenfest, bei dem die Libation des Wassers aus dem Teiche Siloah, Illumination, Fackeltanz stattfindet, allerdings stimmt dieses Erntefest gar nicht zu dem piemontesischen Fasten- und Karfreitagsbrauch (diesem entspräche bei den Juden vor allem der Versöhnungstag), es fehlt vor allem die deutliche Beziehung zu Freitag. Ist daher nicht irgendwie von c e n a p u r a (log. *kenábura* 'Freitag', eig. 'der Tag des reinen Essens') auszugehen?

Bonn. Leo Spitzer.

Dante Alighieri, La Divina Commedia. Vollständiger Text, mit Erläuterungen, Grammatik, Glossar und sieben Tafeln herausgegeben von Dr. Leonardo Olschki, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Julius Groos, 1918.

Eine Ausgabe der Göttlichen Komödie mit deutschen Anmerkungen für solche des Italienischen mächtigen deutschen Leser, die sich in Dante hineinarbeiten wollen und vor den eingehenden italienischen Erklärungen zunächst zurückschrecken, ist sicher ein Bedürfnis und eine lohnende Aufgabe. Verf. hat sie auch richtig angepackt, denn außer den eigentlichen Erläuterungen

gibt er, was unbedingt nötig ist, ein kurzes Leben Dantes, ein Wörterbuch, ein Namensverzeichnis, einen Anhang über Grammatik und Metrik und dazu einige den Bau der Hölle usw. erläuternde Tafeln. Man vermißt nur noch eine Übersicht über die kleineren Werke Dantes.

Im einzelnen habe ich freilich noch manches an der Ausgabe auszusetzen. So sind vor allem die eigentlichen Erklärungen an vielen Orten noch verbesserungsbedürftig. Dabei sehe ich ganz von Stellen ab, die nach meiner aus dreißigjähriger Erfahrung hervorgegangenen Ansicht unbedingt besprochen werden mußten, und von anderen, wo mir die gegebenen Anmerkungen überflüssig erscheinen, und beschränke mich darauf, einige Fälle aus der Hölle hervorzuheben, die ohne Zweifel verkehrt gedeutet sind. I, 20 der *lago del cor* ist nicht ein 'Raum, in welchem das menschliche Herz schwebt', sondern ein Raum im Herzen selber. II, 21 *empirco* 'der äußerste der neun Himmel, der Sitz Gottes'. II, 51 soll der *primo punto* der sein, 'als Dante vor den drei Tieren (Jnf. 1,31 ff.) wich'. Es bezieht sich der Ausdruck natürlich auf die gleich danach erzählte Begegnung Virgils mit Beatrice. II, 52 'die Geister ... schweben im Limbus' erweckt eine ganz verkehrte Vorstellung; mit *sospesi* ist nicht der äußere, sondern der innere Zustand ausgedrückt. II, 78 *cerchi* sind nicht 'Himmelskreise', sondern Mondkreise. II, 83 *centro* ist nicht 'der Limbus, wo Virgil sich befindet', sondern die Hölle. IV, 23 *si mise* 'erg. *in moto*', während es zu *Nel primo cerchio* in 24 gehört. IV, 25 *secondo che* 'erg. *era* oder *pareva*'. Es ist nichts zu ergänzen, sondern *secondo che* steht nach altem Brauch für *secondo*. IV, 64 *perch' ei dicessi* 'verst. dadurch, daß er sprach' es heißt: obgleich er sprach. VI, 13 '*Cerbero*, der dreiköpfige, schlangenhaarige und -schwänzige (diversa = vielgestaltig) mythologische Hund'. Von schlangenhaarig und schlangenschwänzig steht nichts in Dante, und *diversa* heißt einfach 'schrecklich'. VI, 91 ff. wird ganz verkehrt erklärt (Ciacco ist nicht 'mürrisch'). Vgl. Herrigs Archiv Bd. CXII, S. 146. Nach der Anmerkung zu VI, 109 ff. hätten die Verdammten nach dem Jüngsten Gericht gelindere Qual. Das Gegenteil ist der Fall. Die Überschrift über dem siebten Gesange besagt, wie Casini, daß auch die Neidischen und Hochmütigen im stygischen Sumpfe hausen. Dieselbe Behauptung wird VIII, 31 aufgestellt, und VIII, 59 ff. werden die *fangose genti* als die Neidischen erklärt. Verf. hätte doch mindestens eine Begründung seiner Ansicht geben müssen, die aus Dantes Text nicht leicht herauszulesen ist und daher stutzig machen muß. VII, 61 ist *corta buffa* nicht 'der eitle Tand', sondern der *kurze Betrug*. IX, 1 ff. ist *il suo* in Vers 3 Objekt, nicht Subjekt, wie Verf. es auffaßt. IX, 22 ff. ist 'zu retten' ein ganz verkehrter Ausdruck. IX, 28 Die *Giudecca* ist doch nur ein Teil des neunten Höllenkreises. IX, 68 gibt Verf. eine Erklärung zu *diversi ardori*, liest aber im Texte *avversi*. Gleiche Versehen laufen ihm recht oft unter, z. B. XI, 56 im Texte *vincol*, in der Anmerkung zu 55 *vinco*; XIII, 21 gibt er eine Erklärung, als ob er *torrien* läse, während er *daran* hat; XV, 29 im Texte *la mia*, in der Anmerkung aber eine Erklärung zu der Lesart *la mano*; XXIII, 127 im Texte *ai frati*, aber eine Anmerkung zu der Lesart *al frate*; XXXIII, 145 *quegli* im Text, *questi* in der Erklärung. X, 1 "*sen va*, unpersönlich 'geht es'". Das ist unmöglich! Natürlich ist *Lo mio maestro* in Vers 3 das Subjekt. Die geschichtlichen Nachrichten X, 22 ff. sind teilweise verkehrt. 1251 war Farinata nach Florenz zurückgekehrt, und 1258 wurde er wieder vertrieben. Die Schlacht bei Montaperti fand nicht 1251 (so zu X, 48) sondern 1260 statt. Die Arbia ist auch kein Strom! (X, 86). XI, 29 *tre persone* 'Gott, der Nächste und dessen Gut'! XI, 41 f. 'secondo giron, der Selbstmörder und Vernichter ihrer Habe, die sich der Welt entziehen'. Die Vernichter ihrer Habe sind doch keine Selbstmörder! XI, 49 *minor giron* 'der dritte Kreis der unteren Hölle'! XI, 55 *di retro* 'hinterrücks, hinterlistig'! *modo di retro* heißt natürlich 'letztere Art'. XI, 87 sollte es statt 'Leidenschaftlichkeit' vielmehr 'Schwachheit' heißen. XI, 97 ist 'Lauf

der Welt' ganz verkehrt. XII, 48 die Gewalttätigen *liegen* nicht. XII, 131 *fondo* ist der Boden des Flußbettes. XIII, 46ff. 'wenn er sich an die Stelle der Äneis (III, Z. 22ff.) erinnert hätte'. Nein: wenn er geglaubt hätte, was er dort las! XIII, 48 *rima* ist nicht 'Vers im allgemeinen', sondern *Verse, Werk.* XIII, 113 *caccia* 'die Meute'. Jäger und Hunde sind gemeint. XIV, 124ff. nicht 'da er nach links im Kreise herabsteigt', sondern, da er beim Hinabsteigen noch nicht ganz um den Kreis herum ist, sieht Dante immer Neues. XV, 88ff. fehlt Ciaccos Prophezeiung. XV, 121ff. wird *drappo verde* mit 'grüne Fahne' übersetzt! XVI, 17 scheint *La natura del luogo* als Objekt statt als Subjekt gefaßt zu sein, und die Anmerkung zu 18 ist ganz unverständlich: 'verst., daß Dante eher die Eile gezieme als den stets umherrennenden Sündern, um sich aus der Sandwüste zu entfernen'. Virgil will doch sagen, eigentlich müßte Dante aus Hochachtung vor diesen bedeutenden Männern ihnen entgegeneilen. Was soll XVI, 63 heißen: 'von wo aus Dante köpflings den Antipoden zufallen wird (*tomi*)'? *tomare* heißt doch einfach 'hinabsteigen' (wie Petrarca XXII, 26 *o tomi giù ne l'amorosa selva*). Es steht ja *fino al centro* da, und nicht *dal centro*! XVIII, 13 *quelli* 'd. h. *fossi*'. Nein: *valli.* XVIII, 50 in der Anmerkung lies *Obizzo* statt *Azzo.* Es hätte noch gesagt werden sollen, daß Venedico Caccianimico erst Ende Januar 1303 starb. XVIII, 59ff. heißt es nicht 'es gibt also nicht so viele Bologneser, als es Kuppler in der Grube gibt', sondern, als es bolognesische Kuppler in der Grube gibt. XVIII, 100ff. muß es heißen, daß die Brücke den Damm kreuzt und dieser dem neuen Bogen als Stützpunkt dient. XIX, 1ff. ist die angegebene Konstruktion unmöglich. *e voi rapaci* sind keine neue Gruppe von Sündern. XX, 19 'Wenn der Leser aus dem Werke Nutzen zieht'. Es heißt (*lasci!*) natürlich 'So wahr dich, Leser, Gott Nutzen ziehen lassen möge'. XXI, 94ff. 'Die Teufel kommen anmarschiert wie das Fußvolk aus Schloß Caprona bei Arezzo nach dessen Übergabe an die Florentiner Miliz ...'! Vielmehr: Dante hatte solche Angst vor den Teufeln, wie die aus Caprona abziehende Besatzung vor den Florentinern. XXII, 85 *di piano* ist nicht sardisch und ist verkehrt erklärt. XXII, 104 ff. 'Die Sünder geben sich mit einem Pfiff das Zeichen des Herannahens der Teufel, um schnell unterzutauchen'. Umgekehrt pfeifen sie, wenn die Luft rein ist. Heillose Verwirrung herrscht in der Anmerkung zu 116. Danach soll Ciampolo mit den Teufeln einen Wettkampf in Schnelligkeit veranstalten wollen! Es heißt da unter anderem 'Alichino ... fordert seine beflügelten Gesellen auf, sich mit Ciampolo an Schnelligkeit zu messen. ... Damit ist Gleichheit zwischen den Parteien des eigenartigen Turniers geschaffen'. XXII, 123 kann *proposto* nur 'Vorhaben' heißen. Ganz verkehrt heißt es dann wieder 125ff. von Alichino, daß er 'aus Angst vor dem heißen Pech (*sospetto*) sich zurückwendet (*drizzò il petto*, Z. 129)'. *l'ale al sospetto Non potero avanzar* heißt: seine (des Alichino) Flügel konnten die Angst (des Ciampolo) nicht überholen. XXII, 150 *crosta* ist die Haut der Teufel, nicht die Oberfläche des Pechsees. Die Anmerkung XXIII, 133ff. muß man so auffassen, daß es außer den Felsbrücken, welche sämtliche Kreise überspannen, auch noch kleinere gäbe, die nur über einzelne Gräben gehen, und das ist nicht richtig. XXV, 28 *fratei* 'die anderen Räuber und Mörder dieses Grabens'. Gemeint sind aber die Zentauren am Blutstrom. XXV, 34 führt das *ed* den Nachsatz ein, genau wie in 50, eine bekannte altitalienische syntaktische Erscheinung. Die Anmerkung zu XXV, 151 'wo man seinen Tod beklagt', ist ganz unzulänglich. XXVII, 7—15 ist gesagt: 'Das Geräusch der aus der Flamme heraustönenden Stimme des Verdammten gleicht dem Geheul des Stieres des Phalaris'. 13 ff. findet sich dann das Richtige im Widerspruch hierzu. XXVII, 46ff. Der Familienzweig der Malatesta führte den Beinamen *Mastini*, und *Montagna* ist Vorname, nicht Ortsname. XXVII, 92 ff. bleibt ganz unklar, weil das *in me* gar nicht berücksichtigt ist. XXVIII, 7—21 ist übersehen, daß es sich im Verse 9 um die

Samniterkriege handelt, wozu *Per li Troiani* von Vers 10 gehört. Z. 15 ff. handelt es sich zunächst um Manfred, und weiter muß es durch Alard de Valerys Rat, nicht 'von Alard de Valery' heißen. XXVIII, 73 Zu Pier da Medicina, vgl. Giornale storico della letteratura italiana Bd. LXIV S. 8 ff. XXVIII, 85 ff. Die Edelleute aus Fano richteten überhaupt keine Gelübde und Gebete an das Heiligtum von Focara, denn diese wurden überflüssig, sie wurden nicht mehr gebraucht, weil die Edelleute gar nicht bis dahin gelangten. XXIX, 27 Geri del Bello ist der Vetter von Dantes Vater. XXIX, 123 *non .. sì d'assai* heißt 'bei weitem nicht so'. XXIX, 131 Daß Caccia d'Asciano gedichtet habe, ist unsicher, daß andre Mitglieder der *brigata* Dichter waren, ist ein Mißverständnis der Ausführungen Casinis. XXXI, 66 ist nicht die Umschreibung für 'Gürtel', sondern für 'Schulter, Hals'. XXXI, 136 Dante ruht auf des Antaeus Hand. XXXIII, 61 '*fia = sarebbe*'; lies *sarà*. XXXIII, 100 '*d'un*, wegen' statt *aus*. XXXIII, 134 f. '*che qua dietro mi verna* (mich frieren macht)'! XXXIV, 1 Es sind doch drei Flügelpaare! Nach XXXIV, 58 zerreißt Judas 'sich selbst mit den Händen'. Das könnte man doch garnicht sehen!

Das wären einige der Hauptausstellungen aus der ersten Cantica, und damit will ich abbrechen. An sehr vielen Stellen sind kleine Ungenauigkeiten untergelaufen, manches hätte klarer gesagt werden müssen, auch in besserem Deutsch, und endlich hätte in den Erklärungen vielfach, um philologische Genauigkeit zu erreichen, wörtlich übersetzt werden sollen, statt daß dem Anfänger oft irreführende Umschreibungen gegeben werden. Der Kürze halber gebe ich für alle diese Dinge keine weiteren Belege. Eine sorgfältige Durcharbeitung sämtlicher Erklärungen wäre also für eine neue Ausgabe vorzunehmen. Zum Wörterverzeichnis und Namensregister wäre auch manches anzumerken, z. B. wenn unter *mẹżżo* Mitte auch Inf. VII, 128 (*mẹzzo*) angeführt wird, oder wenn in vielen Namen unter *E* das Zeichen für die offene Aussprache fehlt. Im Anhange über Grammatik ist die Ausdrucksweise oft ganz unwissenschaftlich. Man darf doch beispielsweise nicht schreiben, wie in § 30: 'Endung *ia*- statt *-a* häufig, besonders bei starken Verben mit Präsens-Stammauslaut -gg-, z. B. *accǫglia* statt *accǫlga* usw.', oder § 41 'In der 3 Pers. Sing. die Endung *-ia* statt *-a* in *fuggia* (statt *fugga*), *saglia* (statt *salga*)'. Die grauenvolle Übersetzung Zoozmanns mit ihrem ganz zufällig zusammengestoppelten Verzeichnis von Dantewerken (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1908, Sp. 739—743 und auch Germanisch-Romanische Monatsschrift III [1911] S. 116) durfte Verf. unter keinen Umständen auch nur erwähnen. Inf. VIII, 111 l. *e 'l no* statt des sinnstörenden *no e 'l*. Andre Druckfehler berichtigen sich von selbst. Die Ausgabe zeigt ein sehr würdiges Gewand.

Halle. Berthold Wiese.

T. Navarro Tomás, Manual de pronunciación española [Centro de Estudios Históricos]. Madrid, 1918. 235 p.

Das vorliegende Lehrbuch von T. Navarro Tomás soll in kurzer und einfacher Weise (breve y sencillamente) die Aussprache des Spanischen beschreiben und nichts weiter als ein praktischer Wegweiser für Lehrende und Lernende sein. Kürze und Einfachheit sind es auch, die den Ausführungen des Madrider Phonetikers ihren Wert geben, den wir deshalb besonders hoch einschätzen müssen, weil die Etudes de phonétique espagnole von F.-M. Josselyn und die Phonétique castillane von M. A. Colton gerade in dieser Hinsicht außerordentlich zu wünschen übriglassen. Wer z. B. im Buche von Colton die Abschnitte über den Vokalismus oder die 'accents' durchzuarbeiten oder wer sich durch das Wirrsal der Josselynschen Ausführungen hindurchzufinden hatte, der wird erleichtert aufatmen, wenn er das Buch von Navarro aufschlägt. Eine geradezu mathematische Exaktheit

in der Darstellung und Übersichtlichkeit in der Anordnung zeichnen das Manual des spanischen Gelehrten aus.

Mit Recht beklagte sich Zauner (LblGRPh, 1913, p. 238—9) über die Verworrenheit der Terminologie bei Colton. Das Kapitel 'Nociones de fonética general', das Navarro den Einzelausführungen voranstellt und das in präziser Formulierung eine Erklärung all der phonetischen Grundbegriffe enthält, die in den folgenden Abschnitten angewandt werden, beugt allen Mißverständnissen vor und behebt jeglichen Zweifel über die Interpretation der folgenden Ausführungen. Knapp, aber klar und bestimmt wird in diesem einleitenden Kapitel z. B. das Wesen der Affrikata, die Bedeutung des Anglitts (tension) und Abglitts (détente), die Natur von Tonhöhe, Dauer und Druck auseinandergesetzt und eine kurze Erklärung für die schwierigen Begriffe Klangfarbe, Schallfülle und Silbe versucht. Schon aus diesem einleitenden Abschnitt ersieht der Leser, daß es bei der 'Aussprache' nicht allein auf die Wiedergabe des *Einzel*lautes ankomme, daß vielmehr dessen Einordnung in Laut*reihen* (grupos fonéticos) ein natürlich gegebenes und daher streng zu beobachtendes Moment ist. Navarro scheidet die Lautreihen in sílabas, grupos de intensidad, grupos tónicos und grupos fónicos, wobei die letzteren eine Lautreihe von Pause zu Pause bedeuten.[1]

Seinen Ausführungen legt der Verfasser die 'pronunciación castellana sin vulgarismos y culta sin afectación (p. 7) zugrunde, und ich möchte glauben, daß er damit gerade die rechte Mitte, die für ein praktisches Lehrbuch geboten ist, getroffen hat. Die Volkssprache Kastiliens weicht ja, wie wir aus der Volksdichtung und der volkstümlichen Prosa und auch auf Grund philologischer Forschung wissen (vgl. letzthin den schönen Aufsatz von García Diego, Dialectalismos in Rev. de fil. esp. III, 301—18), von der Sprache der gebildeten Klassen nicht unwesentlich ab, und auch die manierierte Aussprache mancher gebildeten Kreise (die z. B. in der affektierten Wiedergabe des Reibelauts [đ] in Worten wie *verdad, virtud, cantado* zum Ausdruck kommt), kann nicht als Grundlage einer Druchschnittsaussprache angenommen werden. Ohne selbst Regeln über Richtigkeit und Unrichtigkeit aufstellen und damit der närrischen Tradition zahlreicher gebildeter Spanier folgen zu wollen, beschränkt sich N. darauf, auf Grund seiner Beobachtungen und Untersuchungen die tatsächlichen Verhältnisse zu beschreiben. Das schließt nicht aus, daß vergleichsweise provinzielle Eigenheiten zur Sprache kommen.

Nachdem Josselyn seinen Untersuchungen ausschließlich die experimentalphonetische Methode, Colton hingegen ebenso einseitig das deskriptive Verfahren zugrunde gelegt hat, hat N. den Weg beschritten, der allein, wie uns scheinen will, zu den umfassendsten Ergebnissen führen kann. Er hat die beiden Verfahren vereinigt, vielleicht, ohne daß dies in seinem Manual äußerlich zum Ausdruck käme, das experimentelle bevorzugt, und ist auf diese Weise zu Resultaten gelangt, die eine vorzügliche Gesamtorientierung gestatten.

Es lag im Charakter des Manuals, das ja in erster Linie ein praktisches Handbuch für den Unterricht sein soll, daß Diskussionen über strittige Fragen, wie sie Colton so maßlos ausdehnt, gänzlich ausgeschaltet sind. Daß damit die Aufgabe des Verfassers eine leichtere geworden sei, wird man nicht behaupten wollen. Im Gegenteil, in der fein abwägenden und zusammengedrängten Fassung liegt eine Leistung, die der Kritiker lobend

---

[1] Diese Definitionen wird weder der Sprachpädagoge noch der Phonetiker missen wollen. Für das Verständnis einzelner Kapitel sind sie geradezu unentbehrlich. Ich möchte deshalb dem Verfasser aus seinem Verfahren nicht wie G. Wacker, Neuere Sprachen XXVII, p. 457, einen Vorwurf machen.

anerkennen muß. Hinter mancher Formulierung steckt ein gut Stück praktischer und geistiger Arbeit. Und wenn es an manchen Stellen scheinen mag, als lasse der Verfasser der Interpretation seiner Ausführungen gar zu weiten Raum, als trete mitunter an Stelle der bestimmten Fassung eine unwillkommene vage Umschreibung, so mag dies zwar in einigen Fällen an der Mangelhaftigkeit unserer Orientierung liegen, deren ungezwungene Anerkenntnis dann nur zu billigen ist (§§ 102, 163), in anderen aber ist sie eine getreue Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse. Es kann z. B. überraschen, daß die Ausdrücke 'aproximadamente', 'más o menos' ziemlich häufig (§§ 58, 72, 80, 82, 99, 111, 124 usf.) begegnen. Mit ihnen ist aber nichts anderes wiedergegeben als die U n s t a b i l i t ä t, die die spanische Lautbildung in hohem Maße charakterisiert. Wie oft hat man sich nicht gefragt, durch welchen Laut man denn nun eigentlich am korrektesten das intervokale oder wortauslautende *d* wiedergeben solle. Solange man an der Auffassung festhält, das könne nur durch einen Laut geschehen, wird man keine befriedigende Antwort erteilen können. Man wird vielmehr den verschiedenen Spielarten des [đ], die vom ausgeprägten Reibelaut durch zahlreiche Zwischenstufen hindurch zur (volkstümlichen) Schwundstufe führen, Rechnung tragen müssen.

Man kann den Verfasser nur loben, daß er auf das typische Schwanken in diesen und anderen Fällen hinweist: *s* wird verschieden artikuliert, je nachdem es sich im Wortanlaut oder Wort- bez. Silbenauslaut befindet (§§ 73, 149, 108); *ch* wird i. allg. durch eine präpalatale Affrikata wiedergegeben, die nun nicht nur lokal oder individuell, sondern auch von ein und derselben Person, je nach der aufgewandten Expirationskraft, verschieden hervorgebracht wird (§ 119); auch [y], an dessen Stelle nicht selten die homorgane Affrikata tritt, erscheint in zahlreichen Varianten (§ 122); der velare stimmhafte Reibelaut wird je nach Lautnachbarschaft, Redetempo und Expirationsstärke mit verschieden starken Reibungen hervorgebracht (§ 129); das gleiche gilt von den entsprechenden bilabialen und dentalen Reibelauten, von [b] (§§ 82, 85) und [đ]. Zahlreiche Varianten weisen auch die schwachbetonten Vokale auf (§§ 44, 54, 59); auch diese Variierung ist von den angedeuteten Faktoren abhängig, wie auch die Art der Verbindung zweier Vokale stark von ihnen bedingt ist (§ 137).

Die L a u t v a r i i e r u n g, die wir in der Aussprache der gebildeten Kastilier beobachten können (und der der Ausländer bei Wiedergabe spanischer Lautreihen entschieden Rechnung tragen muß), ist nun aber nicht allein für den Phonetiker, sondern auch für den L a u t h i s t o r i k e r von größter Bedeutung. Zeigt sie uns doch, daß in der Sprache der Gebildeten Entwicklungstendenzen im Keime vorhanden sind, die in der Volkssprache und in den Mundarten zu stärkerer Auswirkung gekommen sind und die sich da in bemerkenswerten Lautwandlungen äußern. Wenn heutzutage beispielsweise im Andalusischen und Extremeñischen *-d-* in der Verbalendung *-ado* gänzlich geschwunden ist, so kann dieses Extrem nur über die Zwischenstufen erreicht sein, die noch jetzt im offiziellen Kastilisch gesprochen werden; die südlichen und (z. T.) westlichen Mundarten sind in dieser Beziehung rascher fortgeschritten als das zentrale Reichsidiom, das noch mitten in seiner Entwicklung steht. — Das gleiche gilt von der Veränderung, die anlautendes [y-] durchmacht; auch hier zeigt sich die Entwicklungstendenz, die in volkssprachlichen Veränderungen zu [ď-] (vgl. Verf., Westspan. Mdten. §§ 42, 65) oder [gi-] (vgl. [gi̯el] = *hiel*, [gi̯ero̅] = *hierro*, [gi̯eso] = *yeso*), d. h. in Verschlußbildung ihren vorläufigen Abschluß findet, im normalen Kastilisch in einer mehr oder weniger starken Verengung des Zungenabstandes vom Gaumendach eben erst an, wenngleich sie auch da unter besonderen Bedingungen, z. B. bei emphatischer Rede, bis zu einer Verschlußbildung gesteigert werden kann. — Der in der Volks-

sprache der verschiedensten spanischsprechenden Länder (des Festlandes wie des Überseegebietes) vollendete Schwund von [-g-] in intervokaler Stellung (insbesondere vor Velarvokal, vgl. Verf., a. a. O. § 256) ist durch die Verminderung der Reibung im offiziellen Spanisch (Manual § 129) vorbereitet. — Auch in der gelegentlichen Lockerung der Lippenenge bei kast. [-ƀ-] (§ 82) darf man den ersten Ansatz zu einer Entwicklung sehen, die in spanischen Mundarten viel weiter fortgeschritten ist und dort nicht selten im Schwund des ursprünglichen Reibelauts ihren Abschluß gefunden hat (vgl. Westsp. Mdten. §§ 259, 260: *uva* > extremeñ. [úa], *pavus* > [páu], *no veo* > mexik. *no eo, trabajo* > mexik. *traajo*). — Die Ansätze zu der bekannten Entwicklung, die silbenauslautendes *s* in Südspanien (im Zusammenhang mit Extremadura) wie in den meisten spanisch-amerikanischen Ländern durchmacht (*es/pejo* > [e(s)pého] > [ehpého] > [ehpého] > [epého]), sind im Kastilischen nachweisbar. Die Lockerung der Engenbildung, die Erschlaffung der Muskeltätigkeit bei silbenschließendem *s* (*pes/ca, es/pejo*) oder gar bei *-s* im absoluten Auslaut (vor Pause *francés //; llamabas //*) sind, wenn auch in weit geringerem Maße als in den Mundarten in der Aussprache der gebildeten Schichten Kastiliens festzustellen.

Lautliche Verschiebungen, die wir heute am offiziellen Idiom zu beobachten Gelegenheit haben, weisen uns also in vielen Fällen den Weg, den die Mundarten gegangen sind.

Wie lange die Kräfte, die zu der angedeuteten Lautvariierung im offiziellen Idiom führen, wirksam sind, müssen uns die schriftlichen Zeugnisse früherer Jahrhunderte lehren. Daß die genannten Veränderungen, wenigstens vereinzelt und in ihren Anfängen, weit zurückreichen, kann uns das Beispiel des silbenauslautenden *s* lehren. Schon im Cantar de Myo Cid begegnen wir einem Schwund des *s* in Formeln wie *mandadno'los, no'lo, en braço'las prendia, todo'los, toda'las* (Menéndez Pidal, Cantar de Myo Cid I, § 48—49; auch García Diego, Gram. hist. cast. 1914, § 60). Begreiflich wird er uns nur, wenn wir schon für die älteste Zeit eine Tendenz zur Abschwächung des silbenschließenden *s* annehmen.

Was von der Abschwächung des *s* im Silbenauslaut gesagt ist, daß gilt, in stärkerem oder schwächerem Maße, von [n], [r], [l], [đ], insbesondere, wenn diese vor Pausa stehen. Wiederum liegen die Keime der Entwicklung, die diese Laute in der kastil. Volkssprache und in den Mundarten durchgemacht haben oder durchmachen, noch heute unausgereift in der kastilischen Normalsprache. Denn wenn dort [-n] // (§ 111), [-r] // (§ 116), [-l] // (§ 113), [-đ] // (§ 104) Ansätze zur Desonorisierung und überhaupt zur Abschwächung zeigen ('La *l* final ante pausa, del mismo modo que la *n* en esta posición, suele articularse perezozamente, cesando las vibraciones laringeas y la presión del aire espirado antes de que la lengua se separe de los alvéolos'), so ist diese Veränderung nichts anderes als der Anfang des Prozesses, der z. B. in den süd- und westspanischen Mundarten mit der Tilgung der betreffenden Konsonanten (vgl. *sal* > andalus., extrem., kolumb. usw. [sa], *sol* > [so]; *mujer* > [muhé], *peor* > [pẹọ]; volksspan. [ƀerđá], [usté], [mađri] zu Ende geführt ist. Und auch die Abschwächung von silbenauslautendem *r, l, n*, die sich in der Normalsprache anzeigt (vgl. Navarros Zusammenfassung § 149), ist in Mundarten weiter fortgeschritten (vgl. Rez., Westsp. Mdten., § 377 ff.: [-rn-] > extrem. [-r̥n-] > [-(ṙ)n-] > [-n̥n-]; *puerta* > [pwé(i)ta]; *falso* > [fásu] usf.).

Man darf nur wünschen, daß Navarro, der in der Revista de filología española[1]

[1] Siete vocales españolas (Rev. de fil. esp. III, 51—62); Las vibraciones de la rr española (ib. p. 166—8); Cantidad de las vocales acentuadas (ib.

und in den Estudis Fonètics[1] schon so wichtige Aufschlüsse über Probleme der spanischen Phonetik und damit der spanischen Lautentwickluug gegeben hat, auch die Frage der silbenschließenden Konsonanten, die, wie man sieht, für die Entwicklung der spanischen Mundarten von höchster Bedeutung ist, eingehend würdige, damit wir über die spanischen Verhältnisse so klare Aufschlüsse erhalten, wie sie Rousselot (Modifications phon. du langage. Rev. des patois gallo-romans V, 281, 297) und Bruneau (Et. phon. des patois d'Ardenne 1913, p. 360 ff.) über die Konsonantenreduktion in der Charente und in den Ardennenmundarten gegeben haben und die Erscheinung in ihrer Gesamtheit wie in ihren Einzelheiten begreifen. Wir werden damit zu gleicher Zeit einen willkommenen Beitrag zur Klärung des Verhältnisses der Schriftsprache zu den (südlichen) Mundarten erhalten.

Soviel ich sehe, liegt diese bedeutsame Frage noch ziemlich im Dunkeln.[2] Noch wissen wir nicht, wie weit und in welchem Umfange die Züge, die wir als eigentlich südspanisch[3] (man hat sich öfters des Ausdrucks 'andalusisch' pars pro toto bedient) ansprechen, in das Zentralspanische hineinreichen,[4] ob wir allmählich von diesem in jenes hinübergleiten oder ob wir irgendwo eine Zone finden, in der sich die, wie wir kurz angedeutet haben, in zahlreichen Entwicklungstendenzen gleichen, aber in ihrem heutigen Ausdruck doch verschiedenen Idiome voneinander absetzen. Wann hat sich der zwischen Süd- und Zentralspanisch doch heute zweifelsohne bestehende Gegensatz herausgebildet? Das sind Fragen, die von eminenter Bedeutung für die Sprachgeschichte der Iberischen Halbinsel sind, die wir aber erst lösen können, wenn die erforderlichen sprachgeographischen Untersuchungen durchgeführt sind. Fast scheint es, als ob eine subtile Betrachtung der lautlichen Verhältnisse von besonderer Bedeutung für die Klärung der Probleme sei.

Die Darstellung, die Navarro von der Artikulation der Einzellaute gibt, beruht auf sorgfältiger und umfangreicher Beobachtung. Die experimentellen Untersuchungen, die der Verfasser im phonetischen Laboratorium des Centro de Estudios Históricos angestellt hat, sind, soweit wie irgend mit der Natur des Handbuchs vereinbar, verwertet. Da und dort erkennt man, wie gerade auf Grund der Experimente neue

---

p. 387—408); Cantidad de las vocales inacentuadas (ib. IV, 371—88); Diferencias de duración entre las consonantes españolas (ib. V, 367—93).

[1] Sobre la articulación de la l castellana. Estudis Fonètics (Barcelona) I, 265—75.

[2] Über die Entstehung der nordspanischen (aragonesisch, leonesisch) vgl. die Ausführungen von Menéndez Pidal in der Rev. de fil. esp. III (1916), 77 ff.

[3] Man darf, wie ich durch meine 'Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mdten.' gezeigt zu haben glaube, das Extremeñische ohne weiteres in das Südspanische (als Sprache gedacht) einbeziehen. Die Provinz Salamanca hat ebenso in beträchtlichem Maße südspanische Züge, wenngleich dort auch schon Erscheinungen auftreten, die, soweit ich unterrichtet bin, nach dem Nordwesten, zunächst dem anschließenden Zamora, weisen (z. B. *arbole, trebole; rede, parede*). Die sonst ganz brauchbare Materialsammlung von Lamano y Beneite El dialecto vulgar salmantino (1915) läßt gerade eine geographische Bestimmung von Laut, Form und Wort vermissen (vgl. ASNSL XXXVII, p. 263—4).

[4] Recht wertvoll sind die Mitteilungen, die García Diego in seinem Aufsatz 'Dialectalismos' (Rev. de fil. esp. III, 1916, p. 301—18) über das Vorkommen nord- und westspanischer Spracheigentümlichkeiten im Zentralspanischen macht. Aber auch sie gestatten uns nicht, Zusammenhänge herzustellen oder Grenzen zu ziehen.

Ergebnisse erzielt werden. Das gilt insbesondere von der Natur des *r*, das Navarro Rev. fil. esp. III, 166—8 behandelt hat[1], der silbenschließenden Konsonanten *-n* (§ 111), *-l* (§ 113) [s. o.] und anderem. Übrigens sind zur Veranschaulichung Gaumenabdrücke und Artikulationsquerschnitte dem Text beigegeben.

Von den Konsonanten machen zweifellos [s] und die präpalatalen Affrikaten am meisten Schwierigkeiten. Colton hatte sich mit recht vagen und kurzen Andeutungen begnügt. An deren Stelle setzt Navarro scharfe Formulierungen. Der auffällige akustische Eindruck, den das spanische [s] hervorruft und die Veränderungen, die mit seiner eigenartigen Artikulation verbunden sind ([s] > [š])[2], haben dem Laut moriskische und iberische Provenienz eingetragen (vgl. zuletzt Saroïhandy, Rev. fil. esp. IV (1917), 26 A.). Solange wir aber über Art und Verbreitung der offenbar zahlreichen *s*-Typen auf der Iberischen Halbinsel (vgl. Westsp. Mundarten §§ 42, 215 ff., 364; und jetzt Navarro) nicht einwandfrei unterrichtet sind, bleiben solche Theorien undiskutierbar. Unter solchen Umständen ist uns die klare Beschreibung, die Navarro § 108 vom kastilischen [s] gibt, besonders willkommen. Das gleiche gilt von den Beobachtungen über die Artikulation der präpalatalen Affrikaten. Bemerkenswert ist, daß sich auch im kastilischen [l] eine velare Nuancierung,[3] die auch akustisch wahrnehmbar ist, beobachten läßt, wenn auch der velare Charakter des Laterals längst nicht so deutlich wie etwa im Katalanischen oder Portugiesischen hervortritt.

Im Vokalismus macht N. sehr feine Unterschiede, die aber immerhin von gut geübten Ohren erfaßt werden können. *i* stellt sich z. B. in fünf oder gar mehr Etappen dar: *i* abierta (*silba*); *i* relajada (*avisar*); *i* cerrada (*vida*); *i* semivocal (*baile*); *i* semiconsonante (*piedra*), das im Anlaut zum ausgesprochenen Reibelaut (*la hiedra*) oder gar zur präpalatalen Affrikata (*con hierro*) werden kann. Analoge Unterschiede werden für *u* gemacht: *junta, indudable, cura, causa, hueso* [w-] (> [gw-] und [bw]). Für *e* und *o* werden je drei Laute angesetzt: *e* cerrada ('algo menos cerrada que la *e* en fr. chanté, al. fehlen'), z. B. *compré*; *e* abierta ('aproximadamente como la e en fr. perte, ingl. let, al. fett'), z. B. *guerra, ley; e* relajada, z. B. *humedo*. Bei *a* wird neben einer '*a* media' (wie frz. part, dtsch was), der gebräuchlichsten Stufe, ein leicht palatales *a* (vor *ch, ll, ñ, y*), ein ausgesprochen velares [a] (vor [x], [ℊ], [o], [u] und in emphatischen Worten (z. B. [madre!]) und ein abgeschwächtes [ɐ], z. B. *agua* notiert. Das Wirken der Metaphonie, auf die Colton sein ganzes Vokalsystem aufgebaut hatte, hält N. für unerheblich.[4]

Auf die Darstellung der Artikulation der Vokale und Konsonanten (p. 31—114) folgen die Abschnitte 'Los sonidos agrupados', 'Intensidad', 'Cantidad', 'Entonación' (p. 115—188). Aus der räumlichen Verteilung ergibt sich schon, daß N. großen Wert auf die Darstellungen derjenigen Elemente der Lautlehre gelegt hat, die gemeinhin nur kurz berührt zu werden pflegen. Dieser zweite Teil des Manual stellt, wenn auch der erste viel

---

[1] Neuerdings auch von G. Raig, Sobre la rr castellana i catalana. La Paraula I, 157—63, und O. G. Russell, The Pronunciation of Spanish *r* in Mod. Lang. Journal 1919 p. 174—84 behandelt.

[2] Vgl. hierzu ASNSL XL, 161—162.

[3] Vgl. Westspan. Mundarten § 42. Navarro hat die Frage in einem Aufsatz 'Sobre la articulación de la l castellana' Estudis Fonètics (Barcelona) I, 265—75 behandelt.

[4] Vgl. zu der Coltonschen Theorie: Luquiens, Rom. Rev. II (1911), 466—7; Tallgren, Bull. hisp. XVI (1914), 225—38; Zauner, LblGRPh 1913, p. 236 ff.; Castro, Rev. de fil. esp. I, 100; Rambeau, Neuere Sprachen XXI, 402 ff.

neues, berichtigendes, ergänzendes und anregendes Material enthält, die eigentlich originale Leistung N.s dar. Hier treten als charakteristische Zeichen seiner Arbeitsweise Breite in der Beobachtung, Kunst in der Erfassung des Charakteristischen und Geschick in der Kombination des Gegebenen vorteilhaft hervor. Was in diesen Kapiteln gesagt ist, ist dann auch, von einzelnen Teilen im Abschnitt 'Los sonidos agrupados' und 'Intensidad' abgesehen, ganz neu. Auf Grund seiner experimentellen Erhebungen gelingt es N., zu objektiven Ergebnissen zu kommen, um die sich sein Vorgänger Colton vergeblich gemüht hatte.[1] Der 'enlace de los sonidos' (Lautverbindung) innerhalb einer Expirationsgruppe ist von verschiedenen Gesichtspunkten aus bemerkenswert: er erklärt uns zu einem großen Teil lautliche Veränderungen, denen wir, ohne der Lautverbindung Rechnung zu tragen, ratlos gegenüberstehen würden: zahlreiche Erscheinungen der spanischen Lautgechichte werden uns begreiflich, wenn wir diesen Faktor recht zu würdigen verstehen.[2] Und auch vom prosodischen Gesichtspunkt aus kommt der 'Lautverbindung', insbesondere der Vereinigung der Vokale, eine große Bedeutung zu. In dieser Beziehung macht N. auf solide Beobachtung gestützte Angaben, die nicht allein für die Beurteilung der modernen Verskunst wichtig, sondern auch grundsätzlich für das Studium der Metrik verflossener Jahrhunderte von Bedeutung sind und die deshalb bei der Beurteilung der komplizierten Verhältnisse der Vokalverknüpfung in der älteren spanischen Prosodie beachtet zu werden verdienen. Von einer Erleuchtung der heute einwandfrei zu beobachtenden Verhältnisse wird mitunter Licht auf metrische Erscheinungen früherer Jahrhunderte fallen, deren Wesen wir bisher vielleicht nicht vollständig erfaßt oder gewürdigt haben.

In dem Kapitel 'Enlace de consonantes' werden übersichtlich die bei dem Zusammentritt von Konsonanten zu beobachtenden Momente, die Silbentrennung sowie Wesen und Umfang der Assimilationserscheinungen erläutert. Beachtenswert ist die starke Abhängigkeit der Artikulationsstelle der Dentale *t*, *d* und der Alveolare *n*, *l* von der Artikulationsstelle der auf sie folgenden bez. der ihnen vorausgehenden Konsonanten. N. führt nicht weniger als acht lediglich durch die Artikulationsstelle verschiedene Typen von nasalen Verschlußlauten auf: *en paz* (bilabial), *conmigo* (bilabial-alveolar: doppelter Verschluß), *conforme* (labiodental),[3] *onza* (interdental),

---

[1] Vgl. Rambeau, Neuere Sprachen XXI, 405 ff.

[2] Schon oben ist auf die Veränderung der silbenauslautenden Konsonanten im Kastilischen und in den span. Mundarten hingewiesen (es/pejo w. s. f.), die wir nur unter Berücksichtigung der spanischen Lautverknüpfung bez. -trennung verstehen können. — Zahlreiche Veränderungen im asp. Vokalismus werden uns durch ein eindringendes Studium der neuspanischen Verhältnisse begreiflich. Eine subtile Beobachtung und scharfe Erfassung des modernen Lautstandes gibt uns nicht selten den Schlüssel für das Verständnis längst abgelaufener Wandlungen in Mundart oder Schriftsprache.

[3] Die Korrekturen, die G. Wacker, Neuere Sprachen XXVII, p. 461—2, an der Erklärung dieses Lautes durch N. vornimmt, sind ebenso unberechtigt wie die meisten anderen Ausstellungen der Rez.* In diesem Falle sind sie um so bedauerlicher, als die Rez. von der unbegreiflichen Auffassung ausgeht, daß ein nasaler Konsonant ohne Mundverschluß nicht zu denken sei (p. 462 A.) und, von diesem Gedanken beherrscht, die einfache Tatsachenfeststellung N.s vollständig mißdeutet. — Über Entstehung und Wesen des Lautes, der z. B. in *confuso*, *infierno* begegnet, ist Folgendes zu sagen: ebenso wie ein auf *n* folgendes [p] oder [b] die Artikulationsstelle des Nasals von den Alveolen zu den Lippen zieht ([np] > [mp], [nb] >

conde (dental), *enlace, noche* (Normalstufe: alveolar), *ancho* (palatal), *nunca* (velar); das normalerweise alveolar artikulierte *l* [*olvido, lana*] nimmt eine interdentale [*calzado*], dentale [*altura*] und palatale [*colchón*] Artikulationsstelle an; dentales *t* übernimmt von vorausgehendem [þ] interdentale Artikulationsstelle (*hazte acá*).

In dem Kapitel über die 'Intensidad' (p. 137—50) geht N. vor allem auf die durch die historische Entwicklung der spanischen Sprache gegebene Akzentuierung der Worte ein, faßt sich aber über den Satzakzent — im Gegensatz zu Colton, der dieser Frage einen weiteren Raum widmet, ohne allerdings zu wesentlichen Ergebnissen zu gelangen — ziemlich kurz, wie dies ja bei dem heutigen Stande der Untersuchungen über Intensität in Lautgruppen nicht anders zu erwarten ist.

Um so inhaltsreicher und anregender ist der Abschnitt über die Quantität (p. 151—159). Unter Anwendung des experimentellen Verfahrens ist N. zu wertvollen Ergebnissen gelangt. In der Rev. de fil. esp. III—V hat er eingehend die Quantität der Vokale und Konsonanten untersucht. Wenngleich schon Storm, dem die spanische Phonetik überhaupt sehr feine Beobachtungen verdankt, das Grundgesetz aufgestellt hatte, daß der betonte Vokal im Spanischen i. allg. kurz ist, so fehlte doch bisher eine exakte Begründung dieses Satzes, um so mehr, als neuerdings Zweifel an der

---

[mb]), attrahiert auch [f] in seiner Eigenschaft als L a b i o(dental) die Artikulationsstelle des [n] an die L i p p e n. Während nun aber vor folgendem b i l a b i a l e n [p] und b i l a b i a l e n [b] auch der Nasal bilabial gesprochen wird, wird er vor folgendem labio d e n t a l e n [f] entsprechend labiodental. Das scheint mir rein lautphysiologisch betrachtet voll verständlich, und ich sehe deshalb keinen Grund, an Stelle des von N. beobachteten Lautes willkürlich einen andern 'anzunehmen'.

* P. 462 hält es die Rez. für ungenau, wenn N. das [ŷ] als stimmhafte Entsprechung des [č] hinstellt und die Verschiedenheit der Artikulationsstelle unberücksichtigt läßt. Dabei hat N. nachdrücklich (§ 121) den Unterschied der beiden Laute unter besonderem Hinweis auf die Artikulationsstelle gekennzeichnet. — Ferner vermißt die Rez. eine genaue Scheidung des Halbkonsonanten [j] vom Reibelaut [y], 'an die zu glauben einem schwer fällt'. Den Unterschied hat N. § 48 dargelegt, und Glauben spielt in phoneticis keine Rolle. Die meisten Phonetiker und Dialektologen haben sich von der Existenz des [j], das, wie N. bemerkt, zwischen [i] und [y] steht, überzeugen müssen (vgl. meine 'Westspan. Mundarten' § 58). Wenn N. weiter für *i* in span. *piedra, rabia* u. s. f. zum Vergleich *i* in frz. *pied, bien, action* heranzieht (§ 48), so möchte ich ihm, nachdem ich gelesen habe, was berufene Phonetiker über diesen Laut im Französischen sagen, daraus keinen Vorwurf machen: 'Il est certain, au reste, que le *y* en diphtongue loin de se confondre avec le *j* allemand [wo bekanntlich die Engenbildung besonders stark ist], diffère même de notre *y* dans ⟨*ayons, voyez*⟩' (Rousselot, Rev. de phonétique III, 79), und dies um so weniger als Stimmlosigkeit des betreffenden *i*, das von N. übrigens gar nicht als 'Halb v o k a l' (W. p. 460 A. 5) angesprochen, sondern mit dem *i* semiconsonante verglichen wird, nach Stimmlosen im Französischen keinesfalls allgemein ist (vgl. Rev. de phon. II, 273; III, 80—82). — Die Tendenz zu velarer Aussprache des silben- und wortauslautenden *l* scheint der Rez. (p. 460 A. 4) 'in der Luft zu liegen'. Ich finde sie § 113 des Manuals schriftlich fixiert: 'final de sílaba o de palabra, y sobre todo en posición acentuada, *l* se hace ligeramente concava'. — Überraschend ist, daß Rez. 'in bezug auf die Laute [đ] (z. B. in *escudo*) und [ʒ] (z. B. in *juzgar*) vergeblich nach genauen Erklärungen der Notwendigkeit ihres Nebeneinanders sucht'. Der Unterschied der beiden Laute ist nach meinem Dafürhalten durch ihre Definitionen in

Richtigkeit von Storms Behauptung laut wurden.[1] N. zeigt nun, daß die Auffassung Storms in der Tat zutrifft, da der betonte Vokal im Spanischen, wenn man ihn an den betonten Vokalen im Französischen, Englischen und Deutschen mißt, keineswegs die Dauer hat wie etwa ein langer betonter Vokal in diesen Sprachen. Der spanische Tonvokal hat aber darum keineswegs immer die gleiche Quantiät, wie Storm anzunehmen geneigt war. Vielmehr ist diese, wie N. nachweist, nicht unwesentlich von der Zahl der auf den Tonvokal folgenden Silben und der Natur des folgenden Konsonanten abhängig, und auch die Quantität der verschiedenen Vokale ist unter gleichen Voraussetzungen nicht absolut identisch.

Sehr bemerkenswert sind die durch statistisches Material ergänzten Ausführungen über die Quantität der nebentonigen, insbesondere der Auslautvokale. Was Storm auf Grund seiner Gehörseindrücke über die Dauer der spanischen Auslautvokale in seinem Aufsatz über die 'Romanische Quantität' gesagt hatte, das wird durch N.s Meßverfahren endgültig erwiesen: der Auslautvokal ist an Dauer dem vorausgehenden Tonvokal zum mindesten gleich, in vielen Fällen sogar quantitativ überlegen.[2] Der Lauthistoriker wird sich angesichts dieser überraschenden Beobachtung fragen, ob nicht die lange Dauer der Auslautvokale auch für die frühere Zeit anzusetzen und in ihr das Moment zu suchen ist, das (wie im Italienischen, wo die gleichen Voraussetzungen zutreffen) die Erhaltung der auslautenden Vokale in weitestem Umfange bedingt hat.

Über die Intonation des Spanischen lagen bisher nur einige allgemeine Charakteristiken, die wegen ihrer Unbestimmtheit wissenschaftlich und praktisch nicht verwertbar waren, und einige mehr zufällig gesammelte Beobachtungen zum Tonfall in der Frage (von Waiblinger, Arch. f. ges. Psych. XXXII) vor. N. hat zum erstenmal die spanische Tonhöhe systematisch auf breiter, solider Basis untersucht und einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis dieses bisher so arg vernachlässigten Zweiges der spanischen Phonetik erzielt. Langwierige Beobachtungen und umfangreiche Experimente bilden die Grundlage für die schönen Ausführungen, die N. in dem Kapitel 'Entonación' (p. 161—87) dem Tonfall in der einfachen Aussage, in dem durch einen erklärenden Zusatz beschwerten Satz, in der durch eine Parenthese erweiterten Rede, in dem von einer

§§ 93 und 102 Anfang (den Rez. übersehen zu haben scheint) hinreichend gekennzeichnet. Empfehlenswert wäre es allerdings, an Stelle der Transkription [ẓ], da der Laut ja nichts mit einem interdentalen stimmhaften *s* zu tun hat, ein anderes Zeichen zu verwenden, wohl auch gegenüber der tensión muscular débil des [đ] eine tensión muscular fuerte des [ẓ] hervorzuheben. — Daß N. die Artikulationsstellenverschiebungen von Konsonanten infolge von Angleichung an andere — z. B. *hazte* > [aþṭe] (ṭ interdental!), *colchón* [koḷčón] (ḷ präpalatal!) u. s. f. — in der Schrift zum Ausdruck bringt, hält die Rez. nicht für vorbildlich. Sie meint sogar, daß selbst Dialektologen auf die Notierungen solcher 'selbstverständlichen' Erscheinungen verzichten sollten. Jeder Mundartenforscher, der einige Erfahrung besitzt, und der weiß, wie wesentlich solche scheinbar unwesentlichen Notierungen bei der Bearbeitung des Materials zur Erklärung dieses oder jenes entwicklungsgeschichtlichen Vorganges werden können, wird eine solche Auffassung ablehnen müssen. — Das Kapitel über die 'intensidad' scheint Rez. nur flüchtig gelesen zu haben.

[1] Colton. Vgl. aber schon die Entgegnung von Rambeau, Neuere Sprachen XXI, 405—6.

[2] Vgl. die analoge Beobachtung am Auslautvokal *-o* (*-u*) im Aragonesischen von P. Barnils, Butll. de dial. cat. IV (1916), 12—13.

Unterordnung beschwerten Satzgefüge, in der Aufzählung, in der Frage, im Ausruf und im Befehlssatz widmet. Durch Hervorkehrung des Wichtigen und Verknüpfung des wesentlich Zusammengehörigen gelingt es dem Verf., ein übersichtliches Bild von den komplizierten Verhältnissen der spanischen Intonation zu entwerfen.

Um seine theoretischen Ausführungen praktisch nutzbar zu machen, fügt N., dem Beispiel M. Grammonts[1] folgend, Leseproben bei, die aus den Werken bekannter spanischer Schriftsteller in der Weise ausgewählt sind, daß sie als Übungsstücke zu den in den einzelnen Kapiteln gebotenen Ausführungen dienen können, phonetische Lektüretexte, an denen man z. B. die verschiedenen Arten des *i* oder des *e* oder des *a*, die Artikulation der verschiedenen Konsonanten, die Erscheinung der Lautverknüpfung, die Druckstärke, die Tonhöhe u. s. f. studieren und erlernen kann. Der letzte Abschnitt des Buches (p. 189—203) enthält die phonetische Umschrift eines Stückes aus Blasco Ibañez mit erklärenden Fußnoten.

Der Eindruck, den man von der Lektüre des Manuals von Navarro Tomás erhält, ist dem, mit dem uns Coltons Buch entläßt, gerade entgegengesetzt. Hier das Gefühl der Unsicherheit, der Verwirrung, des Unbefriedigtseins, dort die Überzeugung, daß man auf sicheren, festen Boden gestellt ist. Nicht, als ob nun alle Fragen, die uns die spanische Phonetik aufgibt, endgültig beantwortet seien. N. deutet öfter selbst die Probleme an, die der Lösung harren. Dafür aber, daß auch für sie eine Vorarbeit geleistet ist, dürfen wir dem Madrider Gelehrten dankbar sein. Der Phonetiker und der Lauthistoriker werden aus N.s Buch viel Neues, an Erkenntnissen und Anregungen, entnehmen, und in der Praxis wird das Manual vortreffliche Dienste leisten.[2]

An Einzelheiten, die von allgemeinem Interesse sein dürften, sei folgendes hinzugefügt: Zur Interpretation des *-n*, das nach N., p. 86, zur Stimmlosigkeit neigt, gebe ich anheim, die Bemerkungen Grammonts, RLR 56, p. 486, zu prüfen. — *-n* > [-ŋ] (p. 86) als dialektischen Einfluß zu deuten, liegt kein Anlaß vor. Vgl. dieselbe Erscheinung z. B. in der Gascogne (Ann. du Midi VII, 337). — Die Auslautvokale *-a*, *-e*, *-o*, werden durch verschiedene Lautzeichen wiedergegeben. In den Beispielsammlungen, wo die Worte aus dem Zusammenhang herausgenommen erscheinen, empfiehlt es sich, ein einheitliches Schriftzeichen zu verwenden. — Die Erklärung der Akzentverschiebung bei dem Zusammentritt zweier Vokale in Fällen wie *período* > [perjódo], *cardíaco* > [kardyáko] (vgl. *filiolu* > *filiólu*!) durch die größere 'Schallfülle' des offenen Vokals gegenüber dem geschlosseneren (§ 144) ist nach Grammonts Ausführungen (RLR LV, 589) unhaltbar. Zu den Beispielen wären auch die entsprechenden Veränderungen in der Vortonsilbe (*ciudad* > [þjudađ], *violencia* > [ƀjolénþja] zu stellen. — Daß die stimmhaften Konsonanten generell besser vernehmbar seien als die stimmlosen (§ 25), will mir nicht einleuchten. Wir rufen jemand mit [s], nicht [z]. — Ich fürchte, daß die Bezeichnung tensión = frz. tenue (§ 14) in philologischen Arbeiten zu Mißverständnissen Anlaß geben kann. — Im cuadro de las consonantes españolas fehlt [ƀ] (§ 83). — Ist die Transkription *obsceno* [ǫƀsþéno] ([ˢþ]) richtig (§ 85)? — Bei der Beschreibung des [w] in *huevo* usw. (§ 68) sollte die Bedeutung der Lippentätigkeit (die die Deutschen gern vernachlässigen), stärker betont werden.

Hamburg. F. Krüger.

[1] Traité pratique de prononciation française. Paris, Delagrave, 1914. 231 p. 2,50 Frs.

[2] Besprechungen des Buches sind zu finden in: Lectura XIX, abr. 1919, p. 421—3 (aus 'El Sol'); Neophilologus V, 1 (Geers); La Paraula II, 44—45; Bull. Soc. Ling. de Paris XXI (1919), 269—70; Rass. IV, 148—50, Spanien 1920, 228—229.

Luigi Foscolo Benedetto, Le Origini di 'Salammbô'. Studio sul realismo storico di G. Flaubert. Pubblicazioni del R. Istituto di studi superiori pratici et di perfezionamento in Firenze, Sezione de filologia e filosofia — N. S. Vol. I. Firenze. R. Bemporad & Figlio, Editori, 1920.

Ein Buch von 351 Seiten über einen neueren Roman! Das ist etwas Neues. Quellenuntersuchungen pflegte man bisher eigentlich bloß bei älteren Texten, etwa beim Yvain, anzustellen. Ein Grund dafür ist nicht zu finden. So ist Benedettos Buch etwas Neues und zugleich eine sehr solide philologische Leistung. Er gibt zunächst eine *Introduzione*. Der erste Hauptteil heißt: *L'Eredità romanza* mit den Kapiteln: *Il racconto orientale, I ricordi dei viaggi, Gli antecedenti nell'opera flaubertiana, Gl'influssi contemporanei, Le tendenze romanze.* Also literarhistorische Arbeit, das Erfassen der Zusammenhänge mit Vorgängern und mit andern eigenen Werken. Dieser zweite Punkt ist der interessantere; gerade die Aufdeckung von Beziehungen zwischen der 'Tentation' und 'Salammbô' ist sehr wertvoll für die Erkenntnis des Werkes von Gustave Flaubert, für seine Einheit und Geschlossenheit, so daß man eigentlich kein Werk herausheben und für sich betrachten darf.

Der zweite Teil behandelt das *lavoro di ricostruzione* mit den Kapiteln *la città, la religione, lo stato, l'esercito, l'indole etnica.* Das ist reine Philologenarbeit geworden, Quellenforschung. B. ist auf dem Wege ein firmer 'Punist' geworden, es sind auch einige rein altertumskundliche Arbeiten dabei für ihn abgefallen. Dabei ist scheinbar diese ganze Arbeit unnötig oder verfrüht gewesen. B. weiß ja selber, cp. S. 16 f., daß Flaubert sein ganzes Material sorgfältig aufbewahrt hat, und daß es über kurz oder lang einmal veröffentlicht werden wird. Und das ist auch wünschenswert. B. wird im Übereifer pro domo ungerecht, wenn er anläßlich der vollständigen Ausgabe von Flauberts Material von *feticismi grossolani* spricht, S. 16. Trotzdem hat B. recht, sein Buch zu veröffentlichen. Eine vollständige Übersicht über das Material Flauberts ist natürlich wichtig, aber wichtiger ist die Frage: Was hat der Künstler mit dem Material angefangen, welche künstlerischen Absichten hat er bei der Sichtung des Materials verfolgt? Mindestens ebenso wichtig wie das, was Flaubert in den Quellen gefunden hat, ist das, was er n i c h t darin gefunden, sondern erfunden hat. So hat B. recht, wenn er sagt, daß die absolute Vollständigkeit des Nachweises der Quellen etwas relativ Irrelevantes ist. B. hat in minuziöser Kleinarbeit die beiden Quellen Flauberts, die direkten und indirekten, also die antike Überlieferung und die Flaubert zeitgenössische Forschung durchsucht, deren Scheidung oft nicht überzeugend durchgeführt werden kann. Es sind B. sicher auch Stellen entgangen. So eine, die mir beim Lesen zufällig einfiel: S. 312 sagt B.: *Il capo delle navi dice ad Amilcare di avere affondate tutte le navi straniere veleggianti oltre il capo Estrimone, perchè il segreto delle nuove vie non fosse scoperto. Ricordava, tra gli altri, lo Heeren: 'I Cartaginesi cercarono fino ai tempi della potenza romana di nascondere il loro commercio colle isole Cassiteridi'.* Bei dem Versenken der Schiffe hatte Flaubert sicher eine Strabostelle im Sinne, Buch 17, Kapitel 19: *Καρχηδονίους δὲ καταποντοῦν, εἴτις τῶν ξένων εἰς Σαρδὼ παραπλεύσειεν, ἢ ἐπὶ στήλας.* Daß Flaubert Strabo benutzte, weist B. selber an vielen Stellen nach. B. hat diese Stelle eben übersehen.

Aber, wie gesagt, wichtiger als die Frage, woher Flauberts Material stammt, ist die, was er damit angefangen hat. Darüber spricht B. in den letzten zehn Seiten des Buches, der *Conclusione*. Salammbô ist nicht das geworden, was Flaubert erstrebte, und was auch wir erhofft haben. Das lag

an seiner Doppelstellung und Doppelbegabung als Gelehrter und Künstler. Flaubert fühlte sich auch als Gelehrter, er polemisierte als Gelehrter gegen ungünstige gelehrte Besprechungen. In manchem hat er die Wissenschaft gefördert, die moderne 'Punistik' setzt oft fort, was Flaubert schon gesehen hatte, wie B. zeigt. Aber das wissenschaftliche Studium sollte bloß den Anfang, die Basis geben. Die Umsetzung der Wissenschaft in Kunst ist Flaubert nicht durchweg gelungen. Er verliebte sich in die Quellen und konnte sich von manchem Material nicht trennen, wo dichterische Notwendigkeit einen Verzicht verlangt hätte. An vielen andern Stellen schaltet er als souveräner Künstler, er pfeift auf die Überlieferung, und wenn die Tatsachen widerstreben, sagt er wie Hegel gesagt haben soll: 'Um so schlimmer für die Tatsachen'. Aber so denkt er nicht immer. Am Widerstreit des Gelehrten und des Künstlers leidet das Buch als Kunstwerk. Es war eben nicht bloß Gelehrtenliebe, nicht bloß *bizzarria letteraria,* wie B. formuliert, was Flaubert an Karthago kettete. Es war psychologische Notwendigkeit. Karthago war ein Teil seines eigenen Ichs geworden. Und dieses leidende Ich finden wir in Salammbô ebenso wieder wie in Madame Bovary, der Tentation de St. Antoine und den Educations sentimentales. Der Hauptwert des Buches von B. liegt vielleicht darin, gezeigt zu haben, daß Flauberts Werke trotz aller gewollten *impassibilité* 'Bruchstücke einer großen Konfession' sind.

Jena. H. Gelzer.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

The American journal of philology. XL, 3, July—Sept. 1919 [Ch. Knapp, References to literature in Plautus and Terence. — E. A. Lease, The use and range of the future participle. — A. Ch. Johnson, Problems in Delphian chronology. — M. C. Waites, Satura rediviva. Reviews and book notices. Radin's The genetic relationship of the North American Indian languages. — Lalis Lietuviškos ir angliškos Kalbų žodynas. — Juskevič's Litovskij Slovarĭ. Wells' First supplement to a manual of the writings in Middle English 1050—1400].

Språk och stil. Tidskrift för nysvensk språkforskning. Uppsala 1919. XIX, 3—5 [B. Hesselmann, Ortografiska reformer i språkhistorik belysning. — E. Lundin, Behandlingen av infinitivmärket 'att' i nusvenskan (Fortsättes). — O. Gjerdman, Aktiva och passiva versifikatörer emellan II. — Smärre bidrag: 5. Th. Hjelmqvist, En rättelse till en dikt av Pontus Wikner. — 6. St. O. Nordberg, Ordet forfader. — 7. J. E. Hylén, Några moderna fraser]. XX, 1. o. 2 [N. Lindquist, Språkliga konsekvenser av Fichtes 'Jag'. — E. Lundin, Behandlingen av infinitivmärket 'att' i nusvenskan (Forts.). — J. E. Hylén, Adjektiv utan obestämt neutrum singularis. — Sverker Ek., Småverser i Agneta Norns lefverne. — R. G. Brg, 'Rabeners Bref-ställare'. Ett bidrag till 1700-talets vardragsstil. — F. de Brun, Ordet forfader ännu en gång].

Beiträge zur Sprach- und Völkerkunde. (Festschrift für Alfred Hillebrandt.) Halle, Waisenhaus, 1913. 187 S. M. 5 [R. Abicht, Ein Alexanderlied unter den russischen Bylinen. — W. Cohn, Das Amt des Admirals in Sizilien unter Kaiser Friedrich II. — H. H. Figulla, Parallelen babylonischer Überlieferungen im Sanskrit. — E. Hanisch, Zur Geschichte der Sárospataker altpolnischen Bibelhandschrift. — A. Hilka, Historia septem sapientum. — P. Klimek, Über das Gespräch des Sokrates mit dem jüngeren Perikles. — R. Kühnau, Die weiße Frau. — E. Lewy, Zur Frage der Sprachmischung. — H. Neckel, Ein Bruchstück aus Kālidāsas Kumārasambhava. — W. Neißer, Vedica. — L. Scherman, Der Geisterkult der buddhistischen Palaung in den hinterindischen Shanstaaten. — F. Slotty, Ein Beitrag zur Modussyntax der griechischen Dialekte. — Wolf von Unwerth, Namengebung und Wiedergeburtsglaube bei Nordgermanen und Lappen].

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums; hg. vom Vereinsvorstande. 19. Heft. Wien, Fromme, 1919. M. 4 [Bericht über die 14. ao. Vereinsversammlung am 27. Januar 1918. — Ein Homervortrag am 17. März 1918: Rezitation in griechischer Sprache von H. Fischl; einl. Worte von A. v. Scheindler. — Bericht über die XII. ordentliche Vereinsversammlung am 3. Juni 1919; Vortrag von R. Meister: Die Bildungswerte der Antike und ihr Verhältnis zum Kulturganzen der Gegenwart. — Vom ungarländischen Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums].

Otto, Ernst, Die Grundlegung der Sprachwissenschaft. Bielefeld, Velhagen, 1919. VII, 155 S.

Siewert, Gerhard, Waldbedeckung und Siedlungsdichte der Lüneburger Heide im Mittelalter. Diss. Berlin 1920. Hannover, Gersbach, 1920. 64 S.

Stern, Clara und William, Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes. I: Die Kindersprache, eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. Zweite, um ein Nachwort und eine Beobachtungsanleitung erweiterte Aufl. Leipzig, Bardt, 1920. XII, 430 S. M. 31,20; geb. M. 34,80. [Die Originalausgabe von 1907 ist vergriffen und wird hier durch einen anastatischen Neudruck ersetzt, der durch einige Zutaten etwas modernisiert ist. Das Buch verdiente solche Auferstehung. Es ist wohl die genaueste Beobachtung kindlicher Sprache in ihren äußeren Anfängen und seelischen Begleiterscheinungen. Besonders ist zu beherzigen, was S. 337 ff. über Urschöpfung von Wörtern durch Klangsymbolik gesagt wird, sowie die Andeutungen über erregte Rede als ursprüngliche Syntax, S. 193 ff.]

Graß, Joseph, Experimentalphonetische Untersuchungen über Vokaldauer, vorgenommen an einer ripuarischen Dorfmundart. Diss. Hamburg 1920. 39 S. [Zum ersten Male wird hier die Länge der Tonvokale innerhalb eines Dialektes im größeren Umfange maschinell gemessen. Obwohl dabei zwischen Zweigipfligkeit und Stimmdauer nicht geschieden wird, wie es Ehrentreich betr. der ne. Tonvokale tat, ergeben sich dennoch ähnliche Verhältnisse der Kürzung vor Suffix und vor gewissen Konsonanten. Wer nur experimentelle Phonetik ernstlich zu treiben versucht, wird auch mit einfachen Instrumenten manches Ersprießliche leisten.]

Otto, E., Was versteht man unter Stil? Was ist Stilistik? Leipzig, Quelle u. Meyer, 1914. 38 S.

Brie, Friedrich, Exotismus der Sinne. Eine Studie zur Psychologie der Romantik. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie. Phil.-hist. Klasse 1920. 3. Abhandlung.) Heidelberg, Winter, 1920. 79 S. [1. Der *ennui* als Vorbedingung. Ursprung des Exotismus im Bedürfnis der Sinne. Abwendung von der Gegenwart und Flucht in die Sinnenwelt des Orients, der Antike und der narkotischen Visionen. Beziehungen zwischen den drei Welten. Exotismus nicht möglich in früheren naiven Zeitaltern. 2. Geringer Anteil Deutschlands an der Entwicklung des Exotismus. Heinses Kultus von Antike und Renaissance. 3. Exotismus innerhalb der englischen Romantik. Beckford, Coleridge, De Quincey, Wainewright, Poe. 4. Exotismus in der französischen Literatur. Unterschied zwischen französischem und englischem Exotismus. Die Anfänge noch innerhalb der Aufklärung: Stendhal. Die Romantik: Gautier, Flaubert, Le Poittevin, Gérard de Nerval, Bouilhet, Baudelaire, Soulary, Leconte de Lisle, Banville, Ménard. 5. Der spätere Exotismus in der englischen Literatur: Swinburne, Pater].

Motiv und Wort, Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie. 1. Hans Sperber, Motiv und Wort bei Gustav Meyrink. 2. Leo Spitzer, Die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns (mit einem bisher unveröffentlichten Briefe des Dichters). Leipzig, Reisland, 1918. 124 S. M. 4. [Meyrink stellte in mehreren Novellen den Tod durch Ersticken dar; in vier steht dies Motiv sogar im Mittelpunkt. Sperber untersucht nun, durch welche Züge und durch welche Ausdrücke Meyrink immerfort auf das Ersticken zurückkommt, um die Vorstellungsreihe und Wortwahl dieses Gedankenkreises zusammenzustellen. Ähnlich geht er der Blindheitsvorstellung und der Vampyrgestalt bei Meyrink nach. Er findet, daß eine Lieblingsvorstellung den Dichter leicht zu sprachlichen Grenzverschiebungen und inhaltlichen Analogien veranlaßt, aber einen starken Erzählungsbau nicht zu schaffen vermag. Assoziationen arbeiten bis zu einem gewissen Grade für einen Dichter. können aber nicht einen Dichter machen. Ähnlich untersucht Spitzer das Groteske bei Morgenstern. Dichten ist ihm ein geistiges Erleben, ein Gewebe von Wortbildern und Parallelen, deren Glieder sich gegenseitig hervorrufen und bedingen. Sie werden weniger von einem strengen Willen zur Architektonik zusammengehalten, sondern bedingen vielmehr den Architekten. 'Das künstlerische Temperament ist eine

biologische Gegebenheit'. Das Dichten ist ihm ein 'traumwandlerisches Gehen auf der schmalen Grenze, wo Sprache und Realität einander berühren'. Das sind ernste Ansätze zur Erforschung des Unterbewußtseins, das beim Poeten mit den vorhandenen Darstellungsmitteln halb selbständig arbeitet und dabei oft Erstaunliches an Neuschöpfungen leistet. Allerdings ist das, was bei sensationellen Poeten wie Meyrink geschieht, nicht notwendigerweise maßgebend für Poeten der ersten Reihe, bei denen sich der Prozeß des Schaffens vielleicht individuell stärker und persönlich freier abspielt.]

Benz, Richard, Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vorlesungen. Jena, Eugen Diederichs, 1920. 106 S. (Schriften zur Kulturpolitik. Über den Nutzen der Universitäten für die Volksgesamtheit und die Möglichkeit ihrer Reformation.) Jena, Eugen Diederichs, 1920. 23 S. [Benz skizziert den orientalischen Menschen, den klassischen, den gotischen, den modernen, den zukünftigen. Das geht nicht ohne kühne Konstruktionen ab; dennoch wirkt die Fragestellung anregend auf den psychologischen Literaturforscher, der sich zunächst nach verläßlichen Kriterien umsieht, um ein so schwankes Ding wie Volkscharakter einigermaßen systematisch zu erfassen.]

Stoltenberg, Hans Lorenz, Reine Farbkunst in Raum und Zeit und ihr Verhältnis zur Tonkunst. Leipzig, Unesma, G. m. b. H., 1920. 35 S. [Wie es eine reine Tonkunst gibt, abgesehen vom Wesen des Sängers oder Spielers, so müßte auch eine reine Farbkunst möglich sein, beruhend auf natürlich vorkommenden Farbfolgen, vorstellhaft ausgebildet und durch eigene Bedingungen des Wohlgefallens geführt. Das Verhältnis dieser postulierten Farbkunst zur Tonkunst wird erörtert, mögliche Farbspielzeuge werden beschrieben. Das Heft schließt mit der Hoffnung, daß die Farbkunst — so lange durch die Ungunst mangelnder Verwirklichung zurückgehalten — um so schneller zu einem stolzen, dem der Tonkunst ebenbürtigen Dom sich erheben wird.]

Schab, Siegfried, Studieren oder nicht? Ein Wort zum Erlaß des Unterrichtsministers behufs 'Eindämmung des Zudranges zu den Mittelschulen'. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, 1916. 32 S. [Der österreichische Unterrichtsminister Hussarek hatte damals an die Landesschulbehörden einen Erlaß geschickt zur Eindämmung des Andranges zu den Mittelschulen, weil infolgedessen die Anstalten vermehrt werden müßten. Darüber hat sich Verf. geärgert. Er verweist auf das reichere Mittelschulwesen im Deutschen Reiche, das dabei doch blühe und gedeihe. Er freut sich des wachsenden Andranges und möchte viel eher die Studiendauer verringern, der körperlichen Zermürbung in der Schule vorbeugen, für raschere Anstellung sorgen und den Lehrkräften ein besseres Einkommen verschaffen.]

Friedrich, Fritz, Die höhere Schule als einheitlicher Organismus. Ansprache gehalten am 24. Februar 1920 im großen Saale des Deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig. Leipzig, Teubner, 1920. 16 S. [Ein erfahrener Schulmann warnt vor den Umsturzplänen sächsischer Behörden.]

Lamszus, Wilhelm, Die Begabungsschule. Ein Beitrag zur geistigen Wiedergeburt. Braunschweig, G. Westermann, 1919. 80 S. [In lebendigem Stil und mit manchem vernünftigen Wort ist hier auseinandergesetzt, wie sehr unsere mittleren und höheren Schulen unter dem Berechtigungswesen litten. Verf. geht übrigens oft noch weiter und trifft mit seinen Einwänden Übelstände, die fast jeder Schule, die nicht bloß Einzelkindern gilt, anhaften müssen. So rühmt er S. 59 die schönen Früchte zehnwöchigen Privatstudiums im Englischen oder Französischen, dem sich ein heller Kaufmannslehrling ergab, 'während unser braver Gymnasiast viele Jahre pflichtgemäß Englisch und Französisch lernt, jede Woche stundenlang zu Hause und in

der Schule Exerzitien und Lektionen mündlich und schriftlich paukt, um am Ende dieser gewaltigen Lehrzeit nicht einen einzigen Satz ohne Stottern hervorbringen zu können'. Dieser Gymnasiast hatte offenbar schlechte Lehrer, jener Kaufmannslehrling aber eine besondere Sprachenbegabung und wohl auch einige stille Hilfe. Verf. erklärt S. 71: 'Die Standesschule ist der Todfeind aller Schulreform ... macht die Kinder der höheren Gesellschaftsklassen zu Trägern der historischen Gewalt, die Kinder der Ärmeren zu Handlangern und bezahlten Aufsehern; solange diese Zwingburg nicht gebrochen, bricht uns kein Frühling an.' Die Welt rufe nach Begabungsschule; und diese bedeute: 'aus jeder Schule, aus jeder Klasse eine Gemeinschaft zu machen, in der alle Kinder das Recht auf ihre Entwicklung, auf die ihnen eigentümliche Begabung haben'. Es wird also soziale Individualisierung gefordert, und wenn ein Volk samt seinen Lehrern von heiligem Wissensdrange brennt, so können wohl auch entsprechende Einrichtungen getroffen werden. Die Vorrede ist vom Mai 1919 datiert; die Stimmung der Zeit ist für die wohlgemeinte Schrift der beste Kommentar.]

Zum Charakter Spinozas. Erläuterung der wichtigsten Nachrichten über sein Leben. Vom Verf. des Spinoza Redivivus und Augustinus Redivivus. (Der Philosophischen Weltbibliothek dritter Band.) Halle, Weltphilosophischer Verlag, 1919. 143 S. M. 8.

Jodl, Friedrich, Sein Leben und Wirken, dargestellt nach Tagebüchern und Briefen von Margarete Jodl. Mit 3 Bildnissen. Stuttgart, Cotta, 1920. XIV, 344 S. [Dem Philosophen Jodl, der in München, Prag und Wien wirkte und überall auch in künstlerische, literarische und politische Fragen blickte, hat seine Witwe ein biographisches Denkmal gesetzt. Zu seinen ethischen Anschauungen und Leistungen haben englische Bücher vielfach beigetragen.]

Plattensteiner, Richard, Beethoven. Der große Musikant zur Ehre Gottes. Ein Weihespiel. Neue, verbesserte Ausgabe. Leipzig, Hesse & Becker, 1920. 39 S.

Brückner, Alexander, Polnische Literaturgeschichte (Sammlung Göschen 789.) Berlin und Leipzig, V. W. V., 1920. 122 S. M. 1,60 + 50 %.

Szinnyei, Josef, Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. (Ungarische Bibliothek. Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, hg. von Robert Gragger. Erste Reihe.) Berlin W 10 und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., 1920. 57 S.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XLI, 1/2. Januar/Februar 1920 [Götze: Hautkappe, Über die altdeutschen Beichten und ihre Beziehungen zu Cäsarius von Arles. — Behaghel: Luthers Werke, hg. v. A. E. Berger. — Götze: Hempel, Die Kunst F.s von Logau. — Schott: Fränzel, Die Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrh. — Schian: Liepe, Das Religionsproblem im neuern Drama von Lessing bis zur Romantik. — Körner: Elkuß, Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung. — Sulger-Gebing: Brüll, Heiligenstadt in Th. Storms Leben und Entwicklung. — Fischer: Hocks, Tennysons Einfluß auf F. W. Weber. — Behaghel: Kübler, Allgäuer Berg- und Ortsnamen. — Sperber: Delbrück, Der altisländische Artikel. — Sperber: v. Friesen, Runorna i. Sverige. — Koch: Kaluza, Chaucer Handbuch. — Ackermann: Chew, The dramas of Lord Byron. — Spitzer: Tallgreen, L'expression figurée de l'idée de promptitude. — Lerch: v. Ethmayer, Satzobjekte und Objektoïde im Frz. — Urtel: Merian, Die frz. Namen des Regenbogens. — Hilka: Morawski, Pamphile et Galathée par Jean Bras-de-Fer. — Klemperer: Cordemann, Der Umschwung der Kunst zwischen der 1. u. 2. Fabelsammlung La Fontaines. — Klemperer: Soblik, Werther und René. — Pfandl: v. Wurzbach, Ausgew. Komödien von

Lope de Vega. — Hilka: Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lat. Philologie d. Mittelalters. — Bibliographie, Lit. Mitteilungen, Personalnachrichten usw.]. 3/4. März/April [Junker: Kock-Jakobsen, Sprogets Forandring. — Behaghel: Paul, Deutsche Grammatik III, Syntax. — Behaghel: Schmid, Die Mundart des Amtes Entlebuch im Kanton Luzern. — Behaghel: Streiff, Die Laute der Glarner Mundarten. — Behaghel: Wiget, Die Laute der Toggenburger Mundarten. — Behaghel: Stucki, Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. — Götze: Kramp, Studien zur mhd. Dichtung vom Grafen Rudolf. — Bebermeyer: Thomas Murner und seine Dichtungen, eingel. u. erneuert v. G. Schuhmann. — Bebermeyer: Lefftz, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. — Binz: Förster, Die Beowulf-Handschrift. — Fischer: Hecht, Robert Burns. — Voßler: Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens. — Klemperer: Voßler, Lafontaine und sein Fabelwerk. — Lerch: Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. — Lerch: Grauhoff, Romain Rolland. — Streuber: Küchler, Romain Rolland — Henri Barbusse — Fritz v. Unruh. — Pfandl: Cotarelo y Valledor, El Teatro de Cervantes. — Schuchardt: Azkue, Diccionario español y vasco. — Schuchardt: Azkue, Fonética vasca. — Schuchardt: Azkue, Música popular vasca]. — 5/6. Mai/Juni [Streuber: Bojunga, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. — Streuber: Reuschel, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. — Streuber: Sprengel, Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht. — Streuber: Bernt, Humanismus und Deutschtum. — Behaghel: Knapp, Das Rechtsbuch Ruprechts von Freising. — Götze: Lauenstein, Das mittelalterliche Böttcher- und Küferhandwerk in Deutschland. — Götze: Schiff, Die Namen der Frankfurter Juden zu Anfang des 19. Jahrh. — Ullrich: v. d. Briele, Paul Winckler. — Körner: Cassirer, Freiheit und Form, Studien zur deutschen Geistesgeschichte. — Körner: Cassirer, H. von Kleist und die Kantische Philosophie. — Kersten: Wächter, Kleists Michael Kohlhaas. — Kersten: Kindermann, H. Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrh. — Funke: Phoenix, Die Substantivierung des Adjektivs, Part. u. Zahlworts im Ags. — Ackermann: Hanford, Wine, beere, ale and tobacco. A 17th century interlude. — Voßler: v. Ettmayer, Vademecum für Studierende der romanischen Philologie. — Wagner: Jeanneret, La langue des tablettes d'exécration latines. — Lerch: Wolterstorff, Historia pronominis ille exemplis demonstrata. — Lerch, Wolterstorff, Artikelbedeutung von ille bei Apuleius. — Lerch, Wolterstorff, Entwicklung von ille zum bestimmten Artikel. — Spitzer: Brall, lat. foris, foras im Galloromanischen. — Spitzer: Fuchs, Das afrz. Verbum errer. — Mulertt: Michaelis, Die sog. comédies espagnoles des Thomas Corneille. — Streuber: Bär, E. Quinets Ahasverus. — Streuber: Kohler: La littérature personnelle. — Kolsen: Strempel, Giraut de Salignac, ein prov. Trobador]. — 7/8. Juli/August [Naumann: Dörr, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke. — v. Grohnau: Thomas Murners deutsche Schriften, Bd. IX, hg. von P. Merker. — Müller: Maurel, Goethe, Génie latin. — v. Grohnau: Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und S. St. Zamper. — Mayne: Wielands Gesammelte Schriften, hg. v. d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften I, 3, 4, 7, II, 3, 4, — E. Wolff: Schneider, Studien zu Heinrich von Kleist. — Lion: de Groot, Leopold en Rijkens, Nederlandsche Letterkunde. — Lion: Leopold, Nederlandsche Schrijvers en Schrijfsters. — Stern: Liljegren. Studies in Milton. — Fischer: Zangenberg, Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrh. — Hilka: Settegast, Das Polyphemmärchen in afrz. Gedichten. — Crescini: de Lollis, Poesie provenzali sulla origine e sulla natura d'amore. — Crescini: de Lollis, Poesia cortese in lingua d'oïl. — Spitzer: Collin, Etude sur le développement de sens du suffixe ata. — Lerch: Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français. — M. J. Wolff:

Cerro, Nel Regno delle Maschere, dalla Commedia dell'arte a Carlo Goldoni. — v. Wartburg: Spitzer, Katalanische Etymologien. — Pfandl: Lehmann, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. I.].

Modern languages notes. XXXI, 6/7, Juni/November 1916 [W. D. Briggs: Source material for Jonson's plays. Part II. — A. Livingston: Venice 1727: Sonnets on the execution of D. Althan. — E. H. Sehrt: Grimmelshausen as a dialectologer. — G. S. Barnum: Saint-Pierre and Balzac. — Reviews: F. W. Bryan: H. Walker, The English essay and essayists. — v. Jagemann: O. P. Rein, Mixed preterits in German. — A. O. Lovejoy: D. Cheydleur, Essai sur l'évolution des doctrines de M. Georges Sorel. —. G. N. Henning: A. Schinz and H. M. King, Seventeenth century French readings. — Correspondence: F. D. White, A sentence from an English notebook of Voltaire's. — E. Fulton: Spenser, Sidney, and the Areopagus. — B. S. Monroe: Notes on the Anglo-Saxon '*Andreas*'. — J. E. Gillet: The authorship of '*Gorboduc*'. — G. R. Coffman: Collins and Thomson, A suggestion. Brief mention: T. Brooke, Common conditions. — A. Padovan, Vita di B. Cellini. — Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. — Sir Sidney Lee, A life of W. Shakespeare. — B. Perry, Th. Carlyle: How to know him. — L. R. Talbot: French composition]. — 8, Dec. [T. Starck: Die 'Deutschen Sagen' der Brüder Grimm als Balladenquelle. — L. Landau: A German-Italian satire on the ages of man. — D. S. Blondheim: Additional parallels to 'Aucassin et Nicolette', VI, 26. — T. Brooke: On the source of 'Common conditions'. — S. B. Hemingway: Chaucer's monk and nun's priest. — Reviews. S. C. Chew: The Cambridge history of English literature. vol. XII. — G. G. Laubscher: E. Stimming, Der Accusativus cum infinitivo i. Frz. — M. A. Buchanan: W. Haußler, A handy bibliographical guide to the study of the Spanish language and literature. — G. H. Stempel: L. Bloomfield, An introduction to the study of language. Correspondence. W. D. Briggs, On the sources of '*The maid's tragedy*'. — R. T. Kerlin: *Wieland* and *The raven*. — H. O. Schwabe: M. H. G. ähe, N. H. G. (Tyrol) ache(n), äche, — C. H. Ibershoff: Vitzliputzli. — M. H. Shackford: The date of Chaucer's '*Hous of Fame*'. — Brief mention. G. H. Cowling, The dialect of Hackness. — A. S. Napier, *Jacob and Joseph*: a Middle English poem of the 13th century. — Critical studies of the writings of Thomas Hardy]. — XXXII, 1, Jan. 1917 [G. A. Jones: A play of Judith. — G. T. Flom: Alliteration and variation in Old Germanic name giving. — H. D. Gray: Shakespeare's last sonnets. — W. K. Smart: 'Mankind' and the mumming plays. — Reviews. T. F. Crane: J. Klapper, Erzählungen des Mittelalters in deutscher Übersetzung und lat. Urtext. — H. Collitz: A. Kock, Umlaut und Brechung im Altschwedischen. — G. Sherburn: W. H. Durham, Critical essays of the 18th century, 1700—1725. — Correspondence. K. Sisam, The Cædmonian *Exodus* 492. — A. Taylor: OHG. *Queebrunno*. — P. R. Pope: The interpretation of *Parzival* 1, 26—2, 4. — K. McKenzie: A note on the name Beaumarchais. — F. Tupper: Chaucer and Lancaster. — L. Mason: Bishop H. King and the *Oxford Dictionary*. — S. B. Hemingway: The two St. Pauls. — P. W. Long: Spenser's visit to the north of England. — Brief mention: Sir Arthur Quiller-Couch: On the art of writing. — J. B. Fletcher: Dante. — Ph. St. Barto: Tannhäuser and the mountain of Venus: a study in the legend of the Germanic paradise]. — 2, Febr. [A. V. Lovejoy: On the meaning of 'Romantic' in Early German romanticism. Part II. — G. H. Gerould: The Old English poems on St. Guthlac and their Latin source. — E. Thompson: Tom Brown and 18th century satirists. — St. Rypins: Notes on 'Epistola Alexandri ad Aristotelem'. — Reviews. W. H. Hulme: H. C. Shelley, The life and letters of Edward Young. — H. Wood: E. F. Haugh, G. Keller as a democratic idealist. — C. F. Zeck jr.: H. Kurz, European characters in

French drama of the 18th century. — N. C. Brooks: M. Herrmann, Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance. — Correspondence. E. Ch. Baldwin: A note on *Paradise lost*, IX. — H. E. Rollins: Notes on Th. Deloney. — A. S. Cook: M. Arnolds *'The church of Brou'*. Brief mention. W. Odling: The technic of versification: notes and illustrations. — N. A. Cortés: Casos Cervantinos que tocan a Valladolid. — E. Björkman: Morte Arthure. — A. G. Brodeur: *Prose Edda*. — W. C. Bronson: American prose]. — 3, March [J. Warshaw: 'Préciosité', after the 17th century. — A. M. Sturtevant, Zum gotischen Dativ nach 'waírþan' mit Infinitiv. — M. Garver: French army slang. — O. M. Johnston: 'A tot', 'atot' and 'otot'. — R. Perkins: On the sources of the Fata apostolorum'. — Reviews. C. Brown: J. E. Wells, A manual of the writings in Middle English, 1050—1400. — L. Riemer: E. W. Roeßler, The soliloquy in German drama. — E. C. Armstrong: B. F. Luker, The use of the infinitive instead of a finite verb in French. — E. H. Wilkins: E. F. Langley, The poetry of Giacomo da Lentino. — Correspondence. D. C. Stuart: A note on Voltaire's *Lettres philosophiques*. — A. H. Herrick: The chronology of a group of poems by W. C. Bryant. — G. N. Henning: Notes on French tenses. — B. M. Woodbridge: L'abbé Dubois and Old Grandet. — E. R. Macauley: Notes on the sources for Medwall's *Nature*. — P R. Kolbe, Heines *Schäfer und Doris*. — C. H. Ibershoff, A second note on Klopstock's indebtedness to Milton. — J. Q. Adams jr.: W. Goddard. — E. P. Hammond: A manuscript perhaps lost. — Brief mention. L. W. Smith, The mechanism of English style. — F. W. Cady, *The old wives' tale*, by George Peele. — E. C. y Mori, Don Diego Jiménez de Enciso y su Teatro]. — 4, April [E. H. Wilkins, Notes on Petrarch. — G. A. Jones, Notes on Swinburne's 'Song of Italy'. — H. Collitz, Zu den mhd. kurzen Präterita 'gie', 'fie', 'lie'. — W. Strunk jr., The Elizabethan showman's ape. — H. O. Schwabe, Etymological notes. — W. Kurrelmeyer English translations of Wieland. Reviews. N. Flaten: E. Nelson, The Spanish-American reader. — A. Green: E. H. Sehrt, Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *und*. — S. C. Chew: Th. Hake and A. Compton-Rickett, The life and letters of Th. Watts-Dunton. — Th. Watts-Dunton, Old familiar faces; poetry and the renascence of wonder. — K. Fl. Smith: M. R. Thayer, The influence of Horace on the chief English poets of the 19th century. — E. Carcassonne, Annales de la Société J.-J. Rousseau. — Correspondence. S. C. Chew, Arnold's The church of Brou. — L. M. Hollander, Beowulf 33. — H. L. Bruce, English adaptations of Voltaire's plays. — H. T. Baker: The sensationalism of Byron. — O. F. Emerson, A new word in an old poet. — Brief mention. F. E. Held, Christianapolis, an ideal state of the 17th century by J. V. Andreae. — G. McL. Harper, W. Wordsworth, his life, works, and influence. — M. Grammont, Traité pratique de prononciation française]. — 5, May [E. C. Forman, The manuscripts of Ariosto's comedies and their relation to the printed editions. — K. Campbell, Gleanings in the bibliography of Poe. — Ch. H. Handschin, G. Keller and the problem of tragedy. — J. C. Hodges, Two otherworld stories. — E. D. Adams, A fragment of a Lord Mayor's pageant. — F. A. Wood, Etymological notes. — Reviews. — G. Grünbaum: L. H. Alexander, A practical introduction to French. — C. A. Chardenal, A complete French course. — E. Feise: F. W. C. Lieder, Goethes *Hermann und Dorothea*. — G. C. L. Riemer: R. M. Mitchell, Heyse and his predecessors in the theory of the Novelle. — E. P. Hammond: H. M. Cummings, The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio. — M. A. Buchanan: H. A. Rennert, Bibliography of the dramatic works of Lope de Vega Carpio based upon the catalogue of J. R. Chorley. — Correspondence. St. L. Galpin, The influence of environment in *Le père Goriot*. — C. H. Ibershoff, Vitzliputzli. — T. Starck, Vitzliputzli. — C. S. Northup,

Byron and Gray. — L. M. Buell, Byron and Shelley. — W. H. Vann, Two borrowings of Wordsworth. — W. E. Schultz, A parallel in literary biography. — Brief mention. G. Buck, The social criticism of literature. — O. L. Jiriczek, J. Mapherson's *Fragments of ancient poetry* (1760). — T. A. Alnoldson, Parts of the body in older Germanic and Scandinavian. — C. A. Krause, The direct method in modern languages]. — 6, June [S. C. Chew, An English precursor of Rousseau. — C. B. C. Thomas, The miracle play at Dunstable. — A. H. Herrick, W. C Bryants Beziehungen zur deutschen Dichtung. — J. J. Parry, A new version of Randolph's 'Aristippus'. — Reviews. A. S. Cook: G. F. Browne, The ancient cross shafts at Bewcastle and Ruthwell. — G. Grünbaum: Th. D. Bergen and G. B. Weston, An Italian reader of 19th century literature — M. J. Rudwin: L. Lewisohn, The dramatic works of Gerhart Hauptmann. — Correspondence. J. Tatlock, The Hermaphrodite rime. — J. Tatlock, The marriage service in Chaucer's *Merchant's Tale.* — M. Fowler, The story of Sophonisba. — A. Marinoni, Le mot *poilu.* — Herrick, A note on *Wilhelm Tell* IV, 3. 3. — P. F. Baum, Notes on Chaucer. — F. M. Darnall, Milton and Diadati. — Brief mention. G. van Ness Dearborn, How to learn easily: practical hints on economical study. — J. E. Meeker, Life and poetry of J. Thomson. — E. F. Langley: Beaumarchais: *Mariage de Figaro*; Facsimiles and reproductions of unique or rare items from The W. A. Speck collection of Goethiana in Yale University Library]. — 7, Nov. [A. Carnoy, On the French 'bois' and 'bachelier'. — O. Burkhard, The 'Novelas Exemplares' of Cervantes in Germany. — P. Haupt, The retained object. — E. Sehrt, The forms of 'dôn' in Old High German. — M. Brown, The 'Hous of Fame' and the 'Corbaccio'. — Reviews. J. Campion: H. Peetz, Der Monolog bei Hartmann von Aue. — S. Singer, 'Lanzelet'. — A. Behre, Die Kunst der Personenschilderung bei Ulrich von Zatzikhoven. — O. Hannönk, Vorstudien zu einer Neuausgabe des Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven. — W. L. Phelps: A. H. Quinn, Representative American plays. — M. Buchanan, R. Menéndez Pidal y Ma. Goyri de Menéndez Pidal, Teatro antiguo Español, Textos y Estudios, I Luis Vélez de Guevara, *La Serrana de la Vera.* — T. Brooke: R. Brooke, J. Webster and the Elizabethan drama. — Correspondence. M. Morand, Comments by Prof. Lanson. — H. R. Steeves, Bibliographical notes on Emerson. — Ch. Lemmi, Tamburlane and Greene's *Orlando Furioso.* — G. W. Mead, Wiđerȝyld of *Beowulf,* 2051. — C. B. Cooper, Miscellaneous notes. — R. S. Loomis, A note on the *Areopagitica.* — J. Campion, Fortuna Vitrea. — P. Kaufman, Stockdale on Gray's productivity. — J. Hinton, 'Ditamy', Endymion, I, 555. — Roy T. House, Wolsey and Blondel de Nesle. — Brief mention. J. E. Spingarn, Creative criticism: essays on the unity of genius and taste. — R. Ingpen, Shelley in England. — E. Goggio, Due commedie moderne. — M. W. Croll and H. Clemons, *Euphues: the anatomy of wit,* Euphues and his England. By John Lily]. — 8, Dez. [H. Collitz, Zu den mhd. kurzen Präterita (Fortsetzung). — R. T. Hill, Old French 'espoit'. — W. Fischer, Note on Bulwer-Lytton's translation of Schiller's 'Fantasie an Laura'. — M. E. Smith, The fable as poetry in English criticism. — E. C. Knowlton, Pastoral in the 18th century. — S. M. Beach, Lemaître's 'Bertrade'. — E. Thompson, A forerunner of Milton. — P. S. Barto, Sources of Heine's 'Seegespenst'. — Reviews. W. Kurrelmeyer: O. H. Werner, The unmarried mother in German literature, with special reference to the period 1770—1800. — T. Starck: E. M. Vogel, Beliefs and superstitions of the Pennsylvania Germans. — J. L. Haney: E. A. Boyd, The contemporary drama of Ireland. — E. Ch. Forman: A. Salza, L. Ariosto, Gli studenti (Commedia) con le continuazioni di Gabriele e Virginio Ariosto. — Correspondence. H. E. Mierow, St. Phillips and E. A. Poe. — G. Morley, *Fondo en* ... A rare Spanish idiom. — C. B. Cooper, Captain Thomas Morris on Garrick. — B. Woodbridge, A

luckless monthly and an ill-starred maiden. — K. Young, Rainold's letter to Thornton. — Brief mention. G. Lamborn, The rudiments of criticism. — A. C. Baugh, W. Haughton's *Englishmen for my money*. — Wilkins, Coleman, and Huse, First lessons in spoken French for men in military service. — Coleman and La Meslée, Le soldat américain en France. — Riemer, Freytag's *Doctor Luther*]. — XXIII, 1, Jan. 1918 [W. Kurrelmeyer: A fragment of an earlier version of 'Anton Reiser'. — R. Withington, The Lord Mayor's show for 1590. — A. Perry, Notes on John Trevisa. — H. Bruce, Period of greatest popularity of Voltaire's plays on the English stage. — R. Martin, Notes on Th. Heywood's 'Ages'. — C. Lancaster, Four letters of Racine. — Reviews. R. Schevill, A first reader in Spanish. — F. Luguiens, Elementary Spanish-American reader. — E. Supple, Spanish reader of South American history. — J. Warshaw, Spanish-American composition book. — L. A. Wilkins, Lecturas fáciles con ejercicios. — E. S. Ingraham, V. Fuentes and V. E. François, A trip to Latin America. — W. Hulme: P. Toynbee, The correspondence of Gray, Walpole, West and Ashton. — K. F. Smith: G. L. Kittredge, A study of Gawain and the Green Knight. — C. Thomas: C. L. Powel, English domestic relations, 1487—1653. — S. Krœsch: J. Wright, A Middle High German primer, with grammar, notes, and glossary. — Correspondence. K. F. Smith, Note on Dante, *Inferno* VIII, 7. — T. Brooke, Elizabethan plagiarism (?): A bit of unappropriated verse. — E. Reed, *Gulliver's travels* and Thomas Brown. — G. Thayer, *Barlaam and Joasaph*. — Brief mention. C. H. Herford, Is there a poetic view of the world? — St. Sherman, Matthew Arnold, How to know him. — Segunda serie de la biblioteca Calleja. — C. N. Greenough and F. W. Hersey, English composition]. — 2, Febr. [L. Mott, Renan and M. Arnold. — F. G. Hubbard, The 'Marcellus' theory of the first quarto 'Hamlet'. — B. Woodbridge, Mme de Montespan and 'la princesse de Clèves'. — H. O. Schwabe, Etymological notes. — E. Sehrt, The vowel-change in 'van', 'von'. — F. Miller, Metrical affinities of the Shrewsbury 'Officium pastorum' and its York correspondent. — W. H. Dunham, Some forerunners of the 'Tatler' and the 'Spectator'. — Reviews. A. Green: E. Prokosch, The sounds and history of the German language. — A. Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. — D. S. Blondheim: D. Carnaham, The *Ad Deum vadit* of Jean Gerson. — L. Riemer: W. Church, F. Rückert als Lyriker der Befreiungskriege. — T. Brooke: C. Judson, T. Patterson, F. Royster, A memorial volume to Shakespeare and Harvey. — Correspondence. J. Gillet, Heidenröslein. — C. Williams, Peter Lauremberg and Fischart. — O. Johnston, Froissart's *Le dittié de la flour de la Margherite*. — M. H. Shackford, *Rose* in Shakespeare's sonnets. — S. G. Patterson, Note on the Hachette Rousseau. — H. M. Belden, *Beowulf* 62, once more. — Brief mention. E. Adams, Old English scholarship in England from 1566—1800. — W. P. Trent: Defoe, how to know him. — A. V. Dicey, The statesmanship of Wordsworth]. — 3, March [D. Bruce: Galahad, Nascien, and some other names in the Grail romances. — W. Briggs, The birth-date of Ben Jonson. — C. Williams, German stanzas from J. Werlin's 'Rhythmorum varietas'. — G. Havens, The date of composition of 'Manon Lescaut'. — J. van Horne, Comment on some posthumous poems and fragments of Leopardi. Reviews. — E. Buceta: S. Rose, Don F. de Quevedo, por Eulogio Florentino Sanz. — F. Schoeneman: J. Whyte, Young Germany in its relations to Britain. — A. Smith: K. Campbell, The poems of E. A. Poe. — J. Gillet: T. de Vries, Holland's influence on English language and litterature. — Correspondence. H. Patch, Notes on Spenser and Chaucer. — W. C. Curry, Middle English *brent brows*. — F. G. Hubbard, *Romeo and Juliet* II, 4. 219—227. — A. Gilbert, Virginia in *Eastward ho*. — E. Baldwin, A note on *Il Penseroso*. — H. E. Allen, The *Pupilla oculi*. — Brief mention. M. Bar-

stow, Wordsworth's theory of poetic diction. — P. H. Ditchfield, The England of Shakespeare. — J. Royster and S. Thompson, Manual and notebook for English composition. — R. M. Pidal, Antología de prosistas castellanos]. — 4, April [W. E. Farnham, Chaucer's 'Clerkes tale'. — L. Mason, Some further Shakespeare allusions or parallels. — H. C. Lancaster, Molière's borrowings from the 'Comédie des proverbes'. — E. C. Baldwin, Milton and 'Ezekiel'. — E. Sehrt, Die Form 'inde' im Mittelfränkischen. — F. Klaeber, Concerning the relation between 'Exodus' and 'Beowulf'. — Reviews. S. Chew: E. Gosse, The life of A. Ch. Swinburne. — Mrs. D. Leith, A. Ch. Swinburne. Personal recollections. — E. Gosse and Th. J. Wise: Posthumous poems by A. Ch. Swinburne. — M. Romera-Navarro: S. L. Millard Rosenberg, Las Burlas Veras, Comedia famosa de Julian de Armendarir. — R. H. Fife jr.: Paul H. Grummau, Practical German lessons. — W. P. Reeves: Leo Wiener, Commentary to the Germanic laws and medieval documents. — Correspondence. — E. White, Wordsworth's knowledge of Plato. — C. A. Moore, A note on the biography of Mrs. Eliza Haywood. — F. N. Scott: Primitive poetry. — W. H. Durham, A bibliographical note. — Brief mention. E. C. Moore, Fifty years of American education. — M. Scherillo, Petrarch's *Conzoniere*. — H. Baker, The contemporary short story. — S. Colvin, J. Keats]. — 5, May [J. French, Poe and the 'Baltimore Saturday visitor'. — A. Jenkins, Deschamp's ballade to Chaucer. — D. S. Blondheim, 'The devil and Doctor Foster'. — W. Kurrelmeyer, Nachtrag zur Wieland-Bibliographie. — Reviews. M. H. Shackford, Sir S. Colvin, John Keats, his life and poetry, his friends, critics, and after-fame. — J. Whyte: L. Lewisohn, The spirit of Modern German literature. — J. W. Tupper: A. Lowell, Tendences in modern American poetry. — S. M. Waxman: E. C. Hills and M. Ford, First Spanish course. — Correspondence. S. Chew, Byroniana. — B. Woodbridge, A motto of Mérimée's. — G. King, A note on *Lycidas*. — J. de Perott, The Spanish idiom *fondo en*. — J. Q. Adams, A Ben Jonson allusion book. — P. Baum, A source. — H. M. Belden, Scyld Scefing and Huck Finn. — Brief mention. B. Johnson, The well of English, and the bucket. — John: Viscount Morley, Recollections. — W. F. Giese and B. Cerf, Simplest spoken French]. — 6, June [H. Collitz, Early Germanic vocalism. — W. P. Mustard, Notes on Lyly's 'Euphues'. — W. Keller, Goethe's 'Faust', Part I, as a source of part II. — G. King, Fiona Mc Leod. — Reviews. P. Dargan: P. van Tiegham, Ossian en France; l'année littéraire (1754—1790) comme intermédiaire en France des littératures étrangères. — P. Fay: R. Holbrock, Living French. — H. G. Shearin: J. S. Clark, A study of English and American writers; vol. III. — Correspondence. A. S. Cook, Miscellaneous notes. — J. T. Hatfield, A Schiller-letter from Chicago. — Brief mention. A. Crapsey, A study in English metrics. — R. Lawson, The story of the Scots stage. — W. Nitze and E. Wilkins, A handbook of French phonetics]. — 7, Nov. [S. Moore, R. Mannyng's use of 'do' as auxiliary. — A. Taylor, Notes on the wandering Jew. — E. Dunn, The drawbridge of the Graal castle. — J. Q. Adams, M. Drayton's 'To the Virginia voyage'. — A. H. Upham, Rabelaisianism in Carlyle. — C. Brown, Dialogue between a clerk and a husbandman. — Reviews. T. F. Crane: J. R. Harris, The origin of the cult of Aphrodite. — J. G. Frazer, Jacob and the mandrakes. — A. T. Starck, Der Alraun. Ein Beitrag zur Pflanzensagenkunde. — L. M. Hollander: L. M. Larson, *The King's mirror* (*Speculum regale* — Konungs skuggsjá). Translated from the Old Norwegian. — G. Grünbaum: R. S. Phelps, An Italian grammar. — E. M. Albright: A. W. Pollard, Shakespeare's fight with the pirates; and the problems of the transmission of his text. — Correspondence. P. Haupt, The sumerian origin of 'tun' and 'barrel'. — P. Haupt, English 'coop' = Assyrian 'Quppu'. — D. S. Blondheim, A note on the *Epistolae Ho-Elianae*. — N. Brooks, Fast-

nacht- und Osterspiel. — G. H. Gerould, Deschamps as Eustace. — O. Moore, Boccaccio's *Filocolo* and the annunciation. — S. Rypins, Notes on Old English lexicography. — M. Buchanan: Gray's *Elegy* in Spanish. — L. Pound, The ancestry of a 'Negro spiritual'. — Brief mention. M. W. Steinke: E. Young's *Conjectures on original composition* in England and Germany. — C. T. Winchester: W. Wordsworth, How to know him; The American year book]. — 8, Dec. [H. M. Belden, The authorship of 'Mac Flecknoe'. — J. Draper, The social satires of Th. L. Peacock. Part. I. — A. Tolman, Shakespeare studies. — W. Kurrelmeyer, A German version of 'J. Andrews'. — J. W. Bright and R. L. Ramsay, Notes on the West-Saxon psalms. — K. Sisam, Notes on the West-Saxon psalms. — R. C. Whitford, Madame de Staël's literary reputation in America. — Reviews. T. F. Crane: E. Levi, Il libro dei cinquanta miracoli della vergine; i miracoli della vergine nell'arte del medio evo. — E. Buceta: M. R. Navarro, El Hispanismo en Norte America. — S. C. Chew, The Cambridge history of English literature, vols. XIII and XIV. — Correspondence. L. Cooper, Wordsworth's knowledge of Plato. — J. M. Steadman jr., Definitions wanted. — Spiers, Molière and Corneille. — R. Weeks, Flowers from blood in Old French literature. — W. P. Mustard, Note on L. Brysket. — A. Baugh, A note on the Shakespeare first folio. — Brief mention. Th. B. Hewitt, P. Gerhardt as a hymn writer and his influence on English hymnody. — L. Cooper, The Greek genius and its influence. — W. A. Hervey, Syllabus and selected bibliography of Lessing, Goethe, Schiller]. — XXXIV, 1, Jan. 1919 [T. Starck, Stefan George and the reform of the German lyric. — A. Tolman, Shakespeare studies; part III. — A. H. Krappe, The legend of the glove. — J. Draper, The social satires of Th. L. Peacock. Part III. — R. Usher, F. Bacon's knowledge of law-French. — T. Brooke, 'Titus Andronicus' and Shakespeare. — Reviews. J. D. Bruce: R. K. Root, The textual tradition of Chaucer's *Troilus*. — T. Brooke: C. Gayley, Shakespeare and the founders of liberty in America.— M. Andrews, A heritage of freedom. — C. Brown: R. Garrett, *The pearl*. An interpretation. — Correspondence. J. Q. Adams, An 'Hitherto unknown' actor of Shakespeare's troupe? — G. Sherer, More and Traherne. — R. Phelps, Marino and Dante. — H. Collitz, M. H. G. *alrūne*. — R. Hill, Old French *terne, ternir*. — L. Mason, Stray notes on *Othello*. — G. Jensen, The Covent Garden Journal Extraordinary. — Brief mention. C. Jacobs, The foundations and nature of verse. — W. A. Neilson: R. Burns, how to know him. — J. H. Hanford and J. Steadman jr., *Death and liffe*. — Necrology. G. G. Laubscher]. — 2, Febr. [J. B. Wharey, Bunyan's 'Holy war' and the conflict-type of morality play. — J. Gillet, Notes on dramatic nomenclature in Germany (1500—1700). — W. Kurrelmeyer, 'Gil Blas' and 'Don Sylvio'. — A. Tolman, Shakespeare studies, part IV. — F. Miller, The 'Northern passion' and the mysteries. — A. Mc Killop, 'Festus' and 'The blessed damozel'. — E. Albright, Ad imprimendum solum. — Reviews. R. Ramsay: C. Hamilton, Materials and methods of fiction, revised and enlarged. — E. Sehrt: A. Schaffer, G. R. Weckherlin. The embodiment of a transitional stage in German metrics. — J. M. Steadman jr.: F. A. Foster, The northern passion. Four parallel texts and the French original, with specimens of additional manuscripts. — Correspondence. D. Bruce, Prologue to the *Canterbury tales*. — O. Schlutter, Old English lexical notes. — A. Gilbert, Miscellaneous notes. — W. P. Mustard, Notes on Lyly's *Euphues*. — J. Schultz, 'never less alone than when alone'. — J. B. Wharey, A note on *'the ring and the book'*. — Brief mention. C. E. Andrews, The writing and reading of verse; A. Snell, Pause. A study of its nature and its rhythmical function in verse, especially blank verse; A. B. Paine, Mark Twain's letters]. — 3, March [F. Klaeber, Textual notes on 'Beowulf'. — H. Ashton, The confession of the Princess of Clèves. — H. M. Belden,

Folk-song in America — some recent publications. — H. Schwarz, J. Fletcher and the 'Gesta Romanorum'. — M. R. Thayer, Keats 'The eve of St. Mark'. — S. Chew, The pamphlets of the Byron separation. — L. Pound, King Cnut's song and ballad origins. — Reviews. H. R. Patch: R. Withington, English pageantry, an historical outline. — R. L. Ramsay: W. Chislett jr., The classical influence in English literature in the 19th century, and other essays and notes. — E. S. Ingraham: C. M. Dorado, España pintoresca, The life and customs of Spain in story and legend; primeras lecciones de Espagñol. — Correspondence. C. Brown, *Beowulf* 1080—1106. — B. Woodbridge: Calvin and Boileau. — E. M. Schenk, Ch. Nodier and F. Denis. — Brief mention. J. Fernald, Expressive English. — St. Sherman, On contemporary literature. — J. de Morawski, *Pamphile et Galathée,* par J. Bras-de-Fer]. — 4, April [W. P. Mustard, E. K.'s classical allusions. — F. Wood, Germanic etymologies. — B. Woodbridge, Two foster brothers of D'Artagnan. — H. D. Gray, 'T. Andronicus' once more. — Ch. Nichols, Fielding notes. — Reviews. F. Schoeneman: D. F. Pasmore, K. Gutzkow's short stories. A study in the technique of narration. — S. Chew: G. E. Jensen, *The Covent-Garden Journal. By Sir A. Drawcansir* (H. Fielding). — J. Hillhouse, *The tragedy of tragedies.* By H. Fielding. — W. Cross, The history of H. Fielding. — G. Flom: W. J. Sedgefield, The placenames of Cumberland and Westmoreland. — Correspondence. R. Alden, *T. Andronicus* and Shakespeare dogmatics. — T. Brooke, *T. Andronicus.* — H. D. Gray, Postscript. — Ch. d'Evelyn, *Piers plowman* in art. — G. C. Scoggin, Longaevus error typographicus. — Brief mention. R. Shafer, The English ode to 1660: an essay in literary history. — R. Bowen, Life and novels of F. Fabre. — M. Moraud, Sous les armes]. — 5, May [W. Kurrelmeyer, German lexicography. — M. Fabin, On Chaucer's 'Anelida and Arcite'. — C. Rinaker, Th. Edwards and the sonnet revival. — C. A. Moore, A predecessor of Thomson's 'Seasons'. — O. Johnston, 'Que' for 'jusqu'à ce que' with 'attendre'. — J. Walz, 'Faust I': 'Nacht, offen Feld'. — Reviews. H. Shearin: M. Callaway jr., The infinitive in Anglo-Saxon; studies in the syntax of the Lindisfarne gospels. With appendices on some idioms in the Germanic languages. — A. Lovejoy: A. Snyder, The critical principle of the reconciliation of opposites as employed by Coleridge. — Correspondence. J. Lecompte, The *Livre des vertuz.* — G. Dale, *semer* with the indicative. — Ch. Ph. Wagner, Apropos of *fondo en.* — H. G. Doyle, Old French *despoesteir.* — A. W. Crawford, On Coleridge's *Ancient mariner.* — E. Kuhl, Shakspere and *The passionate pilgrim.* — Brief mention. G. Summey jr., Modern punctuation: its utilities and conventions. — H. J. Swann, French terminologies in the making. — F. Pierce, Currents and eddies in the English Romantic generation]. — 6, June [H. Patch, Chaucer's desert. — E. Buceta, Two Spanish ballads translated by Southey. — J. Q. Adams, Shakespeare, Heywood, and the Classics. — H. Rollins, Concerning Bodleian MS Ashmole 48. — S. Krœsch, N. H. G. 'beschuppen', 'beschummeln'. — Reviews. G. Hamilton: A. Langfors, Les incipit des poèmes français antérieurs au XVIe siècle. Répertoire bibliographique établi à l'aide des notes de M. Paul Meyer. — S. Chew: D. Henderson, Swinburne and Landor. A study of their spiritual relationship and its effect on Swinburne's moral and poetic development. — R. Ramsay: B. C. Williams, A handbook on story writing. — B. C. Williams, A book of short stories: a collection for use in High Schools. — Correspondence. F. Schoeneman, Mark Twain and Adolf Wilbrandt. — V. G. de Diego, Sobre el español *calavera.* — M. Croll, J. Florio. — E. Snyder, An non-existent volume. — J. Beatty, J. de Chause Hauberger. — Brief mention. H. L. Mencken, The American language, a preliminary inquiry into the development of English in the United States. — G. H. Palmer, Formative types in English poetry. — L. Campbell, A history of

costuming on the English stage between 1660 and 1823]. — XXXV, 1, Jan. 1920 [A. O. Lovejoy, Schiller and the genesis of romanticism. — A. Schinz, Un 'Rousseauiste' en Amérique. — J. E. Wells, Fielding's 'Champion'. More notes. — H. W. O'Connor, Addison in Young's 'Conjectures'. — S. M. Beach, The 'J. Caesar obelisk' in the 'English Faustbook' and elsewhere. — C. B. Ely: The psycology of Becky Sharp. — Reviews. H. C. Lancaster: H. L. Hutton, Victor Hugo, *Ruy Blas*. — S. G. Morley: J. D. M. Ford, Main currents of Spanish literature. — G. Frank: M. C. Lyle, The original identity of the York and Towneley cycles. — E. D. Snyder: G. P. Baker, Dramatic technique]. — 2, Febr. [J. H. Scholte, Grimmelshausens Anteil an der sprachlichen Gestalt der ältesten Simplicissimusdrucke. — H. C. Lancaster, Two letters written by Racine to his sister. — S. Moore, Lawrence Minot. — R. C. Whitford, On the origin of the 'Probationary odes for the laureatship'. — W. K. Smart, William Lichfield and his 'Complaint of God'. — Ch. G. Osgood, The 'Doleful lay of Clorinda'. — H. S. Pancoast, Shelley's 'Ode to the west wind'. — Reviews. — J. E. Shaw: C. H. Grandgent, The power of Dante. — L. M. Guy: E. S. Tyler, La chançun de Willame. — J. W. Tupper: R. C. Holliday, Joyce Kilmer, Poems, essays, and letters]. — 3, March [M. B. Ogle, The perilous bridge and human automata. — A. Lovejoy, Schiller and the genesis of romanticism, part. II. — O. F. Emerson, Mead-meadow, shade-shadow, a study in analogy. — Wm. Reeves, The date of the Bewcastle cross. — R. Williams, Italian influence on Ronsard's theory of the epic. — Reviews. E. Greenlaw: E. Cory, E. Spenser. — C. D. Zdanowicz: R. E. Young, Molière, Le Tartuffe ou l'imposteur. — Correspondence. H. R. Patch, Anglo-Saxon riddle 56. — E. C. Hills, A bibliography of the published works of F. Hanssen. — A. Schinz, The sources of Rousseau's *Edouard Bomston*. — H. Glicksman, Lowell on Milton's *Areopagitica*. — S. Rypins, The Old English life of St. Christopher. — Brief mention. F. C. Prescott, Poetry and dreams. — K. Christ, Die afr. Handschriften der Palatina]. — 4, April [J. H. Scholte, Grimmelshausens Anteil an der sprachlichen Gestalt der ältesten Simplicissimusdrucke (Schluß). — H. Ashton, Mme de Lafayette and Ménage. — L. Elder, The pride of the Yahoo. — J. Mc Callum, Greene's 'Friar Bacon and Friar Bungay'. — L. Pound, The 'uniformity' of the ballad style. — M. B. Rund: A conjecture concerning the origin of Modern English 'she'. — Ch. Nichols, A note on 'The stage-mutineers'. — Reviews. G. Chinard: L. Vincent, G. Sand et l'amour. — L. Vinzent, G. Sand et le Berry. — L. Vincent, Le Berry dans l'œuvre de G. Sand. — L. Vincent, La langue et le style rustique de George Sand dans les romans champêtres. — D. S. Blondheim: L. P. Shanks, Anatole France. — E. Schenck: L. Pingaud, La jeunesse de Ch. Nodier — les Philadelphes. — G. Flom: O. Jespersen, Rasmus Rask. I hundreåret efter hans Hovedværk. — Correspondence. Th. Sidey, Some unnoted latinisms in Tennyson. — J. Beatty jr., A companion of Chaucer. — Th. Graves: The Elizabethan trained ape. — H. Joyce, A bibliographical note on J. Russel Lowell. — Brief mention. A. S. Cook, The Old English *Elene*, Phoenix, and Physiologus, — The modern student's library. — J. Hergesheimer, Hugh Walpole: an appreciation]. — 5, May [G. Frank, Vernacular sources and an Old French passion play. — J. Warshaw, The Epic-drama conception of the novel. — B. Woodbridge, La Princesse de Clèves. — T. Starck, Modern German plant names in '-ing' (-ling). — E. Shannon, Chaucer's 'Metamorphoseos'. — L. Lockert, A scene in 'The fatal dowry'. — Reviews. E. S. Sheldon: F. J. Tanquerey, l'évolution du verbe en anglo-français (XIIe—XIVe siècles). — F. J. Tanquerey. Recueil de lettres anglo-françaises (1265—1399). — A. Lovejoy: J. Babbitt, Rousseau and romanticism. — A. B. Faust: T. M. Campbell, The life and works of F. Hebbel. — Correspondence. G. van Roesbroeck, Notes on Pradon. — John Rea, A note on *The tempest*. — G. Woods,

A note on Lamb. — Brief mention. C. Noteuth, An interpretation of Keat's *Endymion*. — The Yale Shakespeare]. — 6, June [H. D. Gray, The sources of 'The tempest'. — W. Crawford, A 16th century Spanish analogue of 'Measure for measure'. — R. F. Dibble, Ch. Dickens, his reading. — W. W. Comfort, Notes on Old French similes of the chase. — R. Jones, Another of Pope's schemes. — Reviews. W. Nitze: J. Weston, From ritual to romance. — C. Ruutz-Rees: H. Harvitt, Eustorg de Beaulieu. A disciple of Marot. 1495(?)—1552. — M. Harvitt, Noëlia Dubrule, Le Français pour tous. — O. S. Coad: Cl. E. Foust, The life and dramatic works of R. Montgomery. — Correspondence. W. P. Mustard, Notes on *The Shepheardes Calender*. — Th. Mabbott, A few notes on Poe. — W. Schultz, Kipling's *Recessional*. — G. Havens, The sources of Rousseau's *Edouard Bomtson*. — J. Rea, Notes on Shakespeare. — F. B. Kaye, 'Addison's Tye-Wig preachment'. — F. Miller, Stanzaic division in York play, XXXIX. — Brief mention. F. R. Amos, Early theories of translation. — A. Brand, The infernal masculine and other comedies].

Publications of the Modern Language Association of America. XXXV, new series XXVIII, 1, March 1920 [S. F. Gingerich, From necessity to transcendentalism in Coleridge. — P. F. Baum, The young man betrothed to a statue; additional note. — W. Kurrelmeyer: Kartaune, Kartauwe. — H. L. Creek, Rising and falling rhythms in English verse. — R. E. Neil Dodge, Spenser's imitations from Ariosto-Addenda. — E. N. S. Thompson, War journalism three hundred years ago. — H. Glicksman, The editions of Milton's History of Britain. — A. Thaler, The Elizabethan dramatic companies]. — 2, June [L. Pound, The English Ballads and the Church. — W. C. Curry, Chaucer's reeve and miller. — E. C. Baldwin, Milton and Plato's Timæus. — W. Haller, Order and progress in *Paradise lost*. — J. M. Beatty jr., An essay in critical biography. — Charles Churchill. — Appendix]. — 3, Sept. 1920 [W. E. Farnham, The contending lovers. — H. R. Patch, The *Ludus Coventriae* and the Digby *Massacre*. — B. Q. Morgan, Music in the plays of Ludwig Anzengruber. — B. S. Allen, William Godwin and the stage. — J. W. Tupper, The dramatic structure of *Samson Agonistes*. The international union of academies and the American council of learned societies].

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXVIII, 1./2. April/Mai 1920 [L. Spitzer, 'Inszenierende' Adverbialbestimmungen im neueren Französisch. — M. Kirsten, Zur pädagogisch-psychologischen Grundlegung der neusprachlichen Reform. — E. Moosmann, Der englische Unterricht am Reform-Realgymnasium im Hinblick auf die Einheitsschule. — Vermischtes. — Anzeiger]. — 3./4. Juni/Juli [K. Voßler, Über das Verhältnis von Sprache und Religion. — M. Kirsten, Zur pädagogisch-psychologischen Grundlegung der neusprachlichen Reform. II. — W. Ricken, Der Subjonctif (= Mode Subjonctif) als einheitlicher 'unterbindender' Modus. — Vermischtes. — Anzeiger]. — 4./5. August/September [Max J. Wolff, Shakespeare und der Petrarkismus. — H. Mutschmann, Das Problem von Shakespeares 'Julius Cäsar'. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. — L. Pfandl, Pio Baroja. — Vermischtes. — Anzeiger].

Modern philology. XVII, 9, Jan. 1920 [A. Thaler, The travelling players in Shakespeare's England. — G. Sherburn, The early popularity of Milton's minor poems. Concluded. — S. J. Rypins, The Beowulf codex]. — 10, Febr. [F. Schoenemann: C. F. Meyers Schillergedicht. — F. A. Wood: The IE. root *Qēu-: 'nuere,' nutare, cevere; quatere, cudere; cubare, incumbere'. II. — J. E. Gillet, Wesen und Wirkungsmittel des Dramas in Deutschland vor Gottsched. — A. Schaffer, The Ahasver-Volksbuch of 1602]. — 11, March [W. A. Nitze, On the chronology of the Grail romances I. — concluded. —

J. B. Fletcher, La Vita Nuova, Sonetto XI. — E. H. Wilkins, An introductory Dante bibliogaphy. — J. A. Child, On the concessive clause in Early Italien. — E. Buceta, Anton de Montoro y el Cancionero de Obras de Burlas]. — 12, April [L. A. Hibbard: Erkenbald the Belgian, A study in Medieval exempla of justice. — L. H. Harris, Three notes on Ben Jonson. — E. D. Snyder: The wild Irish, A study of some English satires against the Irish, Scots, and Welsh. — Reviews and notices]. — XVIII, 1, May [E. Rickert, A new interpretation of *The parlament of foules*. — J. R. Hulbert, The problems of authorship and date of *Wynnere and Wastoure*. — T. S. Graves, Richard Rawlidge on London playhouses. — J. D. Rea, Longfellow's 'Nature'. — C. R. Baskervill, The genesis of Spenser's Queen of faerie. — J. S. Kenyon, On the date of *The owl and the nightingale*]. — 2, June [M. Schütze, The fundamental ideas in Herder's thought. I. — F. A. Wood, Germanic w-gemination. I. — A. Le Roy Andrews, Studies in the fornaldar sǫgur norđrlanda, continued. — J. N. Beam, Hermann Kirchner's Sapientia Salomonis. — E. W. Fay, Professor Prokosch on the IE. sonant aspirates. — S. W. Cutting: Calvin Thomas, 1854—1919]. — 3, July [H. C. Lancaster, La Calprenède dramatist. — E. S. Sheldon, Some *Roland* emendations. — K. Pietsch, The Madrid manuscript of the Spanish Grail fragments. — G. T. Northup, 'Caballo de Ginebra'.] — 4, August [M. Esposito, A ninth-century astronomical treatise. — M. B. Finch and E. A. Peers, Walpole's relations with Voltaire. — A. C. L. Brown, The Grail and the English 'Sir Perceval']. — 5, Sept. [H. N. Hildebrand, The early history of the Chapel Royal. — S. T. Williams, Some versions of *Timon of Athens* on the stage. — Reviews and notices].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VIII, 1, 2, Januar/Februar 1920 [R. Blümel, Gibt es Gebiete der Grammatik, die für die Schulgrammatik nicht in Betracht kommen? — R. Müller-Freienfels, Gotische Formgebung in der deutschen Literatur. — E. Aulhorn, Vom englischen Soldatenlied. — M. L. Wagner, Die Beziehungen zwischen Wort- und Sachforschung]. — 3, 4, März/April [A. Pick, Aphasie und Linguistik. — F. M. Huebner, Die Objektivität als notwendige Aufgabe. — R. Petsch, Kleist und Kant. — C. Becker, Brunetière und Bossuet. — Dem Gedächtnis Ernst Siepers]. — 5, 6, Mai/Juni [F. Sommer, Stimmung und Laut I. — R. Petsch, Neue Literatur über Goethes 'Faust'. — F. Schoenemann, Amerikanischer Humor I. — F. Neubert, Maupassant als Essayist und Kritiker]. —7, 8, Juli/August [F. Sommer, Stimmung und Laut II. — F. R. Schröder, Skandinavien und der Orient im Mittelalter I. — F. Schoenemann, Amerikanischer Humor II. — Max J. Wolff, Italienische Komödiendichter IV. — E. Wechßler, Hermann Suchier]. — 9, 10, Sept./Okt. [F. Holthausen z. 60. Geburtstag. — L. Spitzer, Schopenhauer und die Sprachwissenschaft. — R. Blümel, Die gehörte und gesprochene und die gelesene und geschriebene Sprache. — F. R. Schröder, Skandinavien und der Orient im Mittelalter II. — Helene Richter, G. B. Shaws Dramen aus der Kriegszeit. — Elise Richter, Romain Rolland].

Neophilologus. VI, 1, Okt. 1920 [B. H. J. Weerenbeck, A propos de Galimatias. — E. Boulan, La littérature féminine et le 18me siècle 'charmant et maudit'. — C. Kramer, Les poèmes épiques d'André Chénier III. — S. Feist, Der Name der Germanen. — A. Frantzen, Kleine Beiträge zur Wortkunde. — F. Schoenemann, Wilhelm Busch und Schopenhauer. — P. Fijn van Draat, The place of the adverb. A study in rhythm. — J. Schrijnen, Genitivus mysticus. — J. Schrijnen, De latijnsche accusativus absolutus. — Boekbespreking. J. S. de Grave, R. Th. Holbrook, Etude sur Pathelin].

Lion, C. Th., Kurzgefaßtes Lehrbuch der niederländischen Sprache für den Selbstunterricht. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 140 S. [Aus dem Bei-

spiel wird die Regel gewonnen, während die Beispiele zugleich der Aneignung des Sprachschatzes dienen. Für die Lesestücke ist zur Erläuterung zunächst die zwischenzeilige Übersetzung gewählt; weiterhin genügten Listen der noch unbekannten Wörter. Zur Erlangung der Sprechfertigkeit dienen die den Lesestücken folgenden Fragen, die schriftlich und mündlich zu beantworten sind. Jedesmal nach Abschluß eines größeren Abschnittes steht eine zusammenfassende Aufgabe.]

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XVIII, 2, April 1919 [Fr. Klaeber, Concerning the functions of Old English 'geweođan' and the origin of German 'gewähren lassen'. Sep.-Abz. 22 S.]. — 3, July [A. H. Gilbert, Martin Bucer on education. — L. Mason, The Furness variorum. — J. R. Schultz, The life of Alexander Barclay. — R. C. Whitford, Another Lucy. — C. M. Lotspeich, Ablaut and sentence-accent. — O. B. Schlutter, Notes on Kluge's and Weigand's Etymological dictionaries. — A. M. Sturtevant, Zur a-Brechung im Nord- und Westgermanischen. Das Verhalten des starken Verbs zu der nominalen Flexion. — M. J. Rudwin, The origin of the German carnival comedy. — Reviews. R. M. Alden, B. H. Clark's 'European theories of the drama'. An anthology of dramatic theory and criticism from Aristotle to the present day. — S. P. Sherman, F. E. Pierce's 'Currents and eddies in the English romantic generation. — H. S. Hughes, H. Fielding's 'The tragedy of tragedies'. — H. N. Hillebrand, J. Q. Adams' 'The dramatic records of Sir Henry Herbert (Cornell Studies in English). — O. S. Coad, P. J. Reed's 'The realistic presentation of American characters in native American plays prior to 1870. — G. T. Flom, A. B. Larsen's 'Syntaxen i Tromsø, Bymaal. En kort oversight av Ragnvald Iversen. Kristiania, 1918. — Fr. Klaeber, M. Foerster's 'Il codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, and M. Förster's 'Der Vercelli-Codex CXVII'. — G. O. Curme, H. L. Mencken's 'The American language'. — M. L. Bailey, H. R. Steeves' 'Learned societies and English literary scholarship in Great Britain and the United States'. — H. W. Nordmeyer, E. H. Zeydel's 'The holy Roman empire in German literature'].

Revue germanique. XI, 1, janvier-mars 1920 [M. Castelain, Shakespeare ou Derby. — L. Cazamian, A propos de Carlyle. — C. Pitollet, 'La question Kinkel' en 1914. — F. Delattre, A propos d'une anthologie récente de la poésie anglaise au 17e siècle. — A. Debailleul, Le roman anglais]. 2, avril-juin [J. Dresch, Sophie de Laroche et sa famille. — R. Lalon, 'Antoine et Cléopâtre' à l'Opéra. — A. Fournier, Le roman allemand].

Kock, Ernst A., Jubilee jaunts and jottings. 250 contributions to the interpretation and prosody of Old West Teutonic alliterative poetry. (Festskrift utgiven av Lunds Universitet vid dess tvåhundrafemtioås jubileum 1918.) Leipizg, Harrassowitz 1918. 81 S. [Bemerkungen zu einzelnen Stellen in den verschiedensten ags. Dichtungen, namentlich Beowulf und Rätsel; auch zu Heliand und Hildebrand.]

Skandinavisch.

Mitteilungen der Islandfreunde (Organ der Vereinigung der Islandfreunde). Jena, Verlag E. Diederichs. VII, 1, 2, Juli—Okt. 1919 [O. Cahnheim: A. Heusler, Zur Erinnerung an Björn Magnússon Olsen (1850—1919). — H. Rudolphi, Bibliogr. Beiträge z. Naturkunde Islands. — R. Rudolphi, Literatur über die Färöer. — M. Gruner, Einár Jónsson (mit einer Bildertafel). — A. Erichsen, Was geben uns die isländ. Sagas? — H. Rudolphi, Historisches und Statistisches zum Grindwalfang auf den Färöern. — L. Remeitz, Dänemark und Island. — S. Remeitz, Islands neues Wappen. — Eine Schneelawine auf Island. Bücheranzeigen. Nachrichten aus Island.

Vorträge über Island. Nachrichten von den Färöern. Bücherei der Vereinigung der Islandfreunde. — Quittung. — An unsere Mitglieder.]. — Heft 3, 4, Januar—April 1920 [Neckel, Zu Andreas Heuslers Rücktritt vom Lehramt. — Heusler, Etwas über das Verdeutschen altisländischer Sagas. — Funk, Die Änderung der staatsrechtlichen Stellung Islands. — A. Jóhannesson, Die erste Kunstausstellung auf Island. — Dierbach, Die Almannagjá (mit Abbildung). — Zum Gedächtnis zweier Dichter Jòn Thoroddson und Gudmundur Gudmundsson). — Rudolphi, Der Name Färöer. — Rudolphi, Munsken. — An Deutschland (übers. v. Th. Stettner). — Islandliteratur 1915—1918. — Literatur über die Färöer. — Bücheranzeigen. — Nachrichten aus Island. — Nachrichten von den Färöern. Eine Überquerung des Vatnajökull. — Zeitungen und Zeitschriften unserer Bücherei. — Bücherei der Vereinigung].

Edda. Zweiter Band. Götterdichtung und Spruchdichtung. (Thule, Altnordische Dichtung und Prosa hg. v. F. Niedner.) Übertr. von F. Genzmer. Mit Einleitung u. Anmerkung v. Andreas Heusler. Jena, Diederichs, 1920. 201 S. [Auf die Heldengedichte der Edda folgen hier die Göttergedichte. Die Nordgermanen — so führt Heusler in monumentaler Einleitung aus — hatten die Einbildungskraft, das Reich ihrer Gottheiten und Riesen zu gestalten in bunten Bildern und wohlgeschürzten Geschichten, wie es von den sprachverwandten Völkern kaum noch die Griechen vermochten; im alten Indien hat man die Götter nie so weit vermenschlicht. Thor und Odin ragen als die mythenreichsten Charaktere hervor; der dritthöchste, Freyr, hat weniger eigene Tätigkeit und bleibt daher blasser; der uralte Kriegsgott Tyr besitzt überhaupt keine persönlichen Züge. Loki, der hervorragendste von den kultlosen Göttern, hat wandelbare, doch immerhin kennzeichnende Porträtlinien. Zu solchen Göttern gesellt sich noch das Volk der Riesen und Trolle, der Alben und Zwerge, der Walküren und Nornen. Fehde steht zwischen dem göttlichen und riesischen Lager, alt wie die Welt und austilgbar erst im Weltende; schwächere Gegnerschaft erklingt nur noch in einzelnen Strophen von Asen und Wanen. Daneben bleibt die Stellung der Gottheit zum Menschengeschlechte völlig im Schatten; selten fällt ein Blick auf die Krieger der Walhall; wir sehen nicht eine gläubige Gemeinde in ihrer Abhängigkeit von Gott, sondern eine rein jenseitige Dichtung. Wie alt diese nordischen Mythen sind, was an ihnen bodenständig und was aus irischer Sage und christlicher Lehre geflossen, darüber wissen wir nichts Genaueres. Sicher ist nur, daß ein größerer Teil dieser Götterlieder erst nach der Heidenzeit entstand; die Mythenwelt war den Isländern auch nach der Bekehrung ein lebendiges Gut geblieben und wurde als eine Weisheitsquelle von den Missionaren bis ins 13. Jahrh. geduldet, ja gepflegt. Der Form nach sind verschiedene Gattungen zu sondern: das doppelseitige Ereignisgedicht war gemein germanischer Art, und indem es von Heldenstoffen übertragen wurde auf Götter, sah man sich veranlaßt, die Mythen weiter auszubauen. Es gab ferner Visionsgedichte, wie das berühmte 'Gesicht der Seherin', das nichts von heidnisch gläubigem Bekenntnis enthält, vielmehr einen kirchlich angehauchten Wortschatz und ein paar aus der Bibel stammende Bilder, so daß als Dichter am ehesten ein isländischer Geistlicher zu denken ist. Es folgen Scheltszenen, Memorialstrophen, Sprüche aus dem wirklichen Leben, geschichtliche Fürstendichtung in Preisliedern, Einzelstrophen, Priameln, Runenverse, Zauber, Rätsel u. dgl. Durch solche Gattungsunterschiede wird erst der mannigfache Zweck dieser Literatur ersichtlich. Den Übersetzungen Genzmers ist nachzurühmen, daß man sie versteht und daß sie dennoch die altnordische Stilisierung durchfühlen lassen. Der Verlagsbuchhandlung aber gebührt hohe Achtung, daß sie selbst in dieser schweren Zeit den Druck einer Sammlung fortsetzte, durch die uns die altheimische Wunderwelt stählern anweht.]

Hermannsson, U., Modern Icelandic. (Islandica. An annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic Collection, in Cornell University Library.) Cornell University Library, Ithaca, Newyork, 1919. 66 S. $ 1.

Deutsch.

Baesecke, Georg, Deutsche Philologie (Wissenschaftliche Forschungsberichte, hg. v. Hönn. Geisteswissenschaftl. Reihe 1914—1917). Gotha, Perthes, 1919. VIII, 132 S. M. 6.

Paul, Hermann, Deutsche Grammatik. Band V, Teil V: Wortbildungslehre. Halle, Niemeyer, 1920. VI, 142 S.

Lesebuch z. Einführung i. d. ältere deutsche Dichtung, hg. von E. Schönfelder, R. Kniebe u. P. Müller. I. Teil: Texte. XII, 364 S. II. Teil Anm., 199 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. [Die ahd. Denkmäler sind in Übersetzung gegeben, die mhd. Proben im Urtext. Erfreulich beachtet sind die lateinischen Dichtungen der Zwischenzeit, besonders der Waltarius und die Volksdichtung der Übergangszeit zum Nhd. Die Schriftsprache ist beachtet bis herab zu Günther. Der Band Anmerkungen enthält manchen weiteren Exkurs, namentlich über Sagendinge, dazu einen Abriß der mhd. Sprachlehre und ein Wörterverzeichnis. Die ganze Sammlung zeugt von dem innigen Verhältnis, das weite Kreise in unseren höheren Schulen zur alten Heimatsdichtung gewonnen haben.]

Stammler, W., Geschichte der niederdeutschen Literatur (Aus Natur und Geisteswelt, 815). Leipzig, Teubner, 1920. 128 S. M. 3,50, kart. M. 2,80.

Meisinger, Othmar, Bilder aus der Volkskunde. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. VIII, 288 S. [Ein Lesebuch. Die Stücke handeln über Volkskunde als Wissenschaft, über ihr Fundament im deutschen Gefühlsleben, über Burg, Haus und Tracht, über Gebräuche und Mythenreste, Namen und Dialekte, Volkslied und Tanz, Arbeit und Rythmus, Sage und Märchen, Rätsel und Schwänke. Gerade was man bisher von den Kindern mit Absicht ferne hielt, um sie vor Zerstreutheit und Phantastik zu bewahren, wird hier zu einem bunten Strauße für sie gebunden. Hat nicht der Erwachsene weit mehr Interesse am kindlichen Denken des Volkes als das Kind selber? Die Stücke sind aus guten Autoren zusammengesucht, aus Riehl, Ratzel, Uhland, Weinhold, Grimm, Freytag, Hildebrand u. a. Von Goethe erscheint die Anzeige von Hebels Gedichten; auch v. d. Leyen ist mit einem Märchenartikel vertreten. Quellennachweise auf mehr als drei Seiten machen den Schluß und ersetzen eine Bibliographie. Ich halte Volkskunde für eine Wissenschaft, die einen besonders reifen und kritischen Geist voraussetzt; ob sie für die Jugendschule sich eignet, dürfte ein interessantes Experiment werden.]

Pohl, Gerhard, Der Strophenbau im deutschen Volkslied. Teil I, Teil II §§ 11—21. Diss. Berlin, 1920. 72 S.

Reis, Hans, Die deutschen Mundarten (Sammlung Göschen 605). 2. umgearb. Aufl. Leipzig, VWV, 1920. 142 S. M. 2,10 + 100 %.

Singer, S., Neidhart-Studien. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck), 1920. 74 S. M. 10 + 75 %.

Der Wiener Oswald, hg. v. Gertrud Fuchs (Germ. Abhandlungen begr. von Weinhold, hg. von Vogt, 52). Breslau, Marcus, 1920. XXXIII, 64 S.

Jantzen, Hermann, Literaturdenkmäler d. 14. u. 15. Jahrhunderts; ausgewählt u. erl. v. H. J. 2. neudurchgesehene Auflage. (Sammlung Göschen 181.) Berlin, VWV, 1919. 151 S. Geb. M. 1,60 + 50 %. [Lyrik: Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Clara Naetzlerin. Meistergesang: Suchensinn, Heinrich von Mügeln. Muskatblut. Reimrede: der König vom Odenwald, Heinrich Teichner, Suchenwirt. Fabel: Boner. Moraldichtung: Hans Vindler. Schwänke: Pfarrer von Kalenberg. Drama: Trierer Osterspiel, Perner und Wunderer. Prosa: Meister Eckhardt, Hein-

rich Seuse, Johannes Tauler, Konrad von Megenberg, Heinrich Steinhövel, Augustin Tünger, Till Eulenspiegel.

Dörr, Kaspar, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke; Untersuchungen über Sprache, Heimat und Text (Germanistische Abhandlungen, begr. v. K. Weinhold, hg. v. Fr. Vogt. 50. Heft). Breslau, M. u. H. Marcus, 1919. VI, 136 S.

Liepe, Wolfgang, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle, Niemeyer, 1920. XV, 277 S. M. 24.

Muncker, Franz, Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte. Erster Teil. Von Erasmus bis zu Goethe und den Romantikern. Vorgetragen am 3. Juni 1916. (Sitzungsbericht der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften. Philos.-philolog. u. histor. Klasse. Jahrg. 1918. 3 Abh.) München, Verlag d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wissenschaften, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth). 162 S. [Zuerst hat englisches Geistesleben auf deutsches gewirkt — um diese Tatsache wird kaum herumzukommen sein. Wycliffe war der große Lehrmeister für Huß, der durch die Vermählung der böhmischen Prinzessin Anna mit Richard II. zur Kenntnis des englischen Vorreformators gelangt war. Prag war damals die Residenz des deutschen Kaisers, und wenn die Gedanken Wycliffes auch nicht durch unsere Sprache übertragen wurden, so gelangten sie doch durch Huß in deutsche Sphäre. Mit dieser religiösen Welle müßte eigentlich die Geschichte der Englandbeurteilung auf unserm Boden beginnen. Als erster Einfluß von unserm Lande über den Kanal wäre dann der unserer Mystiker zu nennen; namentlich Suso wurde im 15. Jahrh. ins Englische übersetzt, was selbst dem gelehrten Kirchenhistoriker Hauck entgangen ist. Mit Belesenheit und Fleiß beginnt Muncker seine Darstellung bei den Humanisten. Erasmus, der Holländer, brach das Eis durch ein warmes Lob des Londoner Hofes und der Oxforder Schulen. Er rühmte Heinrich VIII. als den Philosophen auf dem Throne. Als ihm der Machthaber den edlen Freund Thomas Morus köpfen ließ, gingen dem gelehrten Idealisten von Rotterdam allerdings die Augen auf, und erregt schrieb er über die 'Kebse' Anna Boleyn. Die deutschen Urteile über die englische Reformation hat M. dann übergangen, weil er, wie sein Titel andeutet, eigentlich nur die über Staat und Volk verfolgen wollte. Da Tyndale in Wittenberg bei Luther war, die englischen Calvinisten in Zürich und Genf eine kleine Kolonie bildeten und die Trennung der Puritaner von den Anglikanern auf deutschem Boden, in Frankfurt a. M., erfolgte, ist vielfach zu ersehen, wie damals unsere Vorfahren über die Briten dachten. Aber auch in weltlich-humanistischer Art setzen sich die durch Erasmus geschaffenen Berührungen fort. Aus diesem Nährboden erwuchs auch die erste Übersetzung ins Deutsche, die einem dichtenden Engländer zuteil wurde: der Oxforder Owen hatte 1624 eine Sammlung lateinischer Epigramme herausgegeben, und diese übertrug Valentin Löber 1653 in deutsche Verse, worauf sie Zacharias Hertel, Buchhändler in Hamburg, 1661 verlegte unter dem Titel 'Teutsch redender *Ovenus* oder eilf Bücher der lateinischen Überschriften des überaus sinnreichen englischen Dichters Oveni in teutsche gebundene Sprache ebenso kurtz übersetzet und mit etlichen Anmerckungen erläutert'. Auch an die Briefwechsel des Asham und Sidney darf man erinnern, während Muncker auf einige unserer Reisenden im England der Elisabeth hübsch eingeht. Die nächsten Berührungen entstanden durch die Politik. Elisabeth unterstützte die deutschen Protestanten, wenn auch nur äußerlich, um einige Bundesgenossen mehr gegen die katholischen Höfe von Spanien und Frankreich aufweisen zu können. Zwei Auswanderer suchten dann in der Früh-Stuartzeit die englische Hauptstadt auf, erfuhren von der Persönlichkeit Miltons und begannen ihn zu übersetzen: Haacke und Berge.

Weckerlin vertrat sogar durch Jahre sein Amt, gab sich aber nicht zum Verkünder seines Ruhmes her. Ja, nach der Hinrichtung des Königs Karl I. ging ein Sturm der Entrüstung durch die deutschen Schriftsteller, und Gryphius war der erste 1657, der in einer Tragödie über den unglücklichen Stuartkönig ihn begann. Hoffmannswaldau und Lohenstein stachen auf Cromwell, andere auf ganz England los. Was haben damals unsere Juristen gesagt? Es wäre interessant, auch ihre Stimme über Miltons Defensio zu hören. Jedenfalls war in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts der britische Name bei uns am wenigsten geschätzt. Politische Berührung war ihm bei uns abträglich, nur kulturelle zuträglich. Eine solche günstige Kulturbewegung setzte ein mit den geistigen Folgen der Revolution von 1688. Die Aufklärung, das literarische Interesse, der Sinn für die bürgerliche Dichtung, die Befreiung des 'Frauenzimmers', der Geschmack für Volksdichtung und Shakespeare, dazu vieles andere, was im Laufe des 18. Jahrh. in Blüte schoß, wurde zuerst durch den Spectator über Europa ausgesät, mehr noch vielleicht in französischen als in deutschen Übersetzungen. Um dieselbe Zeit begann Defoes 'Robinson' seinen Siegeslauf, der ja ebenfalls mit vernunftgemäßer Erwägung von Kulturproblemen zusammenhing. Die englischen Reisebriefe von Muralt 1694 und Voltaire 1734 kamen dem Interesse für London zustatten. Republikanische Kreise ergriffen bei uns die literarische Führung, Bodmer und Haller in der Schweiz, Brockes und Hagedorn in Hamburg; ihnen konnten die antimonarchischen Ausführungen Miltons nicht bloß verzeihlich, sondern verdienstlich erscheinen; sie haben sich für ihn und manch anderen Freiheitsgedanken Englands eingesetzt. So führte die Reaktion gegen die Anglophobie zu einer Anglomanie, die mit Klopstock und Schubart gipfelte. Die Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten, die hauptsächlich die Dichtung förderten, mit England im Dreißigjährigen Kriege darf dabei nicht vergessen werden. Aus der extremen Bewunderung Britanniens lenkte Lessing heraus zu einer selbständigen Vergleichung und Abwägung der beiden Westvölker, unter deren Anregung eine neue deutsche Dichtung eben emporblühte. Lessing nützte das englische Wesen, um unsere Urgroßväter auf das heimatlich Deutsche zu verweisen. Im breitesten Umfang hat er von den Vettern jenseits des Kanals gelernt und zugleich mit hellem Auge ihre Schwächen gesehen. So hielten es dann auch Wieland und Herder, Goethe und Schiller und eine Menge ihrer Zeitgenossen, wie Muncker mit großer Belesenheit dartut. Die französische Revolution veränderte zugleich das Urteil über die englische; Bürger in der unvollendeten Schrift 'Die Republik England' 1793 erkannte und verurteilte die Fehler Karls I., was einer Entlastung seiner Richter gleichkam, übersah jedoch nicht die persönlichen Tugenden des unglücklichen Königs, was einer direkten Parteinahme für seine Richter vorbeugte. Besonders ausführlich legt Muncker die Stellungnahme Arndts dar, bei dem zugleich das Bewußtsein politischer Bundesgenossenschaft mit dem Inselreich stark zu fühlen ist. Arndt pries England, weil es seine Seele im Kampfe gegen Napoleon für die Freiheit gegeben habe. Ihm imponierte seine Flotte, sein Kolonialreich, sein Welthandel, sein Fabrikenreichtum; doch hat er auch die verderblichen Folgen dieses Glückes nicht unterschätzt, die schwere Gedrücktheit der Tagelöhner und Fabrikarbeiter, den Mangel eines kräftigen Bauernstandes, das Brachliegen weiter Landstrecken, die Schätzung aller Dinge nach dem Gelde, die selbstgefällige Unverbesserlichkeit, die 'nur in Altengland ein Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet', die Verachtung alles Schönen und Großen, wenn es von auswärts kommt. Seinem Auge entging es nicht, daß die schamlose Selbstsucht gegen andere Völker an vielen Orten Haß und Groll erweckte. 'Allgemeine Seetyrannen' und 'Feinde des Menschengeschlechtes' schalt er einmal die Briten im Zorne und sprach von ihrem unvermeidlichen Fall, wenn auch der letzte Hort euro-

päischer Freiheit mit ihnen untergehen sollte. In 'Germanien und Europa' 1803 warnte er sie vor zwingenden Übertreibungen des Handels, und in einer Schrift 'Der Bauernstand' 1810 riet er ihnen zur Heranbildung rüstiger Ackerleute. Mit dem Wiener Kongreß begann wieder eine schärfere Tonart. Byron im 'Don Juan' verurteilte damals das Treiben des Sklavenkettenflickers Castlereagh, und ähnliche Tatsachenerkenntnis dämmerte auch einigen deutschen Schriftstellern auf. Voran ging Arndt mit dem 'Wort von 1815'; der treue deutsche Mann beklagte die 'kleinliche und knickrige Krämerpolitik' gegenüber seinem Vaterlande. Der Griechen-Müller empörte sich über das Zusammengehen Englands mit dem Großtürken. Schade, daß hier die Ausführungen Munckers abbrechen. Das Schwanken der Ansichten entstand aus Erlebnissen. Anfangs hatten nur wenige unserer Landsleute mit eigenen Augen England gesehen; sie urteilten nach Gefühlsmomenten. Mit der engeren Berührung kam ein gemischtes Urteil auf; bald sollten Reisebriefe, wie die des Fürsten Pückler-Muskau, denen Heines 'englische Fragmente' unmittelbar folgten, der lobenden wie der tadelnden Kritik eine realere Grundlage geben. Hier sollte ein Fortsetzer die verdienstliche Arbeit Munckers weiterführen, unter noch ausgiebigerer Benützung historischer und politischer Werke, sowie mit Beifügung eines Namenregisters, ohne das es immer schwer ist, solche Materialsammlungen zu benützen.]

Heusler, Andreas, Heliand, Liedstil und Epenstil (Zs. f. d. A. LVII, 1—48). Berlin, Weidmann, 1920. [1. die Vorbilder des Heliandstils. 2. der freie Zeilenstil und seine Auflösung. 3. die Bereicherung des Satzbaus. 4. die Behandlung gerader und abhängiger Rede. 5. das Wachsen der Senkungen und Auftakte. 6. die Zunahme der Variation. 7. Folgerungen.]

Hauffen, Adolf, Geschichte des deutschen Michel. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1918. 95 S. [Das Mittelalter verehrte den Erzengel Michael als großen Heilshelfer, aber 1541 taucht eine spöttische Bezeichnungsweise auf, hergeleitet von den Michelsbrüdern, die auf Wallfahrten nach Nordfrankreich kamen, ihre frommen Lieder leierten, dazu bettelten und mit alldem den Eindruck der Dummheit machten. Deutscher Michel wurde danach ein Ausdruck für einen unwissenden und bäuerischen Menschen. Das fliegende Wort ist also französischen Ursprungs. Aber noch im 16. Jahrhundert gewann es in deutschem Munde eine günstigere Bedeutung als ein lauterer, redlicher, gutherziger Kerl. Durch die Kriegstaten des Michael Obertraut, der als Reiteroberst des Pfalzgrafen Friedrich V. von der Pfalz seit 1619 sich auszeichnete, bis ihn Tilly 1625 mit großer Übermacht überfiel und tödlich verwundete, wurde sogar die Erinnerung an den schützenden Erzengel Michael für eine Weile erneut. Dann allerdings im Zeitalter der Aufklärung gilt der deutsche Michel als unkundig des Lateinischen — so bei Lessing; immerhin war es besser, ein deutscher Michel gescholten zu werden als ein lateinischer. Um die Mitte des 18. Jahrh. wird zum Träger des Namens ein Bauernknecht oder ein junger Bauer mit den guten und schlechten Eigenschaften unseres Landvolkes, bieder, fleißig, genügsam, nicht sehr gescheit, häufig recht verträumt, ein besserer Spießbürger; so finden wir die Gestalt in einem Lustspiel von 'Herzog Michel' 1750 zuerst gespielt in Leipzig, oft auch vom jungen Goethe in seiner Leipziger Zeit. Mancherlei volkstümliche Lieder handeln von diesem 'Vetter Michel' und in solcher Art nahm auch Goethe ihn auf in sein dramatisches Bruchstück 'Hanswursts Hochzeit' 1775 und in sein Gedicht 'Musen und Grazien' in der Mark 1796. Diese Auffassung ist im wesentlichen geblieben, obwohl Arnim und Platen mehr an einen stumpfsinnigen Philister denken. In der Zeit der Napoleonischen Herrschaft gewann der deutsche Michel in den Liedern der Freiheitssänger viel Tapferkeit, Entschlossenheit und Begeisterung, um nach der Enttäuschung durch die heimischen Potentaten in übergroße Gutmütigkeit und unpraktische Weltfremd-

heit zu versinken. Die Figur richtete sich also nach der politischen Konstellation. Das Freundlichste hat Arndt gesungen, indem er weissagte, wenn sich der Michel einmal die Augen ausreibe, so werde er den welschen Lügenschein weit fortwerfen und als ein herrliches Riesenkind sich bewähren. Zahlreich sind dann die Anspielungen auf ihn bei den verschiedensten Schriftstellern des 19. Jahrh. Politische Dichtung verlangt einen solchen anschaulichen Durchschnittstypus, ähnlich hat England seit 1704 seinen John Bull, Amerika seit 1780 seinen Bruder Jonathan. Eine interessante Zusammenstellung voll Belesenheit und mit einem Stich ins Aktuelle.]

Neumann, Friedrich, Geschichte des nhd. Reimes von Opitz bis Wieland. Studien zur Lautgeschichte der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Berlin, Weidmann, 1920. XVI, 394 S. M. 18.

Price, Lawrence M., English-German literary influences. Bibliography and survey. Part I: Bibliography (Univ. of California publ. in mod. phil. IX, 1. Jan. 1919). Berkeley, California Press. 111 S. [Über tausend Schriften sind verzeichnet als auserlesene Proben, denn Vollständigkeit wäre bei so ausgedehntem Gegenstand, der jede Seite der beiderseitigen Literaturgeschichten seit dem 16. Jahrh. berührt, doch niemals erreichbar. Man sieht nur, daß deutsche Forscher über das empfangene Gut mit Fleiß und Dank quittierten. Es wäre kleinlich, dem Verf. sagen zu wollen, daß er einige Büchertitel nicht kenne, vielmehr sei die Nützlichkeit einer solchen Zusammenstellung hervorgehoben; sie lehrt, wie verwoben die abendländische Kultur seit Jahrhunderten ist, und sie dient zum Nachschlagen. Nur die früheste Übersetzung eines englischen Dichtwerkes, die diesen Namen verdient, sei nachgetragen, weil nie ein Originalexemplar zur Hand ist: *Owens Epigrammata teutsch* 1653, gedruckt Jena 1661. Am meisten ausgebeutet ist das Shakespeare-Jahrbuch; bis 1914 war es dem Verf. zugänglich; der Fall erweist, daß es seine kulturverknüpfende Aufgabe nicht erfolglos pflegt.]

Trendelenburg, Zu Goethes Faust (Vorarbeiten für eine erklärende Ausg.). Berlin, VWV., 1920. 162 S. M. 7.

Funck, Heinrich, Goethes und der beiden Grafen Stollberg Aufenthalt in Karlsruhe auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz 1775. Sep.-Abdr. aus der Pyramide, Wochenschrift des Karlsruher Tageblatts, 8. u. 15. Febr. 1920.

Petersen, J., Das deutsche Nationaltheater. Fünf Vorträge, gehalten im Febr. u. März 1917 im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 14. Erg.-Heft). Leipzig, Teubner, 1919. 106 S. und 8 Tafeln. M. 4. [Die Vorträge gelten: 1. dem geistlichen Theater mittelalterlicher Art. 2. dem Volkstheater nach Art der Fastnachtspiele und Meistersingerbühnen, wozu auch Shakespeares Schauspielhaus und die englischen Komödianten gezogen sind. 3. dem Hoftheater, das mit den Festspielen der Renaissance beginnt und besonders die Oper behandelt sowie Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zur Oper. 4. dem Nationaltheater, das in Aufklärung und Neuhumanismus wurzele und durch die Einbürgerung Shakespeares bis zum Virtuosentum gesteigert worden sei. 5. dem Festspieltheater, als dessen Förderer Tieck, Laube, Dingelstedt, Richard Wagner, Herzog Georg v. Meiningen, Otto Brahm und Max Reinhardt erscheinen. Am Schluß fragt der Verf., ob die heutige Zeit für ein wirkliches nationales Festspiel reif sei, und bejaht es in Hinblick auf das tatenfrohe Einheitsgefühl unseres Volkes im August 1914: 'Der Glaube an unsere Einheit sehnt sich, nach allen Prüfungen, nach Marter, Todesopfer, Grab- und Höllenfeuer, seine Auferstehung zu erleben!' Es sei die Aufgabe der deutschen Kunst, das Erlebnis dieser Zeit zum unvergänglichen Ausdruck zu bringen. — Was über unser Theater in den vorgenannten Perioden bekannt geworden, ist hier lebendig dargestellt, durch viele Abbildungen erläutert und mit einer wohltuenden Begeisterung in die Zukunft projiziert.]

Pfenniger, Else, Friedrich Ludwig Schröder als Bearbeiter englischer Dramen. Diss. Zürich, 1919. Zürich, E. Kreutler, 1919. 104 S. [Schröder, der 600 Rollen beherrschte, fand besonders in den Jahren 1782—85, als er sich von der Direktion des Theaters zurückgezogen hatte, Zeit und Kraft, um etwa 150 Stücke für seine Bühne zu bearbeiten, die er besonders gern aus dem Englischen wählte. Pfenniger vergleicht diese Bearbeitungen mit den englischen Quellen. Er bevorzugte bürgerliche Trauerspiele, die er in Rührstücke verwandelte, während er in Lustspielen die komischen Elemente verstärkte. In den Dramen der Restaurationszeit wurden die ausgelassenen Helden zu anständigen Bürgern. Fast durchaus ist der Schauplatz nach Deutschland verlegt. Ein schöpferischer Geist war er nicht, aber ein geschickter Mann der Bühne.]

Corssen, Meta, Kleists und Shakespeares dramatische Sprache. Diss. Berlin, 1919. Druck in der v. Sternschen Druckerei, Lüneburg. 74 S.

Tieck, Ludwig, Das Buch über Shakespeare, hg. v. R. Lüdeke (Leitzmanns Neudrucke deutscher Literaturwerke, 1). Halle, Niemeyer, 1920. XXVI, 523 S. M. 30. [Aus dem Nachlaß ist jetzt das Werk herausgegeben, an dem Tieck durch zwanzig Jahre gearbeitet und das er bis zu seinem Ende 1853 versprochen hat. Köpke hatte in Tiecks nachgelassenen Schriften bereits veröffentlicht ein Bruchstück des 'Kommentars zu Shakespeare', der hier als 'erster Entwurf' wiederkehrt und etwa 1794 entstand, ferner unvollständig die 'zweiten Entwürfe' 1796, die 'zwei Kapitel der Einleitung' 1815 und den 'Plan des Ganzen' 1810, endlich ein Fragment über Lady Macbeth. Lüdeke vervollständigt den 'Kommentar' und die späteren 'Entwürfe'; dazu gibt er ein 'chronologisches Verzeichnis der Stücke und allerlei Nachträge'. Man kann jetzt über die Bedeutung des Ganzen urteilen. Es ist mehr ein Beitrag zur Kenntnis Tiecks als Shakespeares. In den neu gedruckten Partien fällt eine große Abhängigkeit von den englischen Kommentatoren auf. Die Stärke Tiecks lag in der Ästhetik, nicht in der Charakterfassung. An Hamlet z. B. betont er eine gewisse Religiosität, durch die der Dichter die Erscheinung des Geistes zu besonderer Wirksamkeit bringt, was gewiß gut beobachtet ist; aber ist Hamlet wirklich so 'schwach, leidend, kränkelnd', daß er dem 'weichen' Romeo an die Seite zu stellen ist? Haben wir an Polonius einen 'ziemlich klugen und rechtschaffenen Mann' zu sehen, der vor König und Königin den Narren nur 'spielt'? Anderseits hat sich Tieck weder in die philosophischen noch in die politischen Ansichten der Shakespearezeit tiefer versenkt, hat weder seine Bühnenverhältnisse noch die zeitgenössischen Dramatiker sorgsam studiert, ist überhaupt mit Realwissen sehr mäßig ausgestattet und hat wohl hauptsächlich deshalb das Werk nicht zu vollenden vermocht. Wer den großen Realisten Shakespeare wirklich enthüllen will, muß ein solides Wissen haben; mit bloßen Einfällen kommt man bei ihm nicht durch. Merkwürdig ist es, wenn man die Tiecksche Chronologie der Shakespeareschen Werke durchsieht, wie viel Fremdgut er seinem Dramatiker zuschreibt: nicht bloß die alten Dramen von der 'Widerspenstigen', vom 'König Lear', 'Heinrich IV. und V.' und 'König Johann', sondern auch 'Locrine', 'Cromwell', 'Oldcastle', Satiromastix', 'Puritan', 'Yorkshire Tragödie', 'Mucedorus', 'Schlacht von Alcazar', 'Arden von Feversham', 'Fair Em', 'Geburt des Merlin'. Welche Buntheit des Stils und Denkens! Man kann auch nicht sagen, daß Tieck, was die Entstehungszeit der Stücke betrifft, immer mit glücklicher Intuition geraten habe; er versetzt 'Heinrich VIII.' bereits in das Jahr 1600, dagegen den 'Sommernachtstraum' erst 1598, 'Julius Cäsar' 1610, 'Maß für Maß' gar erst 1615! — Der Herausgeber hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht und namentlich fleißig nachgeprüft, auf welche Stellen sich Tiecks Bemerkungen beziehen.]

Soffé, Emil, Bühne und Gesellschaft. Brünn, Irrgang, 1918. 204 S. —

Vermischte Schriften, Brünn, Irrgang, 1909. 242 S. [Von literarhistorischen Essays hören wir heutzutage wenig. Soffé aber pflegt diese Gattung 'in Bühne und Gesellschaft' mit entschiedenem Stiltalent. Am liebsten beschäftigt er sich da mit englischen Literaturträgern: mit Minstrels und Balladensängern, mit Garrick als Richard III., mit Shakespeare auf dem deutschen Theater; diese Aufsätze sind sehr ansprechend geschrieben. Namentlich die Bedeutung Lessings für die Aneignung englischer Dichtungsziele verdient gelesen zu werden. Mit Frankreich beschäftigen sich Aufsätze über Racines Athalie und über den Pariser Salon zur Zeit Ludwigs XV. 'Deutsch ist Schikaneder in Brünn'. Die anregende Wirkung solch populärer Skizzen sollte nicht unterschätzt werden. — In den 'Vermischten Schriften' erörtert Soffé die Frage, ob Mucedorus ein Schauspiel Shakespeares war; Beeinflussung durch den Stratforder ist ihm wahrscheinlicher. Daneben handelt er über das Raigerner Liederbuch, das der Benediktiner Harlacher um die Mitte des 18. Jahrh. im mährischen Kloster Raigern schrieb, mit Goethes 'Clavigo' und 'Erwin', mit Alfred Meißner und mit 'Mähren in Saars Dichtung'. Es sind Feuilletons im guten Sinne, und in angenehmer Weise leuchten sie auch oft in die Tiefe.]

Lenzinger, P., Balladen und Romanzen in der Schweiz von C. F. Meyer. Diss. Zürich, 1919. Zürich, Leemann. 255 S.

Deetjen, Werner, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. Weimar, Böhlau, 1920. 67 S. M. 6.

Schneider, Hermann, Uhland. Leben, Dichtung und Forschung (Sammlung Geisteshelden, 69/70). Berlin, E. Hofmann, 1920. VIII, 527 S. Mit 3 Bildnissen.

Fischer, W., Die deutsche Sprache von heute (Aus Natur und Geisteswelt 475). 2. verb. Aufl. Leipzig, Teubner, 1919. 132 S.

Otte, Friedrich, Meeresrauschen. Dichtungen. Erfurt, Villaret, 1914. 124 S. [Zehn Jahre in China gaben dem Dichter Anlaß genug, an die Heimat zurückzudenken und die fremde Kulturwelt mit ihr zu vergleichen; die Verse sind Erlebnisse und Bekenntnisse eines Deutschen in Ostasien, ansprechend durch ihre Wahrheit und durchzogen mit allerlei englischen Zügen. Auch haben germanische Sage und Buddhamythen in Form gereimter Märchen sich eingemischt.]

(Viereck, Silvester) Die Ballade von Herrn Jobs und den 14 Punkten, recht kläglich zu singen nach der Melodie: 'Es soll kein Affe den Löwen machen', gedichtet von Giovanni de Sasso Rosso. 2. verm. Aufl., gedruckt in diesem Jahr (New York 1920). 26 S. [1. 'Es prahlten dereinst die Nationen, die westwärts von dem Rheinstrom wohnen: Nun haben wir von der Etsch zum Belt das deutsche Vaterland umstellt' —. 2. 'Wer zählt die Völker, wer die Namen'. — Schilderung des Krieges für 'Demokratie und — unser Geld'. 3. Wilsons 14 Punkte. — 4. Clio beim Weltgericht; 'Wie Herkules kam er zum Scheidewege, kein großer Gedanke ward in ihm rege. — Er wähnte zu schieben und ward geschoben, das Glück hat ihn zum Sturz erhoben, er war das Spielzeug in anderer Hand zum Unheil für sich und das eigene Land'.]

Blätter des Burgtheaters. 5./6. Jan./Febr. 1920. Wien, Strache. 54 S. Kr. 3. [Hock, der Literarhistoriker, ist unter die Bühnenleiter gegangen und macht Theatergeschichte. Ein Artikel von ihm 'Der deutsche Macbeth' eröffnet das vorliegende Heft. Die Übersetzung dieses Stücks bei Schlegel-Tieck ist von Dorothea Tieck und verhältnismäßig schwach. Conrad merzte einige Fehler aus, um im übrigen 'ins Nüchterne, Unpersönliche zu verfallen'. Gundolf wahrt die Eigenart Shakespeares besonders betreffs Klangfarbe und Lautwahl am besten, stellt aber durch seltsame und oft gewaltsam gepreßte Ausdrücke den Schauspieler vor schwere Aufgaben'. So griff Hock selber ein, und die Proben seines Textes, die er mitteilt, sind verdienstlich.

Außerdem sucht er die Szene III 6, wo sich nach Hekates Abgang von den Hexen III 5 und vor Macbeths Besuch bei den Hexen IV 1 zwei Edelleute über Macbeth aussprechen, im Hinblick auf Macduffs Flucht, für die moderne Bühne besser einzufügen. Es ist dies eine der kleinen Episoden, die Shakespeare gelegentlich einschaltet und auf der Vorderbühne spielen läßt, damit inzwischen auf der Hinterbühne, unter Schließung des Vorhangs, die Dekoration ohne Pause der Darstellung geändert werden konnte. In der vorausgehenden Szene war die Flugmaschine für Hekate in Tätigkeit, und in der darauffolgenden der Hexenkessel. Die wenigen Verse setzen den heutigen Regisseur in kaum geringere Verlegenheit als die zu ähnlichem Zweck von Shakespeare vorgesehene Cinnaszene in 'Julius Caesar', III 3. Für Hock ist jenes Gespräch der beiden Edelleute lediglich ein Mittel, um uns 'über den Zeitverlauf auf der Bühne zu täuschen': er schiebt es daher hinter die Szene mit dem Hexenkessel und erspart sich dadurch eine leidige Verwandlung, was vom Standpunkt der modernen Bühne nicht zu beanstanden ist. — A. Roller bespricht in einem zweiten Artikel 'Eine Macbeth-Bühne'. Er verweist für zeitgenössische Kostümbilder auf den Wandbehang von Bayeux, reproduziert von der Arundel Society. Wären nicht eher Bilder der Shakespeare-Zeit heranzuziehen? Reich an solchen ist James Howell, Londinopolis, 1657. Ich empfehle das Buch, das auf der Berliner Staatsbibliothek liegt, den Theatermalern. Des weiteren berichtet Roller, wie er die schottischen Szenen des Macbeth mit Lokalstimmung versah: zwei klobige Steinpfeiler flankierten ständig das Bühnenfeld, was durch zwei Abbildungen erläutert wird; Nebel hasteten, Wolken trieben, Winde stöhnten; in der Gastmahlszene flackerten viele Fackeln, und ein reiches Servier-Zeremoniell half Macbeth beim Gespräch mit den Mördern Banquos zu isolieren, auch den Geist des Banquo vor- und zurücktreten zu lassen. Dagegen war die Szene im glücklichen England unter dem friedlichen Regiment Eduards in einen weiten Park voll Sonnenschein verlegt. Das entsprach gewiß der Absicht Shakespeares, der ein revolutionäres, blutiges, schauriges Schottland dem politischen England gegenüberstellen wollte, entsprechend der zeitgenössischen Auffassung von den beiden Ländern. — Weniger Bemerkenswertes bietet Albert Heine, 'Hexen und Geister'. Dagegen bringt J. K. Ratislav am Schlusse manches Interessante über die Geschichte des 'Macbeth im Burgtheater', namentlich zur Erstlingsaufführung am 3. November 1772 und über die Ausstaffierung der Wolter seit 1877, wobei Verf. aus dem Wolter-Artikel der Helene Richter im Shakespeare-Jahrbuch schöpft. — Solche Theaterhefte können sehr nützlich zwischen Schauspielern und Zuschauern vermitteln, bringen verdiente Leistungen der Vergangenheit zu neuem Leben und gewähren dem Literaturkundigen einigen Einfluß auf die Gegenwartspraxis; wenn sie, wie im vorliegenden Falle, über das bloße Tagesbedürfnis hinausragen, sollen sie auch von der Forschung nicht vergessen werden.]

Das große Schauspielhaus. Zur Eröffnung des Hauses hg. vom Deutschen Theater zu Berlin. Berlin, Verlag der Bücher des Deutschen Theaters. 1920. 122 S. [In zwei Artikeln wird die Baugeschichte beschrieben, und zwar von zwei Mitarbeitern: C. Vollmöller und H. Poelzig. In zwei anderen Artikeln erhalten wir programmatische Erwägungen, wie das neue Haus für ein zukünftiges Volkstheater und zur Förderung des Impressionismus geschaffen sei. K. Pinthus hat ersteres mit etwas weitgehenden Behauptungen vertreten, z. B. daß die Illusionsbühne zur Unterhaltung 'tyrannischer' Gewalthaber entstanden und 'ein schreckliches Symptom der Unkultur sei'. M. Deri hatte es leichter, mit der weiten, fast dekorationslosen Bühne, die aber durch einen Licht- und Schalltrichter zusammengehalten wird, ein Verhältnis zu der andeutenden Intensität des neuen Kunststils zu gewinnen. Nach einigen kleineren Beiträgen handelt H. Hildebrandt

über die Wiedererweckung des griechischen Dramas, zu der die Arenabühne Reinhardts noch besser geeignet sei als eine bloße Nachbildung altgriechischer Theater; sowie A. Brandl über Shakespeare-Möglichkeiten, namentlich, was die verbesserte Darstellung gewisser Dreifelderszenen in Richard II., Romeo, Macbeth und Heinrich VIII. betrifft — allerdings ist dabei eines der drei Felder nach Elisabethanischer Art über den beiden andern gedacht, während bei Reinhardt die drei Felder so ziemlich in einer Ebene hintereinander liegen. Das Ganze ist eingeleitet von H. Holländer, der es offen sagt, daß Reinhardt wesentlich von der altgriechischen Bühne ausging. Man mag über das Große Schauspielhaus denken, wie man will, unter allen Umständen war es eine mächtige Leistung in schwerster Zeit und ein Symptom für die unbeugsame Theaterfreude unseres Volkes, verdiente daher, daß seine Eröffnung durch eine Sammelschrift, wie die vorliegende, erläutert und betont wurde.]

Englisch.

Englische Studien, LIII, 3, Februar 1920 [H. Swaen, Contributions to Old English lexicography, X. — R. Imelmann, Vom romantischen und geschichtlichen Waldef. — F. Fiedler, Dickens und die Posse. — E. Kieckers, Zur direkten Rede im Ne. — Besprechungen. A. Schröer: Daniel Jones, An outline of English phonetics. — W. Fischer: Hedwig Reschke, Die Spenserstanze i. 19. Jh. (Angl. Forschungen, hg. v. Hoops, Heft 54). — J. Koch: O. Eberhard, Der Bauernaufstand v. J. 1381 in der engl. Poesie. Heidelberg 1917. — R. Petsch: Creizenach, Geschichte des neuern Dramas. 2. Band: Renaissance und Reformation, Halle 1918. — J. Hoops, A treasury of English prose, ed. by L. P. Smith, London 1919. — M. J. Wolff: G. Goetze, Der Londoner Lehrling im literarischen Kulturbild der Elisabethanischen Zeit. Borna-Leipzig 1918. — H. Mutschmann: A. v. der Heide, Das Naturgefühl in der engl. Dichtung im Zeitalter Miltons. Heidelberg 1915. — J. Hoops: Allan H. Gilbert, A geographical dictionary of Milton (Cornell Studies in English). New Haven, Conn. 1919. — E. Eckhardt: E. Bußmann, Tennysons Dialektdichtungen nebst einer Übersicht über den Gebrauch des Dialekts in der englischen Literatur vor Tennyson. Diss. Münster. Weimar 1917. — J. Hoops, Selections from Swinburne, ed. by E. Gosse and Th. J. Wise. — J. Hoops, Tauchnitz edition, vols. 4520—31. — Realien. F. Brie: G. Wendt, England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. 5. verb. Aufl., Leipzig 1919. — Schulgrammatiken und Übungsbücher: C. Th. Lion: Brandeis u. Reitterer, Lehrbuch der engl. Sprache f. Realschulen, II. Teil. An English reader. Wien, Leipzig 1918. III. Teil: A literary reader, ebd. 1919. — C. Th. Lion: H. Fehse, Englisches Lehrbuch. I. Teil nach d. direkten Methode für höhere Schulen. 6. Aufl., Leipzig 1918. — J. Hoops: Gustav Krüger, Wiederholung d. engl. Sprachlehre. Beispiele ohne Regeln. Für Schulen und zur Vorbereitung auf Prüfungen. Dresden, Leipzig 1919. — O. Schulze †: Lincke und Cliffe, Lehrbuch der engl. Sprache für höhere Lehranstalten. I. Teil: Elementarbuch. II. Teil: Zweites und drittes Jahr. Frankfurt a. M. 1912. — C. Th. Lion: Lincke, Grammatik der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Frankfurt a. M. 1918. — Schulausgaben rezensiert von Carl Haid und O. Glöde. Miszellen: L. L. Schücking, Widergyld (Beowulf 2051). — N. Bögholm, Einzahl versus Mehrzahl]. — LIV, 1 (zum siebzigsten Geburtstag Lorenz Morsbachs, 1850—1920) [Abhandlungen: F. Roeder, zum siebzigsten Geburtstag L. Morsbachs. — O. L. Jiriczek, Seafola im Widsith. — J. Hoops, Das Verhüllen des Haupts bei Toten, ein angelsächsisch-nordischer Brauch. (Zu Beowulf 446: hafalan hydan.) — E. Björkman, Hœþcyn und Hákon. — K. Wildhagen, Das Psalterium Gallicanum in England und seine ae. Glossierungen. — M. Förster, Der Inhalt der ae. Hs.

Vespasianus, DXIV. — W. Horn, Sprachgeschichtliche Bemerkungen. — M. Deutschbein, Die Einteilung der Aktionsarten. — F. Holthausen, Wortdeutungen. — O. Ritter, Beiträge z. engl. Wortkunde. — E. Ekwall, Zu zwei keltischen Lehnwörtern im Ae. — W. Keller, Me. lange Vokale und die afr. Quantität. — E. Eckhardt, Zur Quantität offener Tonvokale im Ne. — W. Franz, Grammatisches zu Shakespeare. — B. Fehr, William Blake und die Kabbala. — H. Spies, Alliteration und Reimklang im modernenglischen Kulturleben. — Besprechungen. Sprachgeschichte. Dölle, Zur Sprache Londons vor Chaucer. Halle 1913. — R. Jordan: Heuser, Altlondon. Mit bes. Berücksichtigung des Dialekts. 1914. — Literaturgeschichte. M. J. Wolff: Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Leipzig 1919]. — LIV, 2, Juli 1920 [K. Luick, Über Vokalverkürzung in abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern. — O. Ritter, Über einige Ortsnamen aus Lancashire. — M. J. Wolff, Der dramatische Begriff der 'History' bei Shakespeare. — H. Richter, Oscar Wildes Persönlichkeit in seinen Gedichten. — Besprechungen: Sprachgeschichte. K. Luick: H. C. Wyld, Kurze Geschichte des Englischen, übers. v. H. Mutschmann. Heidelberg 1919. — E. Eckhardt: R. Sauer, Zur Sprache des Leidener Glossars. Cod. Voss. lat. 4°.69. Programm d. human. Gymn. St. Stephan in Augsburg 1917. — E. Ekwall: Phœnix, Die Substantivierung des Adjektivs, Partizips und Zahlwortes im Ags. Diss. Berlin 1918. — R. Jordan: Schlemilch, Beiträge zur Sprache und Orthographie spätaltengl. Sprachdenkmäler der Übergangszeit (1000—1150). Halle 1914. — E. Björkman: N. von Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. vor dem völligen Erlöschen des aus dem Altenglischen ererbten Zustandes. Heidelberg 1918. — W. Franz: H. Harz, Die Umschreibung mit 'do' in Shakespeares Prosa. Cöthen 1918. — Literaturgeschichte. W. Fischer: Schücking, Kleines ags. Dichterbuch. Lyrik und Heldenepos. Cöthen 1919. — E. J. W. Brenner, Die ältere Genesis, hg. v. F. Holthausen. Heidelberg 1914. — E. Ekwall: Hackenberg, Die Stammtafeln der ags. Königreiche. Diss. Berlin 1918. — E. Eckhardt: Kaluza, Chaucer-Handbuch für Studierende. Leipzig 1919. — B. Fehr: Bonnard, La controverse de Martin Marprelate (1588—1590). Genève 1916. — M. J. Wolff: St. A. Brooke, Ten more plays of Shakespeare. London 1919. — M. J. Wolff: Schöttner, Über die mutmaßliche stenographische Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares 'Romeo und Julia'. Leipzig 1918. — M. J. Wolff: G. Landsberg, Ophelia, die Entstehung der Gestalt und ihre Deutung. Cöthen 1918. — M. J. Wolff: Radebrecht, Shakespeares Abhängigkeit von John Marston. Cöthen 1918. — H. Richter: M. Vohl, Die Arbeiten der Mary Shelley u. ihre Urbilder. Heidelberg 1913. — Realien und Landeskunde. J. Hoops: B. Guttmann, Eine Reise nach England. Frankfurt a. M. 1919. — Miszellen: B. Fehr, Keats' dichterische Glosse zu Francis Bacon].

Anglia XLIV, 1, Februar 1920 [F. Hagel, Zur Sprache der nordengl. Prosaversion der Benediktiner Regel. — J. Koch, Das Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Legend of good women', II. — H. Lange, Die Legendenprologfrage. Zur Steuer der Wahrheit. — F. Holthausen, Zu me. Dichtungen. — F. Holthausen, Das me. Streitgedicht, 'The eye and the heart'. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung]. — 2, Juni [E. A. Kock, Interpretations and emendations of early English texts, VI. — Ph. Aronstein, John Donne. — H. Lange, Zur Priorität des F-Textes in Chaucers Legendenprolog und zur Interpretation von F $^{531}/_{2}$ = Gg $^{519}/_{20}$]. — 3, September [A. Nicoll, Scenery in Restoration theatres. — V. Langhans, Chaucers Anelida and Arcite. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of early English texts, VII. — H. Richter, Die philosophische Weltanschauung von S. T. Coleridge und ihr Verhältnis zur deutschen Philosophie. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung].

Beiblatt zur Anglia XXXI, 1, Januar 1920 [Ekwall: Grönbeck, Vor

Folkeœt in Oldtiden. — Fischer: Phoenix, Die Substantivierung des Adjektivs, Partizips und Zahlwortes im Ags. — Fehr: Mason, Genesis A translated from the Old English. — Greenlaw, The shepheards calender II. — [Croxall] An original canto of Spenser. — Zachrisson, Shakespeares Uttal. — Mutschmann: Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. — Mühe: Mündel, Thackerays Auffassung und Darstellung von Geschichte und Literatur des Zeitalters der Königin Anna. — Fehr: Pierce, Selections from the symbolical poems of William Blake. — Holthausen, Zu ae. Dichtungen]. — 2, Februar [Fehr: Henderson, Swinburne and Laudor. A study of their spiritual relationship and its effect on Swinburne's moral and poetic development. — Fischer: Uhrström, pickpocket, turnkey, wrap-rascal, and similar formations in English]. — 3, März [Ekwall: Jespersen, Growth and structure of the English language. — Ekwall: Kaluza, Chaucer-Handbuch für Studierende. — Fehr: Rogester, A middle English treatise on the ten commandments. Caro: Chesterfield, Letters to his son. — Bacon, The essays or counsels civil and moral. — Hüscher: Herford, The lyrical poems and translations of P. B. Shelley. — Fehr: Shaw, Getting married and the showing-up of Blanco Posnet. — Festschrift z. 15. Neuphilologentag in Frankfurt a. M. 1912. — Ib. Holthausen, Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde, I. — 1. Ein lappisches Bärensohn-Märchen. — Liljegren, Two American words. Am.-Ne. pod = herd, flock. — Am. pesky]. — 4, April [Ia. Fischer: Hackenberg, Die Stammtafeln d. ags. Königreiche. — Fischer: Koberg, Quellenstudien zu John Crowne's 'Darius'. — Aronstein: Nason, J. Shirley dramatist. A biographical and critical study. — Kellner, Jahrbuch d. Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 55. Jahrg. Hg. v. W. Keller. — Ib. Fehr, Shakespeare und Coventry. — Fehr, Amerikanische Anglistik (1917—18). — Holthausen, Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde. 2. Weiteres zur Geschichte von M. Waldeck. 3. Zur Noah-Legende. II. Mühe: Adamson, The educational writings of J. Locke. — III. Fehr, Zur Ancren riwle]. — 5, Mai [I. Fehr, Gosse and Wise, The letters of A. Ch. Swinburne. — Mühe: Bonnard, La controverse de M. Marprelate, 1588—1590. — Mutschmann: Kruisinga, English sounds. — Jiriczek: Logeman, A commentary, critical and explanatory, on the Norwegian text of H. Ibsen's Peer Gynt. — Ib. Holthausen, Zu den ae. Zaubersprüchen und Segen]. — 6, Juni [Ia. Funke: Sarrazin, Von Kädmon bis Kynewulf. — Pokorny: Neuhaus, Einführung ins Irische. — Ib. Herzfeld, Zu A. v. Drostes englischen Quellen. — Holthausen, Zu Chaucer's 'Hous of Fame'. — Holthausen, Der Übergang von me. ne. -n zu -m. — Fehr, Über O. Wildes Gedichte und anständige Kritik, II. — Mitteilungen: Fehr, Anzeige. — Behaghel, Zum Umlaut]. — 7, Juli [Fehr, Early English Text Society. Original series 132, 145—152; Extra series 115 and 116. — Scarborough, The supernatural in Modern English fiction. — Hecht: Rosenberg, Longinus in England bis z. Ende des 18. Jh. — Mellin, Tauchnitz pocket library. Nr. 57 bis 88. Engl. und Franz. Schriftsteller d. neueren Zeit, hg. v. J. Klapperich. Bd. 71]. — 8, August [Ia. Ekwall: Wyld, Kurze Geschichte des Englischen, übersetzt von H. Mutschmann. — Caro: Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. III. Teil. Verm. Beiträge z. Syntax. — Mutschmann: Ferrars, Curiosities of English pronunciation and accidence. Ib. Holthausen, Zu ae. u. me. Texten. 1. Zum ae. Salomo und Saturn. 2. Zur ae. metr. Psalmenübersetzung, I. — 3. Zu 'Arthour and Merlin', I. II. Langhaus, Erwiderung]. — 9, September [I. Fehr: Ellis, G. Meredith, His life and friends in relation to his work. — Western: Deutschbein, Satz und Urteil. Eine sprachpsychologisch-logische Untersuchung. — Jiriczek, Edda. 2. Bd. Götterdichtung und Spruchdichtung. Übertr. v. F. Genzmer, hg. v. A. Heusler. — Ib. Wallenberg, me. fled(de). ne. fled [pret. tense of 'to flee']. — Funke, Zum Verkleidungsmotiv im King Horn].

Studies in philology, XVII, 3, July 1920 [A. Thaler, Milton in the theatre. — J. H. Hanford, The date of Milton's 'De doctrina christiana'. — E. Greenlaw, Spenser's influence on 'Paradise lost'].

English studies. II, 7, February 1920 [A. G. van Krauendonk: Joseph Conrad. — H. Poutsma, Participles III]. — 8, April [L. Snitslaar, Patrick Mac Gill. — E. Kruisinga, Critical contributions to English syntax]. — 9, June [W. van Doorn, W. Butler Yeats. — Kruisinga, Two notes on Sweet's Primer of phonetics. — Notes and news]. — 10, August [Kruisinga, A history of English lawcourts. — W. van Maanen: G. Gissing, A short sketch. — E. Kruisinga, Critical contributions to English syntax, IV—VII. Notes and news. Notes on Modern English books. Reviews. Bibliography]. — 11, October [H. Logeman, Air songs. — E. Kruisinga, A history of English lawcourts II. -- P. J. H. O. Schuh, Aids to translation II. Notes and news. Translation. Notes on modern English books (VIII. A memoir of S. Butler). Reviews. Bibliography].

Luick, Karl, Historische Grammatik der englischen Sprache. 3. Lieferung. S. 321 bis 384. Leipzig, Tauchnitz, 1920.

Schröer, Arnold, Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte (Sammlung Göschen, 286). 1. Teil. Von den ältesten Zeiten bis Spenser. 3. verm. Aufl., durchgesehener Neudruck. Leipzig, Berlin, VWV., 1920. 160 S.

Liebermann, F., Ort und Zeit der Beowulfdichtung. Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse, 1920. S. 253—276 [Mit bewundernswerter Sachkenntnis stellt L. eine Arbeitshypothese auf, mit der sich die weitere Forschung gründlich zu befassen haben wird. Ausgangspunkt: das Epos verherrlicht die Geatas. Allerdings weissagt ihnen Wiglaf ob der Untreue gegen Beowulf beim Drachenkampf verdienten Untergang. Vorher wird mit dem Helden auch sein Volk gerühmt. — Die Jüten, deren Name noch im 11. Jahrhundert im New Forest und bei Southampton fortlebte, wurden bei Alfreds Hofgelehrten mit den Geaten und Goten zusammengeworfen. Die Verwechslung der Gauten und Goten begann 'vielleicht schon bei Prokop'. Die Jüten 'hat man als Friesen erkannt, deren Name zuerst als *Euthiones*, *Eutii* bei den Lateinern vorkommt'. Von *Gothis et Jutis* spricht Asser als von einem Volke, Bedas *Jutas* gibt der ags. Übersetzer kurz darauf als *Geatas* wieder. Kann dies auch auf Einwirkung des Epos beruhen? — 'Vielleicht erweckten auch Namen des kgl. Stammbaumes die Teilnahme der Dynastie von Wessex am Beowulf.' Es handelt sich also um das Alter dieses Stammbaumes. Liebermann spricht von 'ws. Genealogen des 9. Jahrh.'; sie 'verfehlten schwerlich (wie *Gewis* aus *Gewissi*, so), auch Geat zum menschlichen Ahnherrn der *Geatas* zu euhemerisieren'. — Der Epiker 'belehrt den Adel, vielleicht Fürsten'; Liebermann denkt dabei an Alfreds Mutter und ihr Geschenk von *poemata Saxonica*, also an Fürsten von Wessex, aber nicht erst in Vikingerzeit. — Der Epiker 'und sein Publikum kennen die Geschichtssagen der westlichen Ostsee im 4.—5. Jahrhundert in weitem Umfange, leben also nicht erst 875'. Dabei polemisiert Liebermann gegen die mercische Idee: der Nachkomme der bösen Thrytho auf dem Throne Merciens 'fühlte sich vermutlich durch die Schilderung der bösen Ahnfrau wenig erquickt'; auch scheinen die sprachlichen Beweisgründe für Mercien 'den Philologen nicht überzeugend', selbst wenn sie 'anglischen Ursprung des Epos annehmen'. Wird dabei auch die anglische Theorie mit bezweifelt? Eine mächtige Anregung für die Dialektforscher! — Der Epiker 'ist Geistlicher'; die 'starken Reste von Heidentum' im Beowulf beweisen um so mehr frühe Abfassung. Heidnisch ist an Beowulfs Seele seine halbreligiöse Freude am gewonnenen Goldschatz. Krieg und Ruhm, Beute, Tribut und Land gilt als berechtigt. An Gott ist die Macht, nicht die

Milde hervorgehoben, und das Schicksal steht bisweilen als unabhängige Macht neben ihm. Leichenverbrennung für Adel ist regelrecht. Der Leichenhügel des Beowulf mag durch berühmte Orte wie *Ceardicesbeorg* in Hampshire veranlaßt sein. Solcher Mangel an Verkirchlichung und der 'dogmenfreie Monotheismus mögen auf irisch-schottische Mönche deuten'. — Unter den weiteren Merkmalen der Frühzeit ragt die 'gesellschaftliche Verfassung' des Beowulf hervor, ein besonders lehrreiches Kapitel. 'Kriegsgefangene bedroht noch der Tod, v. 2940.' Archaisch ist es, daß der Held als Schwestersohn des Königs, *avunculus*, den Thron besteigt. 'Sicher spricht kein historisches Kriterium für Abfassungszeit des Beowulf nach 725.' — Endlich verweist Liebermann auf die Möglichkeit, daß der Beowulf am Hofe der Cuthburg, der Schwester des Westsachsenkönigs Ine, geschrieben wurde, die zuerst Königin von Nordhumbrien, später Äbtissin von Wimborne wurde und um 715—730 starb. Der Beowulfdichter mag 'um 650 in Südengland geboren, um 690 die Königsschwester aus Wessex zu König Alfred begleitet haben'. Es kann sein, 'daß er mit Cuthburg nach Wessex zurückkehrte, in ihr Stift Wimborne eintrat und erst hier das Epos vollendete'. Es ist eine sehr bemerkenswerte, von vielen Möglichkeiten geschützte Vermutung; sie verdient durchaus ernsthaft geprüft zu werden. Zunächst dürfte der Wortvorrat des Beowulf mit den unzweifelhaft nördlicher und südlicher Denkmäler zu vergleichen sein.]

Dürrschmidt, Hans, Die Sage von Kain in der mittelalterlichen Literatur Englands. Münchener Diss. Baireuth, Ellwanger, 1919. 131 S. [Die Sage kam nicht bloß aus dem Buche Genesis zu den neubekehrten Angelsachsen. Mancherlei hebräische Mythen hatten ihren Weg in die Kirchenväter gefunden und waren durch Hieronymus auch zu Beda gelangt, von dem sie nach der Ansicht des Verfassers auf den Beowulf-Dichter abfärbten. Die Bedasche Auffassung von der Vermischung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen soll sich in den Beowulfstellen 102 ff., 1239 ff. und 1680 ff. verraten. Würde es zur Erklärung dieser Stellen nicht genügen, auf andere Berichte im Buche Genesis zu verweisen, namentlich auf die von der Liebschaft der Engel mit den Kainstöchtern? — Ähnlicher Ansicht ist Verfasser betreffs der ags. Genesis, dagegen sind die me. Darstellungen des Kain sicher und wesentlich durch Petrus Comestor mitbedingt, sowohl die Epen 'Genesis and Exodus' und 'Cursor Mundi' als die einschlägigen Stellen in den Mysterien. Nur in den Chester- und Townley-Spielen läßt sich Einfluß der frz. Mysterien 'Vieil testament' nachweisen. In weltliche Dichtungen hat Kain nach dem Beowulf nicht mehr einzudringen vermocht — bis herab zu Byron. Bemerkenswert ist eine unheimliche Kenntnis des Verfassers von orientalischen Sprachen und Dingen, da wo er in der Einleitung die hebräischen Kainsvorstellungen beschreibt.]

Björkman †, Erik, Studien über die Eigennamen im Beowulf. (Studien zur engl. Philologie, hg. von Morsbach, LVIII.) Halle, Niemeyer, 1920. XVII, 122 S.

Neuner, Erich, Über ein- und dreihebige Halbverse in der ae. alliterierenden Poesie. Diss. Berlin 1920. 86 S.

Treiter, Max, Die Urkundendatierung in ags. Zeit nebst Überblick über die Datierung in der anglo-normannischen Periode. Berliner Diss. 1919. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger, Walter de Gruyter & Ko., 1920. 160 S. [I. Das ags. Urkundenwesen, auswärtige Einflüsse. II. Die Datierung im einzelnen, wobei vier Perioden unterschieden werden, bis 800, 9. Jahrh., 10. Jahrh., Spätags. III. Die Hauptdatierungselemente; Inkarnations-, Indiktions-, Regierungsjahr. IV. Die Festdatierung. Ausblick auf die Urkundendatierung in anglo-norm. Zeit. Tafeln.]

Brink, August, Stab und Wort im Gawain. Eine stilistische Unter-

suchung. (Studien zur engl. Philologie, hg. von Morsbach, LIX.) Halle, Niemeyer, 1920. 56 S.

Purity. A Middle English poem, ed. with introduction, notes and glossary by R. J. Menner. (Yale Studies in English, LXI.) New Haven, Yale University Press, 1920. LXII, 234 S. [Das als 'Cleanness' bekannte me. Gedicht ist hier von neuem und sehr sorgsam herausgegeben. Die Einleitung bezeichnet es als wahrscheinlich, daß der Dichter auch Patience, Perle und Gawain verfaßt hat, möglicherweise noch die Legende 'Erkenwald'. Die Zeitfolge dieser Gedichte wird mit kritischer Reserve behandelt. Als Quellen erscheinen die Bibel — nicht Peter Comestor, die Reisen des Mandeville und der Rosenroman; ob die lateinischen Dichtungen 'De Sodoma' und 'De Jona' einwirkten, bleibt zweifelhaft. Auf 64 Seiten Text kommen 110 Seiten Anmerkungen, die für den eingehenden Fleiß des Herausgebers sprechen. Den Schluß bildet ein Glossar mit vollen Belegen für alle Begriffswörter, eine Bibliographie und Abdruck der als Quelle benutzten Vulgatastellen.]

Cook, Albert Stanburrough, Chaucerian papers. — I (Transactions of the Connecticut Academy of arts and sciences, vol. 23, Nov. 1919, pages 1—63). New Haven, Yale University Press. [I. Prolog 1—11 zeigt Übereinstimmung mit Lukrez. II. The 'Sweet breth of Zephir' soll aus dem afr. Gedicht 'La dame de Fayel' geschr. um 1190, stammen. III. Prolog 386: Über ein Eiterbein handelt ausführlich ein medizinischer 'Treatise' von John Arderne ed. E. E. T. S. 139, S. 52 f. IV. Prolog 493—8, 527—8, daß der Pfarrer lebt, wie er lehrt, stammt eher aus Beda als aus Matthäus 5. 19. V. Knight's tale 1290: Hunde werden aus höfischen Gesprächsbildern nachgewiesen. VI. Book of the Duchess 368: Kaiser Oktavian war beliebt bei Deschamps. VII. 'Swerd of winter' in L. g. W. 127 und Sq. T. 57 stammt aus Roman de la Rose 6678—82. VIII. 'Chaucers Klage an die leere Börse' gleicht sehr einer Parodie auf Liebeslyrik von Guy de Coucy, der 1203 ertrank. Vgl. die Ausgabe seiner 'Chansons' von Michel 1830 S. 79 ff. IX. Sir Geoffrey Chaucer, inwiefern dieser Titel ihm zukam. X. Chaucers Sendung nach Florenz wurde durch Geldnöte seines Königs veranlaßt. XI. Catharine Swinford lebte mit dem Herzog von Lancaster bereits zu Lebzeiten seiner Blanche. XII. Paon de Ruet lebte bis 1351; warum Philippa Chaucer und Catharine Swinford als seine Töchter und Thomas Chaucer als sein Enkel zu gelten haben, wird, besonders mit literarischen Argumenten, dargetan.]

ten Brink, Bernhard, Chaucers Sprache und Verskunst, bearbeitet von Eduard Eckhardt. 3. Aufl. Leipzig, Tauchnitz, 1920. XII, 243 S. M. 11.

Beschorner, Franz, Verbale Reime bei Chaucer. (Studien zur engl. Philologie, hg. von Morsbach, LX.) Halle, Niemeyer, 1920. 32 S. M. 4.

Schröder, Kurt, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot, nebst Neudruck von Eliots 'Disputacion Platonike' 1533 (Palaestra 83). Berlin, Meyer & Müller, 1920. X, 153, 106* S. [Bis herab zu Caxton war Plato in England fast nur durch die Timaius-Übersetzung des Chalcidius und indirekt durch Alanus ab Insulis bekannt. Dann aber setzten die griechischen Studien in Oxford ein. Autoren traten auf, deren Kenntnis und Verwertung des Plato in je einem Kapitel dargetan wird: Colet, Erasmus, Thomas Morus, Starkey, Eliot, Ascham, Campion, Mulcaster; das Schlußkapitel gilt dem Courtier, übersetzt von Hoby, gedr. 1561. Als Anhang folgt die bisher in Deutschland unzugängliche Schrift des Eliot über Plato. Verf. ist im Kriege bereits im Sept. 1914 des Heldentodes gefallen. Dr. E. Wolffhardt hat das Ms. aus seinem Nachlaß herausgebracht. Ehre seinem Andenken!]

Scharpf, Paulus, Über ein englisches Auferstehungsspiel. Ein Bei-

trag zur Geschichte des Dramas und der Lollarden. Diss. Erlangen. Winnenden (Württ.), Lämmle & Müllerschön, 1919. 61 S. [Das Spiel steht in vier Bruchstücken einer Hs. aus der Elisabethzeit, die Eigentum eines Mannes zu Osbestry in Shropshire war. Neugedruckt wurde es zuerst für die Malone Society 1912. Der Herausgeber schrieb es der Kampfzeit des Bischofs John Bale und — mit Vorbehalt — sogar diesem selber zu. Aber Scharpf zeigt, daß der Dichter noch der alten Kirche angehörte und den Papst als Nachfolger Petri anerkannte, daß er die Bibelübersetzung des Tyndale 1526 und keine spätere benutzte, daß er stark aus den Chester Spielen schöpfte und die dogmatische Entwicklung der frühanglikanischen Kirche nicht mitmachte. Daraus wird überzeuglich geschlossen, daß das Stück bereits um 1530 entstand und nichts mit Bale zu tun hatte. Die Studie zeigt, wie sehr die Kunde von theologischen Dingen oft den Philologen zu fördern vermag.]

Großmann, Rudolf, Spanien und das Elisabethanische Drama. (Hamburgische Universitäts-Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde IV, B. 3.) Hamburg, Friederichsen, 1920. Gr. 8°. 138 S. M. 18. [Stattlich wie die Ausstattung des Buches, trotz der gegenwärtigen Druckerverhältnisse, ist auch sein Inhalt. Zuerst werden die politischen Beziehungen Spaniens zum England der Elisabeth und noch weit hinein in die Stuartzeit verfolgt, dann die literarischen, dann die kulturellen und sozialen, endlich das Vorkommen sprachlicher Elemente. Es ergibt sich ein Resultat, dem es nicht an einer gewissen Aktualität gebricht: die Sieger über die Armada haben für die Besiegten nichts als Haß und Spott, keine Spur von hochherzigem Mitleid; ihr politischer Eifer grenzt schon damals an das Fanatische. Wohltuend berührt es, daß wenigstens Shakespeare diesen Chor der Rache nicht mitmacht; wenn er über spanische Dinge lacht, so geschieht es gutmütig, und seine Blanca von Castilien in 'König Johann' sowie seine Katharina von Arragonien in 'Heinrich VIII.' ist sogar mit entschiedener Sympathie dem englischen Hoftreiben gegenübergestellt. In literarischer Hinsicht erweist sich Spanien auf den verschiedensten Gebieten als Geber; war ein Schelm oder eine Kupplerin zu zeichnen, so triumphierte sein glänzender Realsinn regelmäßig über die Empfindung des ärmeren und sittengröberen Briten. Natürlich wird dabei die ganze Frage des Euphuismus gründlich nachgeprüft und sein Vorkommen bei Shakespeare vollständig dargelegt. Auf die Verhältnisse und Sitten der Spanier ging der Brite nur so weit ein, als es seinen eigenen Gewohnheiten entsprach; er war ein sehr subjektiver Beobachter. Im ganzen hat Spanien den Engländern nicht entfernt so imponiert wie Frankreich oder Italien; es war ihnen ein romantisches Land und galt ihnen insofern viel mehr als Deutschland, aber immer mit einem Stich ins Pompöse und Phantasievolle. Dem herzlichen Humor des 'Don Quichote' war man an der Themse nicht recht gewachsen und wandelte ihn gern um in Satire; das Südländertum der Hidalgos wird in der englischen Auffassung zu lächerlicher Unvernunft; auf noble Annäherungsbereitschaft in politischen Dingen antwortet London mit höhnischer Abweisung; alle diese Beziehungen setzt Verfasser mit rühmlicher Materialkenntnis auseinander; nur ein nennenswerter Mangel fällt auf: ein solches Buch muß ein Namenverzeichnis haben; selbst nach genauer Lektüre ist man ohne ein solches zu langem Suchen und Blättern gezwungen, wenn irgendein Einzelfall herausgehoben werden soll. A. Brandl.]

Engel, Eduard, Shakespeare-Rätsel. Leipzig, F. Brandstetter, 1919. 3. Aufl. 142 S. Geh. M. 4,20; geb. M. 5,40. [Inhalt: Wer hat die Dramen Shakespeares geschrieben? — War Shakespeare in Italien? — Shakespeare im Urteil seiner Zeitgenossen. — Shakespeares Bildung. — Shakespeare in Pommern. — F. Bacon. — Wie Othello entstand.]

Wolffhardt, Elisabeth, Shakespeare und das Griechentum. Diss. Berlin 1919. Weimar, G. Uschmann, 1920. 54 S.

Schücking, Levin L., Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Leipzig, Tauchnitz, 1919. XV, 286 S.

Shakespeare, W., Die Schmach der Lukretia, deutsch von Max Kahlenberg. Berlin, Blau, 1920. 95 S. [Neue, auf Wiedergabe des Charakteristischen gerichtete Übersetzung. Beginn: 'Belagert wurde Ardea; und Tarquin / verließ die Front, von schwülem Wunsch getrieben. / Ihn zog Begierde zu Lucretia hin, / von sündiger Glut im Innern aufgerieben; / verhüllt in Asche noch sein frevelnd Lieben, / damit es nun mit rotem Flammenscheine / verzehre Collatinus' Weib, das reine'.]

Campbell, Oscar James, The position of the 'Roode en witte roos' in the saga of King Richard III. (University of Wisconsin Studies in language and literature, Number 5.) Madison, University, 1919. 169 S. [Das holländische Stück, dessen Verhältnis zu den englischen Dramen über Richard III. hier untersucht wird, rührte von Lambert van den Bos 1610—1698 her und war 1651 zu Amsterdam gedruckt. Es erweist sich verwandt einerseits mit den englischen Chroniken Hall-Holinshed, anderseits mit der Shakespearischen Historie samt ihren dramatischen Vorläufern 'Richardus tertius' und 'True tragedy'. Das Quellenverhältnis denkt sich nun Verf. so, daß H samt R T und T T zusammen auf den Holländer wirkten, und zwar durch ein verlorenes englisches Stück, das zwischen T T und Shakespeare einzureihen wäre. Bei aller Achtung vor dem Fleiß und Scharfsinn, mit dem Verf. vorging, möchte ich es für natürlicher halten, an Stelle des mutmaßlichen Stückes das Shakespearische unter die Quellen des Holländers aufzunehmen. Die Textvergleichung ergibt dagegen keine triftigen Bedenken; seltsam aber wäre es, wenn in einer so hellen Zeit, wie es das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in England ist, ein Drama über einen so frappanten Stoff wie Richard III. keinerlei Erinnerung im Lande zurückgelassen haben sollte, und daß der Holländer, der sich doch sonst in der englischen Literatur ausgekannt haben muß, gerade an Shakespeare vorübergegangen wäre. Die Nachprüfung ist jedem Leser dadurch erleichtert, daß Verf. den holländischen Originaltext vollständig abdruckt. Dadurch behält das Buch einen dauernden Wert, auch wenn es nicht als Beweis für die Quellen, sondern für die Nachwirkung des Shakespearischen Richard III. anzusetzen ist. Nebenbei fiel auch manches für die Aufhellung des Verhältnisses von Shakespeare zu T T ab, das hier enger erscheint als in dem bekannten Buch von Churchill über die Sage von Richard III.]

Østerberg, V., Studier over Hamlet-Teksterne I. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendalsche Boghandel (Nordisk Forlag), 1920. 73 S.

Seibel, George, Bacon versus Shakespeare. Who wrote the plays? Pittsburg, The Lessing Company, 1919. 62 S. 40 cents.

Jonson, Ben, Cataline his conspiracy (Yale Studies in English LIII), hg. von L. H. Harris. New Haven, Yale University Press, 1916. LVI, 236 S. [Die historisch kritische Ausgabe von Bens Werken wird hier sorgsam fortgesetzt und dabei besonderes Augenmerk den Quellen gewidmet unter Benutzung einer ungedruckten Dissertation von Alice P. Wright in der Yale Bibliothek. Hauptquelle war die Catilinaschilderung des Sallust, nicht bloß für die Hauptpersonen und den größten Teil der Begebenheiten, sondern auch für einen großen Teil des Dialogs. In zweiter Linie, und zwar viel weniger, kam Plutarch und für einen Teil der Reden auch Cicero in Betracht. Entsprechend seiner realistischen Methode hat Ben mehr als den vierten Teil des Stückes aus den Quellen einfach übersetzt; nicht viel mehr als ein Viertel ist Originalarbeit. Er hielt fest an seinen Zeugenbüchern und hielt dies für Wahrheit. Harris sagt: 'He follows the outlines

of the story pretty closely, taking dialogue where it is given, and where it is not, going to other sources, contemporary preferably, to supply it.' Dennoch ist seine Darstellung unhistorisch, schon deshalb, weil die Zeugen, auf die er sich stützt, nicht verläßlich waren; Sallust schrieb im Interesse Cäsars, und Plutarch wollte seine Leser durch farbenreiche Gestalten anziehen; am wenigsten ist der Schwarzfärberei des Cicero zu trauen; Catilina war gewiß kein Unschuldswesen, aber, nach sicher beglaubigten Tatsachen zu schließen, auch nicht ein 'Verworfener'. Dazu kam ein starker literarischer Einschlag, dem sich Ben nach der Tradition des englischen Trauerspiels nicht entziehen konnte; aus Seneca stammt es nach Harris, daß das Stück mit einem Geist beginnt, wenig Handlung aufweist, den Helden ins Wuchtige übertreibt, in sentenzenreichen Dialogen sich gefällt, mit Chören abseits der Handlung sich schmückt und Wunderzeichen gern als Stimmungsmittel verwendet. Einzelheiten stammen auch aus Petronius u. a. Wie sehr Catilina auch sonst die dramatischen Köpfe bewegte, zeigt eine Zusammenstellung der Bearbeitungen, in denen er von 1579 bis 1905 auf die Bühne (S. XXXVII) gebracht wurde. Reiche Anmerkungen sind beigegeben, auch ein Glossar veralteter Wörter und Wortbedeutungen, das den Dank des Lexikographen verdient.]

The Stonyhurst pageants, ed. with introduction by Carleton Brown. (Hesperia ed. Bright, erg. Reihe, 7. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck, 1920. 30*, 302 S. M. 12 = $ 2 = sh. 8 d. 6. [Handschrift aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts in der Bibliothek von Stonyhurst College, Northern Lancashire, geschrieben wohl vom Verfasser, der ein katholischer Geistlicher war und die Bibel in der katholischen Übersetzung von Douay benutzte; wahrscheinlich ein Jesuit. Eine Nebenfigur auf S. 154 heißt Loyolus. Er schreibt in Septenaren, also im altfränkischen Popularstil der Früh-Elisabethzeit. Plautus war ihm bekannt und von englischen Stücken zwei Shakespearische: Heinrich V. und Othello. Seine Metrik ist schlecht; deutlicher als seine Reime weist seine Verwendung dialektischer Wörter auf Lancashire. Der angesehenen Familie Pilkingdon in dieser Grafschaft gehörte lange die Handschrift. Anfang und Ende fehlen; der erhaltene Torso beginnt mit einem Jakobspiel und reicht herab bis zu einem Namen-Spiel, 8740 Verse. Keine Tendenz ist wahrnehmbar; der Stoff wird episch vorgeführt mit Hilfe eines 'Chorus' und 'Prologus', ohne Komik und Lyrik, ziemlich eintönig. Dennoch ist das Denkmal bedeutsam als spätes Nachleben einer alten Gattung in provinzieller Abgeschiedenheit.]

Zschech, Fritz, Die Kritik des Reims in England. (Berliner Beiträge zur german. und roman. Philologie Heft 50; Germ. Abt. 37.) Berlin, Ebering, 1917 VIII, 167 S. [Zunächst werden die Streitschriften gegen und für den Reim aus der Elisabethzeit nochmals durchgesprochen. Sidney erscheint dabei nach Webbe und Puttenham, offenbar weil seine 'Verteidigung der Poesie' erst später gedruckt wurde; doch war sie jenen beiden Kritikern ohne Zweifel handschriftlich bekannt. Mit Daniel 1602 wendet sich die Stimmung von den Reimfeinden endgültig ab; Ben Jonson war nur in der Theorie noch ein Reimgegner, aber nicht in der Praxis. Ist bei den vielen Angriffen auf den Reim außer der antikisierenden Richtung nicht auch die Tatsache zu berücksichtigen, daß man sich im 16. Jahrhundert zu häufig mit unreinen Bindungen und mit bloßer Gleichheit für das Auge begnügte? Sicherlich hat die veränderte Kritik im 17. Jahrhundert weniger mit einer durchschlagenden Kraft der Danielschen Elemente zu tun als mit dem allgemeinen Zurückweichen des antikisierenden Geschmacks vor dem Französischen. Verf. verfolgt dann die Frage über Daniel weiter bis herab zu Harris, Philological inquiries 1781, verzeichnet viele Urteile, obwohl nicht alle, die vorliegen, und erweckt den Eindruck, als hätte das ganze Problem nach der Elisabethzeit keine größere Bedeutung mehr gehabt.]

Diem, Nelly, Beiträge zur Geschichte der schottischen Musik im 17. Jahrhundert nach bisher unveröffentlichten Manuskripten. Leipziger Diss. 1919. 185 S. [Beschreibung der vorhandenen Hss.; Abdruck der Leyden- und Hume-Hs. Beide erweisen sich als Edinburger Gesellschaftsmusik; aber Leyden hat viel Dialektisches in Reim und Schreibung, während Hume im wesentlichen der Schriftsprache folgt. Die musikgeschichtliche Leistung muß wohl größer sein als die philologische; was über schottische Dialektdinge gesagt wird, ist oft unklar und manchmal unrichtig. Unter den Referenten fehlt der Name des Anglisten. Dem Lebenslauf wäre beizufügen, daß die Verfasserin das Thema, die Ms.-Nachweise, die erforderlichen Empfehlungen nach Edinburg und auch manches Inhaltliche im Englischen Seminar Berlin bekommen hat, das sich zum Dank auf Umwegen ein Exemplar des Druckes verschaffen mußte.]

Mutschmann, Heinrich, Milton und das Licht. Die Geschichte einer Seelenerkrankung. (Sonderabdruck aus Beibl. z. Angl. XXX, 11/12.) Halle, Niemeyer, 1920. VI, 36 S.

Ullrich, Hermann, Einführung in das Studium Daniel Defoes (Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XIX, 6—28). [Dankenswerte Bibliographie der Hss. und Biographien. Winke für weitere Forschung.]

Brunner, Karl, Die Dialektliteratur von Lancashire. (Publikationen der Hochschule für Welthandel.) Wien, Verlag der Hochschule für Welthandel, 1920. 60 S. Kr. 10.

Kalkühler, Florine, Die Natur des Spleens bei den englischen Schriftstellern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. Münster i. W. Borna-Leipzig, Noske, 1920. 46 S.

Webb, Daniel, Ein Beitrag zur engl. Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Mit einem Abdruck der Remarks on the beauties of poetry [1762] und einem Titelkupfer von U. Hecht. Hamburg, Grand, 1920. 117 S. [Webb schrieb: 1. 'Inquiry into the beauties of painting', 1760, übersetzt auch ins Deutsche durch Vögelin, Zürich 1766. 2. 'Remarks on the beauties of poetry', 1762; hier abgedruckt S. 53—112. 3. Observations on the correspondence between poetry and music; übers. auch ins Deutsche durch Eschenburg, Leipzig 1771. 4. Literary amusements in verse and prose, 1788; meist Satiren auf englische Gesellschaft, parteipolitische Tagesliteratur und gegen Johnson 'Rambler', Nr. 48, und gegen weibliche Affektiertheit. 5. Remarks that the Greek language was borrowed from the Chinese, 1787. 6. Fingal reclaimed, 1763: Fingal und sein Geschlecht gehören nach Irland. Die Gesänge seien echt, aber die Anklänge an Popes Homer doch verdächtig und ein Mangel des Übersetzers Macpherson, der seine Originale öffentlich ausstellen solle. 7. Selections from Pauw's: 'Recherches philosophiques sur les Américains', 1789. 8. Miscellanies. Von den drei erstgenannten Schriften erhalten wir Inhaltsangaben. Webb erweist sich als schlichter, feinsinniger Leser und Beobachter. Von älteren englischen Kritikern kennt er Burke, Gerard, Home, John Brown, sowie Spence, 'Polymetis', 1747. Mit Prinzipienfragen hat er sich weniger abgegeben; er ist ein Mann des natürlichen Empfindens, der eine Neuerweckung wohl verdiente.]

Schwebsch, Erich, Schottische Volkslyrik in James Johnsons The Scot's musical museum (Palaestra 95). Berlin, Mayer & Müller, 1920. IV, 218 S. [Die Volksballaden sind bei Childe so schön gesammelt, daß eine Menge Forscher sich schon mit ihnen beschäftigten; die Volkslyrik der Schotten ließ man bisher im Schatten stehen. Schwebsch hat zunächst die Lieder zusammengestellt, die aus dem Volksmunde in wechselnder Fassung niedergeschrieben, daher als echte Volkslieder zu bezeichnen sind; über ein Dutzend Fassungen hat er von manchen anzuführen vermocht; probeweise verzeichnet er von zweien die vollen Texte. Dann wendet er sich zur

Untersuchung ihres Stiles. Vorangeschickt ist eine genaue Beschreibung des 'Musical museum', das bekanntlich eine Hauptquelle solcher Verse ist und von Burns besonders gefördert wurde.]

Merleker, Margarete, Humes Begriff der Realität. Teil II. Diss. Berlin 1919. Halle a. d. S., Buchdruckerei des Waisenhauses. 45 S.

Smith, Adam (Jastrows Textbücher Wirtschaft und Staat, 3). Berlin, de Gruyter, 1920. 3. verm. Aufl. VIII, 188 S. [Der Nationalökonom von Fach muß, wie es in der Vorrede zur 1. Aufl. heißt, das Buch eigentlich in der Ursprache lesen, aber 'nach dem Stande der Sprachkenntnisse der meisten Studierenden ist jeder Versuch aussichtslos, das englische Original zugrunde zu legen; daß dies an Handelshochschulen und an Universitäten gleichmäßig der Fall ist, weiß ich aus eigener Erfahrung — an den Technischen Hochschulen scheint es nicht anders zu sein'. Deshalb machte Jastrow eine der vorhandenen Übersetzungen, und zwar die von Stirner, durch einen billigen Neudruck zugänglich; er beschränkte sich dabei auf Buch I und II, 'die sich ziemlich genau mit dem decken, was man in Deutschland unter allgemeiner oder theoretischer Nationalökonomie versteht'. Nur die Lehre von der Grundrente ließ er weg, weil sie zu sehr veraltet ist. Im Anhang fügte er hinzu: das Wichtigste aus der ältesten Smith-Bibliographie von Dugald Steward, woraus man namentlich ersieht, wie Adam Smith, ausgehend vom Studium der Moral, durch die französischen Ökonomisten, die er in Paris persönlich kennenlernte, zu seinen 'Naturgesetzen' der Wirtschaft gelangte, während der Einfluß älterer englischer Praktiker und holländisch-deutscher Theoretiker noch nicht erkannt wurde; eine sehr markante Äußerung Smiths über Freihandel, mitgeteilt nach dem Hefte eines Zuhörers; einige Andeutungen über Smiths Vorgänger nach den Untersuchungen von Hasbach 1891; in der 3. Auflage auch eine Reihe sehr merkwürdiger Bemerkungen aus dem Smith-Kommentar von E. G. Wakefield 1843, der bisher wie verschollen schien, obwohl er geistig selbständige Beiträge zum Verständnis und zur Kritik von Smith geliefert hat; und zwar bietet Jastrow diesen Teil im Urtext, weil wenn nicht Anfänger, so doch vorgerücktere Studierende immer auf diesen eindringlich zurückzuverweisen sind. Dem verdienstvollen Büchlein ist auch ein Inhaltsverzeichnis des Gesamtwerkes in englischer Sprache beigefügt.]

The English novel of the 19th century. II. Specimens of the local novel (F. Schöningh II, 17), hg. von Karl Holtermann. Paderborn, Schöningh. 122 S. M. 3,25 + 25%. [Nach der Einleitung beginnt der Lokalroman mit Adam Bede und setzt sich fort bei Blackmore, Hardy, Hall Caine; in Schottland soll die Gattung mit Galt beginnen und besonders von William Black, R. L. Stevenson und Barry fortgesetzt werden. Aus Irland werden Maria Edgeworth und etliche minder bekannte Autoren genannt. Wo bleiben Miß Opie, Miß Austin, Miß Brontë u. a.? — Die abgedruckten Proben sind geschöpft aus dem unbedeutenden Crockett, William Black, R. L. Stevenson und Hall Caine. Wird der Schüler aus solch herausgerissenen Fragmenten einer Prosageschichte viel gewinnen? Beigegeben ist das übliche Wörterverzeichnis und Anmerkungen. Ich persönlich hätte lieber eine der vielen Gesamterzählungen gelesen, deren es in der englischen Literatur so viele von beschränktem Umfange gibt, und dazu ein handliches Gesamtwörterbuch, z. B. Langenscheidt, benutzt.]

Huscher, Herbert, Studien zu Shelleys Lyrik. (Leipziger Beiträge zur engl. Philologie, hg. von Förster, Heft I.) Leipzig, Tauchnitz, 1919. 156 S. M. 10.

Bußmann, Ernst, Tennysons Dialektdichtungen nebst einer Übersicht über den Gebrauch des Dialekts in der englischen Literatur vor Tennyson. Diss. Münster. Weimar, R. Wagner Sohn, 1917. 66 S.

Vogel, Gudrun, Thackeray als historischer Romanschriftsteller. (Leip-

ziger Beiträge zur engl. Philologie, hg. von Förster, Heft II.) Leipzig, Tauchnitz, 1920. 105 S. M. 8.

Liljegren, S. B., American and European in the works of Henry James (Lunds Universitets Årsskrift. N F. Avd. 1. XV, 6). Lund, Gleerup; Leipzig, Harrassowitz, 1920. 58 S. [Eingehende Studie der Romanmethode von James, für die als besonders charakteristisch hervorgehoben wird, 'that a narrative should develop before the reader, not as seen by the author-spectator, but as realized and understood in the mind of the actor or actors just then involved in the action'. Dazu kommt 'the saturation of the subject', 'plasticity of the narrative' u. a. Voran steht eine dankenswerte Bibliographie; die Wahrheit fordert Angabe, daß der Mann, der zuerst in deutschen Landen für James sich einsetzte, der Grazer Germanist Schönbach war. Es folgt eine feinsinnige Kritik einzelner Partien bei James, eine Darlegung seiner Vorliebe, den Unterschied zwischen Amerikanern und Europäern zu beleuchten, und einige Worte über den Einfluß von Taine, Balzac, Zola und ihren Gefolgsleuten auf seine Behandlung der Umwelt. Ein Namenregister am Schlusse zeigt, in welchem Umfange sich Verf. in die verschiedenen Werke von James und anderer zeitgenössischer Erzähler versenkt hat.]

Korten, Hertha, Thomas Hardys Napoleondichtung *The dynasts*, ihre Abhängigkeit von Schopenhauer, ihr Einfluß auf Gerhart Hauptmann. Rostocker Diss. Bonn, Georgi, 1919. 105 S. [Hauptmanns 'Festspiel in deutschen Reimen' erweist sich verwandt mit Hardys Werk in der Form, in der Wahl der Sprecher, in der Puppendarstellung der geschichtlichen Persönlichkeiten, im Wechsel der Perspektive, in einzelnen Bildern und Ausdrücken, aber auch in Weltanschauung und Gesamtziel. Was Hauptmann mit den Dynasten vor allem gemein hat, ist die Eigentümlichkeit, daß hier kriegerische Taten geschildert und trotzdem die Menschen als gänzlich willenlos, ja leidend dargestellt sind. Gerade die Züge aus Hauptmanns Festspiel, die in ganz Deutschland Stürme der Entrüstung hervorgerufen haben, stimmen zum großen Teil zu der englischen Vorlage. Manche Züge in seinem Festspiel werden erst durch einen Vergleich mit Hardy klargestellt.]

Fischer, Walther, Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken, Einführungsvortrag zu einer Aufführung von: Der Arzt am Scheidewege (Theaterkultur, hg. v. Küchler, 4). Würzburg, Verlagsdruckerei, 1920. 29 S. M. 1,30. [In einer biographischen Einleitung wird der Einfluß von Ibsen, dann der von Schopenhauer, Nietzsche und Samuel Butler auf Shaw hervorgehoben, dann seine Entwicklung bis zu dem auf dem Titel genannten Drama herab skizziert. Im wesentlichen wird über ihn gesagt, er habe mit dem Kampf gegen die Gesellschaftslüge begonnen und sei zum Kampf gegen alles Heilige im Menschen gekommen. Vielleicht ist ein minder tragisches Urteil zu gewinnen, wenn man ihn mehr von der humoristischen als von der philosophischen Seite betrachtet.]

Kruisinga, E., A handbook of present-day English. Volume I: English sounds. 3rd edition. Over den Dom te Utrecht, Kemink, 1919. XII, 256 S.

Bogholm, N., English prepositions. Kjobenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel-Nordisk Forlag, 1920. 144 S.

Ehrentreich, Alfred, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen (auf Grund experimenteller Untersuchungen). (Palästra 133.) Berlin, Mayer u. Müller, 1920. VI, 110 S. 2 Tafeln. [Der Ausdruck 'Länge' im Modern-Englischen hört auf. Ehrentreich macht durch Experimente sichtbar, daß dafür zwei andere Begriffe zu setzen sind: Zweigipfligkeit und allmählicher Stimmausgang. Letzterer herrscht in englischen Tonsilben, wenn auf den Vokal kein stimmloser Konsonant folgt; in

schwächerer Art beeinflußt ihn zweite Silbe. Was frühere Forscher an Ansätzen dazu geleistet haben, ist sorgsam verzeichnet; am wertvollsten erweisen sich die Wortlisten von E. A. Meyer. Ehrentreich hat sie nicht bloß vermehrt, sondern auf anderen Wegen ausgebaut und die Ergebnisse umfassender präzisiert. Die experimentelle Phonetik liefert hiermit ein wesentliches Werkzeug, um die praktische Beibringung englischen Akzentes zu erleichtern und zu verfeinern.]

Wedel, Theodore Otto, The mediæval attitude towards astrology (Yale Studies in English, LX). Oxford, University Press, 1920. V, 168 S. [Hauptsächlich berücksichtigt wird die ae. und me. Literatur bis herab zu Gower und Chaucer. In die Wunderlehre von den Sternen mischten sich philosophische Anschauungen vom Schicksal und Vorsehung. Viele Belege waren zu zitieren, aber zwischen Aberglauben und Kosmik blieben die Vorstellungen vag. Nirgends sind astrologische Dinge zu Hauptbegebenheiten genützt; sie stehen immer nur als Stimmungsmittel im Hintergrund. Wie sie aus spätgriechischen Quellen halb unterirdisch einflossen, ist vielfach noch zu erörtern; die Forschungen Försters in dieser Zs. geben dafür manchen Wink.]

Brinkmann, C., Die englische Geschichtschreibung seit Ausbruch des Weltkriegs. Hist. Zs. 123 (Dez. 1920), S. 129—136. [Wichtige Bibliographie, auch mit Berücksichtigung literarhistorischer Werke.]

Meyer, Eduard, Die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Geschichte, Kultur, Verfassung, Politik. (Angewandte Geographie, Reihe V, Band 1/2.) Frankfurt a. M., Heinr. Keller, 1920. VII, 290 S. [Zwei Faktoren geben diesem Buche, das sich kein Freund der Realien unter den Anglisten entgehen lassen sollte, den charakteristischen Wert; Verfasser ist ein Altertumhistoriker, der in der besten Schule der Geschichtschreibung gelernt hat, die Probleme zu sehen und ins schärfste Licht zu schieben; und durch eigenes Erleben, zuerst als Austauschprofessor, dann während des Krieges, ist er zum Thema gekommen. Darum erhalten wir nicht bloß eine chronologische Reihe politischer Begebenheiten mit einzelnen Exkursen, um die Vorkommnisse zu motivieren, z. B. über das Puritanertum der Kolonisten, über das Wesen des Negertums, über die eigentliche Ursache des Bürgerkrieges usw.; sondern nachdem Verf. uns bis an die Schwelle des Weltkrieges herunter geführt hat, hält er ein, um ein breites Kulturbild zu malen, an dem sich dann das Tun Wilsons und seiner Partei als begreiflich entwickelt. Diese Schilderung umfaßt den physischen Charakter der Vereinigten Staaten, die Landwirtschaft und ihre Umwandlung bis zu den großen Trusts; die geschichtlichen Traditionen der einzelnen Staaten samt ihren Fremdelementen; den amerikanischen Volkscharakter mit seiner merkwürdigen Mischung von Puritanismus und Aufklärung, von Streben nach Glückseligkeit und Jagd nach dem Dollar; die Unrast, den mangelnden Lebensgenuß, die Gutmütigkeit, Bildung und Unbildung der Leute; den Druck der öffentlichen Meinung, die Unfertigkeit und Monotonie des Lebens, die Überschätzung der körperlichen Arbeit; die Stellung und Haltung der Frauen, der Aristokratie und Geldaristokratie, der Juden; besonders eingehend die Universitäten; dann die Verfassungsverhältnisse, die Verteilung der Macht im Staate, die Freiheitsidee und Tyrannei der Arbeiter und Presse, die Gegensätze zwischen Deutschland und Amerika überhaupt. Ergibt sich daraus in weitem Umfange, daß die beiden Völker durch Natur und Geschichte zu einem Waffengang bestimmt waren, so wird doch der für uns unglückliche Ausgang mit scharfem Urteil auf die Torheiten der deutschen Führer und des deutschen Volkes zurückgeführt. Eine Charasteristik Wilsons als eines 'salbungsvollen scheinheiligen Heuchlers' bildet den Schluß, obwohl man nach dem Vorausgehenden eher eine nationale Tradition und Geistesbelastung für ihn erwartet hätte. Wilson

sei ‘der Henker der europäischen Kultur geworden’ und habe mehr als ein anderer Sterblicher dazu beigetragen, ‘daß über die weiße Rasse ein Zeitalter ständig wachsender Barbarei hereingebrochen ist, indem die Kultur, welche Europa geschaffen hat, rettungslos dem Untergang überantwortet ist’. Nichts imponiert mehr als die Freimütigkeit, mit der der Verfasser an anderer Stelle eine seiner Weissagungen — betreffend Wilsons *bluff* — als nicht eingetroffen bezeichnet; vielleicht gehört zu diesen unerfüllten Voraussagen auch der oben abgedruckte, sehr pessimistische Schlußsatz. Das eigene Werk des Verfassers ist ein Beweis, daß geistige Erkenntniskraft und Darstellungskunst bei uns noch keineswegs ausgestorben sind.]

Viereck, George Sylvester, Roosevelt. A study in ambivalence. A psycho-analytic study of Theodore Roosevelt. New York, Jackson Press, 1919. 159 S. [Der Dichter, der zur Zeit die deutsche Fahne am kühnsten hochhält, lebt in Neuyork und schreibt zumeist in englischer Sprache. Viereck ist ein Mann von unverwüstlicher Jugendlichkeit und blickt doch auf manche seiner früheren Leistungen wie auf Jugendstreiche zurück. Mit Roosevelt war er durch Jahre befreundet, und aus Briefen Roosevelts, die uns faksimiliert werden, ersehen wir, daß auch der ‘Oberst der rauhen Reiter’ den Sohn des deutschen Sozialdemokraten schätzte. Nur die deutsche Sache brachte die beiden auseinander. Roosevelt, der sich ursprünglich neutral hielt, erhitzte sich über unsere angeblichen Eroberungsgelüste auf amerikanischem Boden und ging dann in der Kampfeswut gegen Viereck so weit, dessen Ausschließung aus dem Autorenklub aus Gründen des Deutschenhasses zu beklatschen. Das Erleben der beiden Männer wird als typisch für das der beiden Volksstämme auf dem westlichen Kontinent gemalt. Durch Frische und Witz erhebt sich diese autobiographische Skizze zu einem kleinen Kunstwerk, das man nicht ohne Bewegung durchliest. Wie wenig hat sich unsere Presse für all die literarischen Leistungen bedankt, mit denen Viereck unter mancherlei Gefahren und Belästigungen für Deutschland arbeitete! Ein Land, das seine Vorkämpfer nicht ehrt, ist keinen neuen Vorkämpfer wert.]

Hansen, Ferdinand, Pillory and witness-box. Introduction by H. G. Scheffauer. Hamburg 15, Overseas Publishing Co., 1920. XIX, 293 S.

Salomon, Felix, Lord Morleys Erinnerungen. Althoffs internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. XIV, 503—526. Leipzig, Teubner, Mai/Juni 1920. [Morley war ein Mann der Ideen und des Fortschritts. Er wandte sich gegen den Versuch, Indiens Regierung völlig der Reichsverteidigung unterzuordnen, weil dies die besten und tüchtigsten Köpfe von den ‘gewaltigen Problemen abziehen würde, die außerhalb dieses Grundplanes einer Festung liegen’. Das Wesentliche in der Politik war ihm die Persönlichkeit; als König Eduard ihm einmal sagte, er wäre am liebsten Landschaftsgärtner geworden, erinnerte ihn Morley an den Spruch Bismarcks, daß nicht einmal der schlimmste Demokrat wisse, wieviel Nichtigkeit und Charlatanerie sich hinter der Diplomatie verberge. Über Kaiser Wilhelm II. berichtet er: ‘Ich sah ihn wiederholt in Windsor und war überrascht von seiner fröhlichen Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit und guten Laune. ... Als ich, wie das jeder tun sollte, von der Unmöglichkeit sprach, über die Dauer der englischen Herrschaft in Indien etwas zu sagen, schlug er heftig mit der Hand aufs Knie und rief, die britische Herrschaft würde ewig dauern. Als ich Lord Roberts das erzählte, lachte er und sagte: Der Kaiser weiß von den Dingen zu wenig. Der Kaiser fragte mich auch, wie unser Arbeitervertreter die indischen Fragen behandelt. Nicht so, daß wir uneins würden, sagte ich. Wieder schlug er sich aufs Knie und rief: er wünschte, seine Sozialisten wären ebenso vernünftig ... Das allgemeine Urteil der Leute, die ein Urteil haben können, ist, daß dem Kaiser durchaus kein Platz unter den Staatsmännern erster

Ordnung gebührt, ... oberflächlich, hastig, impulsiv, nicht richtig zentriert sind einige der Epitheta. Aber einen Eindruck hinterließ er bei allen, der meiner Meinung nach ein goldener Eindruck ist: daß er ernst und aufrichtig den Frieden will'. Die Erinnerungen sind vor dem Krieg geschrieben, klingen aber in einen Epilog aus, der auf den Krieg Bezug nimmt und umdüstert ist, als wäre dem Verfasser die Sonne des Glaubens an den Fortschritt untergegangen: 'Die Geschichte ist wenig mehr als ein Register der Verbrechen, Tollheiten und Unglücksfälle der Menschheit'.]

Arns, Karl, Das Herz des Feindes. Eine Auswahl englischer Gedichte ins Deutsche übertragen. Leipzig, Xenien-Verlag. 59 S. [Englische Kriegslieder gegen Deutschland sind bereits zu einem deutschen Schulbuch zusammengestellt; hier finden wir sie sorgsam, fast liebevoll übersetzt. Arns erklärt in der Einleitung, eine starke Persönlichkeit habe, wenn sie dem Empfinden über das Verbrechen, das Elend und das Unglück des Krieges dichterischen Ausdruck verleihen könne, überall Anspruch auf Beachtung. Er nimmt es Thomas Hardy nicht übel, daß er die Erklärung der 51 englischen Literaturgrößen unterschrieb, und er läßt dies auf S. 6 auch drucken. Er bringt die Reime Hardys sorgsam in unsere Sprache, worin der Deutsche als ein Streiter hingestellt wird, 'der nicht der Ehre Gut mehr schätzt ... die List im Kampfe herrsch', Herodes spricht' usw. Er übersetzt wirklich fließend die Worte Hardys über 'die Henker, die zur Höll' verflucht — aus Markt und Stadt, von Tal und Höh'n trieb sie der Blutdurst. Maßlos schier schwoll ihre Macht- und Herrschbegier'. Von Robert Nicols tischt er uns den 'Angriff' auf, worin es heißt: 'Im wirren Nebel fliehn die deutschen Linien. Unsre Mannschaft brüllt: Ihr Schweine, das für Euch!' Wie eine solche Übersetzung deutscher Kriegsverse wohl in England aufgenommen würde? Dabei sei nicht geleugnet, daß manche dieser poetischen Engländer auch auf die über dem Kriege stehenden Kulturmächte menschlich hinwiesen, wie de la Mare, Sasson, Drinkwater, L. Glover. Noch weiter ins Land der Unbefangenheit wagt sich Margaret Leigh im Sonett: 'Der Journalist'; sie schildert den Hetzer, der aus Selbstschonung daheim blieb und die Lieb' zum Vaterland als Giftkraut säte; 'aus rasselnd klirrenden Worten meisterlich die Kette schmiedend, die die Menge band, hat er von Furcht und Selbstsucht sich genährt, ... andächtig wurde sein Geschwätz gehört; die Menge schrak vor seinem Zorn sogar und übte folgsam, was er sie gelehrt, bis er der König aller Lügen war'. Gemischt ist der Eindruck, den man aus dem Büchlein gewinnt, und nur selten noch findet man eine so geschmackvolle Ausstattung für heimatfrohe Lieder verwandt.]

Sharp, Evelyn, Somewhere in Christendom. London. Allen and Unwin, (1920). 256 S. Cash Price in Great Britain: 6/6 net. [The revolution. The Thousand grow up. Cousin and Hilderic's press. The great fights. Poetischer Traum vom Werden einer Christenheit 'that lay at peace'.]

Tauchnitz edition. Collection of British authors. Leipzig 1920. M. 5, geb. M. 7,50:

Nr. 4532. Shaw, Bernard, John Bull's other island and Major Barbara.
„ 4533. Bennett, Arnold, Hugo.
„ 4534. Williamson, C. N. and A. M., The lion's mouse.
„ 4535. Lee, Vernon, Louis Norbert.
„ 4536/7. Moore, George, The brook Kerith.
„ 4538. Bennett, Arnold, Paris nights.
„ 4539. Galsworthy, John, A bit of love and other plays (Plays, fourth series).
„ 4540. Norris, W. E., The triumphs of Sara.

Koch, John, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der englischen Sprache. Für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium.

I. Teil: Elementarbuch. 47. Aufl. Jena u. Leipzig, Wilhelm Gronau, 1920. 173 S. — II. Teil. 6. verb. Aufl. Mit Karte und Schriftproben. 287 S.

Annakin, M. L., Exercises in English pronunciation. Halle a. S., Max Niemeyer, 1920. X, 83 S. [Phrasen der Umgangssprache, geordnet nach Lauten, die eingeübt werden sollen, von *p* und *b* durch die übrigen Konsonanten, dann durch die Vokale bis ə; mit phonetischer Transkription und einer Liste von Büchern über ne. Aussprachslehre].

Auswahl englischer Gedichte für den Schulgebrauch zusammengestellt von E. Gropp und E. Hausknecht. 4. Aufl. 79.—84. Tausend. (Franz. und engl. Schulbibl. B. 11.) Leipzig, Renger, 1920. Teil I: Texte. XIV, 344 S. Teil II: Erklärungen. [Das beliebte Lesebuch erscheint jetzt zum ersten Male mit Bildschmuck; von einer Reihe Schriftsteller sieht man die Köpfe. Wie schön, wenn in einer folgenden Auflage auch einige der Gemälde, die zur englischen Literaturkunde gehören, namentlich von den Präraffaeliten mitgeteilt werden könnten! Von neuen Dichtern ist u. a. der irische Freiheitsmärtyrer Plunkett und der internationaldenkende Tagore aufgenommen. Auf Wilde ist aus persönlichen, auf Kipling aus nationalen Gründen verzichtet. Der Kommentar enthält im einzelnen viel Gutes.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XL, 4, 1920 [M. L. Wagner, Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein, II. — K. Christ, Das altfranzösische Passionsspiel der Palatina (mit Tafel). — Vermischtes: H. Schuchardt, Zu Zeitschrift 40, 103 — *Hopp* — *Intelligere* im Baskischen — Südfranz. *bigord* 'verdreht' — Alban. *milingrε* w. Krätze — Alb. *škurе̃* w. Baum — Ital. *ghirigogolo.* — G. Baist, *Alfonso* und *Alonso.* — K. Jarecki, Über die heidnische Dreieinigkeit im Rolandepos. — G. Bertoni, Ancora il *port delautis.* — Besprechungen]. — XL, 5, 1920 [E. Gamillscheg, Französische Etymologien, II. — M. L. Wagner, Judenspanisch — Arabisches. —A. Stimming, Die Entwicklungsgeschichte der 'Destruction de Rome'. — A. Kolsen, Altprovenzalisches. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, Zu Zs. 40, 329. — H. Schuchardt, *Busette* — *Bourgin* — M- — Sonika — Ital. *visto, vispo, visco* 'munter', 'lebhaft', 'hurtig'. — A. Zauner, Zur Geschichte der Labialen und Palatalen im Französischen. — M. L. Wagner, Sardisch *Kenátura* 'Freitag' — Altpisan. *moccobello,* alog. *muccubellu* 'Bestechungsgeld', altkat. *mogobell* 'Wechselgewinn'. — Besprechungen].

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. III, No. 4, Ottobre—Dicembre 1919 [G. Vitaletti, Tradizioni Carolingie e leggende ascetiche raccolte presso Fonte Avellana. — C. Fabre, Le Compoïs du Puy-en-Velay en langue d'oc en 1408. — G. Bertoni, Il dalmatico e gli romanisti. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Etimologie varie. — G. Bertoni, Revisione del ms. della Farsaglia di Niccolò da Verona. — Bibliografia]. — Vol. IV. No. 1, Gennaio-Marzo 1920 [G. Bertoni, Filologia romanza come erudizione, come scienza naturale e come scienza dello spirito. — E. Höpffner, Virelais et ballades dans le Chansonnier d'Oxford (Douce 308). — C. Fabre, La langue d'oïl et la langue d'oc à Chalancon (Velay) en 1390. — G. Vitaletti, La 'Pegasca' di Baldasarre Olimpo da Sassaferrato. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Note etimologiche e lessicali provenzali e francesi. — E. Höpffner, Les Voeux du Paon et les 'Demandes amoureuses'. — G. Bertoni, Ferrarino da Ferrara, Francesco Pipino, Gidino da Sommacampagna. — Bibliografia. — Cronaca bibliografia e critica. — No. 2. Aprile—Giugno [C. Michele, La dama del Verzà. Cantare del sec. XIV. — R. Gatti, Piccolo vocabolario jesino. — Varietà e aneddoti: G. Vitaletti, L'autore del 'Grillo medico', poemetto popolare del sec. XVI. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Appunti etimologici italiani. — G. Bertoni. Intorno

al 'Planh' di Bertran Carbonel.[1] — G. Bertoni, Basso della Penna. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica].

Romanische Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen, hg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner. No. 1: Del tumbeor Nostre Dame, altfranzösische Marienlegende. Berlin, Weidmann, 1920. 51 S. [Dem dankenswerten Unternehmen, durch das wir billiges Übungsmaterial erhalten, kann man nur den besten Erfolg wünschen. Die vollständigen Glossare sind sehr willkommen; ob es richtig war, alle Anmerkungen auszuschließen, erscheint etwas zweifelhaft. — Das erste Heftchen bringt die liebliche Erzählung vom 'Tänzer unserer lieben Frau'. Die literarhistorische Einleitung ist gediegen und der Text aufs neue sorgfältig durchgesehen worden. Ein paar Bemerkungen zum letzteren: In *'Sainte Marie', lors a dit, 'He! las! dolans, que ai jo dit'!* (V. 81—2) ist und bleibt das identische Reimwort *dit* hart, und ich zweifle nicht, daß *lor aït,* welches Wächter, wenn auch nicht ganz ohne Bedenken in den Text gesetzt hat, das Ursprüngliche darbietet; der Einwand, daß V. 76 Maria angeredet wird, kann kaum entscheidend ins Gewicht fallen. V. 305—8 lauten: *Se Deu n'amés de tot vo cuer, Trestot cil bien sont geté puer. En tel maniere, entendes bien, En plain salu ne valent rien.* Förster setzt ein Komma nach *puer*, Wächter einen Punkt. Mir scheint dort gar keine Interpunktion hinzugehören, sondern ein Enjambement vorzuliegen, wie es in dem Denkmal häufiger vorkommt, s. Anm. von Wächter zu seiner Ausgabe V. 236. Zu V. 308 hätte es sich empfohlen, die Varianten der anderen Hss. anzugeben, von denen für *en* GaGnC *que* zeigen und P *qua;* Wächter wundert sich über das Fehlen einer Präposition bei *que,* aber es ist vielleicht nur der Strich über dem *e* fortgeblieben. Freilich bekämen wir dann die Präposition *en,* die auch F aufweist und die auffallend ist, denn kommt *valoir en* 'nutzen zu' sonst vor? P hat das zu erwartende *a.* Ich möchte daher so die ganze Stelle interpungieren und schreiben: *Se Dieu n'amés de tot vo cuer, Trestot cil bien sont geté puer En tel maniere; entendes bien Qu'a plain salu ne valent rien!* — Im Glossar fehlt *haut tondu* (V. 34). Das *taureçon* in F (V. 158 Var.) kann natürlich nicht = 'junger Stier' sein; es liegt Schreib- oder Lesefehler für *cavrecon* vor. Wenn es S. 3 heißt 'notwendig scheinende Änderungen sind den übrigen Hss. entlehnt und als Varianten gekennzeichnet', so ist das nicht gut ausgedrückt. — Für die nächsten fünf Hefte sind in Aussicht genommen: Du Bellay's Deffence, Hugo's Préface de Cromwell, das Poema del Cid, Boccaccio's Vita di Dante, die beiden Lais von Guingamor und Tydorel; die Wahl der 'Préface de Cromwell' scheint mir nicht gerade glücklich zu sein.]

Heuckenkamp, F., Reformvorschläge für den Unterricht auf dem Gebiete der Romanischen Philologie. Halle, Niemeyer, 1920. 20 S.

Rohlfs, G., *Ager, area, atrium.* Eine Studie zur romanischen Wortgeschichte (mit einer Karte). Berliner Dissertation 1920. 69 S.

Wahlgren, Ernst G., Étude sur les actions réciproques du parfait et du participe passé dans les langues romanes. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1920. 341 S. [Diese eindringende und mit sehr guter Sachkenntnis geschriebene Studie, zu der Suchier und Risop mit ihren Arbeiten die Anregung gegeben haben (s. S. 43), stellt eine wirkliche Bereicherung unserer Erkenntnis von den wechselseitigen Einwirkungen des Perfekts und Partizip Perfekts der starken Verba dar und gibt kaum zu irgendwelchen Ausstellungen Anlaß. Besonders herausgehoben seien die lehrreichen Seiten

[1] Ich verzichte darauf, Bertoni davon zu überzeugen, daß, was er als in der Hs. stehend angegeben hat, nicht als *s* gedeutet werden kann, und möchte ihn nur noch einmal darauf hinweisen. daß der Name *Pons* m. W. niemals in provenzalischen Hss. mit *p* abgekürzt erscheint.

198—203, die sich mit den einschlägigen Formen von *suivre* beschäftigen. Nur ein paar Kleinigkeiten seien angemerkt. Die Konstruktion in der S. 66 Anm. 2 aus Froissart angeführten Stelle ist mir nicht durchsichtig (im Glossar bei Scheler fehlt dieser Passus unter *estre*). Die Behauptung, daß *creï* die häufigere afrz. Perfektform wäre (S. 115), überrascht und bedarf doch wohl der Erhärtung. Daß das im Girard begegnende Part. *caeh* zur Bildung des Perf. *cazec* beigetragen haben sollte (S. 144), ist wenig glaublich, da sie zu vereinzelt neben *cazut* steht. Ein Part. *crezegut* = *crezut* (S. 144) ist kaum anzuerkennen; Mann verzeichnet es zwar aus R. de Miraval Gr. 406, 26, aber dort hat der betr. Vers + 1, und daß *cregutz* (zu *creisser*) zu schreiben ist, erhellt aus St. 3, wo schon *cresutz* im Reime begegnet. *Teis* an der S. 184 Anm. 1 angeführten Stelle ist sicherlich Perfekt zu *tenher*. S. 213 schreibe *vi* (*vit*) statt *vit*, denn nur in der 3. Pers. begegnet *vit* neben *vi* und in der 1. Pers. *vid* nur im Alexanderfragment. Zur Erklärung von *agut, degut, saubut* drückt sich Suchier in Gr. Gr. I ², 784 schon anders aus, als in Zs. II, und meint da dasselbe wie W.; ebenso ich im Prov. Elem.-Buch § 143, wo ich übrigens noch auf *avut* und *pascut* für Beibehaltung des Präsensstammes hinweise. Der umfängliche Index und die reichhaltige Bibliographie sind sehr erwünscht; warum ist von Sommers Handbuch des Lateinischen nicht die 2. (und 3.) stark umgearbeitete Auflage angeführt?

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens, XLV, 1 u. 2 [Abhandlungen: P. Toldo, George Sand et ses romans (Fortsetzung). — A. Hilka, Ein neuer (altfranzösischer) Text des Briefes über die Wunder Asiens. — A. Bach, J. Kämpf, Peter Squenz (1775). Eine Bearbeitung von Molières 'Médecin malgré lui'. — Referate und Rezensionen: Fr. Krüger: O. Zaun, Die Mundarten von Aniane (Hérault) in alter und neuer Zeit. — W. Tavernier †: Else Sternberg, Das Tragische in den chansons de geste].

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß hg. von E. Lommatzsch. 5. Lieferung, Sp. 592—751 (*assidüel—avoi*). Berlin, Weidmann, 1920. [Bei *en aventure* vermißt man die Stelle im Ritter mit dem Fäßlein, wo *aventure* das 'Ohngefähr', die 'Unsicherheit des Lebens' bedeutet; zu *en aventure est* = 'es ist ungewiß' wird nur ein Beleg aus Ille geboten, aber auch Eliduc 397 gehört wohl hierher trotz Warnkes Glossierung mit 'Gefahr', und sicher Baudoin de Condé I, XXI, 948 sowie Folque de Candie 10 515, 10 564. Für *avertin* sei noch auf Montaiglon-Raynaud, Rec. IV, 79 hingewiesen. Daß *auques* öfter 'sehr' heißt, kann nicht zweifelhaft sein, s. meine zwei Altfranz. Dichtungen zu II, 351, 'Archiv' 137, 229, Folque de Candie 517, 4626, 6185, 6987, 7104, 7807, 7819 und zuletzt darüber Spamer, Die Ironie im altfranz. Nationalepos, Diss. Straßburg 1914, S. 101. Bei *avironer* fehlt die übertragene Bedeutung in der Chastelaine de S. Gille V. 75.]

Kjellman, H., Les rédactions en prose de 'l'ordre de chevalerie'. Studier i modern Sprakvetenskap utg. av nyfilologiska sällskapet i Stockholm VII, 140—177. Uppsala, 1920. [Sorgfältige Ausgabe von drei altfranzösischen Prosaversionen des Stoffes, der in dem bekannten Gedicht des 13. Jahrhunderts, der 'Ordene de chavalerie' behandelt worden ist. Diese Versionen, die uns im ganzen in 7 Handschriften aufbewahrt sind, stellen verschiedene Etappen dar, welche die Erzählung von dem Ritterschlag Saladins im Laufe der Zeit erfuhr: eine ursprüngliche Form und zwei zyklische Bearbeitungen, von welchen letzteren die erste, in abgekürzter Gestalt von Hs. C überlieferte durch Barbazan, Fabliaux et contes I, 79—82 abgedruckt

wurde. Einige Anmerkungen würden der Publikation nicht geschadet haben. Der Gedankenstrich auf S. 161 (dritte Zeile von unten), ebenso S. 167 Mitte an der entsprechenden Stelle ist zu tilgen. Was bedeutet ein *emblasmece* (S. 162)? Man erwartet *vous em blasme,* was E. aufweist, vgl. *emblasme* S. 168, wo *em blasme* zu schreiben ist, da ein Verb *emblasmer,* wenn es auch Godefroy ansetzt, schwerlich existiert. Was ist *tambullans* (S. 172 unten) für ein Wort? Für *y donné* (S. 173 Mitte) schreibe *ydonne* '*geeignet*', s. Godefroy unter *idoine.*]

Lerch, Eug., Einführung in das Altfranzösische. Texte, Übersetzungen, Erläuterungen. Teubners Philologische Studienbücher. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1921. IV, 161 S. M. 9. [Während Voretzsch bei seiner 'Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache' bekanntlich von einem Texte ausgeht und, an die einzelnen Wörter desselben anknüpfend, allmählich zu einer Darstellung der altfranzösischen Laut- und Formenverhältnisse gelangt, ist hier ein anderer Weg eingeschlagen worden. Es wird eine ganze Anzahl von Texten geboten, und zwar die Eide, die Eulalia, große Stücke des Alexius und des Roland, kleinere aus der Karlsreise, aus der Marie de France und aus Crestien (Cligés, Lancelot, Yvain); es folgen dann noch einige lyrische Gedichte, Abschnitte aus Aucassin, dem Adamspiel und der Sponsus. Bis zur Marie de France ist unter dem Strich alles übersetzt, wozu noch die Worterklärungen kommen, während späterhin nur noch die letzteren gebracht werden. Den Beschluß bildet ein sehr knapper Abriß des Französischen. — Zunächst erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob es richtig ist, Anfängern so schwere Texte, wie die ältesten Denkmäler es sind, vorzusetzen, und es wird mir dadurch nicht sicherer, daß schon Cloëtta das gleiche in seinen Texten, die im Altfrz. Elementarbuch stehen sollten, und dann gesondert erschienen, getan, und daß auch Voretzsch seit der 4. Auflage in einem 5. Teile Proben aus jenen Denkmälern gegeben hat. Weiterhin ist es fraglich, ob mit der kurzen Art der Wortdeutungen dem Beginnenden ein wirkliches Verständnis vermittelt werden kann, so z. B. wenn es S. 82—3 einfach heißt: '*antif* < *antiquum*', '*sus* < *sursum*', '*jus* < *de-orsum, de-osum, de-usum*', oder S. 81: '*cil* < *ecce ille*', wo doch zum wenigsten zu sagen wäre, daß *ecce illi* zugrunde liegen muß, und warum. Bemerkungen wie z. B. '*si com moi semble:* betontes Pronomen vor dem Verb' (S. 96), oder '*estoct* < *est opus* oder *stupere* (S. 81) müssen für den Lernenden rätselhaft sein, abgesehen davon, daß im letzteren Falle der Einführende Stellung zu nehmen hatte. Auch sonst fällt schon bei flüchtiger Lektüre manches unangenehm auf. Die Erklärung S. 96 zu V. 36 ist zu streichen, denn *que d'amor est ce qui l'afole* (tilge das Komma nach *est*) heißt einfach 'was sie närrisch macht, stammt von Liebe her'. Die Bemerkung zu V. 454 des Rolant (S. 78) ist verunglückt; es kann keine Rede davon sein, daß in *estendant, derompant, recreant* etwa Partizipia mit Ausartung des Sinnes zu erblicken wären. Warum soll die Umstellung von *moillier* und *guaer* (S. 82 zu V. 17), die Koschwitz mit Recht vornimmt, nicht angängig sein? L. sagt, 'des Sinnes wegen', aber er selber übersetzt doch nur mit 'sowohl befeuchten als naßmachen'. V. 19 und 22 desselben Denkmals schreibt L.: *desor un pin antif est Carles al vis fier* gegen *pui* von Koschwitz, der sich darüber in Anm. ausspricht, aber wenn denn schon *pin* der Hs. beibehalten werden soll, dann mußte wenigstens *desoz* für *desor* gesetzt werden. Im allgemeinen erhält man den Eindruck, daß Verf. es zu eilig gehabt hat und sich nicht recht bewußt geworden ist, wie schwierig es ist, eine gute Einführung ins Altfranzösische zu schreiben, und zwar um so schwieriger, je leichter es den Studierenden gemacht werden soll.]

Bertuch, Aug., Britannicus, Trauerspiel von Racine für die deutsche Bühne bearbeitet. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1920. [Racines schöne Tragödie ist jeder Bemühung wert, um sie der deutschen Bühne zuzuführen. Sie

gehört zu den wenigen Stücken des französischen klassischen Theaters, in denen eine Art Charakterentwicklung vorliegt, und es macht sich hier der Einheitenzwang am wenigsten fühlbar. Die Aufgabe ist freilich sehr schwer. Der bekannte Mistral-Übersetzer hat wohl im ganzen den Ton getroffen, also die poetische Treue gewahrt, und doch will ein volles Behagen beim Leser nicht recht aufkommen. Es hängt das wohl mit äußeren Momenten zusammen. B. hat nicht auf den Reim verzichten wollen, aber selbst bei virtuoser Behandlung würde es in einem Trauerspiel etwas Befremdendes für das deutsche Ohr behalten, das auch durch freie Reimstellung, wie sie der Übersetzer zur Anwendung bringt, nicht beseitigt wird. Es versteht sich, daß fünffüßige Jamben gewählt sind, indessen finden sich zum ungefähr vierten Teile sechsfüßige Verse hineingemischt. Letzteres kann nicht als glücklich gelten, wiewohl B. meint, daß 'in diesem Mischungsverhältnis sich die beiden Versarten wohllautend sprechen und hören lassen'; man empfindet die Sechsfüßler rhythmisch störend, und sie würden bei der Darstellung schwerlich anders wirken. Auch findet sich von der schwebenden Betonung zu oft Gebrauch gemacht; besonders V. 5, 258, 264, 369, 1204 ist sie hart. — Noch einige Einzelbemerkungen zum ersten Aufzug und zu einem Teil des zweiten. Der Ausdruck 'mir kürzt es seinen Schlummer' (V. 7) erregt als zu wenig deutlich Bedenken. Das Bild in 'wenn des Verdachtes Gift dich so empörte' (V. 115; warum übrigens das Perfekt?) ist nicht glücklich, und auch 'in heißen Bitten, Drohen, Flehn hat meine Einsamkeit ihr Bild vor sich gesehen' (V. 364—5) befriedigt nicht; es macht sich hier der Reimzwang fühlbar, so auch V. 125 bei dem schwachen 'gehn wir nun' gegenüber *allons subitement*, und V. 298 bei dem unberechtigten Konjunktiv 'fehle'. 'Und vor dir schon klagte deswegen ich' (V. 258) wirkt matt gegenüber dem *je ressens vos injures* des Originals; ingleichen V. 296 und auch V. 268, wo dem 'nach der in Rom umgehnden Sage' das viel persönlichere *si je t'en crois* gegenübersteht. Die Wiedergabe von *quoi? s'il l'aime, Seigneur?* mit 'Herr, mehr als du gedacht' (V. 389) ist zu beanstanden, schon weil nun die folgenden Worte Neros nicht mehr dazu stimmen. V. 304 liegt ein Versehen vor, da es 'ich' statt 'er' heißen muß. Wenn B. mehr oder weniger starke Zusammenzüge hat eintreten lassen, so ist das bei einer 'Bearbeitung' sein gutes Recht, allein man empfindet es doch als schmerzlich, daß ein so bedeutungsvoller Vers wie *mais, Madame, Néron, suffit pour se conduire* (I, 2), oder so wichtige Worte wie *n'en doutez point, il l'aime* (II, 2) glatt ausgefallen sind. Der Ausdruck 'Tort' (V. 267) ist in der dichterischen Sprache nicht erträglich. V. 433 scheint der Punkt an Stelle eines Fragezeichens ein Druckfehler zu sein.]

Schemann, L., Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. Zweiter Band mit 18 Tafeln. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Ko., 1920. XII, 454 S. M. 50. [Mit diesem schönen Bande beschließt Schemann in würdiger Weise die Reihe seiner verdienstvollen Veröffentlichungen über Gobineau. Die Ausstattung des Buches ist für die heutige Zeit glänzend zu nennen. In nicht weniger als zehn Abschnitten wird uns eine Fülle von Material dargeboten, das mehrfach den reichbegabten Geist dieses seltenen Mannes aufs neue in hellem Lichte erstrahlen läßt: Dichterisches aus den zwei letzten Jahrzehnten — Zu einzelnen Werken — Briefliches 1864—1882 — Verschiedenes Biographische — Briefliches aus und über Griechenland, Brasilien, Schweden — Reise mit Don Pedro durch Rußland, die Türkei und Griechenland (in Auszügen aus Briefen an die Gräfin la Tour) — Briefliche Urteile über einzelne geschichtliche, literar- und kunstgeschichtliche Erscheinungen — Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche — Verzeichnis von Gobineaus orientalischen Handschriften — Bildhauerisches in Briefauszügen. — Besonders herausgehoben sei die weniger stofflich als durch

die Ausführung bemerkenswerte umfangreiche Ballade 'Olaf Tryggvason', die beiden Briefe Gobineaus an Meigs (S. 259—83), der Brief Richard Wagners an Gobineau vom 11. November 1882 (S. 290—1), sowie fast alle Briefe von Lord Lytton, dessen Deutschland betreffendes Schreiben vom 5. November 1870 (S. 246) man heute nicht ohne tiefe Melancholie lesen kann; es ist schade, daß es Schemann nicht möglich war, von dem feinen Kopfe dieses Lords — man lese u. a. seine verständnisvollen Bemerkungen über Schopenhauer S. 249—50 — ein Bildnis zu bringen. Sehr dankenswert ist die Beigabe der vorzüglichen Abbildungen von Gobineaus Skulpturen, die uns eine deutliche Vorstellung von seinem bildhauerischen Talent verschaffen, und unter denen besonders 'Amor' unser Staunen erregt. Anziehend geschrieben und zugleich eindringend ist Schemanns Aufsatz über Gobineaus Stellung zu Religion, Christentum und Kirche, der eine Ergänzung zu dem in Schemanns großer Lebensbeschreibung Vorgetragenen darstellt; wenn hier trotz aller Bemühung noch manches Rätselhafte zurückbleibt, und namentlich sein überzeugter Katholizismus (s. S. 416) keine wirkliche Erklärung findet, so liegt es wohl daran, daß dieser Punkt überhaupt nicht erklärbar ist. Wie läßt sich z. B. die Äußerung 'Je suis très profondément catholique' mit einer anderen vereinigen: 'Au fond, je reviens à la religion de nos pères: l'homme est un Dieu souffrant, émané de l'autre Dieu et se plaignant de lui et à lui'? Beiläufig verblüffend ist die schlechte Behandlung, die Gobineau Paulin Paris, Villemarqué und Schliemann (S. 168, 360) angedeihen läßt.]

Lerbêr, W. de, L'influence de Clément Marot aux XVIIe et XVIIIe siècles. Paris, Champion, 1920. 128 S.

van der Elst, J., L'alternance binaire dans le vers néerlandais du seizième siècle. Thèse pour le doctorat présentée à la faculté des lettres de l'université de Paris. Groningue, Jan Haan et Cie, 1920.

Sarauw, Christine, Die Italianismen in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts. Jenaer Diss., 1920. 66 S. [Verfasserin hat 452 Italianismen in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts zusammengestellt und geschickt kulturgeschichtlich geordnet, so daß man eine Übersicht — soweit auf nur lexikographischem Wege eine Übersicht zu gewinnen ist — über die Einbruchssphären des Italienischen ins Französische für den gegebenen Zeitraum erhält. Eine sprachliche Untersuchung ist ernsthaft nicht begonnen. Zu *assassin* sei bemerkt, daß afrz. *assasis* und auch Formen mit *n* belegt sind. *Accoster* wird auf it. *accostare* zurückgeführt; afrz. *accoster* ist der Bedeutung noch fast identisch. *Amouracher* wird auf it. *amoracciare* zurückgeführt; afrz. ist *amourasser* in gleichem Sinne belegt. H. Gelzer.]

Plaut, P., Das historische Milieu Frankreichs nach den Romanen von H. de Balzac. Greifswalder Diss., 1919. 96 S.

Schramme, A., Marguerite ou la blanche biche. Erläuterung eines französischen Volksliedes. Marburg, Ebel, 1920. 172 S. M. 15.

Benedetto, L. F., Le origini di 'Salammbô'. Studio sul realismo storico di G. Flaubert. Firenze, Bemporad e figlio, 1920. XI, 333 S. [s. S. 277.]

Babbitt, Irving, Rousseau and Romanticism. Boston u. New York, Hougthon Mifflin Company, 1919. 426 S. $ 4.

Kjellman, H., La construction moderne de l'infinitif dit sujet logique en français. Étude de syntaxe historique. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1919. 133 S. [Zeitliche Weiterführung der Untersuchung desselben Verf. 'La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonnelle en français, des origines au XVe siècle (Upsal 1913), und dartuend, wie es allmählich zu der heutigen Gebrauchweise gekommen ist.]

Kjellman, H., Mots abrégés et tendances d'abréviation en français. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1920. 91 S.

Spitzer, L., Studien zu Henri Barbusse. Bonn, Cohen, 1920. 96 S. M. 8.

Koch, John, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. Erster Teil: Elementarbuch. 26. u. 27. Auflage. Chemnitz u. Leipzig, Gronau, 1919. VIII, 196 S.

Koch, J., Verdeutschungen, Verbesserungen und Zusätze zum praktischen Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache. Erster Teil. Chemnitz u. Leipzig, Gronau, 1919. 24 S.

Grund und Neumann, Französisches Lesebuch. 2. Teil für Quinta und Quarta. Mit Federzeichnungen von A. Völker, Lübeck. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. XII, 344 S. Geb. M. 10.

Bibliothèque française. Eine Sammlung französischer Romane, Novellen, Gedichte, Essays usw. in der Ursprache. Vol. I: H. de Balzac, Eugénie Grandet. Berlin, Internationale Bibliothek. 240 S. M. 10,80; geb. M. 14,40. [Ein in Anbetracht des Mangels französischer Originaltexte sehr nützliches Unternehmen. Es sind zunächst 12 Bände in Aussicht genommen; weitere sind in Vorbereitung. Die Auswahl kann als im ganzen glücklich gelten. Die Ausstattung ist gefällig. Schade nur, daß der Preis des einzelnen Bandes sich nicht hat niedriger stellen lassen.]

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade:

Reihe A: Bd. 70. Reformausgabe. A. de Vigny, Ciny-Mars ou une conjuration sous Louis XIII, hg. von G. Strien. Leipzig, Renger, 1920. XI, 139 S.

Reihe A: Bd. 208. H. Houssaye, hg. von Eug. Pariselle. Mit drei Karten. Leipzig, Renger, 1921. XII, 164 S. M. 3,60.

Reihe A: Bd. 210. Philosophie morale et sociale du 17e siècle. Morceaux choisis de Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyère, hg. von Aug. Sturmfels. Leipzig, Renger, 1921. V, 111 S. M. 3.

Provenzalisch.

Zade, Lotte, Der Troubadour Jaufre Rudel und das Motiv der Fernliebe in der Weltliteratur. Greifswalder Diss., 1919. 76 S.

Levy, E., Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Fortgesetzt von C. Appel. 36. Heft (*tems—tolemen*). Leipzig, Reisland, 1920. S. 129—256. [Unter den deutschen Provenzalisten war gewiß keiner berufener, Levys Werk fortzusetzen, als der Herausgeber des Bernart von Ventadorn. Mit der Übernahme dieser mühevollen Arbeit hat er sich den Dank aller Romanisten verdient. Möchte es ihm vergönnt sein, sie glücklich zu Ende zu bringen und dann vielleicht noch eine neue Auflage des Kleinen provenzalischen Wörterbuches, des sogenannten 'Petit dictionnaire provençal' zu besorgen; letzteres würde, wie mir scheint, noch mehr einem dringenden Bedürfnisse abhelfen, als es etwa wäre, die früheren Bände des Supplement-Wörterbuches von neuem zu ergänzen (s. letzte Seite der einleitenden Bemerkungen). Zu Anfang des vorliegenden mit zwei Bildnissen Levys geschmückten Heftes sagt der Fortsetzer zunächst einiges über das S.-W. selbst, wobei wohl ein Hinweis auf Literaturblatt 39, 118 ff. nicht ganz überflüssig gewesen wäre, dann teilt er mit, daß das Manuskript bis zum Worte *trageia*, allerdings mit erheblichen Lücken (so *tornar*, *tot*) vorlag; die übrigen Wörter stehen auf Zetteln und sind nur von den einzelnen Belegstellen begleitet, so daß nun A. die schwere Aufgabe zufällt, alle diese herauszusuchen und die jeweiligen Bedeutungen festzustellen. Das von Levy gebotene Material soll im allgemeinen nicht ergänzt werden. Wie sorgsam der verstorbene Gelehrte noch in seiner letzten Lebenszeit gearbeitet hat, erhellt aus dem Artikel *tener*, in dem viel Arbeit steckt und der

nicht weniger als 45 Nummern auf 33 Spalten umfaßt. Im Vorübergehen sei auf *teto* bei Suchier, Denkm. 522, V 1 hingewiesen, das dort schwerlich etwas anderes als 'Sauger', 'Schmarotzer' bedeutet, vgl. 'Archiv' 140, 322.]

Appel, C., Provenzalische Chrestomathie mit Abriß der Formenlehre und Glossar. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig, Reisland, 1920. XLI, 344 S. [Das treffliche Buch selbst bedarf keiner allgemeinen Würdigung mehr. Hier nur ein Wort der Begrüßung zur erneuten Auflage. Letztere zeigt, daß der wissenschaftliche Sinn unter unseren Studierenden nicht zu ertöten ist, so ziemlich die einzige erfreuliche Erscheinung in deutschen Landen.]

Italienisch.

Bolletino della Società filologica friulana. Anno I, No. 1. Udine 1920 [Premessa. — Verbale di costituzione della Società filologica Friulana. — Verbale dell'adunanza consigliare 23 novembre 1919. — Verbale dell'adunanza consigliare 7. dicembre 1919. — Elenco dei soci 1920. — B. Chiurlo, Bibliografia ragionata della Poesia popolare Friulana. — Notizie e propositi].

Rivista di cultura, hg. von C. de Lollis, N. Festa, G. Gentili, G. Volpe, A. Zottoli. I, 1. Roma 1920 [Programma. — C. de Lollis, Piccolo mondo antico. — G. Gentili, Il torto e il diritto dell traduzioni. — A. Zottoli, Cultura e Nazione. — N. Festa, Tra Marte e Minerva. — Recensioni. — Note bibliografiche]. I, 2 [Ferrarino, Storiografia e politica. — C. de Lollis, Medioevo universitario. — N. Festa, L'arte drammatica di Sofocle. — P. P. Trompeo, Variazioni sul tema della vita rustica: da Giocita Scalvini a Giosuè Carducci. — N. Festa, Per restituire alle cose i loro nomi. — Recensioni. — Opuscoli ed estratti. — Note bibliografiche].

Deutsches Dante-Jahrbuch. Fünfter Band, hg. von H. Daffner. Jena, Diederichs, 1920. VIII, 373 S. M. 20 [Vorwort. — A. Bassermann, Dante. — H. Daffner, Die neue deutsche Dante-Gesellschaft. — Sofie Gräfin von Waldburg-Syrgenstein, An Franz Xaver Kraus. — J. Kohler, Dante und die Willensfreiheit. — A. Bassermann, Der vierte und achte Gesang des Paradieses, übersetzt und erläutert. — Zwei Beatrice-Studien, 1. von K. Federn, 2. von E. Krebs. — A. v. Gleichen-Rußwurm, Dante-Fuoruscito. — H. Daffner, Die Tonkunst bei Dante. — H. Daffner, 'Nessun maggior dolore' bei Rossini. — Aug. Leverkühn, Dantes Spuren in Italien. — H. Daffner, Gleichartige Strafen in Dantes Hölle und in geistlichen Legenden. — P. A. Merbach, Dante in Deutschland. — P. Pochhammer, Dante als Schöpfer neuer Werte. — Nachrufe für P. Pochhammer und für R. M. Meyer. — H. Daffner, Bücherschau. — Dantes Paradies, übersetzt von S. Heller. — Verzeichnis der erwähnten Stellen aus Dantes Werken. — Personennamen. — Satzungen der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft. — Mitgliederverzeichnis].

Schürr, Fr., Romagnolische Mundarten. II. Lautlehre lebender Mundarten. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte 188 Bd., 1. Abhandlung. Wien, Hölder, 1919. 254 S.

Werder, Ernestine, Studien zur Geschichte der lyrischen Dichtung im alten Florenz. Züricher Diss., 1918. 289 S. [Über diese eingehende Untersuchung, die hier infolge eines postalischen Verlustes verspätet aufgeführt erscheint, soll noch besonders berichtet werden. Vorläufig nur ein paar Bemerkungen zu S. 5 und S. 99 ff., wo von den provenzalischen Einflüssen die Rede ist. Die Darstellung in diesem Abschnitte hat etwas Schillerndes, und nicht alle Behauptungen sind genügend gestützt, so wenn es S. 101 heißt, daß 'die Schlösser des feudalen Adels auch in der Toskana von provenzalischen Minneliedern widerhallten', und ebenda, daß 'gewiß auch die Gherardeschi, die Pannocchieschi, die Scorcialupi u. a. den sangesfrohen Söhnen

der Provence freundliche Aufnahme gewährt haben'. Dafür, daß 'Bologna zu provenzalischen Trobadors in unmittelbare Beziehung getreten sei' (S. 5), fehlt es an Beweisen, und von einer Tatsache kann keine Rede sein. Es ist nicht richtig, daß die Rauferei, von der Uc de S. Circ (No. XXX) erzählt, in Pisa stattgefunden hat (S. 101), und gerne möchte man wissen, worauf die Angabe beruht, daß Peire Bremon den Karl von Anjou nach Italien begleitet habe (S. 106).]

Wagner, M. L., Die Beziehungen des Griechentums zu Sardinien und die griechischen Bestandteile des Sardischen. S.-A. aus Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher I, 1—2 (1920), S. 158—169. [Vorzügliche, auf gründlichster Sachkenntnis beruhende Zusammenfassung von dem, was als kulturelle und linguistische Einwirkungen aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft gelten kann. Der griechischen Lehnwörter sind es freilich nicht viele, und im ganzen wird dadurch die Meinung von Solmi gestützt, daß der griechische Einfluß doch kein tiefgehender gewesen ist. Beiläufig ersieht man aus diesem Aufsatz, wie gründlich in den letzten Jahrzehnten die altsardischen Urkunden durchforscht worden sind, und bei dieser Gelegenheit sei an die sardische in Marseille (Archives des Bouches du Rhône, Série H [fonds Saint-Victor] Nr. 428) ruhende Urkunde erinnert, die, wenn ich nicht irre, noch nicht herausgegeben ist, vgl. Zs. f. rom. Phil. XVIII, 144, Anm. 2; ich besitze eine Abschrift derselben, komme aber nicht mehr zu einer Herausgabe.]

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal, Paseo de Recoletos 20. V, cuaderno 1º, Enero-Marzo 1918 [R. M. Pidal, Autógrafos inéditos del Cid y de Jimena en dos diplomas de 1098 y 1101. — A. Castro, Adiciones hispánicas al 'Diccionario etimológico' de W. Meyer-Lübke. — Miscelánea: F. J. S. Cantón, Siete versos inéditos del 'Libro de Buen Amor'. — S. Gilli, Algunas observaciones sobre la explosión de las oclusivas sordas. — P. H. Ureña, Nuevas poesías atribuídas a Terrazas. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 2º, Abril—Junio 1918 [R. Mitjana, Nuevas notas al 'Cancionera musical de los siglos XV y XVI' publicado por el maestro Barbieri. — V. García de Diego, Divergentes latinos. — A. G. Solalinde, El códice florentino de las 'Cantigas' y su relación con los demás manuscritos. — Miscelánea: A. Morel-Fatio, Une lettre de Prosper Mérimée. — F. R. Morcuende, El tono del 'Ay, ay, ay!'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 3º, Julio-Sept. 1918 [R. M. Pidal, Sobre las vocales ibéricas ę y ǫ en los nombres toponímicos. — A. Castro, Alusiones a Micaela Luján en las obras de Lope de Vega. — Miscelánea: A. Reyes, Las dolencias de Paravicino. — J. G. Ocerin, Del príncipe de Esquilache. — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — Cuad. 4º, Oct.-Dic. 1918 [C. M. de Vasconcellos, Nótulas sobre cantares e vilhancicos peninsulares e a respeito de Juan del Enzina. — T. N. Tomás, Diferencias de duración entre las consonantes españolas. — Miscelánea: A. Morel-Fatio, Le marquis de Marignan. — R. M. Pidal, Sobre 'Roncesvalles' y la critica de los romances carolingios. — A. Castro, Datos para la vida de Lope de Vega. — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — VI, cuaderno 1º, Enero-Marzo 1919 (Calle de Almagro 26) [P. Rajna, Discussioni etimologiche. — R. Mitjana, Comentarios y apostillas al 'Cancionero poético y musical del siglo XVII. — Miscelánea: E. Buceta, Un dato sobre la historicidad del romance de Abenámar. — F. J. S. Cantón, Sobre Argote de Molina. — H. Mérimée, 'Casados' ou 'cansados'. — J. de Perott, El guante de la dama. — A. Castro, 'Para mi santiguada'. — Notas bibliográficas. — Bibliographia. — Noticias]. — Cuaderno 2º, Abril—Junio 1919 [V. García de Diego, Etimologías españolas. — P. H. Ureña, El endecasílabo castellano.

— F. J. S. Cantón, El 'arte del trovar' de D. Enrique de Villena — Miscelánea: Samuel Gili, Casos de etimología popular en nombres de plantas. — A. Castro, Noruega, símbolo de la oscuridad. — E. Juliá Martínez, Una nota bibliográfica sobre las 'Fiestas de Denia' de Lope de Vega. — H. Mérimée, Une édition inconnue des 'Pastores de Belén'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 3⁰, Julio—Sept. 1919 [R. Mitjana, Comentarios y apostillas al 'Cancionero poético y musical del siglo XVII, recogido por Claudio de la Sablonara y publicado por D. Jesús Aroca. — A. Reyes, Cuestiones gongorinas. Pellicer en las cartas de sus contemporáneos. — V. García de Diego, Falsos nominativos españoles. — A. Castro, Más sobre 'boquirrubió'. — E. Buceta, Carrillo de Sotomayor y Suárez de Figueroa. — Miscelánea: El autógrafo de 'La corona merecida' de Lope de Vega. — P. H. Ureña, Espinosa y Espronceda. — A. Castro, Salmantino 'alcaor'. — F. R. Morcuende, 'Suripanta'. — Tesis doctorales sobre filología española. — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas. — Noticias]. — Cuad. 4⁰, Oct.—Dic. 1919 [A. Castro, Adiciones hispánicas al Diccionario etimológico de W. Meyer-Lübke. — J. Sarrailh, Algunos datos acerca de D. Antonio Liñan y Verdugo, autor de la 'Guía y Avisos de forasteros' (1620). — Eug. Mele, Más sobre la fortuna de Cervantes en Italia en el siglo XVII. — N. A. Cortés, Jerónimo de Lomas Cantoral. — Miscelánea: A. G. Solalinde, Prosper Mérimée y Valle-Inclán. — F. J. S. Cantón, Dos memoriales en verso del siglo XV. — F. R. Morcuende, Sicalíptico y sicalipsis. — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas. — Bibliografía. — Noticias]. — VII, cuaderno 1⁰, Enero-Marzo 1920 [R. M. Pidal, Notas para el léxico románico. — E. J. S. Cantón, Un pliego de romances desconocido de los primeros años del siglo XVI. — F. de Figueiredo, O thema do 'Quixote' na litteratura portuguesa do seculo XVIII. — Miscelánea: A. Castro, Sobre *-tr-* y *-dr-* en español. — E. Buceta, Voltaire y Cervantes. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 2⁰, Abril—Junio 1920 [V. García de Diego, Etimologías españolas. — T. Navarro Tomás, Doctrina fonética de Juan Pablo Bonet (1620). — Miscelánea: José F. Montesinos, Una nota a la comedia '*¿De cuándo acá nos vino?*' de Lope de Vega. — R. M. P., '*¡Par sant Esidro!*' — A. C., 'Marcelina'. — Notas bibliográficas. Bibliografía].

Clásicos castellanos 39: Lope de Vega, Comedias I. Edición y notas de J. Gómez Ocerín y R. M. Tenreiro. Madrid, Ediciones de la Lectura, 1920. 223 S. 8⁰.

Großmann, R., Spanien und das elisabethanische Drama. Hamburgische Universität-Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandkunde Band 4, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 3. Hamburg, Friedrichsen & Ko., 1920. 138 S. 4⁰.

Melander, J., L'origine de l'espagnol *no más* au sens de 'seulement'. Studier i modern språkvetenskap utg. av nyfilologiska sällskapet i Stockholm. 1920. VII, 80—4. [Überzeugende Erklärung des heutigen *no más* aus älterem *y no más*, neben dem auch *que no más* erscheint (*que* kausal). Zutreffend wird auf das parallele *nada más* hingewiesen, neben welchem auch heute noch *y nada más* auftritt.]

Rumänisch.

Puşcariu, S., und Herzog, Eug., Lehrbuch der Rumänischen Sprache, I. Teil. Anfangsgründe. Zweite verb. und verm. Auflage. Czernowitz, 1920. 156 S. Lei 8.

Pascu, G., Gligorie Ureache. Izvoarele lui Ureache, Interpolările lui Simion Dascalul şi textul lui Ureache. Iaşi, 1920. 42 S.

